HDI
HW 32FX J

Digitized by Google

KE 39749(1)

VE RI TAS

HARVARD
COLLEGE
LIBRARY

Digitized by Google

GESCHICHTE

DER

KULTUR DER MENSCHHEIT,

nach kritiſchen Principien,

von

Karl Heinrich Ludwig Pölitz,

zweytem Profeſsor der Moral und Geſchichte bey der Churfürſtl.
Sächſsl. Ritterakademie zu Dresden.

Erſter Theil.

Leipzig,

in der Weygandſchen Buchhandlung.

1795.

Digitized by Google

AH 817.45
11.21
HARVARD COLLEGE LIBRARY
1833, Jan. 1.
Gift of
Obadiah Rich,
of London.

KE 39749 (1)

L'homme eſt fait pour agir & non pas pour contempler.

Friedrich der Einzige.

1782
44-11
1

Digitized by Google

DEN

PHILOSOPHISCHEN FORSCHERN

DES GEISTES DER VORWELT,

DEM

HERRN

HOFRATH HEYNE

ZU GÖTTINGEN,

und

Digitized by Google

Digitized by Google

DEM

HERRN

HOFRATH EICHHORN

ZU GÖTTINGEN,

AUS

REINER VEREHRUNG

ZUGEEIGNET.

Digitized by Google

Digitized by Google

Vorrede.

Wenn die Kulturgeſchichte der Menſchheit nicht blos eine willkührlich zuſammengeſtellte Maſſe von einzelnen Materialien enthalten, wenn ſie, ſo weit es uns unter den gegenwärtigen Verhältniſſen möglich iſt, eine harmoniſche Ueberſicht über die Fortſchritte gewähren ſoll, die die Menſchheit in ihrer Veredlung und Reife bis jetzt gethan hat, ſo muſs dieſe Wirkſamkeit der vernünftig-ſinnlichen Weſen unter gewiſſe Geſetze gebracht und dieſe Geſetze auf eine höhere Teleologie bezogen werden, aus der, als aus der letzten Inſtanz, ein allgemeines Princip reſultirt, das allen Erſcheinungen und Wirkungen freyer Handlungen zum Grunde gelegt und als Kriterium für ihre Würdigung angeſehen wird. Nur durch Zurückführung aller einzelnen Data, die uns der verflochtne Gang der Weltbegebenheiten darbietet, auf ein ſolches Princip; und nur durch die Begründung einer geſetzmäſsigen, nothwendigen Norm für die richtige Beſtimmung und Beurtheilung der geſammten Fortſchritte der Menſchheit in der Entwickelung und Ausbildung ihrer Kräfte, die ebenfalls in jenem Princip enthalten ſeyn muſs, kann es uns möglich werden, ein *im Allgemeinen* richti-

ges Reſultat über das, was unſer Geſchlecht auf Erden bis jetzt geworden iſt und erreicht hat, zu erhalten; und ein ſolches, in einem höchſten Principe gegründetes, Reſultat muſs für uns ein deſto gröſseres Bedürfniſs werden, je mehr ſich in der *empiriſchen* Geſchichte die Data häufen, und je weniger der empiriſchen Geſchichte, *als ſolcher*, ein Princip zum Grunde liegen kann.

Eine *Philoſophie der Geſchichte* aufzuführen, war daher in neuern Zeiten auch bey unſerer Nation kein unbekannter Gedanke. Vielleicht, daſs ihn mehrere würdige Männer im Stillen gefaſst hatten, die aber über das, was *eigentlich* Philoſophie der Geſchichte ſey, nicht mit ſich aufs Reine kommen konnten. Denn freylich reicht ein bloſser *geſchichtskundiger* Kopf noch nicht hin, eine *pragmatiſche* und philoſophiſche Weltgeſchichte aufzuführen, wenn ſich ihm auch das *Bedürfniſs* derſelben noch ſo ſehr aufgedrungen haben ſollte; denn zwiſchen den zufälligen Gedanken darüber, und der wirklich unternommenen Ausführung, wäre und bliebe ſie auch immer nur ein Verſuch, findet doch ein unendlicher Unterſchied ſtatt. Dagegen haben vorzüglich *Adelung* und *Herder* unter uns eine ſchöne Bahn gebrochen, und jene Idee zu realiſiren geſucht; beſonders verdanke ich dem letztern auſserordentlich viel zur Berichtigung meiner Begriffe, nur daſs ich immer noch, bey den

Digitized by Google

philoſophiſchen Reſultaten, die er aufführte, ein Etwas vermiſste, das ich, zumal als nur die erſten beyden Theile ſeiner *Ideen* erſchienen waren, mir nicht hinreichend erklären und in deutliche Begriffe auflöſen konnte.

Erſt nachdem die kritiſche Philoſophie ihre practiſchen Reſultate aufführte, und ich den Verſuch wagte, ſie, *in der Idee*, auf eine Philoſophie der Geſchichte anzuwenden, fühlte ich dunkel, daſs wohl auf dieſe Art jenes Bedürfniſs würde befriedigt werden können. Je mehr ich mich an dieſen Gedanken gewöhnte und ihn mit mir herumtrug, je mehr fand ich, daſs er das eben ergänzte, was mir das trefliche Herderſche Werk zu wünſchen übrig gelaſsen hatte, *die Darſtellung des nothwendigen, a priori beſtimmten, Zuſammenhanges der Begebenheiten, durch welche die Kulturgeſchichte der Menſchheit begründet wird;* ich fühlte, daſs von ihm die Reſultate meiſtens völlig glücklich gegriffen und aufgeführt waren, daſs aber das *letzte allgemeine Princip*, das als *Baſis* aller *Kulturbedingniſſe*, und als *Kriterium* für die Thätigkeiten moraliſcher Weſen, ihren Endzweck zu realiſiren angeſehen werden muſs, noch nicht aufgeſtellt worden ſey.

Nach meiner *ſubjectiven* Ueberzeugung, die ich aber weit entfernt bin, als allgemeingeltende Norm für die einzig mögliche Behandlung der Kulturgeſchich-

te aufzuſtellen, bot mir nur allein die *kritiſche* Philoſophie dieſes lezte Princip, in der Idee des moraliſchen Weltplans dar; die *Einleitung* wird meine Gedankenfolge darüber weiter aus einander ſetzen, ich glaube daher nicht nöthig zu haben, mich über die Anwendung dieſer Philoſophie auf die Begründung eines Princips der Geſchichte hier weiter zu verbreiten. Wen ich dort nicht befriedigt habe, dürfte ich wohl hier auch nicht befriedigen. Aber das wünſchte ich doch, daſs man nicht ſogleich deswegen, *weil* ich von kritiſchen Principien ausgehe, dieſen Verſuch weglegen, oder Vorurtheile und eine üble Meynung zur Durchleſung deſselben mitbringen möchte. Sollte wohl wirklich die Partheylichkeit unſers Zeitalters, oft gegen ſeine denkendſten und hellſten Köpfe, eben weil ſie, ihrer Ueberzeugung nach, ſich zu dieſer oder jener Schule halten, die in öffentlichen Beurtheilungen der Schriften der entgegengeſetzten Parthey oft ſo ſichtbar iſt, zu entſchuldigen ſeyn? Streitet es nicht mit der Moralität eines edlen Mannes, blos deswegen einer Schrift nicht die gehörige *Gerechtigkeit* wiederfahren zu laſſen, weil man eine gewiſse geheime Bitterkeit ſogleich gegen die Grundſätze unterhält, von denen der Schriftſteller ausgeht?

Man glaube ja nicht, daſs ich etwa dadurch, zu Gunſten des nachfolgenden Werkes, die Kritik beſtechen wollte; ich verlange von meinen Recenſenten

nicht einmal Güte, ſondern blos *Gerechtigkeit*, und erkläre hiermit, daſs ſades und nicht auf Gründen beruhendes, Lob mir eben ſo ekelhaft iſt, als ich abſichtliche Verbergung und Uebergehung des Guten und Neuen, das meine Schrift enthält, da dieſe Uebergehung gewöhnlich ſeinen Grund in Privaturſachen hat, mit Kälte verachte. Die Gerechtigkeit aber, die ich verlange, ſchränkt ſich beſonders auf folgende Momente ein: daſs der Recenſent meine Schrift *ganz* durchleſe und nicht oberflächlich *überblättere*; der Geiſt einer Schrift, die auf philoſophiſchen Principien beruht, muſs *darnach* beurtheilt werden, ob dieſe Principien *durch das Ganze* herrſchen; ob alle einzelne Theile ſich mit Leichtigkeit aus ihnen erheben, oder ihnen unterordnen laſsen, und ob Symmetrie der Theile und des Ganzen gegen einander daraus hervorgehen könne. Eine Schrift, die mit der gröſsten Anſtrengung der Geiſteskraft ihres Verfaſsers gearbeitet iſt, verdient wohl einer nähern Würdigung, und im Fall ſie falſche Principien aufſtellt, eine Prüfung und Widerlegung ebenfalls *aus Principien* (nicht aus Machtſprüchen). Jene Gerechtigkeit, die ich fordere, erſtreckt ſich aber auch darauf: daſs man, wie bey jedem menſchlichen Werke, alſo auch hier, nicht die letzte Vollendung ſuche, mithin alſo auch einzelne dunkle, oder aus jenen Principien nicht mit Nothwendigkeit reſultirende, Folgerungen, nicht etwa übergehe, ſondern nur mit Mäſsigkeit behandle, und *mit Ernſt* die Fehler darinn

aufdecke, übrigens ſich keine Anſpielungen auf andre Schriften u. dergl. erlaube, weil der Werth oder Unwerth *dieſer* Schrift *blos* und *einzig* aus ihr ſelbſt beurtheilt werden kann. Jene Gerechtigkeit betrifft aber auch die Materialien, die ich verarbeitet habe; ich bin lebhaft überzeugt, daſs für das Ideal der Philoſophie der Geſchichte, das mir vorſchwebte, durch dieſe Schrift immer nur noch wenig geleiſtet ſey; ich kann aber auch heilig verſichern, daſs ſelbſt dieſes wenige nicht mit Leichtigkeit zu leiſten war; denn die Materialien, die ich vorfand, muſsten nun durchaus erſt nach *meinem* Plane verarbeitet und meinen Principien untergeordnet werden. Ich verdanke mehrere derſelben gern den würdigſten Männern unſers Zeitalters; einem *Heyne*, *Herder*, *Eichhorn*, *Tiedemann* und andern. Ich habe ihre Schriften oft wörtlich benutzt, und doch getraue ich mir zu behaupten, daſs die Darſtellung dadurch ganz *mein* geworden ſey, indem die Begebenheiten, eben in dieſer Stellung, in dieſer Verbindung unter ſich, in dieſem nothwendigen Zuſammenhange mit dem moraliſchen Weltplane, als dem allgemeingeltenden Princip aller Philoſophie der Geſchichte, nur durch dieſe Behandlung möglich war, die ich aber damit noch nicht als das *non plus ultra* in dieſer Rückſicht ausgebe.

Es läſst ſich vorausſehen, daſs Männer, die mit den Principien der Philoſophie nicht aufs Reine gekom-

men ſind, gegen dieſe Behandlung ihrer mit Fleiſs und Sorgfalt zuſammengetragenen Materialien einwenden werden, *daſs das Studium der Geſchichte dadurch zu einem oberflächlichen Geſchichtsräſonnement herabgeſetzt werde.* Es könnte mir nun zwar ganz gleichgültig ſeyn, was Individuen von der Maſse meiner Kenntniſse der Materialien der Geſchichte vielleicht für Vorſtellungen haben, ich wenigſtens buhle nicht nach dem zweydeutigen Ruhme blos Varianten zuſammengejagt zu haben, und trete ihn willig an jeden ab, der darinn ſein Verdienſt und ſeinen Oelzweig ſucht; aber die Philoſophie der Geſchichte *ſelbſt* verdient einer kleinen Rechtfertigung, und eher iſt von Seiten der Materialienſammler der Unfug bis jetzt zu weit getrieben worden, als von Seiten derer, die philoſophiſche Principien auf die Geſchichte anwendeten, und dies aus dem einfachen Grunde, weil jenes Geſchäft ungleich weniger eigne Anſtrengung erfordert als dieſes, da zu jenem, Gott ſey Dank! in ältern und neuern Zeiten mühſam und ſorgfältig genug vorgearbeitet worden iſt. Was nun aber die *Oberflächlichkeit* der philoſophiſchen Behandlung der Geſchichte anbetrifft, ſo könnte man, im Voraus ſchon, dieſen Vorwurf, wenn man polemiſiren wollte, mit Wucher zurückgeben; denn wenn oberflächlich ſo viel heiſst, als ein Räſonnement, *das auf keinen Grundſätzen beruht,* (und dies wird es doch wohl in der philoſophiſchen Sprache heiſsen) ſo würde, wenn wirklich die kriti-

ſche Philoſophie die einzig möglichen Principien für die Philoſophie der Geſchichte enthält (was ich aber nur als ſubjective Ueberzeugung aufſtelle), bis auf die Anwendung der kritiſchen Philoſophie auf die Geſchichte, alles Studium derſelben oberflächlich geweſen ſeyn; eine Folgerung, die ich weit entfernt bin, ſo unbedachtſam hinzuwerfen, die aber doch aus jenem Vorwurfe mit Nothwendigkeit ſich ergiebt. Ich bitte daher, daſs man in den Beurtheilungen dieſer Schrift ſich nicht übereilen und nicht *ſelbſt Blöſsen geben möge*, die dem unbefangenen Leſer oft ein mitleidiges Lächeln abnöthigen, wenn er ſieht, wie ſchwer es halte, ehe man ſich an feſte philoſophiſche Principien gewöhnt, und wie leicht man den nothwendigen Zuſammenhang der verbindenden Mittelglieder überſieht, wenn man ein allgemeines philoſophiſches Princip nicht auf die einzelnen Theile der Geſchichte überzutragen verſteht. —

Eben wie ich im Begriffe bin, dieſe Vorrede zu ſchlieſsen, fällt noch die Recenſion meiner *Grundlinien zur pragmatiſchen Weltgeſchichte* in den Göttingiſchen gelehrten Zeitungen in meine Hände. Ich geſtehe frey, daſs ich eine ſolche Behandlung weder verdient noch erwartet hatte; ich hatte Achtung erwartet, aber keinesweges Machtſprüche; ich glaubte, gegen Principien könnten nur wieder Principien aufgeſtellt werden und gelten, aber ich ſehe, daſs man

mich mit einzelnen abgeriſsnen Datis niederzuwerfen ſucht, die man überhaupt noch ſo unzuſammenhängend hingeworfen hat, wie ſie zufälligerweiſe dem Recenten beygefallen ſind. Von dieſem Recenſenten (der gewiſs nicht aus der Mitte *derer* Männer in Göttingen iſt, denen ich ſelbſt einen ſo groſsen Theil meiner wiſſenſchaftlichen Kultur verdanke, und die ich mit der reinſten und ungeheucheltſten Verehrung nenne, ich meyne einen *Heyne*, *Eichhorn*, *Spittler*, *Meiners* und andre) deſsen völlige Unkunde in der kritiſchen Philoſophie überall hervorleuchtet, konnte ich mir freylich keine andere Anzeige verſprechen, als die, abſichtlich oder nicht, den Geſichtspunct und Zweck jener Schrift ganz falſch darſtellte. Für *dieſen* Dienſt kann ich ihm aber doch in der That nicht danken, und da man der Fälle mehrere hat, daſs manche Menſchen, bey denen die *verba magiſtri* und das Nachbeten auf Auctorität, ſo wie die Recenſentenägide der Anonymität alles giebt, ſogleich ſolche Anzeigen, mit lautem Geſchrey, weiter verbreiten, ſo ſehe ich mich genöthigt, einige Worte darüber in einem Anhange zu einer beſondern Schrift, die ebenfalls zu Oſtern erſcheint, zu ſagen. Ich werde daſelbſt die ſeichten, fragmentariſchen Fragen des Göttingiſchen Recenſenten mit den tiefgedachten Einwürfen eines meiner würdigen Freunde, die er mir im Briefe über meine Grundlinien mitgetheilt hat, zuſammenſtellen. Wer Sinn für Philoſophie hat, wird den *Ton* in beyden und die *Haltbarkeit der Gründe*

Digitized by Google

leicht meſsen können; er wird auch finden, daſs ich für die Würdigung philoſophiſcher Gründe gewiſs Empfänglichkeit beſitze, und daſs mir nichts willkommner ſey, als Einwürfe, die die Baſis meines Syſtems zu erſchüttern drohen. Dagegen aber kann ich freylich mich kaum des Unwillens erwehren, wenn ich mir die Mühe nehmen ſoll, auf das Geſchwätz eines Empirikers etwas zu erwiedern, den man nirgends feſthalten kann, weil er von keinem Principe ausgeht, mit dem man alſo nie aufs Reine kommt. Nichts iſt aber dann empfindlicher als der Stolz und die triumphirende Sprache dieſer Menſchen; weil ſie nicht Sinn und Kraft haben, philoſophiſche Principien zu verſtehen und in ihren Geiſt einzudringen, ſo ſtellen ſie alles in ein zweydeutiges Licht, was auf Principien beruht, und ſuchen den minder mit dem Geiſte der Philoſophie unſerer Tage Bekannten dadurch für ſich zu gewinnen. Ich ſchätze gewiſs die Empiriker in ihrer Art; aber es gehört doch auch ein ziemlich weitgetriebner Dünkel und Egoism dazu, die Recenſion eines Werks zu übernehmen, deſsen erſten Grundſatz man nicht zu faſsen, wenigſtens nicht richtig in der Recenſion darzuſtellen vermag. Solch ein Dünkel kann überhaupt nur bey Empirikern und Eklectikern getroffen werden; *der* Mann, der die Prüfung durch Principien gewohnt iſt, erlaubt ſich bey Schriften philoſophiſcher Art keine leidenſchaftliche und geradezu abſprechende Sprache, denn er zweifelt ſelbſt noch an *ſeiner* Infallibilität,

Digitized by Google

Diejenige Schrift aber, die nach ihrem Gegenſtand ſchon, der aus Principien deducirt und beleuchtet wird, eine Widerlegung aller jener empiriſchen *Bemerkungen*, am Ende aber noch eine nähere Rückſicht auf einige Einwürfe in jener Recenſion und die Parallele zwiſchen dieſen empiriſchen *zufälligen Gedanken* und den aus philoſophiſchen Principien gefloſsnen und in einem Briefe mir mitgetheilten *Gründen* gegen mein Princip enthalten wird, führt den Titel: *Sind wir berechtigt eine höhere Aufklärung und gröſsere künftige Reiſe des menſchlichen Geſchlechts zu erwarten?* Ich will aber auch zugleich hier die Veranlaſsung zu dieſer Schriſt beybringen. Als ich die Einleitung in die Kulturgeſchichte ſchrieb, war ich ſchon feſt überzeugt, daſs *nur drey* Kulturbedingniſse unter Weſen unſrer Art möglich wären, nehmlich bürgerliche Geſellſchaft und Geſetzgebung, Religion und Künſte; ich war feſt überzeugt, daſs ſie aus dem moraliſchen Weltplane, als dem Princip aller philoſophiſchen Geſchichte, reſultiren müſsten — *wie* ſie aber daraus hervorgingen, und *warum* es eben nur drey, nicht mehr und nicht weniger ſeyn könnten, dies hatte ich nicht lichtvoll entwickeln können, denn damit war ich ſelbſt damals noch nicht aufs Reine. Demohngeachtet ſind jene drey Kultur*bedingniſse* in allen Kultur*verhältniſsen* der empiriſchen Geſchichte aufgefunden und in dieſem erſten Theile mit möglichem Fleiſse dargeſtellt worden.

Digitized by Google

In dieſer kleinen Schrift ſuche ich nun die eben angegebne Lücke, die auch in meinen *Grundlinien* ſich vorfindet, zu ergänzen, und die fehlenden Mittelglieder darzuſtellen. Für mich reicht die Art, wie ich es gethan habe, ſubjectiv hin, ob auch für andere — das mögen *philoſophiſche* Recenſenten entſcheiden. Ich wenigſtens bitte jeden, der Intereſse an dieſen Unterſuchungen nimmt, jene kleine Schrift mit dieſer Einleitung zuſammenzuhalten, um aus derſelben, die in der letztern fehlenden Mittelglieder nachtragen zu können, da ich es nicht ſelbſt thun konnte, weil die letztere bereits abgedruckt war.

Zugleich ſucht jene kleine Schrift, in einer blühenden Sprache, beſonders dieſes Princip und dieſe Kulturmomente auf die Einwürfe gegen den ununterbrochenen Fortſchritt des menſchlichen Geſchlechts in ſeiner Reife und Aufklärung anzuwenden, und *aus Gründen, im nothwendigen Zuſammenhange*, diejenigen Einwürfe zu heben, die man beſonders oft vom Kaltſinn in der Religion und von dem Hange der Völker zur Empörung herzuleiten geſucht hat. Am Schluſse wird denn auch jene Recenſion auf einigen Seiten geprüft werden. Auch will ich dort eine Beantwortung *des* Einwurfs beybringen, daſs durch die Zurückführung der empiriſchen Geſchichte auf philoſophiſche Principien, und durch die Hinweglaſsung der detaillirten Chronologie in der Kulturgeſchichte, die Geſchichte

überhaupt *zur Fabel und zum Roman* herabgewürdigt werde.

So wenig ich auch Litteratur im nachſtehenden Werke angebracht habe, ſo glaube ich doch, wird es Kennern der wahren *pragmatiſchen Litteratur der Geſchichte* nicht ſchwer werden, zu entſcheiden, *ob* und *welche* Beleſenheit ich zu der Ausarbeitung dieſer Schrift mitgebracht und in derſelben angewendet habe.

Zwey Schriften aber, die mit meinen Unterſuchungen in der Einleitung in näherer Verbindung ſtehen, und die ich, wenn ich ſie früher hätte kennen lernen, nicht ganz übergangen haben würde, ſind mir erſt neuerlich bekannt geworden. Die eine iſt Bartoldys *Geſchichte des ältern Europa*, in deſsen erſten Theile ich in der That nicht eine Anwendung der Reſultate der kritiſchen Philoſophie auf die Geſchichte geſucht hätte. Ich verkenne die ſchätzbaren Bemühungen dieſes würdigen Schriftſtellers nicht, aber ich geſtehe auch offen, daſs ich nicht völlig durch dieſe Schrift befriedigt worden bin. Die zweyte Schrift iſt *P. C.* Reinhards *Abriſs einer Geſchichte der Entſtehung und Ausbildung der religiöſen Ideen*, (Jena 1794.). Neben vielen wahren Sätzen, habe ich auch manches einſeitige, ſchwankende und unbewieſene gefunden; überhaupt ſcheint der Verfaſser mit den Principien ſelbſt, von denen er ausgeht, noch nicht

Digitized by Google

völlig aufs Reine gekommen zu ſeyn, ohngeachtet ich nicht zweifle, daſs er Kraft genug beſitze, um einſt in dieſem Fache etwas Trefliches leiſten zu können.

Die gegenwärtige Schrift ſoll nun mit dem zweyten Theile, der das ganze Werk beſchlieſsen wird, ein völlig in ſich zuſammenhängendes und abgeſchloſsenes Ganze ſeyn. Es ſoll die Lectüre denkender Männer werden, angehende akademiſche Jünglinge auf einen höhern Geſichtspunct der Geſchichte der Menſchheit hinweiſen, und wo möglich auch den Forſcher der Kulturgeſchichte nicht ganz unbefriedigt laſsen. Bey dieſem Zwecke habe ich nun nicht erſt nöthig ſein Verhältniſs gegen meine *Grundlinien zur pragmatiſchen Weltgeſchichte* näher anzugeben, da jenes als Leitfaden für meine Vorleſungen beſtimmt, und nur deshalb mit einem etwas reichhaltigen philoſophiſchen Räſonnement ausgeſtattet worden iſt, damit man meine Abſicht bey dieſen Vorleſungen nicht miſsverſtehen möchte, und damit die, die dieſe Vorleſungen beſuchen, zugleich zur Vorbereitung und Wiederholung der abgehandelten Gegenſtände einen planmäſsigen und zuſammenhängenden Leitfaden hätten, der ihnen das tiefere Eingehen in die philoſophiſchen Principien, die der Geſchichte der Menſchheit zum Grunde gelegt werden müſsen, erleichtern ſollte. Wie weit ſich *dieſe* Kulturgeſchichte von jenem Lehrbuche in Rück-

ſicht

ſicht auf Form und Stellung unterſcheide, werden die am Beſten beurtheilen können, die ſich die Mühe nehmen und beyde vergleichen wollen; auch glaube ich vielen Begriffen in der gegenwärtigen Schrift mehr Präciſion, und der Stellung einzelner Begebenheiten und Charaſteriſtik mehrerer Völker eine höhere Klarheit gegeben zu haben.

Sollten mir einige wichtige Bemerkungen in den Recenſionen meiner Grundlinien, die den Geiſt und Character der philoſophiſchen Principien betreffen, die ich auf die Geſchichte der Menſchheit anzuwenden ſuche, noch in Zukunft aufſtoſsen, die der näheren Würdigung und Beantwortung werth wären, ſo werde ich ſie in der Vorrede zum zweyten Theile dieſes Werks mit Freymüthigkeit und Unpartheylichkeit prüfen. Jedes *gerechte* und *durchdachte* Urtheil wird mir willkommen ſeyn, und wenn ich auch dadurch genöthigt würde, mein ganzes Syſtem einer Philoſophie der Geſchichte der Menſchheit als unhaltbar aufzugeben; es wird mich freuen, wenn dieſes Werk dazu beyträgt, das Intereſſe unſers Zeitalters auf einen Gegenſtand hinzuleiten, der immer noch zu wenig unterſucht iſt, und von deſsen nähern Beurtheilung die Menſchheit ſelbſt ſich noch eine reichhaltige Ausbeute verſprechen darf. Ich würde mich hinreichend belohnt halten, wenn ich durch dieſe Schrift nur einen

kleinen Beytrag zur Realiſirung jener groſsen Idee einer völlig begründeten und auf allgemeingeltenden practiſchen Principien beruhenden Philoſophie der Geſchichte der Menſchheit entrichtet hätte; *unreife*, blos empiriſche *oberflächliche* und aus Privaturſachen erklärbare, Urtheile werde ich aber in Zukunft ganz ignoriren, denn das wahrhaft Bleibende, Wahre und Gute, zu deſsen Aufſuchung die Menſchheit beſtimmt iſt, wird doch die Unvollkommenheiten unſrer gegenwärtigen Philoſophie und Begriffe überleben, und wie die veredelte Pſyche aus der gröbern Hülle, als reines und gereiftes Reſultat für die Nachkommenſchaft, aus unſern Unterſuchungen hervorgehen!

Leipzig am 20 Februar 1795.

Pölitz.

Geſchichte

der

Kultur der Menſchheit.

Erſter Theil.

Digitized by Google

Digitized by Google

Philoſophiſche Einleitung
in die
Kulturgeſchichte unſers Geſchlechts.

Die Geſchichte unſers Geſchlechts giebt, wenn wir ihr näher treten, einen ſo erhabenen Anblick daſs es ſich wohl der Mühe verlohnt, ſie in ihren mannigfaltigen Modifikationen näher kennen zu lernen. In ihr ſind nicht nur die Namen und Thaten der groſsen Männer niedergelegt und aufbehalten, die wohlthätig auf ihr Zeitalter wirkten und eine höhere Reife der Menſchheit einleiteten und begründeten; ſie enthält auch ein genaues Verzeichniſs der Thorheiten, Mängel, Fehler und Verirrungen, die im Reiche moraliſcher Kräfte die höhere Kultur auf eine Zeitlang aufgehalten haben. Ueberall wohin ſich unſer forſchender Blick in dieſem unermeſslichen Gebiete wendet, finden ſich Weſen unſrer Art; wir ſehen ſie in den verflochtenſten Verhältniſsen, wir nehmen Antheil an ihren Schickſalen, an dem Gange ihrer Kultur, an der ſtufenweiſen Entwickelung ihrer Kräfte; wir ſehen ſie nach der Maſse ihrer Erfahrungen und Begriffe wirken und entweder ſich

Digitized by Google

dem Ziele ihrer Beſtimmung nähern, oder, durch Miſsleitung ihrer Kräfte, ſich weit von demſelben entfernen. Was ſie thaten, wie ſie handelten, muſs lehrreich für uns ſeyn; muſs uns über *das* aufklären können, was wir thun ſollen, und was wir zu vermeiden haben.

Doch ſoll ein reifes, gebildetes Weſen ein lebhaftes Intereſse für die Geſchichte ſeines Geſchlechts empfinden, ſo reicht die bloſse fragmentariſche Zuſammenſtellung der einzelnen Begebenheiten nicht hin, ſein höheres Bedürfniſs zu befriedigen. Es verlangt nicht nur, und das mit vollem Rechte, eine Ueberſicht über das dichtverflochtne Ganze der Begebenheiten; es will nicht nur den Gang der Ausbildung und Entwickelung menſchlicher Anlagen und Kräfte, die Fortſchritte der Menſchheit in der Kultur und ſittlichen Reife, mit ſeinem forſchenden Blicke begleiten; es iſt zunächſt ſeine Abſicht, Ordnung und Harmonie in das groſse Ganze zu bringen, es will die Urſachen wiſsen, die eben jetzt für dieſes Volk einen höhern Grad der Kultur heraufführten, es will das Dunkel durchdringen, das ſo oft auf den verbindenden Mittelgliedern der einzelnen Begebenheiten ruht; es will überall Geſetzmäſsigkeit und Zweckmäſsigkeit finden, überall die Spuren einer wirkſamen Vernunft aufſuchen, die alles, ſelbſt die ſcheinbar gröſsten Widerſprüche, doch zuletzt in lichtvolle Harmonie auflöſst, und die, um ihren hohen Endzweck befriedigt zu ſehen, dieſe Begebenheiten, und das auf den erſten Blick ſo wilde Chaos der Geſchichte, zurückführt auf Einen groſsen Weltplan, der das Ganze umſchlieſst, der allen Individuen vor

Digitized by Google

gezeichnet iſt, und dem ſie alle, mehr oder minder, näher kommen muſsten, wenn es auch erſt unſerm reifern Zeitalter vorbehalten war, dieſen groſsen Weltplan im vollen, reinen Lichte zu erblicken.

Der philoſophiſche Beobachter der Geſchichte ſucht alſo *einen Maasſtab* auf, um die groſse Maſse der Weltbegebenheiten richtig beurtheilen zu können und einen lichtvollen Ueberblick über das Ganze zu gewinnen. Er fühlt dies Bedürfniſs für ſeine Unterſuchungen um ſo dringender, je weniger die Geſchichte ſelbſt, in den verworrenen Verhältniſsen der einzelnen Begebenheiten, dieſen Maasſtab enthalten und dem Forſcher darbieten kann. Und ohne ihn, wie will er ein richtiges, feſtes Urtheil bilden können über das, was vor ihm auf dieſem Planeten geſchah; über die Art, wie der Character unſrer Gattung fortgebildet wurde; über die mannigfaltigen Modifikationen, unter welchen die Kultur der einzelnen Völker entweder ſtieg, oder ſank; — ohne dieſen Maasſtab gefunden zu haben, wie wird es ihm gelingen, Zuſammenhang und Ordnung nur allein in die Kulturgeſchichte der Griechen und Römer zu bringen? Er wird in einem düſtern Labyrinthe herumirren; es wird ihm an einen feſten, bleibenden Reſultate fehlen; er wird den Glauben an den ſtufenweiſen Fortſchritt unſers Geſchlechts zur möglichhöchſten Vortreflichkeit verlieren; die Ueberzeugung von der Allgemeinheit eines Weltplans, der das Ganze umſchlieſst, und das Individuum eben ſo ſicher als das groſse Ganze zum lichten Ziele führt, wird tief in ihm erſchüttert werden; er wird nie mit ſich ſelbſt in Harmonie kommen, und das ſo dicht ver-

webte Schauſpiel der Weltgeſchichte für ihn ein ewiges, unauflösbares Räthſel bleiben.

Um daher einen Totalblick über das groſse Ganze zu gewinnen, um mit ſich ſelbſt in Frieden und Harmonie zu kommen, um ſich zu überzeugen, daſs das Ganze nach Einem Weltplane regiert, und von einer Vorſehung umſchloſsen werde, deren Abſicht es iſt, eine immer höhere Kultur und Reife auf Erden zu begründen, muſs er auf einem andern Wege den Maasſtab aufſuchen, den er in der Geſchichte, in der Reihe der Weltbegebenheiten ſelbſt, nur vergeblich ſuchte.

Daſs es aber für die Vernunft ein dringendes Bedürfniſs ſey, einen ſolchen Maasſtab aufzufinden, braucht wohl nicht erſt weitläuftig erwieſen zu werden. Denn ohne ihn feſt zu halten, möchte es jedem, der nicht von der ſtufenweiſen Vervollkommnung unſers Geſchlechts überzeugt iſt, leicht werden, durch einzelne Beyſpiele das Gegentheil zu belegen; ohne ihn feſtzuhalten, können wir nie den Grad der Reife und Kultur der bürgerlichen Geſellſchaft und der Staatsverfaſsungen beurtheilen; ohne ihn würden wir die Fortſchritte der Religion, den Einfluſs der Wiſsenſchaften und Künſte auf wahre Aufklärung nie characteriſiren können; ohne ihn würden uns die ſichern Kriterien fehlen, für die richtige Anſicht und Beurtheilung der Verdienſte jener groſsen Männer, die die Vorwelt aufgeſtellt hat; oft würden wir einem Religionsſtifter, einem Fürſten, einem Geſetzgeber zu viel, oft zu wenig thun. Wir müſsen daher einen feſten, richtigen Geſichtspunkt aufſtellen können, um die mannigfaltigen Grade und Abſtufun-

gen der *bürgerlichen*, *religiöſen* und *wiſſenſchaftlichen Kultur* durch ihn vereinigen, und das Steigen und Sinken derſelben, ſo wie die Urſachen von beiden, richtig verzeichnen zu können. Nur nachdem wir einen ſolchen ſichern Maasſtab aufgefunden haben, kann uns das Zuſammenhalten und Unterordnen der einzelnen Begebenheiten unter denſelben leicht werden; nur dann iſt eine lichtvolle Ueberſicht *über* das Ganze möglich; nur dann iſt es gedenkbar, daſs die menſchliche Vernunft einen feſten Zielpunkt aller Kultur und Reife aufſtellen könne, zu dem die bürgerliche Geſellſchaft hinſtrebt, dem ſich der Geiſt des Menſchen in religiöſer und wiſsenſchaftlicher Hinſicht nähert, und der, wenn er gleich noch in grauer Ferne vor uns läge, demohngeachtet erreichbar ſeyn muſs, weil die Vernunft ihn unnachlaſslich aufſtellt, weil ſie ohne ihn ſich ſelbſt ein ewiges Räthſel wäre und nie mit ſich in Ordnung, Frieden und Harmonie kommen könnte, und weil ſie zu ihm durch ein dringendes Bedürfniſs hingeführt wird, das nicht eher befriedigt werden kann, als bis dieſer Grenzpunkt, dieses feſte Ziel, dem alles im Reiche moraliſcher Kräfte entgegen ſtrebt, lichtvoll entwickelt und zur allgemeinen Anſicht gebracht worden iſt.

Es iſt alſo ein dringendes Bedürfniſs des menſchlichen Geiſtes, für die Geſchichte einen ſichern Maasſtab aufzufinden, um ſich das Räthſelhafte und die Dunkelheiten in dem Gange der Weltbegebenheiten aufklären zu können; da aber die Geſchichte dieſen Maasſtab nicht ſelbſt aufſtellt, da ihn die Erfahrung nicht darbietet, ſo iſt er einzig und allein in der *Philoſophie* ſelbſt, und zwar *in dem practiſchen Theile*

derſelben zu ſuchen. Sollte auch dieſe ihn uns nicht darbieten können, ſo dürften wir wohl für immer deſselben ermangeln müſsen. Wir wollen daher die Vernunft in ihrer practiſchen Wirkſamkeit ſelbſt aufſuchen, und indem wir aus ihrem höchſten Geſetze, das für alle Beſtrebungen des Willens eine ſichere allgemeine Norm enthält, die Beſtimmung des Menſchen auf der Erde ableiten, und feſtſetzen, was er ſeinen Anlagen und Kräften nach werden kann und werden ſoll, ohne Rückſicht darauf zu nehmen, ob er es auch wirklich geworden iſt, (denn das Geſetz der practiſchen Vernunft verbindet nicht bedingt ſondern unnachlaſslich,) ſo wird aus dieſem letzten, allgemeinen Geſetze, ſobald es angewendet wird auf die Feſtſtellung der Beſtimmung des Menſchen, ſich auch ein ſicherer Maasſtab *a priori* für die Geſchichte ergeben, nach welchem wir alle einzelne Begebenheiten zuſammenſtellen, die Urſachen ihrer Erſcheinungen aufſuchen, ihren Einfluſs und ihre Folgen auf die Kultur des Ganzen näher characteriſiren, und ſo zu bleibenden Reſultaten gelangen können über das, was der Menſch nicht nur ſeinen Anlagen und Kräften nach werden könne und werden ſolle, ſondern was er auch in der That ſchon bis jetzt geworden ſey. Daraus wird ſich denn ein ſicherer Schluſs auf *das* ergeben, was dem Menſchen noch in der Zukunft bevorſteht, was er noch werden ſoll, und zugleich das beruhigende Reſultat, daſs er wirklich ſein Ziel erreichen und ſich ihm durch unzählige Grade der Bildung und Kultur nähern könne; ein Reſultat, das der Gang der Kultur unſers Geſchlechts auf der Erde, den es bis jetzt genommen hat, aufſtellt, und das wir als Factum in die bevorſtehenden

Begebenheiten der Zukunft mitnehmen, um *a poſteriori* den ſichern Beleg für das zu finden, was die Vernunft *a priori* unbedingt und unnachlaſslich verlangt.

Da nun dieſes von der Vernunft unbedingt aufgegebne Geſetz erſt *durch die kritiſche Philoſophie* lichtvoll entwickelt worden iſt; da vor ihr die Principien der Moralphiloſophie nur dunkel, lückenvoll und mangelhaft ſeyn konnten, eben weil ſie ihres letzten, zureichenden Grundes, auf den ſie zurückgeführt werden ſollten, ermangelten, ſo waren auch, von der andern Seite, vor der Aufſtellung und Begründung der kritiſchen Philoſophie, und vor der lichtvollen Entwickelung des practiſchen, allgemeinen Geſetzes durch dieſelbe keine *ſichern* Principien für die Geſchichte möglich und gedenkbar. Es wird damit nicht behauptet, als ob es bis jetzt keine Geſchichte der Menſchheit und der Kultur unſers Geſchlechts gegeben habe; es ſoll nur ſo viel einleuchtend gemacht werden, *daß ohne feſte, ſichere, allgemein gültige Principien in dem practiſchen Theile der Philoſophie durchaus der richtige Maasſtab in der Geſchichte fehlen müſſe*, ein Maasſtab, der uns doch zur Characteriſirung der Grade der bürgerlichen, religiöſen und wiſſenſchaftlichen Kultur ſo nöthig iſt; es ſoll dargethan werden, daſs die Geſchichte für ein denkendes Weſen nicht eher Werth und Intereſſe haben könne, als bis der Darſtellung der Entwickelung der Anlagen der Menſchheit, und der Characteriſirung des Fortgangs der Bildung der bürgerlichen Geſellſchaft, ſo wie der ſtufenweis weiter fortſchreitenden Reife der ſittlich - religiöſen Begriffe,

Digitized by Google

ein rein-ſittliches Princip zum Grunde gelegt wird. Aus ihm geht dann der richtige und einzig mögliche Geſichtspunkt hervor für die Anſicht und Beurtheilung der Vervollkommnung und der ſtufenweiſen Veredlung der bürgerlichen Geſellſchaft, für die höhere Richtung und Fortbildung der Geſetzgebung, für das Verhältniſs der Religion zum Staate und ihres Endzweckes zu dem Endzwecke der Staaatsverfaſsung; aus dieſem rein-ſittlichen, von der Vernunft ſelbſt, in ihrer höchſten Thätigkeit, aufgeſtellten Geſetze ergiebt ſich ferner die wahre und einzig mögliche Anſicht des Characters und der Sitten der Nationen, die Bezeichnung und Detaillirung der bleibenden Verdienſte der einzelnen groſsen Männer, die an der Spitze von Völkern ſtanden, die auf die Fortbildung des groſsen Ganzen zu dem Ziel der höhern moraliſchen und bürgerlichen Reife zunächſt hingewirkt haben. Durch dieſes Princip geleitet, können wir nun die einzelnen Erſcheinungen, die uns in der moraliſchen Welt auffallen müſsen, näher beſtimmen; wir können den Werth der wahren Aufklärung feſtſetzen; wir haben nun ſelbſt den richtigern Begriff der Aufklärung, wie ſie unſerm ganzen Geſchlechte wohlthut und wohlthun muſs, aufgefunden; es darf uns nun nicht leid ſeyn, die Verdienſte der groſsen Geſetzgeber und Begründer neuer Religionen zu verfehlen; im Geiſte ihrer Zeit, nach der Maſse der damals möglichen und erreichbaren Kultur, werden ſie vor uns erſcheinen; wir wollen ihre ehrwürdigen Schatten aus dem Hintergrunde der Vergangenheit, in welchem ſie ruhen, hervorrufen, und ſo mögen ſie uns ſelbſt den Grad der Reife und Kultur darſtellen, den ſie in ihrem Zeitalter bewirkten; wir wollen, wo möglich, die

Digitized by Google

Triebfedern, die bey ihrer Thätigkeit und bey ihrem Einfluſse mitwirkten, näher kennen lernen; wir wollen die verbindenden, und oft unſern Augen unſichtbaren Mittelglieder, an denen der Faden der Kultur in der Weltgeſchichte fortläuft, nie vergeſsen, und, ſo weit wir können, die Dunkelheit, die auf ihnen ruht, zu enthüllen ſuchen; wir wollen aber auch jenes, aus der practiſchen Philoſophie für die Bezeichnung und Characteriſirung der Kultur unſers Geſchlechts hervorgehende Princip anwenden und übertragen auf die richtige Darſtellung des *Verfalls* der Kultur; nach eben dieſem Maasſtabe wollen wir die Thaten derer meſsen, die die höhere Blüte ihres Zeitalters aufzuhalten und zu verderben ſuchten; wir wollen dem Deſpotismus, der Prieſterherrſchaft, dem Aberglauben, dem Luxus, den Vorurtheilen der Schwärmerey, der Intoleranz, dem Fanatismus und ihrem ganzen ſchrecklichen Gefolge die nähere Kritik nicht erlaſsen; wir wollen vielmehr ihren ſchädlichen und verderblichen Einfluſs und ihr Verhältniſs zu den Fortſchritten in der Kultur darzuſtellen ſuchen. Denn nicht blos die gute, erquickende und erfreuliche Seite der Kulturgeſchichte unſers Geſchlechts verdient unſre Aufmerkſamkeit, und unſre nähere Bekanntſchaft; wir müſsen auch die finſtre, die abſchreckende und ekelhafte kennen lernen; wir müſsen die Urſachen und Gründe aufſuchen, aus welchen dieſe nachtheiligen Verhältniſse hervorgingen; wir müſsen uns der unlautern Quelle nähern, aus der ſie entſprangen; und wenn dann manchem unwürdigen Menſchen, der in der Geſchichte ſeiner Zeit von Schmeichlern gerühmt und bewundert wurde, durch unſre Hand der unverdiente Lorbeer abgeriſsen wird, ſo darf uns dies nicht befremden und nicht ein

Eingriff in das Heiligthum der Vergangenheit zu ſeyn dünken; es iſt nur eine Gerechtigkeit, die der philoſophiſche Forſcher der Geſchichte durchaus nicht aufgeben kann, dem es um Wahrheit, um Fortſchritt des menſchlichen Geſchlechts in der Reife und Kultur zu thun iſt, und den die einzelnen Namen von Königen, Prieſtern, Stämmen und Horden wenig kümmern können. In ſeinem Kreiſe liegt das, was *auf das Ganze* einen wohlthätigen oder nachtheiligen Einfluſs hatte, und ſo unpartheiiſch er auch von der einen Seite iſt und ſeyn muſs, ſo ein ſtrenger Richter alles fremden Verdienſtes muſs er doch von der andern Seite ſeyn, und ohne freymüthige Unterſuchungen der Geſchichte unſers Geſchlechts kann das Reich der Wahrheit nur wenig gewinnen, und immer werden wir dann die wahre Aufklärung nicht aus dem richtigen Geſichtspunkt auffaſsen. — Wenn wir von dieſem philoſophiſchen Geſichtspunkt ausgehen, werden wir auch manches Problem, deſsen Auflöſung ſich die Vernunft ſchuldig blieb, aufgelöſst ſehen. So hat z. B. die Geſchichte es practiſch beſtätigt, daſs es für den Menſchen beſser iſt, in der Geſellſchaft zu leben, als iſolirt, und daſs alle Gemälde und Darſtellung eines goldnen Zeitalters im Zuſtande der Natur blos ſchöne Träume, und üppige Blüten der Einbildungskraft ſind. Still führt daher die Geſchichte auf das Reſultat, in dieſer Rückſicht, hin, daſs die Sehnſucht nach der Wiederkehr dieſes Naturzuſtandes nur ſüſse Schwärmerey ſey, und daſs der erſte Zuſtand unſers Geſchlechts auf dieſer Erde, weder in phyſiſcher noch moraliſcher Hinſicht, glücklich und beneidenswerth habe ſeyn können, eben weil nach einem ewig weiſen und unerlaſslichen Naturgeſetze das menſchliche Geſchlecht auf dieſer Erde durchaus vom Unvollkommenſten,

Digitized by Google

Mangelhafteſten und Dürftigſten in jeder Hinſicht habe ausgehen und ſo langſam fortſchreiten müſsen zu höhern Graden ſeiner Kultur und Reife. So wird ſich denn der Forſcher der Geſchichte überzeugen, daſs bloſse Ideale der Menſchheit nicht wohlthun, daſs die Anhänglichkeit an denſelben mehr das Geſchäft der Phantaſie, als der reinſten Vernunft iſt, und daſs wir der bürgerlichen Geſellſchaft, ihren mannigfaltigen Modiſikationen und den verſchiedenen Graden der Kultur, die ſie nach und nach in den verſchiedenſten Perioden durchgegangen iſt, doch die ganze Reife unſers Zeitalters verdanken, wir mögen nun unſern Blick auf Geſetzgebung und Wiſsenſchaften oder auf Religion und Kunſtfleiſs richten.

Eine ſolche Anſicht der Geſchichte nach philoſophiſchen Principien wird aber auch im Stande ſeyn, uns von der übertriebenen Bewunderung des Alterthums zu heilen. So wenig wir den Grad der Kultur, zu dem ſich, durch eigene Kraft und Thätigkeit, ein Volk der Vorwelt empor ſchwang, verkennen mögen; ſo gewiſs, ſelbſt durch die unvollkommenſten Verſuche in der Kultur, die Reife der Nachkommenſchaft und der ſpätern Zeit eingeleitet und vorbereitet worden iſt; ſo gewiſs iſt es doch auch von der andern Seite dargethan, daſs die ſpätern Jahrhunderte auf dieſe Kultur fortgebaut haben, daſs ſie in ihrer Bildung fortgeſchritten ſind, und daſs es in jeder Rückſicht beſser mit unſerm Geſchlechte auf Erden geworden iſt. Wir werden daher nicht die verfloſsnen Perioden der Kultur zurückwünſchen, wenn uns gleich, bey der erſten Anſicht, ihr jugendlich üppiger Anſtrich mehr gefallen ſollte, als die ernſtere Auſſenſeite des männlichen Zeitalters, das *wir* wahrſchein-

lich jetzt verleben, und deſsen Eintritt und Herbeyführung nur durch die vorigen, auf dieſem Planeten verlebten Perioden der Kultur möglich war. Wir werden, von einem ſichern philoſophiſchen Maasſtab geleitet, neben jener jugendlichen Blüte ſo viele Mängel und Unvollkommenheiten, ſo viele dürftige und kindiſche Begriffe treffen, daſs wir es dem Geiſte *unſers* Zeitalters gewiſs verdanken werden, daſs ſie antiquirt worden ſind, und eben dieſer Maasſtab wird uns vor der Uebereilung und dem ſchädlichen Irrthume bewahren, jugendliche Kultur für männliche zu halten und beyde mit einander zu verwechſeln. Die Philoſophie wird uns vor dieſer Verwechſelung ſicher ſtellen, indem ſie für jede Periode der Kulturgeſchichte unſers Geſchlechts ſichere Kriterien vorzeichnet, an die wir uns halten müſsen, um uns vor Verirrungen zu bewahren.

Die Nothwendigkeit und das Bedürfniſs eines feſten philoſophiſchen Princips für die Unterſuchungen der Kulturgeſchichte ſcheint daher wohl erwieſen zu ſeyn; daſs dieſes Princip aus der practiſchen Philoſophie entlehnt werden müſse, läſst ſich eben ſo einleuchtend darthun, da es eben nur dieſer Theil der Philoſophie iſt, der dem Menſchen den Zweck, den er während ſeines Aufenthalts auf der Erde erreichen ſoll, vorzeichnet, und ihn, vermittelſt der richtigen Anſicht deſselben, mit ſich ſelbſt in Ordnung und Harmonie bringen, ſo wie Licht und Zweckmäſsigkeit auf die ſtufenweiſe Entwickelung und Fortbildung ſeiner Kräfte übertragen will. Da nun die Vernunft nur einen letzten, oder *End*zweck kennt, auf den zuletzt alles bezogen wird, und dieſer Endzweck kein anderer als der *moraliſche* ſeyn kann, eben weil

Digitized by Google

die moraliſche Wirkſamkeit der Vernunft, und ihre Thätigkeit, beſtimmt durch die moraliſche Function, ihre höchſte Wirkſamkeit und Thätigkeit iſt, ſo müſſen auch alle übrige einzelne Zwecke, die den Kräften des Menſchen zu erreichen aufgegeben ſind und durch die die Entwickelung dieſer Anlagen und Vermögen eingeleitet und bewirkt werden ſoll, untergeordnet ſeyn jenem letzten Zwecke; ſie müſsen mit ihm in nothwendiger Verbindung ſtehen, ſie müſsen mit ihm harmoniſch wirken, ſie müſsen in ihm zuſammenflieſſen und ſeine nähere Beſtimmung und richtigere Anſicht erleichtern. Wir fehlen daher nicht, und verirren uns keinesweges vom Ziele, wenn wir ein reinſittliches Princip allen unſern Unterſuchungen über die Kulturgeſchichte unſers Geſchlechts zum Grunde legen, denn aus demſelben gehen nur die andern Zwecke und Beziehungen, als eben ſo viel verſchiedne Modifikationen *eines* letzten Zweckes, und als Zweige eines und deſselben Stammes hervor. Die Weltgeſchichte umſchlieſst daher die ganze moraliſche Welt; in ihrem Reiche haben alle moraliſche Kräfte der Vorwelt und Mitzeit gewirkt; ihr hat ſich kein vernünftig - ſinnliches Weſen entziehen können; ſie hat alle, nur freylich auf ſehr verſchiedenen Wegen, dem Ziele ihrer Beſtimmung näher gebracht; und alle haben mehr oder minder, abſichtlich oder zufällig, ja oft ſogar wider ihren Willen, ihre höhern Abſichten befördern müſsen. Die unbegrenzte Thätigkeit, die wir in dem Reiche moraliſcher Kräfte entdecken und die mit jeder Periode vergröſsert wird und ſich ins Unendliche und Unüberſehbare verliert, muſs alſo doch, welch eine groſse Einheit des Weltplans! hinwirken zur Begründung und Realiſirung nur Eines Weltplans,

und dadurch wird denn zugleich auch der Glaube an eine letzte, höchſte, moraliſche Intelligenz immer tiefer in dem Gemüthe des Menſchen begründet, indem dieſer Weltplan nicht das Werk des Zufalls, des Ohngefährs, ſeyn konnte, ſondern der letzte Grund dieſer Harmonie im Reiche moraliſcher Kräfte allein geſucht werden kann in einem überſinnlichen moraliſchen Urheber der Welt, der, ſo wenig ihn auch die Vernunft des Menſchen erkennen kann, doch alle die Vollkommenheiten in ſich enthält, ohne die die Ausführung des moraliſchen Weltplans, durch alle Epochen der Kultur, und durch alle Welt- und Milchſtraſsenſyſteme hindurch, nicht gedacht werden könnten, denn überall, ſo verlangt es die Allgemeinheit des Vernunftgeſetzes, muſs *dieſer Weltplan* ſichtbar ſeyn; überall muſs er angelegt ſeyn, um die Geſchöpfe zu dem höchſten Grade ihrer Veredlung und Glückſeligkeit hinzuführen; überall müſsen die wirkſamſten Mittel in den Händen der vernünftig-ſinnlichen Weſen ſeyn, dieſem Weltplan näher zu kommen und ihn zu realiſiren durch ſtufenweiſen Fortſchritt und durch ſtufenweiſe Annäherung an das ferne, aber der Vernunft durch ſich ſelbſt unnachlaſslich aufgegebne Ziel ihrer moraliſchen Beſtimmung.

Ehe wir nun aber der philoſophiſchen Darſtellung dieſes Princips und dieſes Endzwecks der Vernunft, den wir zu den Unterſuchungen über die Kulturgeſchichte unſers Geſchlechts mitbringen wollen, ſelbſt näher treten, müſsen wir, nachdem wir die Nothwendigkeit und das Bedürfniſs, der Geſchichte ein philoſophiſches Princip zum Grunde zu legen, dargethan haben,

haben, nur darüber uns noch erklären, warum wir bey den philoſophiſchen Unterſuchungen über die Geſchichte eben *von der kritiſchen Philoſophie* ausgehen und von ihr das Princip entlehnen, das uns die richtige Beurtheilung und die wahre Anſicht der Kultur unſers Geſchlechts in religiöſer, bürgerlicher und wiſsenſchaftlicher Hinſicht erleichtern ſoll.

Die Anwendung der kritiſchen Philoſophie auf die Geſchichte kann nicht in *dem* Sinne gemeynt ſeyn, als ob die ganze Darſtellung der Menſchengeſchichte und die Fortſchritte unſers Geſchlechts in der Kultur auf die Erſcheinung der kritiſchen Philoſophie bezogen werden ſollten, und als ob wir ſie mit jeder philoſophiſchen und religiöſen Erſcheinung der Kulturgeſchichte in Parallele bringen wollten; ihre Anwendung iſt blos *ſo* zu verſtehen, daſs, inwiefern bis jetzt ſchon der Verſuch gethan worden iſt, über die Geſchichte, über einzelne Begebenheiten, über verſchiedene Völker im Zuſammenhange, und über mehrere einzelne Perioden, philoſophiſche Reflexionen anzuſtellen, und inwiefern man dabey von den gewöhnlichen philoſophiſchen Vorſtellungen ausgieng, oder inwiefern der jedesmalige Geſchichtsſchreiber ſeine pragmatiſche Erzählung dem Geiſte *der* philoſophiſchen Schule anbildete, an die er ſich anſchloſs, deren Grundſätze er ausſchlieſsend folgte; — daſs auch *inſofern* die kritiſche Philoſophie eine Anwendung ihrer Reſultate erlauben müſse, um einen feſten Maasſtab zur Beurtheilung der Fortſchritte der Kultur unſers Geſchl hts durch die verſchiedenen Perioden

der Geſchichte aufzuſuchen und darzuſtellen; und daſs, inwiefern die kritiſche Philoſophie an Beſtimmtheit der Begriffe, an Allgemeingültigkeit ihrer Principien, an richtigerer Behandlung, beſonders der Moralphiloſophie, alle vorige philoſophiſche Schulen und Syſteme übertreffe, und inwiefern ſie den höchſten Schwung des menſchlichen Geiſtes enthalte, den er *bis jetzt* in philoſophiſcher Hinſicht gethan hat, — auch inſofern die Anwendung dieſer Philoſophie und die Uebertragung ihrer Principien auf die Kulturgeſchichte unſers Geſchlechts nicht nur möglich, ſondern auch völlig zweckmäſsig, ſeyn müſse, indem die durch ſie bewirkte richtigere Anſicht des Vernunftgeſetzes und des daraus hergeleiteten Endzweckes der moraliſchen Welt, nothwendig ein neues und wohlthätiges Licht auch über den ganzen Gang der Geſchichte verbreiten und die höhere und reinere Anſicht und Würdigung derſelben auſserordentlich erleichtern könne.

Die kritiſche Philoſophie ſoll daher durch ihre feſten und allgemeingültigen Principien auch für die philoſophiſche Darſtellung der Geſchichte der Menſchheit gewiſse feſte, allgemeingültige Principien darbieten; ſie ſoll dadurch der ganzen Kulturgeſchichte eine neue Anſicht, eine höhere Würdigung gewähren; ſie ſoll, durch den höhern Geſichtspunct, den ſie für alle Unterſuchungen vorzeichnet, der Geſchichte ſelbſt ungleich mehr Werth und Intereſse verſchaffen; ſie ſoll den Character und die Würde *der* Weſengattung, der wir durch die Vernuuft zugehören, ins hellſte Licht ſetzen und ſie weit höher rücken als es bis

jetzt geſchah; ſie ſoll uns die Kultur unſers Zeitalters richtig ſchätzen und gebrauchen lehren, und uns, indem ſie die Ideale für die bürgerliche Verfaſsung, für die Geſetzgebung, für die Religionswiſsenſchaft aufſtellt, in den Stand ſetzen, das, was bis jetzt für die Fortſchritte der Staatsverfaſsungen, der Religion, der Geſetzgebung, der Wiſsenſchaften, Gelehrſamkeit und Künſte geſchehen iſt, richtig zu beurtheilen; es gegen das aufgeſtellte, *erreichbare* Ziel derſelben zu halten und ſo zu entwickeln, was uns noch an der Herbeyführung und Erreichung dieſes Zieles fehlt; was geſchehen muſs, um die Menſchheit demſelben näher zu bringen, und wie ſtufenweis der Endzweck der moraliſchen Welt realiſirt werden kann. Die Principien der kritiſchen Philoſophie, angewendet und übergetragen auf die Geſchichte der Kultur unſers Geſchlechts, ſollen da, wo uns die gewöhnlichen philoſophiſchen Reſultate in den bisherigen philoſophiſchen Unterſuchungen verlaſsen, *eine bleibende Norm* aufſtellen, *für die Charakteriſirung des Geiſtes, der Kultur und der Reife dieſer ganzen Periode.* Der pragmatiſche Geiſt der Darſtellung der Geſchichte unſers Geſchlechts ſoll daher hervorgehen und abgeleitet werden aus den Principien *der* Philoſophie, die *bis jetzt* den höchſten Schwung des menſchlichen Geiſtes enthält, die er nur in der Zeiten Reife, und nach tauſend verunglückten Verſuchen, aufſtellen konnte, und die, da ſie den Kreis ſeiner Kräfte umſchloſsen, richtig bezeichnet und jeder derſelben ihre Function angewieſen hat, auf dieſen feſten Grund fortbauen und auf das allgemeine practiſche Geſetz der

Digitized by Google

ſelbſtthätigen konſequenten Vernunft eine Rechts- und Tugendlehre bauen durfte, die, da ſie auf der feſten Baſis der gereiften Vernunft und ihrer höchſten Wirkſamkeit ſelbſt beruht, ohnmöglich falſch und irrig ſeyn kann, weil ſonſt die menſchliche Vernunft, wenn ſie ſogar in der Aufſuchung dieſer allgemeingeltenden Principien ſich noch hätte verirren können, wohl nie die Hoffnung unterhalten durfte, mit ſich ſelbſt in Ordnung, Frieden und Harmonie zu kommen. An der Spitze aller practiſchen Thätigkeiten der Vernunft ſteht daher ein unbedingt gebotnes Geſetz, und aus demſelben entſpringen die *Rechte* des Menſchen und ſeine *Pflichten*. Unveräuſserlich ſind die erſten, wie ſeine Vernunft und ihr unbedingt gebietendes Geſetz; unnachlaſslich verbindend ſind die letztern, weil nur durch ſie, der von der Vernunft aufgegebne und ins Ideal verzeichnete, Endzweck der Welt realiſirt werden kann. Das Ganze ſteht daher unerſchütterlich feſt; nur die einzelnen Theile bedürfen noch und erwarten einer lichtvollern Ordnung, einer leichtern Verbindung, eines innigern Zuſammenhangs, einer bedrängtern Ueberſicht, und einer zweckmäſsigen, konſequenten Anwendung auf *alle* andere Wiſſenſchaften. Die *erſten* Verſuche dieſer Anwendung und Uebertragung der Principien der kritiſchen Philoſophie auf andere Diſciplinen, können nun freylich, nach der Natur des menſchlichen Geiſtes, nicht anders als unvollkommen und mangelhaft erſcheinen; demohngeachtet muſs aber doch einmal der Verſuch geſchehen und der Anfang gemacht werden, dieſe Principien auf andre Wiſsenſchaften überzutragen, eben um dieſe als Wiſsenſchafren noch feſter zu be-

gründen; Ordnung und Zuſammenhang nicht blos in die einzelnen Theile, ſondern auch in das Ganze derſelben zu bringen und es dadurch zu bewirken, daſs die höhere Konſiſtenz der Wiſsenſchaften hervorgehe aus der kritiſchen Philoſophie, weil eben dieſe allein einer zweckmäſsigen Anwendung auf alle andre Diſciplinen und Wiſsenſchaften fähig iſt, da ſie an der Spitze derſelben ſteht und auf ihrer Baſis jene nur beruhen oder als Zweige von ihrer Wurzel anzuſehen ſind.

Eine ſolche Anwendung der kritiſchen Principien auf eine Wiſsenſchaft, die bis jetzt noch der allgemein-gültigen Principien ermangelte, und ihrer, wie wir ſahen, doch ſo ſehr bedurfte, nehmlich auf die Geſchichte unſers Geſchlechts, ſoll nun dieſes Werk zu machen verſuchen. Da der Grund, von welchem dieſe Unterſuchungen ausgehen, ſo feſt iſt, und die Principien für die Kulturgeſchichte der Menſchheit blos aus der practiſchen Philoſophie hervorgehen können; ſo dürfen wir auch nicht befürchten, daſs wir uns bey dem Unternehmen ſelbſt verirrten; nur dürften in der Anwendung dieſer Principien *aufs Einzelne* mehrere Mängel und Unvollkommenheiten möglich ſeyn, als in der Aufſtellung der Principien ſelbſt. Eben weil in dieſer Hinſicht faſt noch gar nicht dem philoſophiſchen Forſcher der Geſchichte vorgearbeitet worden iſt; ſo kann es faſt nicht anders geſchehen, als daſs ihm nicht oft die verbindenden Mittelglieder fehlen ſollten, und daſs er ſich in Auffindung der verborgenen Urſachen zu den am Tage liegenden Wirkungen verirren könnte. So verzeihlich dies auch gewiſs an ſich iſt, und ſo wenig der erſte philoſophiſche Verſuch dieſer Art noch nicht *alle* Lücken ausgleichen,

Digitized by Google

alle Bedürfniſse befriedigen und den Wünſchen aller Leſer entſprechen kann, — ſo kann keinesweges aus dieſen einzelnen Verirrungen und Fehlgriffen ſogleich auf die Unzweckmäſsigkeit der Anwendung philoſophiſcher, und namentlich kritiſcher, Principien auf das Ganze geſchloſsen werden. Der Geiſt der Kulturgeſchichte unſers Geſchlechts ſelbſt mag dieſen Gang rechtfertigen und die Anwendung philoſophiſcher Principien beſtätigen; denn wenn ſeine lichtvolle Anſicht dadurch erleichtert wird, wenn wir wirklich dann einen ſichern Maasſtab für alle unſre Unterſuchungen gewinnen; wenn ſich alle Erſcheinungen der moraliſchen Welt auf Ein allgemeines philoſophiſches Princip zurückführen laſsen, und der Gang der ganzen Geſchichte, ſo wie die ſtufenweiſsen Fortſchritte der Kultur in den verſchiedenen Perioden daraus am leichteſten und ſicherſten erklärt werden können; ſo dürften eben dadurch auch alle Zweifel gegen die Anwendung eben *dieſer* Philoſophie auf die Geſchichte gehoben werden. Wenn alſo wirklich die kritiſche Philoſophie die Beſtimmung des Menſchen, und den Endzweck der moraliſchen Welt richtiger, als jede andre Philoſophie vor ihr, verzeichnet hat, ſo muſs auch ſie für die Geſchichte die zweckmäſsigſten und anwendbarſten Principien darbieten. Indem ſie die Natur des Menſchen richtiger dargeſtellt, ſeine Kräfte und Vermögen ſchärfer geprüft hat, und dadurch auf ganz neue Reſultate gekommen iſt; inwiefern ſie die ununterbrochenſten Unterſuchungen über die wichtigſten Angelegenheiten der Menſchheit eingeleitet und daraus die wichtigſten Reſultate gezogen hat; inwiefern ſie endlich das Ziel, das der Menſch, ſeinen Kräften und Anlagen nach, erreichen kann und ſoll,

Digitized by Google

weit lichtvoller entwickelt und dadurch die höhere Würde und den bleibenden Adel dieſer Natur begründet hat; *inſofern ſtellt ſie auch a priori einen ganz neuen Geſichtspunct für die Geſchichte auf.* Sie gebietet durch ihr practiſches Geſetz, und beſtätigt ihre Poſtulate durch ihre dringendſten moraliſchen Bedürfniſse, was der Menſch werden *ſoll*; *und die Geſchichte liefert dazu die Thatſachen, und belegt durch Facta, alſo auf dem Wege der Erfahrung (a poſteriori), daſs dieſes Ziel, daſs dieſe Beſtimmung von den Menſchen erreicht werden könne*; *ſie zeigt, was bis jetzt für die Realiſirung dieſes Endzwecks gethan worden ſey*; ſie erhebt es über allen Zweifel, daſs dieſer Endzweck realiſirt werden müſse, ſie bringt ihn in Harmonie und zeigt ſeine Angemeſsenheit zu den Kräften des Menſchen, und beſtätigt alſo das, was die Vernunft abſolut und unbedingt gebot und, um mit ſich ſelbſt einig werden zu können, dem Willen des Menſchen vorſchrieb, durch die Verzeichnung und Characteriſirung der verſchiedenen Perioden der Kultur, die unſer Geſchlecht bereits auf Erden durchgegangen iſt.

Dies iſt der *Geſichtspunct* ſelbſt, aus welchem die Anwendung und die Möglichkeit der Anwendbarkeit der kritiſchen Philoſophie auf die [Begründung] einer pragmatiſchen Geſchichte unſers Geſchlechtes aufgefaſst werden muſs. So natürlich und lichtvoll iſt der Zuſammenhang dieſer Philoſophie mit dem Gange der Ausbildung und den Fortſchritten der Kultur, die unſer Geſchlecht bereits vorwärts gethan hat, um ſich dem Endzwecke ſeiner geſammten Natur zu nähern.

Ununterbrochner Fortſchritt aller moraliſchen Kräfte zur höhern Reife und Kultur, und zur Heraufführung einer grenzenloſen Bildung und Glückſeligkeit für unſer Geſchlecht; eine reinere Anſicht der hohen Würde der menſchlichen Natur, und der gröſsern Reife, die der Nachwelt bevorſteht: dies iſt das erfreuliche Reſultat, das ſich, *auf ſichere Gründe* geſtützt, und nicht blos als Wunſch, aus der Geſchichte der Kultur der Menſchheit ergiebt; ein Reſultat, das freylich nicht neu und unerhört iſt, dem aber bis jetzt noch die tiefere Begründung fehlte; ein Reſultat, das ſo oft und mit ſo ſtarken Gründen bezweifelt worden iſt, und das allein, durch Zurückführung der geſammten Geſchichte auf Ein allgemeines, in der Vernunft ſelbſt gegründetes, Princip lichtvoll entwickelt und über jeden Zweifel erhoben werden kann.

Wir ſtellen daher die allgemeinen Reſultate, die einer philoſophiſchen Geſchichte unſers Geſchlechts als zum Grunde liegend dargeſtellt werden müſsen, und zu denen der Urheber der kritiſchen Philoſophie ſelbſt die erſten Linien gezogen hat, hier auf, und ſuchen ihnen nicht allein Licht und Faſslichkeit, ſondern auch hinreichende Stärke zu geben, um die vernünftig-ſinnlichen Weſen zu überzeugen, daſs eben dieſer Weltplan auch ſie verbinde, daſs auch ſie im Reiche dieſer Kräfte wirken müſsen, und daſs von dem Grade der Wirkſamkeit derſelben die Entwickelung ihrer Anlagen und Kräfte und ihr Fortſchritt zu einer höhern und grenzenloſen Kultur nothwendig abhänge. Da die ganze philoſophiſche Darſtellung der Kulturgeſchichte unſers Geſchlechts auf dieſen Principien beruht und entweder mit ihnen ſteht oder fällt, ſo muſs uns die richtige Anſicht und die feſte Begründung

derſelben vorzüglich intereſsiren, und dadurch nur kann das vernünftig-ſinnliche Weſen in den Stand geſetzt werden, mit ſich ſelbſt in Harmonie zu kommen, ſich das Räthſelhafte ſeines Zuſtandes und ſeiner Verhältniſse aufzuklären, und Ordnung, Zuſammenhang und Zweckmäſsigkeit in die an ſich wilde und regelloſe Maſse der Weltbegebenheiten zu bringen. —

So bald der Menſch durch die Betrachtung der Natur ſo weit in ſeiner Kultur fortgeſchritten war, um über ſie philoſophiren zu können, ſo muſste ihm Anfangs nur ein dunkles Gefühl leiten, ſpäterhin aber richtige und feſte Begriffe beſtimmen, in der Natur eine gewiſse, von Geſetzen abhängige Zweckmäſsigkeit aufzufinden. Zwar konnte die tiefere Begründung dieſer Naturgeſetze nicht in die frühern Perioden der Kultur der Menſchheit fallen, aber doch treffen wir gewiſse Spuren, die uns überzeugen, daſs bereits ſchon der jugendliche philoſophirende Verſtand des Menſchen ſich an dieſen Gedanken gewagt hatte, der, wenn er auch früher Veranlaſsung zu mannigfaltigen Verirrungen und Fehlſchlüſsen gab, doch ſpäterhin eine freyere und richtigere Anſicht des Gegenſtandes bewirkte.

Nach den höhern Reſultaten der Philoſophie unſers Zeitalters unterſcheiden wir nun genau zwiſchen einer *doppelten Geſetzgebung*, deren Spuren wir auf der Erde wahrnehmen. Die *Natur*, ihre mannigfaltigen Erſcheinungen, Producte und Gebilde führen hin auf eine Geſetzgebung, in welcher das Daſeyn, das Entſtehen, das Fortdauern, die Bildungsfähigkeit, der erreichte Grad der Bildung und die langſame Auflöſung der ſinnlichen Erſcheinung oder des Naturgebildes bedingt iſt;

eine Geſetzgebung, der ſelbſt der Menſch, vermittelſt des ſinnlichen Theiles ſeiner Natur, vermittelſt ſeiner Organiſation unterworfen iſt. Dagegen iſt *die Geſetzgebung der moraliſchen Welt* ganz von dieſer Geſetzgebung der Natur, der alle Gebilde und Erſcheinungen der Sinnenwelt unterworfen ſind, verſchieden. Sie verbindet allein den Menſchen und hält ſich an ſeinen intelligiblen Character. Sie betrachtet ihn nicht als ein Geſchöpf, das der Sinnenwelt angehört, ſondern als ein Geſchöpf, das ganz andre Zwecke realiſiren ſoll, zu denen die Anſtalten in ſeinen moraliſchen Kräften enthalten ſind. Sie verbindet den Menſchen als ein Weſen, das Freyheit beſitzt, das ſich ſelbſt bey ſeinen Willensthätigkeiten beſtimmt, und dem kein Zwang der Auſsenwelt nur irgend eine Beſtrebung abnöthigen kann. Sie ſtellt daher auch den Menſchen auf eine Stufe höher, indem ſie ihn als ein Weſen darſtellt, das ſich durch ſeinen intelligiblen Character weit über die Geſetze der Sinnenwelt erheben und Zwecke realiſiren kann, die blos in ſeiner Anlage zur Moralität ihren Grund haben, die durch keine Nothwendigkeit ihm aufgegeben ſind, die er nicht erreichen und befördern *muſs*, wie dies der Fall mit der Zweckmäſsigkeit der Formen und Organiſationen der Sinnenwelt iſt; die er nur befördern *kann* und *ſoll*, wenn er anders durch die, in ſeiner Vernunft enthaltenen, ſittlichen Geſetzgebung mit ſich ſelbſt einig werden, Friede und Harmonie zwiſchen ſeine Kräfte bringen, und einer höhern Reife ſeiner Vermögen während der Totalität eines Erdenlebens, näher gebracht werden ſoll.

Vermittelſt der letztern Geſetzgebung, die blos in einem Reiche der Freyheit gelten und nur morali-

Digitized by Google

ſche Weſen verbinden kann. erhebt ſich der Menſch weit über die Nothwendigkeit, die im Reiche der Naturzwecke herrſcht; wo zwar eine bewundernswürdig weiſe Geſetzgebung für die Erreichung der Beſtimmung aller Producte, Erſcheinungen und Organiſationen der Natur angelegt und veranlaſst iſt, die aber demohngeachtet auf ein Reich der Freyheit und Moralität durchaus nicht übergetragen werden kann und darf.

Der Menſch, vereinigt durch eine ſinnliche und moraliſche Natur *beyde Geſetzgebungen* in ſeiner Perſon; *er iſt ein Weſen, deſſen Character hervorgeht aus der Verbindung der Vernunft und Sinnlichkeit zu der Totalität eines irrdiſchen Lebens.* Da nun dieſe Verbindung zweyer an ſich heterogener Theile zu *einem* Ganzen *ein Factum*, und für die gegenwärtigen Verhältniſse dieſes Erdenlebens unauflöſslich iſt, ſo muſs entweder der Menſch von der Natur beſtimmt ſeyn, nie mit ſich ſelbſt einig zu werden, ſondern ſich vielmehr ein ewiges Räthſel zu bleiben, (im Falle nehmlich, daſs beyde Geſetzgebungen nicht unter ſich verbunden und in Harmonie gebracht werden könnten) oder es *muſs* dieſe Harmonie bewirkt werden können, und der Menſch muſs im Beſitze der Mittel ſeyn, dieſe Harmonie einzuleiten und zu realiſiren. Dieſe Verbindung einer ſinnlichen und geiſtigen Natur zu der Totalität eines irrdiſchen Lebens bietet nun den Stoff zu aller Philoſophie dar, und enthält den Grund, warum der Menſch philoſophirt und philoſophiren kann.

Digitized by Google

Es kann hier nicht der Ort ſeyn, über die *Geſetzgebung der Natur* in tiefere und erſchöpfende Unterſuchungen einzugehen; es kommt blos darauf an, den richtigen Geſichtspunct derſelben anzugeben, ferner zu beſtimmen, in welcher Rückſicht der Menſch dieſer Geſetzgebung unterworfen ſey und wie er ſie realiſiren könne, vorzüglich aber *das Verhältniß derſelben zu der Geſetzgebung in der moraliſchen Welt*, zu der Geſetzgebung der Vernunft für ein Reich der Freyheit, näher zu entwickeln. Es kann daher, über *dieſen* Gegenſtand, kein durch die letzten Gründe unterſtütztes, ſondern ein, blos aus feſten Grundſätzen reſultirendes, Räſonnement erwartet werden. Und wer könnte wohl hierzu einen ſichern Maasſtab darbieten, als der Urheber der kritiſchen Philoſophie ſelbſt *)? —

Sobald als wir die Natur als den Inbegriff alles deſsen denken, deſsen Exiſtenz durch gewiſse Geſetze beſtimmt wird, ſobald bemüht ſich auch die Vernunft nicht allein in ihren Unterſuchungen über die Natur

*) Die Spuren, ja ſelbſt die einzelnen Ausdrücke Kants werden in den nachfolgenden Reſultaten unverkennbar ſeyn; da ich aber dieſelben nach meiner Anſicht des Gegenſtandes geordnet, und aus mehrern ſeiner Schriften zuſammengezogen habe, ſo konnte ich nicht wohl die einzelnen Seiten angeben. Die Ideen gehören Kant an, die Darſtellung iſt mein; die eignen *Kantiſchen* Unterſuchungen findet man in ſeiner *Kritik der Urtheilskraft*, und in zwey einzelnen Aufſätzen, davon der eine: *Idee zu einer allgemeinen Geſchichte in weltbürgerlicher Abſicht*, und der andere: *Ueber den Gebrauch teleologiſcher Principien in der Philoſophie*, überſchrieben iſt.

Digitized by Google

theoretiſch, ſondern auch *teleologiſch* zu verfahren; und in dieſem letztern Falle kann ſie wieder einen doppelten Weg einſchlagen, einmal kann ſie nehmlich die Zwecke ſammlen und zuſammenſtellen, die uns durch Erfahrung, durch Betrachtung der Natur bekannt werden können; dann kann ſie aber auch, nach ihrem tranſcendentalen Bedürfniſse, für die geſammte Geſetzmäſsigkeit und Zweckmäſsigkeit der Natur nur Einen und zwar einen letzten Zweck *a priori* aufſtellen. Zu der Teleologie der Natur erhebt ſich die Vernunft alſo auf eine doppelte Art; ſie kann *theils* die Erfahrungen, die ſich ihr bey Betrachtung der einzelnen Erſcheinungen, Verhältniſse und Veränderung im Reiche der Naturkräfte aufdrängen, (die empiriſchen Data,) zuſammenſtellen und in Verbindung bringen; *theils* kann ſie aber auch für alle dieſe einzelnen Erſcheinungen einen letzten Zweck aufſuchen und für die Geſetzgebung der Natur, die ihr auf dem Wege der Erfahrung einleuchtet, ein überſinnliches Ideal dieſer Geſetzgebung aufſtellen, oder einen Zweck, der jene untergeordneten Zwecke in ſich vereinigt, in welchem ſie zuſammenflieſsen, und der gleichſam der Mittelpunct iſt, von dem ſie alle im Einzelnen ausgehen. — Nun finden wir auf dieſer Erde, ſobald wir in die Zwecke der Natur etwas tiefer eindringen, daſs die materielle Erſcheinungen und Gebilde der Natur gegenſeitig Zweck und auch Mittel ſind, oder daſs alles dasjenige, was *in ihnen* enthalten iſt, auf einander als Zweck und Mittel bezogen werden könne, und deswegen nennen wir ſie *Organiſationen.* Der Menſch iſt nun nicht nur, wie alle organiſirte Weſen, ein Naturzweck, ſondern auch auf

Digitized by Google

Erden der *letzte* Zweck der bildenden Natur, in Beziehung auf ihn machen nehmlich alle übrige Naturdinge ein Syſtem von Zwecken aus, und er allein vermag vermittelſt ſeiner Vernunft die Zweckmäſsigkeit der Naturproducte wahrzunehmen, dahingegen alle andre organiſirte Weſen und ſelbſt die lebendigen (die Thiergeſchöpfe) durch ihre Organiſation dieſer Zweckmäſsigkeit unterworfen ſind, und ſie befördern und erreichen müſsen, ohne ſich doch des Ganges ihrer Entwickelung und der Zweckmäſsigkeit ſelbſt, [die] ſie befördern müſsen, bewuſst zu ſeyn. So treflich nun aber auch immer die Organiſation des Menſchen iſt, und ſo viele erhabne Naturzwecke ſich in derſelben vereinen; ſo gut auch die Vernunft dieſe Zweckmäſsigkeit wahrnehmen und beobachten kann, ſo wenig kann ſich doch der Menſch, wenn er auch vermittelſt ſeiner Freyheit es wollte, derſelben entziehen; er iſt immer nur Glied in der Kette der Naturzwecke, zwar Princip in Anſehung manches Zweckes, dazu die Natur ihn in ihrer Anlage beſtimmt zu haben ſcheint, indem er ſich ſelbſt dazu macht, aber doch auch Mittel zur Erhaltung der Zweckmäſsigkeit, im Mechanism der übrigen Glieder *). Die Natur hat für den Menſchen, inwiefern er ihrer Geſetzgebung und Zweckmäſsigkeit unterworfen iſt, nichts weiter thun und keine andern Zwecke für ihn vorzeichen können, als einmal den Zweck der *Glückſeligkeit* und dann den Zweck der *Kultur*. Als das einzige Weſen auf Erden, das Verſtand, mithin ein Vermögen hat, ſich ſelbſt willkührlich Zwecke zu ſetzen, iſt er zwar be-

*) Man ſehe Kants *Kritik der Urtheilskraft*. S. 385. ff. Aufl. 1.

titelter Herr der Natur, und, wenn man dieſe als ein Syſtem von Zwecken anſieht, ſeiner Beſtimmung nach der letzte Zweck der Natur, aber immer nur bedingt, nehmlich daſs er es verſtehe und den Willen habe, dieſer und ſich ſelbſt eine ſolche Zweckbeſtimmung zu geben, die, unabhängig von der Natur, ſich ſelbſt genügſam, mithin Endzweck ſeyn könne, der aber in der Natur gar nicht geſucht werden muſs.

Die Zwecke, welche die Natur und ihre Geſetzgebung dem Menſchen darbieten kann, vereinigen ſich alle in dem Begriffe der *Glückſeligkeit*; alles, was die Natur für ihn thut und thun kann, iſt, ihn nach ſeiner Organiſation in den Zuſtand einer ſinnlichen Glückſeligkeit zu verſetzen, da er aber immer nur in der groſsen Reihe der Naturweſen ein Glied des Ganzen bleibt, ſo wird dieſer Zweck des ſinnlichen Theils ſeiner Natur oft in der Befriedigung aufgehalten und gehindert, durch die Wirkſamkeit anderer organiſirten Geſchöpfe, die eben ſo wie der Menſch die Erreichung *ihres* Zweckes verfolgen; in dieſer Hinſicht würde nun der Vorzug des Menſchen, als organiſirtes Weſen der Natur betrachtet, blos in der vervielfältigten Anlage von Zwecken in ſeiner ſinnlichen Natur und in dem freyern Gebrauche mannigfaltiger Mittel, dieſe Zwecke zu befördern, beſtehen, der Menſch aber immer nur eine Stufe höher als die übrigen Organiſationen der Erde ſtehen, und am Ende ſein Zweck mit dem geſammten Zwecke der Glückſeligkeit, der der letzte Zweck aller organiſirten lebenden Geſchöpfe iſt, zuſammenlaufen. So aber müſsen wir genau das, was die Natur für ihn, als ihren Zögling thut, und wodurch ſie ihn auf das

Digitized by Google

vorbereiten will, auf das, was er ſelbſt thun ſoll und thun muſs, um *Endzweck* zu ſeyn, von dem letztern unterſcheiden. Hier betrachtet ſich denn der Menſch als ein Weſen, deſsen Zwecke, nicht durch das, was die Natur zu leiſten vermag, erreicht werden können, er betrachtet ſich als ein Weſen, deſsen Zweck nicht durch Bedingungen erreicht werden kann, die man von der Natur erwarten darf. Der Menſch daher, der den Zweck der Glückſeligkeit, zu deſſen Erreichung ihm die Natur, als ein teleologiſches Syſtem betrachtet, die Mittel darbietet, zu dem einzigen ſeiner Exiſtenz, d. h. zu ſeinem Endzwecke macht, wird dadurch unfähig, je dem höhern Endzweck, der ihm zu erreichen aufgegeben iſt, näher zu kommen, eben weil er zu leicht befriedigt wird und auf ein Etwas die geſammte Beſtimmung ſeines Weſens berechnet, was nur von der Teleologie der Natur, die einer ewigen Nothwendigkeit unterworfen iſt, nicht aber von der Teleologie der moraliſchen Welt, abhängt. So wenig ſich alſo auch immer der Menſch der Naturzweckmäſsigkeit entziehen kann, ſo wenig darf er doch bey der Anerkennung und Befolgung dieſer Teleologie allein ſtehen bleiben, er muſs ſich ein höheres Ziel ſetzen, das ihm in ſeinen intelligiblen Character aufgegeben iſt, und eben weil das Daſeyn dieſes intelligiblen Characters die Möglichkeit der Erreichung des Endzweckes der moraliſchen Welt verbürgt, der unabhängig iſt von aller Naturnothwendigkeit und von allem Einfluſse der Wirkſamkeit der Naturgeſetze; ſo folgt daraus, daſs nur *der* Menſch mit ſich ſelbſt in Harmonie kommen und ſich das

Räth-

Digitized by Google

Räthſelhafte ſeines Zuſtandes auflöſen kann, der nicht nur der Teleologie der Natur ſich nicht entzieht, ſondern auch und vorzüglich damit die Realiſirung des Endzweckes der moraliſchen Welt zu *verbinden* ſucht. Die Natur reicht aber nicht hin, *dieſen Endz*weck zu bewirken, oder etwas der Idee deſselben Angemeſsnes hervorzubringen, eben weil er unbedingt, und auf ein Reich der Freyheit angelegt iſt, dahingegen in ihr alles auf Nothwendigkeit berechnet iſt. Der *Endzweck* des Menſchen iſt unbedingt, daher kann ihn nicht die Natur, vermittelſt ihrer Geſetze, hervorbringen oder durch ihre Teleologie realiſiren; denn in der Natur ſtoſsen wir auf nichts, wozu der in ihr befindliche Beſtimmungsgrund nicht wieder bedingt wäre, und dieſes gilt nicht blos von der Natur auſser uns, (der materiellen) ſondern auch derjenigen in uns (der denkenden), ſobald wir nehmlich in uns blos das betrachten, was Natur iſt. „Ein Ding aber, was nothwendig, (ſo erklärt ſich Kant in ſeiner *Kritik der Urtheilskraft* S. 393 f.) ſeiner objectiven Beſchaffenheit wegen, als Endzweck einer verſtändigen Urſache exiſtiren ſoll, muſs von der Art ſeyn, daſs es in der Ordnung der Zwecke von keiner anderweitigen Bedingung, als blos ſeiner Idee, abhängig iſt."

„Nun haben wir nur eine einzige Art Weſen in der Welt, deren Kauſsalität teleologiſch, d. i. auf Zwecke gerichtet und doch zugleich ſo beſchaffen iſt, daſs das Geſetz, nach welchem ſie ſich Zwecke zu beſtimmen haben, von ihnen ſelbſt als unbedingt und

von Naturbedingungen unabhängig, an ſich aber als nothwendig vorgeſtellt wird. Das Weſen dieſer Art iſt der Menſch, aber als Noumenon betrachtet; das einzige Naturweſen, an welchem wir doch ein überſinnliches Vermögen (die Freyheit) und ſogar das Geſetz der Kauſsalität, ſammt dem Objecte derſelben, welches es ſich als höchſten Zweck vorſetzen kann, (das höchſte Gut in der Welt) von Seiten ſeiner eigenen Beſchaffenheit erkennen können."

„Von dem Menſchen nun, (und ſo von jedem vernünftigen Weſen in der Welt) als einem moraliſchen Weſen, kann nicht weiter gefragt werden, wozu (*quem in finem*) er exiſtire. Sein Daſeyn hat den höchſten Zweck ſelbſt in ſich, dem, ſo viel er vermag, er die ganze Natur unterwerfen kann, wenigſtens welchem zuwider er ſich keinem Einfluſse der Natur unterworfen halten darf. — Wenn nun Dinge der Welt, als ihrer Exiſtenz nach, abhängige Weſen, einer nach Zwecken handelnden oberſten Urſache bedürfen, ſo iſt der Menſch der Schöpfung Endzweck; denn ohne dieſen wäre die Kette der einander untergeordneten Zwecke nicht vollſtändig gegründet und nur im Menſchen, aber auch in dieſem nur als Subjecte der Moralität, iſt die unbedingte Geſetzgebung in Anſehung der Zwecke anzutreffen, welche ihn alſo allein fähig macht, Endzweck zu ſeyn, dem die ganze Natur teleologiſch untergeordnet iſt." — Wenn die Glückſeligkeit, die ein Zweck der Natur iſt und durch ihre Geſetze den lebendigen Geſchöpfen vorgezeichnet wird, Endzweck der Schöpfung und letzter Zweck des Menſchen wäre, ſo hätte der Menſch durchaus keinen Vorzug vor der ganzen belebten Schöpfung;

Digitized by Google

denn wenn nicht ſeine Vernunft, ſein intelligibler Character ſich einen eignen, ganz von der Sinnenwelt unabhängigen und auſserhalb ihrer Geſetzgebung und Teleologie unbedingt aufgegebnen Endzweck vorzeichnet, ſo wäre ſeine Beſtimmung und die aller lebenden Geſchöpfe eine und dieſelbe. Die Natur, die den Menſchen nicht ausſchlieſsend begünſtigen und durch ihre Geſetze für ihn keinen andern Zweck, als den der Glückſeligkeit, aufſtellen konnte, hat alſo mit dem Menſchen keine Ausnahme gemacht; inwiefern er ein Weſen iſt, das in ihrem Reiche wirken, und auch zum Theil ihre Zwecke befördern und anerkennen muſs. Glückſeligkeit iſt alſo, in wiefern ſie dem Menſchen durch den ſinnlichen Theil ſeiner Natur zu erreichen möglich geworden iſt, weder ein beſonderer Zweck der Natur in Anſehung des Menſchen, den er nicht mit andern lebenden Organiſationen gemein hätte, noch kann Glückſeligkeit Endzweck der Schöpfung ſeyn. — „Wenn man daher nach dem Endzwecke der Schöpfung fragt: (ſagt Kant S. 395.) wozu haben Menſchen exiſtiren müſsen? ſo iſt von einem objectiven oberſten Zwecke die Rede, wie ihn die höchſte Vernunft zu ihrer Schöpfung erfordern würde. Antwortet man nun darauf: damit Weſen exiſtiren, denen jene oberſte Urſache *wohlthun* könne, ſo widerſpricht man der Bedingung, der die Vernunft des Menſchen ſelbſt ſeinen innigſten Wunſch der Glückſeligkeit unterwirft, (nehmlich die Uebereinſtimmung mit ſeiner eignen innern moraliſchen Geſetzgebung.) Dies beweiſet: daſs die Glückſeligkeit nur bedingter Zweck, der Menſch alſo, nur als mo-

raliſches Weſen, Endzweck der Schöpfung ſeyn könne; was aber ſeinen Zuſtand betrift, Glückſeligkeit nur als Folge, nach Maasgabe der Uebereinſtimmung mit jenem Zwecke, als dem Zwecke ſeines Daſeyns, in Verbindung ſtehe *).“

So wenig ſich alſo auch immer der Menſch dem Grundtriebe ſeiner ſinnlichen Natur, dem Triebe nach Glückſeligkeit, den er mit der ganzen lebendigen Schöpfung gemein hat, entziehen oder ſeine Befriedigung ganz von ſich zurückweiſen kann, eben ſo wenig kann doch dieſer Grundtrieb der *Endzweck* ſeines Daſeyns ſeyn. Glückſeligkeit iſt eine Sache der Empfindung, und allerdings wird durch die Gegenſtände der Auſsenwelt der Stoff zu Empfindungen und Trieben dem Menſchen zugeführt. So wenig nun, von dieſer Seite, die Vernunft das Beſtreben des Menſchen nach Glückſeligkeit tadeln und verwerfen kann, da ſie die Gültigkeit der Naturgeſetze, und die Aufgabe an den Menſchen ihre Zwecke zu realiſiren, anerkennen muſs, ſo wenig wird ſie doch dadurch befriedigt, denn ſelbſt die möglich höchſte und gröſste Summe angenehmer Empfindungen, deren die Organiſation des Menſchen, in jeder Periode ihrer Exiſtenz, ja ſogar auch in der ganzen Totalität eines irrdiſchen Lebens empfänglich iſt, reicht nicht hin, die Forderungen der Vernunft zu befriedigen. Dieſe beſchäf-

*) Ich wundere mich überhaupt, warum, ſelbſt von den kritiſchen Philoſophen, Kants *Kritik der Urtheilskraft*, verhältniſsmäſsig ſo gar wenig benutzt wird; dieſes eben ſo groſse Meiſterſtück ſeines Geiſtes als die zwey andern Kritiken, iſt in der That noch ein faſt ganz verſchloſsnes Heiligthum.

tiget ſich nehmlich zunächſt mit dem intelligiblen Character des Menſchen, und betrachtet ihn von *der* Seite, wo er einem Reiche der Freyheit zugehört, das als ſolches der Nothwendigkeit, die im Gebiete der Naturzwecke herrſcht, geradezu entgegen ſteht; ſie macht Forderungen an ihn, die das Daſeyn und die Begründung einer höhern Geſetzgebung vorausſetzen, als die iſt, die das Reich organiſcher Kräfte umſchlieſst, ſie giebt dem Menſchen, ohne irgend eine Rückſicht auf ſein Beſtreben nach Glückſeligkeit, einen Endzweck auf, der ihn unbedingt verbindet; wodurch ſie ſich ſelbſt eine feſte Norm für ihre Thätigkeit vorſchreibt und durch deſsen Realiſirung die Würde und der Character der Menſchheit allein zu behaupten und richtig darzuſtellen ſey.

Durch *den* Endzweck, den die Vernunft, frey von dem Einfluſse der mechaniſchen Thätigkeiten der Naturkräfte, für ein Reich moraliſcher Weſen aufſtellt, und aus ihrem letzten, allgemein verbindenden Geſetze entwickelt, wird nun der groſse Unterſchied zwiſchen *Zwecken der Natur* und *Zwecken der Freyheit* vorzüglich ſichtbar. — „Daſs es in der Natur Zwecke geben *müſſe*, kann kein Menſch *a priori* einſehen; dagegen er *a priori* ganz wohl einſehen kann, daſs es darin eine Verknüpfung der Urſachen und Wirkungen geben müſse. Folglich iſt der Gebrauch des teleologiſchen Princips in Anſehung der Natur jederzeit empiriſch bedingt. Eben ſo würde es mit den Zwecken der Freyheit bewandt ſeyn, wenn dieſer vorher die Gegenſtände des Wollens durch die Natur (in Bedürfniſsen und Neigungen) als Beſtimmungs-

gründe gegeben werden müſsten, um, blos vermittelſt der Vergleichung derſelben unter einander und mit ihrer Summe, dasjenige durch Vernunft zu beſtimmen, was wir uns zum Zwecke machen. Allein die Kritik der practiſchen Vernunft zeigt, daſs es reinpractiſche Principien gebe, wodurch die Vernunft *a priori* beſtimmt wird, und die alſo *a priori* den Zweck derſelben angeben. Wenn daher der Gebrauch des teleologiſchen Princips zu Erklärungen der Natur, darum, weil es auf empiriſche Bedingungen eingeſchränkt iſt, den Ungrund der zweckmäſsigen Verbindung niemals vollſtändig und für alle Zwecke beſtimmt genug angeben kann: ſo muſs man dieſes dagegen von einer *reinen Zwecklehre* (welche keine andre, als die der *Freyheit* ſeyn kann) erwarten, *deren Princip* a priori *die Beziehung einer Vernunft uberhaupt auf das Ganze aller Zwecke enthält und nur practiſch ſeyn kann.* Weil aber eine reinpractiſche Teleologie, d. i. eine Moral, ihre Zwecke in der Welt möglich zu machen, beſtimmt iſt, ſo wird ſie deren *Möglichkeit* in derſelben, ſo wohl was die darinn gegebnen *Endurſachen* betrifft, als auch die Angemeſsenheit der *oberſten Welturſache* zu einem Ganzen aller Zwecke, als Wirkung, mithin ſo wohl die *natürliche Teleologie*, als auch die Möglichkeit einer Natur überhaupt, d. i. die Tranſcendentalphiloſophie, nicht verabſäumen dürfen, um der practiſchen reinen Zwecklehre objective Realität, in Abſicht auf die Möglichkeit des Objects in der Ausübung, nehmlich die des Zweckes, den ſie als in der Welt zu bewirken vorſchreibt, zu ſichern.“ (Man ver-

Digitized by Google

gleiche: KANTS Abhandlung: *über den Gebrauch teleologiſcher Principien in der Philoſophie*; abgedruckt aus dem t. Merkur in ſ. *kleinen Schriften* (1793) *S.* 194. *ff.*)

Die Vernunft giebt alſo, nach ihrer practiſchen Function und in Beziehung auf die freyen Thätigkeiten des Willens ſich ſelbſt ein Geſetz auf; ſie, als die höchſte menſchliche Kraft, gebietet die Anerkennung und Ausübung deſſelben unbedingt, und erkennt daſſelbe als geltend für alle vernünftige Weſen an; eben weil die Vernunft in jedem Individuum die nehmliche iſt, und das Geſetz, ohne alle Einſchränkung, verbindet. Dieſes letzte Geſetz der Vernunft begründet, eben wegen ſeiner Allgemeinheit, *eine Geſetzgebung* für das ganze Reich moraliſcher Weſen und zwar eine Selbſtgeſetzgebung, weil es die Vernunft ſelbſt iſt, die ſich durch dieſe Norm verbindet und alle Handlungen und Willensthätigkeiten auf dieſelbe bezieht und von derſelben ableitet. Dieſes Geſetz gebietet aber dem Menſchen *ſo zu handeln, daſs die Maxime* (der ſubjective Grund) *ſeines Handels zugleich ein allgemeines Geſetz für alle vernünftige Weſen werden könne;* dieſes Geſetz verlangt von dem Menſchen, daſs er ſeine vernünftigen Mitgeſchöpfe nie zum bloſsen Mittel zur Erreichung ſeines Zweckes und zur Befriedigung ſeines eigennützigen Triebes herabwürdigen, ſondern daſs er ſie ſtets als Zweck an ſich behandle; denn die Vernunft verlangt durchaus für ein Reich von Weſen, das ihren Forderungen entſprechen ſoll, die völlige Anerkennung ihrer Rechte und

vor ihrem Forum iſt jede Handlung verwerflich, die dieſe Rechte beeinträchtigt.

Aus der Geſetzgebung der practiſchen Vernunft entſpringen alſo die Rechte und die Pflichten des Menſchen, und mit ihnen der Maasſtab für ſeine Verhältniſse in der bürgerlichen Geſellſchaft und in der ſittlichen Kultur. Dem Geſetze, das ſich die Vernunft für alle ihre Handlungen ſelbſt aufgiebt, muſs aber, als den letzten und höchſten, unbedingte und objective Gültigkeit zu kommen, denn was *jedes* vernünftige Weſen ſubjectiv verbindet, muſs objectiv gelten in dem geſammten Reiche moraliſcher Weſen.

Dieſes Geſetz der Vernunft und der Grundtrieb der ſinnlichen Natur, *Moralität und Glückſeligkeit*, müſsen nun in eine gewiſse Harmonie gebracht werden, wenn anders der Menſch je mit ſich ſelbſt einig werden ſoll. Denn unnachlaſslich ſtreng gebietet das Geſetz der Vernunft; laut und nachdrucksvoll kündigt ſich ihm der Grundtrieb der Sinnlichkeit, der Zweck und das Naturgeſetz für alle lebende, organiſche Kräfte an. Keine Forderung von beyden kann der Menſch unterdrücken und zurückweiſen; durch die Verbindung beyder, oder ſonſt nie, kann daher der Menſch mit ſich und ſeiner Beſtimmung in Ordnung und Harmonie gebracht werden. Da nun die Vernunft den Grundtrieb der ſinnlichen Natur ſelbſt nicht verwerflich finden konnte, ſondern nur verlangt, daſs er ihrem Geſetze unterworfen und mit der Forderung des letztern, in Aufſtellung des geſammten Endzweckes des Menſchen vereinigt würde; da ſie ferner neben

ihrer Wirkſamkeit die Teleologie der Natur wahrnimmt, und ſie, die Vernunft allein, unter allen Weſen dieſer Erde, in den Anſtalten der Natur Teleologie anerkennen und auffinden kann; — ſo vereinigt ſie, indem ſie den Endzweck des Menſchen und den Endzweck des ganzen Reiches moraliſcher Weſen aufſtellt, *beyde Zwecke zu Einem Ganzen*, und nimmt auch in die Begründung dieſes Endzwecks, das Beſtreben der ſinnlichen Natur auf, da doch der Endzweck des Menſchen ſeine *geſammte* Natur umſchlieſsen und aus derſelben hervorgehen muſs, wenn nehmlich nicht die eine Kraft in ihm auf Koſten der andern erhoben und ihre Forderung befriedigt werden ſoll. Hat nun eine höhere Intelligenz für die gegenwärtigen Verhältniſse des Menſchen eine ſinnliche und moraliſche Natur zu Einem Ganzen vereinigt, ſo muſs auch der Endzweck dieſes, aus zwey Theilen beſtehenden, Weſens auf beyde berechnet und angelegt ſeyn, und er den ganzen Menſchen umſchlieſsen, ſo daſs alſo der Endzweck der vernünftig-ſinnlichen Weſen, die Beſtimmung des Menſchen, und der moraliſche Weltplan eins und daſſelbe iſt und in der *völligen Harmonie zwiſchen dem Sittengeſetze der Vernunft und dem Grundtriebe der Sinnlichkeit*, *in der innigſten Verbindung zwiſchen Tugend und Glückſeligkeit*, *beſteht*. So erklärt ſich KANT ſelbſt: „Nach meiner Theorie iſt weder Moralität der Menſchen für ſich, noch die Glückſeligkeit für ſich allein, ſondern das höchſte in der Welt mögliche Gut, welches in der *Vereinigung und Zuſammenſtimmung beyder* beſteht, der *einzige* Zweck des Schöpfers.“

Digitized by Google

Dieſen Endzweck verzeichnet die Vernunft für das ganze Reich der vernünftigen Weſen, und gebietet ihn durch Handlungen, die ihrem oberſten Geſetze angemeſsen ſind, zu realiſiren. Die Realiſirung dieſes Endzwecks hängt alſo von keinem fremden Einfluſs, von keiner äuſsern Nothwendigkeit, ſondern einzig von der eignen freyen Beziehung des Willens auf das Sittengeſetz ab. Der Menſch muſs alſo *frey* ſeyn, weil ſonſt das Sittengeſetz für ihn keine verbindende Kraft haben könnte; da er aber dieſe Verbindlichkeit durchaus nicht von ſich zurückweiſen, und die Forderung deſselben, die doch allein an Weſen ergehen kann, die Freyheit des Willens beſitzen, nicht unterdrücken kann, ſo folgt auch nothwendig, daſs er vermittelſt ſeiner freyen Handlungen, den Endzweck der Welt realiſiren kann. Die *Tugend* beſteht daher aus Handlungen, die aus Achtung gegen das Geſetz ausgeübt werden, und dieſe Tugend iſt jederzeit *uneigennützig*, eben weil ſie ſich blos an die Befolgung des Sittengeſetzes hält und keinesweges die Forderung des Grundtriebes der ſinnlichen Natur in die Maxime ihres Handels aufnimmt. Dies wäre die Befriedigung des eigennützigen Triebes, und dies kann man nur in einem uneigentlichen Sinne Tugend nennen *). Der Menſch iſt nehmlich verbun-

*) Ich nehme durch dieſe Erklärung zugleich einen andern Sprachgebrauch zurück, dem ich in meinen *Grundlinien zur pragmat. Weltgeſchichte* S. 5. gefolgt war. Ich hatte nehmlich, mit einigen würdigen Moraliſten, dort die Tugend in die *höhere* und *niedere* getheilt. Die *höhere* war mir die, die nach völlig lichten Grundſätzen der Vernunft handelt, und das Gute thut, weil es das Gute iſt, ohne alle Rückſicht auf einen, mit ihr verbundnen, oder durch

den die Forderungen des Sittengeſetzes zu erfüllen und von der Einrichtung des Reiches von Weſen, wo dieſes Geſetz als oberſte Norm gilt, es zu erwarten, daſs er eben dadurch am ſicherſten den Endzweck ſeiner Natur und ſeines geſammten Daſeyns realiſiren werde.

Da nun aber der Endzweck der vernünftigen Weſen nicht blos auf die Periode ihres Erdenlebens angelegt iſt, ſondern die ganze Totalität ihrer Exiſtenz in der gegenwärtigen und künftigen Ordnung der Dinge umſchlieſst, ſo findet freylich das vernünftig-ſinnliche Weſen, daſs, ſobald dieſer Endzweck *auf die gegenwärtige Daſeynsepoche* bezogen wird, die völlige Harmonie zwiſchen Tugend und Beſeligung, zwiſchen Vernunft und Sinnlichkeit hienieden nicht bewirkt werden könne, daſs vielmehr auf dieſer Erde ein ſcheinbares Miſsverhältniſs zwiſchen beyden angetroffen werde. Das vernünftig-ſinnliche Weſen überzeugt ſich daher, theils daſs ſeine geſammte Wirkſamkeit im Reiche moraliſcher Kräfte ohnmöglich auf dieſer Erde und auf die gegenwärtige Verbindung der Dinge allein eingeſchränkt ſeyn könne, eben weil in-

ſie zu erreichenden Lohn; ſie war das, was ich jetzt durch das freye Wirken der vernünftig-ſinnlichen Weſen zur Angemeſsenheit des Sittengeſetzes erkläre. Die *niedere* Tugend aber beſtand nach der damaligen Erläuterung, in der bloſsen Befriedigung des eigennützigen Triebes des Grundtriebes der ſinnlichen Natur, ſie iſt die Tugend des Egoiſten, der blos deswegen gut handelt, um ſich dadurch glücklich zu machen. Die *Folgen* würden bey beyden die nehmlichen ſeyn, nur der *Quell*, der Grund, aus welchem beyde Handlungsarten hervorgehen, iſt ſehr verſchieden, und, mit Kant, nichts auf der Erde gut, als ein guter Wille. —

nerhalb der Grenzen dieſes Erdenlebens der geſammte Endzweck der Menſchheit ohnmöglich realiſirt werden kann; theils aber auch, daſs, ſobald dieſer Endzweck auf das gegenwärtige Leben bezogen wird, er nicht in der völligen bereits bewirkten und eingetretenen Harmonie zwiſchen Tugend und Beſeligung, ſondern in der erſt zu *bewirkenden* Harmonie zwiſchen beyden beſtehe. Das vernünftig - ſinnliche Weſen ſoll vermittelſt der Anlagen ſeines intelligiblen Characters, d. h. durch ſeine Freyheit, durch ſelbſtthätiges Wirken ſeiner Vernunft den Endzweck der moraliſchen Welt realiſiren; da nun dieſes Leben für uns die erſte Daſeynsepoche iſt, die wir nemlich als vernüuftige Weſen verleben, ſo kann weder die Vernunft jetzt ſchon reif genug ſeyn, die völlige Harmonie zwiſchen beyden Theilen zu bewirken, aus welchen der Endzweck der Menſchheit beſteht, noch können auch die Anſtalten in der gegenwärtigen Ordnung und Einrichtung der Dinge dieſen Forderungen der Vernunft völlig entſprechen. Wenn die Vernunft dieſen Weltplan realiſiren ſoll, ſo muſs ſie erſt in Thätigkeit geſetzt und geübt werden, und eben durch dieſe Uebung wird ſie erzogen und gebildet; eben dadurch erlangt und ſoll ſie erlangen die *Würdigkeit glücklich zu ſeyn*, ſie ſoll durch Tugend ſich Glückſeligkeit verdienen, durch edle uneigennützige Handlungen ſich den Anſpruch auf dieſelbe erwerben, mit einem Worte: *ſie ſoll durch Tugend würdig werden für Beſeligung.*

Sobald alſo, als der Endzweck der moraliſchen Welt auf das gegenwärtige Leben bezogen und über-

Digitized by Google

getragen wird, ſo kann er hienieden noch nicht als völlig realiſirt gedacht werden, ſondern der *partiale* Zweck dieſes Erdenlebens wird darinn beſtehen, daſs den vernünftig-ſinnlichen Weſen *aufgegeben* und *möglich gemacht* wird, durch Ausübung der Tugend ſich das Anrecht auf Glückſeligkeit zu erwerben; dadurch werden ſie in den Stand geſetzt, zwar nicht hienieden ſchon jene *völlige*, von der Vernunft gebotne, Harmonie zu erreichen, aber doch die Realiſirung des moraliſchen Weltplans dadurch einzuleiten und zu beginnen, daſs ſie durch Tugend, oder durch Ausübung des Sittengeſetzes, durch Handlungen, die aus Achtung gegen daſſelbe geſchehen, heranreifen für Beſeligung und für die künftig zu bewirkende Harmonie zwiſchen beyden.

Da nun von der einen Seite das vernünftig-ſinnliche Weſen ſich ſo unnachlaſslich ſtreng zur Ausübung der Forderung des Sittengeſetzes verbunden fühlt, und den Endzweck der moraliſchen Welt durchaus zu realiſiren nicht aufgeben kann; von der andern Seite aber auch überzeugt iſt, daſs dieſer Endzweck nicht innerhalb der Grenzen dieſes Erdenlebens realiſirt werden könne, ſondern daſs blos hienieden die künftige Realiſirung deſſelben eingeleitet und vorbereitet werden ſoll, und daſs der Zweck *dieſes* Erdenlebens blos in der durch Tugend zu erreichenden Würdigkeit für Beſeligung beſteht; ſo verlangt es in dieſem erhabenen Drängniſse, wo es weder die Forderung des Sittengeſetzes zurückweiſen, noch auch die *völlige* Realiſirung des Endzwecks ſeiner Natur aufgeben kann, als die einzige Bedingung *beyde* zu befriedigen, einen unendlichen Progreſs in der Zukunft, eine Fortdauer mit dem Be-

wuſstſeyn der Perſönlichkeit und der Rückerinnerung an alle vorige, als Perſon bereits verlebte, Daſeynszuſtände, um nehmlich immer den Forderungen des Sittengeſetzes, die es hienieden niemals ganz befriedigen kann, angemeſsen zu handeln, und *das* völlig zu werden und zu erreichen, was ihn durch den Endzweck ſeiner geſammten Natur zu werden und zu erreichen unnachlaſslich aufgegeben iſt. Je reifer und veredelter das vernünftig-ſinnliche Weſen wird, je dringender und ſtärker fühlt es auch dies erhabne Bedürfniſs, mit ſich ſelbſt einig und über die künftige Entwickelung ſeines Schickſals aufgeklärt zu werden. Dies Bedürfniſs iſt aber auch völlig rechtmäſsig und die Vernunft kann ſich deſselben nie entziehen, ſie ſelbſt muſs, um mit ſich in Ordnung und Harmonie zu kommen, auf die Befriedigung deſselben dringen. Da nun auf keine andre Art die Vernunft mit ſich einig werden und auf keine andre Art Harmonie und Ordnung zwiſchen die Kräfte des Menſchen kommen kann, als wenn er die Realiſirung ſeines Endzwecks auſserhalb der gegenwärtigen Ordnung der Dinge ſucht und in die überſinnliche Welt verſetzt, der er als Bürger durch ſeine Vernunft angehört, ſo muſs er durch ſeyn höchſtes, durch das moraliſche, Bedürfniſs genöthigt, eine grenzenloſe Fortdauer ſeines Daſeyns mit allen den Bedingungen fordern, ohne die die Realiſirung ſeines Endzwecks nicht gedacht werden könnte, denn ſo wenig er die Vollgültigkeit des Sittengeſetzes leugnen kann, zu deſsen Ausübung er ſich unnachlaſslich ſtreng verbunden fühlt, eben ſo wenig kann er das Verlangen unterdrücken, den geſammten Endzweck der moraliſchen Welt zu realiſiren; ein Verlangen, das um ſo ſtärker in ihm erwacht, je reifer er wird und je wei-

Digitized by Google

ter er in der ſtufenweiſen Entwickelung und Ausbildung ſeiner Kräfte fortſchreitet, eben weil er den Fortſchritt dieſer Ausbildung, der durch den Tod unterbrochen, und aufgehalten zu werden ſcheint, für die Zukunft ſicher ſtellen will, und daher, um denſelben ſo wie ſeine perſönliche Fortdauer zu retten, beyde in eine höhere Gegend des Univerſums verſetzt, die, nach ihrer Einrichtung und Ordnung, eben *dem* Grade der Reife und ſittlichen Kultur anpaſsen wird, mit welchem er dieſe Erde verläſst, um in eine höhere Verbindung der Dinge einzutreten.

Der Weltplan, der das Reich moraliſcher Kräfte umſchlieſst, und den zu realiſiren die Vernunft ſich ſelbſt unnachlaſslich gebietet, gründet ſich alſo auf das Daſeyn freyer Weſen, deren Handlungsweiſe hervorgeht entweder aus der Aufnahme des Sittengeſetzes oder des Grundtriebes der Sinnlichkeit in die Maxime (in den ſubjectiven Bewegungsgrund) des Handelns. Feſt beruht dieſer Weltplan auf der Anerkennung der Allgemeingültigkeit des Sittengeſetzes; da er aber nur *endliche* Weſen verbindet, und durch *ſtufenweiſe* Entwickelung und Ausbildung ihrer Kräfte dem Ziele ihrer Beſtimmung näher bringt; da er ſelbſt blos *in dem Gemüthe* der vernünftig-ſinnlichen Weſen enthalten und auſserhalb der moraliſchen Anlage in der Vernunft nichts iſt, eben weil in metaphiſiſcher Hinſicht den Formen der Sinnlichkeit Raum und Zeit, objective Realität abgeſprochen werden muſs; ſo kann der *Grund*, der uns berechtiget, die dereinſtige Erreichung und künftige Ausführung dieſes Weltplans zu erwarten, weder in dem Weltplan ſelbſt liegen, noch

auch in dem menſchlichen Gemüthe enthalten ſeyn, eben weil der Weltplan nur eine ſubjective Vorſtellungsart des menſchlichen Gemüthes, und das menſchliche Gemüthe ſelbſt endlich, d. h. bedingt und nicht durch ſich ſelbſt iſt. Wären wir daher blos an dieſe Facta im Bewuſstſeyn gewieſen, ſo würde zwar die Ehrwürdigkeit und Gültigkeit des Sittengeſetzes keinesweges verlieren, noch auch der Menſch ſich der Forderung der Vernunft, den moraliſchen Weltplan zu realiſiren, entziehen können, die wirkliche und völlige Realiſirung aber des, durch die Vernunft zu erreichen aufgegebnen, *höchſten Gutes* würde immer dadurch nicht ſicher geſtellt ſeyn. Um nun die künftige Ausführung des moraliſchen Weltplans zu begründen, um die Vernunft wegen der dereinſtigen Erreichung ihres höchſten Gutes in höhern Gegenden des Weltalls ſicher zu ſtellen, muſs ſie noch einen Schritt weiter gehen, den einzigen, den ſie noch konſequent thun kann.

Schon ein theoretiſches Bedürfniſs hatte die Vernunft genöthigt, den Grund für alles Bedingte in etwas Unbedingten in der überſinnlichen Welt zu ſuchen; nichts deſto weniger durfte ſie aber dieſe Idee des Unbedingten, als in einem überſinnlichen Weſen realiſirt, denken. Das moraliſche Bedürfniſs aber, ohne deſsen Befriedigung ſie mit ſich ſelbſt in ſteter Disharmonie und im ewigen Widerſpruche bleiben würde, nöthigt ſie, das moraliſche tranſcendentale Ideal aufzuſtellen und zwar in der Idee des vollendeten Gutes, das in Seligkeit durch Heiligkeit des Willens

beſteht. Ein Wille aber iſt heilig, der das Gute *notbwendig* will, der nichts anders wollen kann, und ein ſolcher Wille darf und kann nicht mit einer Sinnenwelt in Verbindung gebracht ſeyn; daher wird dieſe Idee eines heiligen Willens, als realiſirt gedacht in einem überſinnlichen Weſen, das aber eben deswegen nicht erkannt, ſondern blos *gedacht* durch die Vernunft, und wegen des höchſten moraliſchen Bedürfniſses derſelben, *geglaubt* werden muſs. Dieſes Weſen enthält nun den letzten zureichenden Grund, warum die Vernunft die Realiſirung ihres Endzweckes zu erwarten berechtiget iſt, und die völlige Harmonie zwiſchen Tugend und Beſeligung, die Erreichung des *höchſten* Gutes der vernünftig-ſinnlichen Weſen, kann blos *in der Idee des vollendeten* Gutes begründet ſeyn, welche, ſobald ſie durch die Vernunft realiſirt, d. h. in einem überſinnlichen exiſtirenden Weſen gedacht wird, die Ausführung des moraliſchen Weltplans garantirt und über jeden Zweifel erhebt. Die Idee des vollendeten Gutes iſt daher für den Menſchen, *die Idee der Gottheit*, in deren heiligen Willen er die völlige Erreichung und Ausführung des moraliſchen Weltplans gegründet findet. Die Vernunft beſcheidet ſich gern, daſs ſie dieſes überſinnliche Weſen nicht erklären kann, ihre Vorſtellungen, der ganze konſequente Gang ihrer Unterſuchungen über die überſinnliche Welt, führen ſie aber auf die Annahme dieſes Weſens, und ohne die Feſtſetzung dieſes höchſten Begriffs iſt es gar nicht gedenkbar, daſs je die Vernunft mit ſich ſelbſt einig werden und in Harmonie und Ordnung kommen könne. Nun er-

kennt aber auch die Vernunft ihre eignen moraliſchen Geſetze, als die Geſetze der oberſten moraliſchen Intelligenz an, und dadurch wird der Menſch *religiös*; wenn er nehmlich die, durch ſeine Vernunft gebotnen moraliſchen Geſetze, auf die Idee des vollendeten Gutes *bezieht*, und von der Gottheit die einſt zu bewirkende Harmonie zwiſchen Tugend und Beſeligung erwartet, die hienieden nur ſtufenweiſs vorbereitet und durch die erlangte Würdigkeit für Glückſeligkeit, die ſich die vernünftig-ſinnlichen Weſen durch Tugend verdienen ſollen, eingeleitet wird.

Dies! iſt denn die Anſicht der Verhältniſse des Menſchen als eines moraliſchen Weſens. Von dieſem feſten Geſichtspuncte müſsen wir ausgehen, um etwas über das feſtſetzen zu können, was er auf Erden bis jezt geworden, wodurch er dies geworden iſt, und was er in der Totalität eines Erdenlebens werden kann. Zur Geſchichte unſers Geſchlechts bringen wir alſo im Ganzen aus dieſen Unterſuchungen die Reſultate mit:

1) Daſs der moraliſche Weltplan durch die Vernunft unnachlaſslich geboten und alſo auch erreichbar iſt, da durch die höchſte moraliſche Intelligenz ſeine künftige Realiſirung garantirt wird.

2) Daſs dieſer moraliſche Weltplan nur nach und nach und ſtufenweiſs realiſirt werden kann, indem derſelbe das groſse Ganze, das geſammte Reich der moraliſchen Kräfte umſchlieſst, und durch die einzelnen Daſeynszuſtände in mehrern Gegenden des

Weltalls, durch mehrere Epochen und Perioden der Kultur und Diſciplin ſeine dereinſtige Realiſirung vorbereitet und möglich gemacht werde.

3) Daſs dieſe Erde eine ſolche Epoche der Erziehung und Vorbereitung ſey, und zwar für uns die erſte uns bewuſte; daſs es daher für die Forderungen der Vernunft hienieden zureiche, überzeugt zu ſeyn, daſs der moraliſche Weltplan wirklich ſtatt finde, und daſs es dem Vernünftig-ſinnlichen aufgegeben und möglich ſey, denſelben zu erreichen, daſs daher auch alle Anſtalten auf der Erde dahin führen ihn vorzubereiten, und daſs es die Beſtimmung des Menſchen auf der Erde ſey, durch Würdigkeit für Beſeligung den, in höhern Gegenden ihn erwartenden, Epochen der Kompenſation entgegen zu gehen, auf welche die gegenwärtige Ordnung der Dinge, durch eine ſtrenge Diſciplin, nur vorbereitete.

4) Daſs alle Verhältniſse, Verfaſsungen und Einrichtungen der Erde von *der* Art ſeyn müſsen, die ſtufenweiſse Herbeyführung und Anerkennung, ſo wie die dereinſtige Ausführung des moraliſchen Weltplans möglich zu machen; daſs daher die *höchſte* Beziehung und Würdigung der Geſetzgebung, Philoſophie, Religion, Staatsverfaſsung, Gelehrſamkeit, Wiſsenſchaften und Künſte, keine andre ſeyn könne, *als die nähere Beſtimmung ihres Verhält-*

niſses zu dem moraliſchen Endzwecke der Welt, und daſs der Grad ihres Werthes und ihres Einfluſses aufs Ganze blos abhange, ob ſie mehr oder minder, näher oder entfernter, hinwirken zu der künftigen Realiſirung dieſes unbedingt durch die Vernunft aufgegebenen Endzweckes.

5) Wenn wir daher die Thätigkeit der vernünftig-ſinnlichen Weſen, entweder aus feſten Grundſätzen, oder auch blos aus einem gewiſsen moraliſchen Inſtincte, ſich beziehen und hinwirken ſehen auf die künftige Realiſirung dieſes Endzweckes, ſo werden wir jede Epoche der Kultur, und jede Verfaſsung und Einrichtung in den mannigfaltigen, von vernünftigen Weſen auf dieſer Erde verlebten Daſeynsperioden als harmoniſch mit dieſem Endzwecke anerkennen müſsen, und wenn auch die frühern Verſuche, dieſen Weltplan zu denken und zu realiſiren, noch ſo mangelhaft geweſen wären und auch noch ſo ſehr das Gepräge der Unvollkommenheit und des Kindheitsalters getragen hätten!

6) Da einmal die Kultur des Menſchengeſchlechts, nach einem allgemeinen Naturgeſetze, vom Unvollkommenen und Mangelhaften ausgehen und nur nach und nach zu höhern Graden der Reife ſich erheben ſollte, ſo findet der philoſophiſche Forſcher der Weltgeſchichte eben dieſen langſam fortſchreitenden Gang der Kultur völlig angemeſsen dem

moraliſchen Weltplan im Ganzen, weil eben nur durch die ſtufenweiſen Fortſchritte das Ganze veredelt und vervollkomnt, und einer höhern Reife entgegen geführt werden kann.

7) Dieſer Plan iſt aber auch der Gottheit, deren Weltregierung das groſse Ganze umſchlieſst, völlig angemeſsen, es iſt ein Erziehungsplan, durch den der Character der Menſchheit nach und nach entwickelt werden und endlich in dem reinſten Lichte dargeſtellt werden ſoll. —

Nun müſsen wir aber aus dieſen Prämiſsen *das wahre Verhältniß* der *Religion*, der *Geſetzgebung*, der *Staatsverfaßungen*, der *bürgerlichen Geſellſchaft*, der *Wißenſchaften*, *Gelehrſamkeit* und *Künſte zu jenem allgemeinen Endzwecke der moraliſchen Welt* feſtſetzen, denn eben an dieſen Bedingniſsen läuft der Faden der Kulturgeſchichte ab, das heiſst: in wiefern die weitere Entwickelung und Fortbildung der Religion, der Philoſophie, der Geſetzgebung, der bürgerlichen Verfaſsung, der Wiſsenſchaften und Künſte abhängt von jenem allgemeinen Endzwecke der moraliſchen Welt und mit demſelben harmoniſch fortſchreiten müſsen, ſo ſind auch eben ſie die ſicherſten Belege zu der, in jeder Periode erreichten Kultur; denn die Kultur des menſchlichen Geſchlechts hing eben einzig und allein von der weitern Entwickelung und Fortbildung *dieſer Gegenſtände* ab, und wenn wir fragen: wie durch das menſchliche Geſchlecht bis jetzt der mora-

liſche Endzweck der Welt realiſirt worden ſey, ſo dürfen wir nur die Geſchichte um die Fortſchritte der *religiöſen, bürgerlichen und wiſſenſchaftlichen* Kultur fragen, und wir werden finden, daſs *dieſe* die Vehikel waren, durch welche der Fortſchritt in der Realiſirung des moraliſchen Weltplans bewirkt wurde, und daſs wir in ihnen die Kriterien finden, um den jedesmal, in den verſchiedenen Perioden der Geſchichte unſers Geſchlechts, erreichten Grad der Kultur ſicher verzeichnen zu können.

Um dies über jeden Zweifel zu erheben, müſsen wir zuerſt den *innigen Zuſammenhang* der Religion, der Geſetzgebung, der Wiſsenſchaften und Künſte *mit dem moraliſchen Weltplan* darthun und näher entwickeln.

Der moraliſche Weltplan, als ſolcher, wird durch die Vernunft im Allgemeinen verzeichnet und ohne alle Beziehung auf einzelne Perioden der Exiſtenz moraliſcher Weſen hingeſtellt. Da nun die Menſchen ſich durch die Vernunft zur Anerkennung und Annäherung an dieſen Weltplan unnachlaſslich verbunden fühlen, ſo muſs er von ihnen zunächſt auf *die* Periode des Daſeyns bezogen werden, die ſie gegenwärtig auf Erden verleben; er muſs ihnen als das *Ideal* ihrer Reife vorſchweben, er muſs die Norm ihrer freyen Handlungen ſeyn, eben weil der moraliſche Weltplan, auf den *geſammten* Zuſtand des menſchlichen Geſchlechts auf der Erde bezogen, in der Würdigwerdung für Beſeligung beſtand, eben weil das gegenwärtige Leben keine Epoche der Kompenſation,

Digitized by Google

ſondern der Erziehung, Uebung zur Tugend und Vorbereitung auf höhere Daſeynszuſtände in andern Gegenden des Weltalls iſt.

Um nun auf Erden würdig werden zu können für Beſeligung, muſs der Menſch gewiſser *Mittel* bedürfen, durch welche er es werden und alſo den *partialen* Endzweck ſeines geſammten Daſeyns *auf dieſer Erde* erreichen kann. Dieſe Mittel können nun keine andern ſeyn, als die ſchon in ſeinen Anlagen, Kräften und höhern Bedürfniſsen angedeutet worden, die noch nicht ausgebildet und zur Reife veredelt worden ſind in ihm, die aber entwickelt und fortgebildet werden ſollen, um ihn zur Kultur und Reife zu erziehen. Nach der weiſen Geſetzgebung der Natur iſt nehmlich in keinem Geſchöpfe eine Anlage gemacht, die nicht der Fortbildung, der ſtufenweiſen Entwickelung empfänglich wäre. Jede Kraft, jede Anlage iſt da, um durch Entwickelung und Uebung reif zu werden. Dies will die allgemeine Teleologie der Natur. Nun könnte ſchon *der* Gedanke: daſs der Menſch bey allen ſeinen Fortſchritten in der Kultur und bey der möglich-höchſten Reife und Entwickelung ſeiner Kräfte, doch niemals auf Erden zu dem Zuſtande einer *völligen* Reife gelangt, darauf führen, daſs das Ziel, das der Menſch erreichen ſoll, zwar hier beginnen müſse, aber nur in einem höhern und beſsern Zuſtande vollendet werden könne, und alſo auf den Gedanken der Fortdauer nach dem Tode führen; nie würde ſich aber der vollſtändige, reine und die Bedürfniſse der Vernunft befriedigende Begriff der *Unſterblichkeit*, aus der Anſicht jener von dem

Menſchen nicht völlig erreichten Teleologie der Natur ergeben. Dagegen dringt ſich uns die Bemerkung auf, daſs in Rückſicht auf das, was durch die freye Wirkſamkeit der Vernunft im Reiche moraliſcher Kräfte bewirkt und alſo für die geſammten Fortſchritte der Kultur gewonnen werden ſoll, der einzelne Menſch zwar ſeinen Beytrag liefere und liefern müſſe, daſs aber das vorgezeichnete Ziel ſelbſt nur *durch die ganze Gattung* moraliſcher Weſen *auf der Erde*, nicht aber durch das Individuum, während ſeines kurzen Aufenthaltes könne realiſirt werden, eben weil das Individuum, ſo bald es ſeinen Beytrag zur Fortbildung des Ganzen hienieden entrichtet hat, um ſeine eigne Fortbildung und Annäherung an den moraliſchen Weltplan vollenden zu können, in höhere Gegenden und zu beſsern Zuſtänden hinübergeht.

Was aber der Menſch in Rückſicht auf Kultur und Sittlichkeit wird, muſs er alles aus und durch ſich ſelbſt werden, denn bloſs die mechaniſche Anordnung ſeines thieriſchen Daſeyns hängt von der Einrichtung und den Geſetzen der Natur ab, nicht aber ſo die Vollkommenheit und moraliſche Glückſeligkeit, deren er theilhaftig werden ſoll, denn dieſe muſs er ganz durch eignes freyes Wirken verdienen und, frey vom Inſtinkte, durch die Vernunft aus ſich ſelbſt hervorbringen. So ſoll alſo der Menſch ſich und ſeiner moraliſchen Anlagen auf die höchſte moraliſche Intelligenz beziehen, und aus der Vernunft ſoll eine Religion hervorgehen, die ganz den Bedürfniſſen des reifenden Menſchen anpaſst. So wie die *Religion* im Allgemeinen *die freye Beziehung des vernünftig-ſinnlichen We-*

ſens auf die Gottheit iſt, ſo iſt die, auf feſte practiſche Principien gegründete, *moraliſche* Religion, die an die Spitze aller moraliſchen Vernunftgeſetze, eine letzte, höchſte, moraliſche Intelligenz, als den künftigen Ausführer des moraliſchen Weltplans ſtellt, und die moraliſchen Vernunftgeſetze als den Willen dieſer Gottheit kennen lehrt, *das Ideal* von dem, was die Vernunft in ſittlich-religiöſer Hinſicht ausarbeiten und aufſtellen kann; ein Ideal, auf deſsen Erreichung alle poſitive Religionen des Alterthums mehr oder minder hinwirkten, und dem die religiöſe Wirkſamkeit der vernünftigen Weſen ſich immer mehr zu nähern ſuchte. Den genauen Zuſammenhang einer ſolchen moraliſchen, aus der Vernunft ſelbſt hervorgehenden, und auf allgemeine Vernunftgeſetze gegründeten, Religion mit dem moraliſchen Weltplan, weiter zu entwickeln, würde unnöthig ſeyn, da er ſich leicht aus dem Verhältniſſe des höchſten Gutes der Menſchen zu der Idee des vollendeten Gutes darſtellen läſst. Von dieſer freyen Beziehung des vernünftig-ſinnlichen Weſens auf die Gottheit hängt dann jedesmal ein gewiſſer *Kultus* ab, der ſich genau nach dem Grade der ſittlichen Bildung und Reife des moraliſchen Weſens richtet. Je näher nun die religiöſen Begriffe den früheſten Perioden der Geſchichte liegen, je dürftiger und unvollkommner ſind ſie, je ſinnlicher iſt alſo auch der mit ihnen verbundne Kultus. Mit dem *Ideale* aber der moraliſchen Religion ſelbſt läſst ſich kein anderer Kultus vereinigen, als die Ausübung des Guten, weil es das Gute iſt; Ceremonien, ſinnliche Verehrung, äuſserlicher Kultus, kennt die moraliſche Religion, als ſolche, nicht, wohl aber kann in ihrem Abkömmling, in der

Digitized by Google

univerſellen Religion, die die Reſultate der moraliſchen enthält, ein gewiſſer Kultus ſtatt finden, in wiefern auch moraliſche Wahrheiten einer einfachen Verſinnlichung empfänglich ſind. *)

Der durch die Vernunft den moraliſchen Weſen gebotne und aufgegebne Endzweck kann aber nicht *iſolirt* von dem Menſchen erreicht werden; ſeine höhere Reife, ſeine gewiſſe Erreichung und die zweckmäſsigſte Vorbereitung auf die dereinſtige völlige Realiſirung des moraliſchen Weltplans kann blos in der *Geſellſchaft* geſchehen. Die Vereinigung der Menſchen zu deſto ſicherer Beförderung und Erreichung ihres, durch die Vernunft ihnen vorgezeichneten, Endzweckes ihrer geſammten Natur, iſt der, vor dem Forum der Vernunft allein gültige Bewegungsgrund, warum ſich Menſchen zum bürgerlichen und gemeinſchaftlichen Leben vereinigen, und kann auch der einzige würdige Zweck der bürgerlichen Geſellſchaft ſeyn. Das Ideal einer bürgerlichen Verfaſsung, die alſo den Forderungen der Vernunft entſprechen und die künftige Realiſirung des moraliſchen Weltplans einleiten und vorbereiten ſoll, kann in nichts anders beſtehen, als in der Beziehung und Anwendung des, für dieſe Erde *partialen*, Endzweckes der Menſchheit auf das geſellſchaftliche Leben

*) Die nähere Entwickelung dieſer Begriffe, und das Verhältniſs der auf feſten moraliſchen Principien beruhenden Religionsphiloſophie zur univerſellen Religion und zu den poſitiven Religionen des Alterthums und der Vorwelt, habe ich zu verzeichnen geſucht in meinem *Beytrag zur Kritik der Religionsphiloſophie und Exegeſe unſers Zeitalters*, worauf ich verweiſe, weil ich hier die Gründe meiner Behauptung nicht weiter ausführen kann.

Digitized by Google

und die bürgerliche Verfaſsung. Die Vernunft kennt alſo auch keinen andern Zweck für die *Geſetzgebung*, als die Beziehung des gemeinſchaftlichen Endzwecks der moraliſchen Weſen auf die einzelnen Fälle, die im geſellſchaftlichen Leben, in der bürgerlichen Geſellſchaft vorkommen können. So roh und ein Werk der Noth und des Bedürfniſses das erſte Zuſammenleben in häuslicher, und dann auch in bürgerlicher, Geſellſchaft immer geweſen ſeyn mag, ſo ſieht man doch in der Geſchichte, die Fortbildung eines gemeinſchaftlichen bürgerlichen Zweckes mit Vergnügen; je mehr die Vernunft ihre unveräuſserlichen, und nur durch Rohheit und Barbarey eine Zeitlang zu verdunkelnden, Rechte kennen und brauchen lernt, um ſo nachdrücklicher werden auch ihre Forderungen an die bürgerliche Geſellſchaft, um ſo mehr ſucht ſie dieſelben geltender zu machen, und nach und nach aus dem Zuſtande der Sklaverey und langen Wildheit überzugehen in die Zuſtände einer höhern Kultur und Reife. Es kann daher keinesweges auf einmal jenes *Ideal der bürgerlichen Geſellſchaft und der Geſetzgebung* realiſirt werden, demohngeachtet ſtellt es die Vernunft auf, und macht die Anerkennung und Hinweiſung auf daſselbe zur nothwendigen Bedingung, unter der ein moraliſches Weſen ſich als Mitglied und Theilnehmer einer bürgerlichen Geſellſchaft anſehen kann. Denn nichts auf der Welt kann ein vernünftiges Weſen vermögen, in eine bürgerliche Geſellſchaft zu treten oder in einem Staate zu leben, deſsen Einrichtung den Forderungen der Vernunft an das bürgerliche Leben und an die Geſetzgebung, geradezu widerſtreitet; wohl aber ſieht das vernünftige Weſen auch ein, daſs dieſes Ideal nur langſam und ſtu-

ſenweiſs realiſirt und die Staatsverfaſsung und Geſetzgebung nur auf dieſe Art veredelt werden kann. Diejenigen Mittel daher, die *ehemals* die, in der Geſellſchaft mögliche, Kultur bewirkten, können nicht immer gelten; daher muſs ſich die Geſetzgebung, von der die Feſtſetzung der, zur Erreichung des Zweckes der bürgerlichen Geſellſchaft, möglichen Mittel abhängt, nach dem Geiſte des Zeitalters richten und ſtufenweiſs die Annäherung an jenes Ideal aller Geſetzgebung und aller bürgerlichen Verfaſsung zu bewirken ſuchen. Kein Bürger eines Staates darf daher in der Erreichung ſeines, als Menſch ihm aufgegebenen Endzweckes gehindert werden; er bringt dieſen Endzweck in die Geſellſchaft vielmehr mit, um ihn weit eher, leichter und gewiſser zu erreichen, und die Vernunft kann keine Staatsverfaſsung als zweckmäſsig und harmoniſch mit ihrem groſſen Plane anerkennen, wo *ſie* nicht ſelbſt letzter Zweck iſt und die Geſetzgebung nicht auf die völlige Anerkennung ihrer Rechte und auf die höchſte Vernunftmäſsigkeit gegründet iſt. Denn in der Geſellſchaft bleiben die nehmlichen *Rechte und Pflichten*, die nehmliche hohe *Beſtimmung* des Menſchen, und keine Staatsverfaſsung kann ihn nöthigen, auf dieſe Verzicht zu thun, denn dieſe Rechte ſind unveräuſserlich. Sobald aber auch die Geſellſchaft der Idee der Vernunft entſpricht, ſobald kann der Menſch das weit eher werden, was er iſolirt vielleicht nie geworden wäre, denn in Verbindung mit Weſen ſeiner Gattung kann er Pflicht im hohen Sinne üben, die Aufgabe des Sittengeſetzes befolgen, und ſtufenweiſs dem geſammten Ziele ſeines Aufenthalts auf Erden näher rücken. [Da nun aber der Menſch blos in der Geſellſchaft den Endzweck ſeines

Daſeyns am ſicherſten und leichteſten erreichen kann, ſo begiebt er ſich freywillig in derſelben einen zufälligen Rechte, weil er, ohne dieſen Weg einzuſchlagen, den höhern Zweck ſeiner Exiſtenz nicht ſicher ſtellen kann. Das was er aber dem höhern Zwecke aufopfert, kann nichts weſentliches ſeyn, ſonſt würde er etwas aufgeopfert haben, was er durchaus nicht aufopfern darf und kann, nehmlich die Vernunft.

Der Menſch iſt daher zur Geſellſchaft beſtimmt, und kann nur in der Geſellſchaft das werden und erreichen, was er ſeinen Anlagen nach werden und erreichen ſoll. Dies iſt aber zugleich das Ideal für die bürgerliche Verfaſsung und für die Geſetzgebung in derſelben. Nur langſam und ſtufenweiſe können die vernünftig-ſinnlichen Weſen demſelben näher kommen. Um die Menſchen aber doch demſelben näher zu bringen, hat die Natur des *Antagoniſm in der Geſellſchaft* ſich als Mittel dazu bedient, *in wiefern dieſer am Ende doch die Urſache einer geſetzmäßigen Ordnung in derſelben wird.* Da dieſe Behauptung von dem Urheber der kritiſchen Philoſophie ſelbſt herrührt, ſo mag ſeine Ideenreihe hier ſtehen: „Ich verſtehe unter dem Antagoniſm, *ungeſellige Geſelligkeit* der Menſchen; und jeden Hang derſelben in Geſellſchaft zu treten, der doch mit einem durchgängigen Widerſtande, welcher dieſe Geſellſchaft beſtändig zu trennen droht, verbunden iſt. Hierzu liegt die Anlage offenbar in der menſchlichen Natur. Der Menſch hat eine Neigung ſich zu *vergeſellſchaften*; weil er in einem ſolchen Zuſtande ſich mehr als Menſch, d. i. die Entwickelung ſeiner Naturanlagen, fühlt. Er

hat aber auch einen groſsen Hang ſich zu *vereinzelnen* (iſoliren); weil er in ſich zugleich die ungeſellige Eigenſchaft antrift, alles blos nach ſeinem Sinne richten zu wollen, und daher allerwärts Widerſtand erwartet, ſo wie er von ſich ſelbſt weiſs, daſs er ſeiner Seits zum Widerſtande gegen andre geneigt iſt. Dieſer Widerſtand iſt es nun, welcher alle Kräfte des Menſchen erweckt, ihn dahin bringt, ſeinen Hang zur Faulheit zu überwinden, und, getrieben durch Ehrſucht, Herrſchſucht oder Habſucht, ſich einen Rang unter ſeinen Mitgenoſsen zu verſchaffen, die er nicht wohl *leiden*, von denen er aber auch nicht *laſſen* kann. Da geſchehen nun die erſten wahren Schritte aus der Rohigkeit zur Kultur, die eigentlich in dem geſellſchaftlichen Werthe des Menſchen beſteht; da werden alle Talente nach und nach entwickelt, der Geſchmack gebildet, und ſelbſt durch fortgeſetzte Aufklärung der Anfang zur Gründung einer Denkungsart gemacht, welche die grobe Naturanlage zur ſittlichen Unterſcheidung mit der Zeit in beſtimmte practiſche Principien, und ſo eine *pathologiſch*- abgedrungne Zuſammenſtimmung zu einer Geſellſchaft endlich in ein *moraliſches* Ganze verwandeln kann. Ohne jene, an ſich zwar eben nicht liebenswürdige Eigenſchaften der Ungeſelligkeit, woraus der Widerſtand entſpringt, den jeder bey ſeinen ſelbſtſüchtigen Anmaſsungen nothwendig antreffen muſs, würden in einem arkadiſchen Schäferleben, bey vollkommner Eintracht, Genügſamkeit und Wechſelliebe, alle Talente auf ewig in ihren Keimen verborgen bleiben; die Menſchen, gutartig wie die Schafe, die ſie weiden, würden ihrem Daſeyn kaum einen gröſsern Werth verſchaffen, als

dieſes ihr Hausvieh hat; ſie würden das Leere der Schöpfung in Anſehung ihres Zweckes, als vernünftige Weſen, nicht ausfüllen. Dank ſey alſo der Natur für die Unvertragſamkeit, für die miſsgünſtig wetteifernde Eitelkeit, für die nicht zu befriedigende Begierde zum Haben oder auch zum Herrſchen! Ohne ſie würden alle vortrefliche Anlagen in der Menſchheit ewig unentwickelt ſchlummern! Der Menſch will Eintracht; aber die Natur weiſs beſser, was für ſeine Gattung gut iſt: ſie will Zwietracht. Er will gemächlich und vergnügt leben; die Natur will aber, er ſoll aus der Läſsigkeit und unthätigen Genügſamkeit hinaus, ſich in Arbeit und Mühſeligkeiten ſtürzen, um dagegen auch Mittel auszufinden, ſich klüglich wiederum aus den letztern herauszuziehen. Die natürlichen Triebfedern dazu, die Quellen der Ungeſelligkeit und des durchgängigen Widerſtandes, woraus ſo viele Uebel entſpringen, die aber doch auch wieder zur neuen Anſpannung der Kräfte, mithin zu mehrerer Entwickelung der Naturanlagen antreiben, verrathen alſo wohl die Anordnung eines weiſen Schöpfers; und nicht etwa die Hand eines bösartigen Geiſtes, der in ſeine herrliche Anſtalt gepfuſcht oder ſie neidiſcher Weiſe verderbt habe."

„*Das gröſste Problem für die Menſchengattung, zu deſsen Auflöſung die Natur ihn zwingt, iſt die Erreichung einer allgemein das Recht verwaltenden bürgerlichen Geſellſchaft.* Da nur in der Geſellſchaft, und zwar derjenigen, die die gröſste Freyheit mithin einen durchgängigen Antagonism ihrer Glieder, und doch die genaueſte Beſtimmung und Sicherung der Grenzen dieſer Freyheit hat, damit ſie mit der Freyheit anderer beſtehen könne, — *da nur in ihr die höchſte*

Digitized by Google

Abſicht der Natur, nehmlich die Entwickelung aller ihrer Anlagen, in der Menſchheit erreicht werden kann, die Natur auch will, daſs ſie dieſen, ſo wie alle Zwecke ihrer Beſtimmung, ſich ſelbſt verſchaffen ſolle; ſo muſs eine Geſellſchaft, in welcher *Freyheit unter äußern Geſetzen* im gröſstmöglichen Grade mit unwiderſtehlicher Gewalt verbunden angetroffen wird, d. i. eine vollkommen gerechte bürgerliche Verfaſsung, *die höchſte Aufgabe* der Natur für die Menſchengattung ſeyn; weil *die Natur, nur vermittelſt der Auflöſung und Vollziehung derſelben, ihre übrigen Abſichten mit unſerer Gattung erreichen kann.* In dieſen Zuſtand des Zwanges zu treten, zwingt den ſonſt für ungebundne Freyheit ſo ſehr eingenommnen Menſchen die Noth, und zwar die gröſste unter allen, nehmlich die, welche ſich Menſchen unter einander ſelbſt zufügen, deren Neigungen es machen, daſs ſie in *wilder* Freyheit nicht lange neben einander beſtehen können. Allein in einem ſolchen Gehege, als bürgerliche Vereinigung iſt, thun eben dieſelben Neigungen hernach die beſte Wirkung; ſo wie Bäume in einem Walde, eben dadurch, daſs ein jeder dem andern Luft und Sonne zu benehmen ſucht, einander nöthigen, beydes über ſich zu ſuchen, und dadurch einen ſchönen geraden Wuchs bekommen; ſtatt daſs die, welche im Freyen und von einander abgeſondert ihre Aeſte nach Wohlgefallen treiben, ſchief und krumm wachſen. Alle Kultur und Kunſt, welche die Menſchheit zieret, die ſchönſte geſellſchaftliche Ordnung, ſind Früchte der Ungeſelligkeit, die durch ſich ſelbſt genöthigt wird ſich zu diſciplіniren, und ſo, durch abge-

Digitized by Google

abgedrungene Kunſt, die Keime der Natur vollſtändig zu entwickeln.“ So erklärt ſich KANT ſelbſt über den Zweck eines Staates, (in der Abhandl. *Idee zu einer allgemeinen Geſchichte in weltbürgerlicher Abſicht S. 9. ff.*) und beſtätigt durch ſeine Deduction das, was ich im Allgemeinen als Ideal für die bürgerliche Geſellſchaft und den letzten Zweck der Geſetzgebung in derſelben verzeichnet hatte, ſo wie er aus dem Verhältniſse der ſinnlichen und moraliſchen Kräfte des eigennützigen und uneigennützigen Triebes gegen einander, das ſich nur nach langem Widerſtande in Harmonie auflöſet, die höhere Kultur der Geſellſchaft herleitet, indem er zeigt, daſs Noth, Bedürfniſs und das ſo oft zuſammenlaufende Intereſse der Individuen in der Geſellſchaft, eben die Menſchen nöthigte, eine feſte Norm für ihre Verhältniſse durch Geſetze feſtzuſetzen; und eben mit der ſtufenweiſsen Ausbildung der Geſetze und der Vervollkommnung der bürgerlichen Verfaſsung (die nur durch den Antagonism allein ſo bald zu bewirken war,) erwuchs die höhere Kultur und Reife der Menſchheit. Was KANT in jener Abhandlung dann, über das Bedürfniſs eines Oberhaupts und dem Verhältniſse mehrerer Staaten gegen einander, ſagt, gehört nicht in die philoſophiſche Darſtellung der *allgemeinen* Reſultate über den Zweck der bürgerlichen Geſellſchaft und der Geſetzgebung, in wiefern dieſe nehmlich abhängen von dem letzten oder von dem Endzwecke des geſammten Reiches moraliſcher Weſen. —

Geſellſchaftliches Leben der Menſchen, Geſetzgebung und Religion ſtehen alſo in der nächſten und in-

nigſten Verbindung mit dem moraliſchen Weltplan und ſind auf Erden die wirkſamſten Beförderungsmittel deſſelben; ſie ſind es, die, gleichſam als Grundlinien, die Fortſchritte der Menſchen in der Kultur bezeichnen. *Philoſophie und Erziehung* ſind unzertrennlich mit ihnen verbunden. Denn in wiefern die Philoſophie theils mit den tiefern Unterſuchungen und mit der Feſtſtellung der letzten Gründe des menſchlichen Wiſsens ſich beſchäftigte, theils das moraliſche Bedürfniſs des Menſchen entwickelte und ſpäterhin, auf ihrem konſequenten Gange die practiſchen Poſtulate der Vernunft aufſtellte, in ſofern liegen alle Verſuche der Vorwelt, gewiſse Religionsſyſteme aufzuführen, in ihrem weitläuftigen Gebiete, und dieſe muſsten mehr oder minder dem menſchlichen Geiſte glücken, je nachdem er von richtigen moraliſchen Grundſätzen ausging oder nicht! Religion, mit ihren verſchiedenen Abſtufungen und Modificationen, iſt für den philoſophiſchen Forſcher der Geſchichte, der die einzelnen Wiſsenſchaften unter ihr allgemeines Geſchlecht bringt, ein Zweig des practiſchen Theils der Philoſophie, und ein Product der mehr oder weniger ausgebildeten und ſich ihrem moraliſchen Ziele nähernden Vernunft. Da aber die Beſtimmung des Menſchen und der moraliſche Weltplan nicht eher feſt und lichtvoll verzeichnet werden konnte, als bis die Vernunft in Rückſicht auf ihre moraliſche Forderungen mit ſich ſelbſt einig geworden war, ſo läſst ſich leicht der entſchiedne Einfluſs der höhern Kultur der Philoſophie auf die geſammte Kultur unſers Geſchlechts darthun, und über jeden Zweifel erheben! Eben ſo werden die Reſultate der Philoſophie, je mehr ſie ins Leben übergehn, eine höhere Kultur unter den Menſchen

Digitized by Google

begründen, und dadurch eben unſer Geſchlecht, in moraliſcher Hinſicht, dem groſsen Endzwecke ſeiner Natur näher bringen. —

In wiefern von der *frühzeitigen* Entwickelung der Anlagen und Kräfte des Menſchen ſeine künftige Brauchbarkeit für die menſchliche Geſellſchaft und ſeine eigne, früher oder ſpäter bewirkte, Annäherung an den moraliſchen Weltplan abhängt; in ſofern muſs das Ideal der Kultur der Menſchheit unterſtützt werden durch das Ideal *der moraliſchen Erziehung*. Die Entwickelung der Kräfte des jungen Weltankömmlings in den Jahren der nothwendigen moraliſchen Unmündigkeit muſs nehmlich ſo befördert werden, daſs durch die ſtufenweiſe Entwickelung dieſer Kräfte der Menſch in den Stand geſetzt werde, wenn er aus der Periode der Erziehung heraustritt, die Fortbildung ſeiner Kräfte ſelbſt zu übernehmen, nach Grundſätzen zu handeln, und ſo ſeine Beſtimmung zu erreichen und dem moraliſchen Weltplan näher zu kommen. Es muſs uns daher daran liegen, die ſtufenweiſe Veredlung der Erziehung durch die verſchiedenen Perioden der Geſchichte hindurch zu verfolgen, um dadurch einen Maasſtab für die ſittliche Reife und Kultur derſelben zu gewinnen, auf deren Fortſchritte die höhere Richtung der Erziehung einen wichtigen Einfluſs haben muſste. —

In einer etwas entferntern Beziehung ſtehen zu dem moraliſchen Weltplan, *Gelehrſamkeit, Wiſſenſchaften und Künſte*. Das Ideal, das der Forſcher der Kulturgeſchichte für die höhere Kultur derſelben der

Nachwelt vorzeichnet, muſs vorzüglich in der geiſtvollen und pragmatiſchen Behandlung ihrer Gegenſtände beſtehen. Das, was dem Menſchen intereſsiren, was ſeinem wahren Character angebildet werden ſoll, muſs practiſch ſeyn, darf nicht als eine Maſse todter Begriffe in ſeinem Verſtande liegen, denn dadurch kann die Realiſirung des moraliſchen Weltplans, ſelbſt nicht einmal entfernt, bewirkt werden. Nur dann alſo, wenn in die Wiſsenſchaften *Geiſt* übergetragen und ſie auf feſte Principien, die die Philoſophie als Ur-Wiſsenſchaft für alle übrige darbietet, zurückgeführt werden, erhalten ſie Werth und Intereſse für den Menſchen, denn dann ſieht er ihren Zuſammenhang und ihre harmoniſche Mitwirkung zur Vervollkommnung ſeiner Begriffe und zur ſtufenweiſen Erreichung des ſeiner Natur vorgezeichneten und aufgegebnen Endzwecks. Nicht alſo blos um Erſtaunen zu erregen oder die Sinnlichkeit des Menſchen zu reizen, ward ihm Empfänglichkeit für Werk der Kunſt eingeſenkt; alle Künſte verſtatten eine moraliſche Beziehung, und ihre iſolirten Zwecke bekommen ein unendlich erhöhtes Intereſse, ſobald ſie auf moraliſche Teleologie bezogen werden. Dann können ſie auf dem Wege der Empfindung durch tiefe Rührungen eben dahin wirken, wohin die Vernunft durch feſte Gründe wirkt, und ſo kann durch die höhere zweckmäſsigere Richtung der Künſte, durch die Veredlung ihrer Zwecke und durch die Verbindung derſelben mit moraliſchen Ideen, die der Einkleidung in Bilder und der ſinnlichen Darſtellung empfänglich ſind, den Künſten eine höhere Wirkſamkeit angewieſen und dadurch ein näherer Zuſammenhang derſelben mit dem Endzwecke der Menſch-

heit bewirkt werden. Dieſes Ideal für den wahren Flor und die höhere Richtung der Wiſsenſchaften und Künſte iſt nun freylich in den frühern Perioden der Kultur oft verfehlt worden. Nichts deſto weniger kann durch die höhere Würdigung der Gelehrſamkeit, Wiſsenſchaften und Künſte, und *durch ihre Verbindung mit dem moraliſchen Weltplan*, ihr Einfluſs auf die geſammte Kultur der Menſchheit erhöht werden, und die Art, wie dieſe höhere Wirkſamkeit bewirkt werden könne, anzudeuten, iſt das Geſchäft der Reſultate, die ſich aus der Kulturgeſchichte der Menſchheit ergeben. —

Aus dieſer Darſtellung nun, daſs es nehmlich möglich ſey, der Characteriſirung der ſpeziellen Principien der Philoſophie, Religion, Geſetzgebung, der Wiſsenſchaften, Gelehrſamkeit und Künſte *ein rein-ſittliches Princip zum Grunde zu legen*, und dieſe Beförderungsmittel der Kultur der Menſchheit mit dem Endzwecke der ganzen moraliſchen Welt in Verbindung zu bringen — ergiebt ſich alſo der höhere Geſichtspunct, aus welchem wir dieſe einzelnen Erfordernisſe aller menſchlichen Kultur betrachten müſsen. Dieſer Geſichtspunct iſt in der That höher gerückt worden durch die kritiſche Philoſophie, theils weil ſie das Sittengeſetz lichtvoller entwickelt, theils aber auch weil ſie den Endzweck der Menſchheit, und mit ihm das geſammte Ziel aller, den Menſchen möglichen, Kultur weit tiefer begründet hat. Wie ſehr nun die einzelnen Zwecke der Philoſophie, der Religion, Geſetzgebung u. ſ. w. berichtigt worden ſind, durch den ſo tief begründeten, und durch die freye Thätigkeit der Vernunft ſelbſt aufgegebnen Endzweck der Menſchheit, ferner, welcher

Zuſammenhang und welche Beziehung dieſer Zwecke auf jenen Endzweck möglich ſey, hat die vorhergehende Darſtellung zeigen ſollen.

Wir haben alſo dadurch folgende Reſultate gewonnen:

1) Es läſst ſich ein philoſophiſches Princip der Geſchichte der Menſchheit und der Fortſchritte unſers Geſchlechts in der Kultur zu Grunde legen.

2) Dieſes Princip kann nicht von der Thätigkeit der Vernunft in theoretiſcher Hinſicht entlehnt werden, ſondern es muſs hervorgehen aus der durch die Vernunſt aufgeſtellte moraliſche Teleologie der Welt.

3) Es können nicht mehrere philoſophiſche Principien zugleich der Geſchichte der Kultur unſers Geſchlechts zu Grunde gelegt werden, weil es nur Ein, und zwar ein allgemeingeltendes und unnachlaſslich verbindendes Geſetz der Vernunft für alle freie Weſen, mithin auch nur Einen moraliſchen Endzweck der Welt und nur Einen Weltplan, giebt.

4) Die Vernunft darf auch nicht befürchten, daſs ſie bey Aufſtellung des Sittengeſetzes, bey Herleitung des moraliſchen Endzweckes der Welt aus demſelben und bey der Anwendung des letztern auf die Kulturgeſchichte der Menſchheit ſich verirrt habe, weil ſie dieſe Unterſuchungen und die Aufſtellung dieſes Princips nicht eher begonnen hat, als bis ſie

Digitized by Google

die ſtrengſte Kritik und Prüfung über alle in dem Gemüthe des Menſchen gegebne Kräfte und Vermögen hat ergehen laſsen, welches nur in ein reiferes Zeitalter fallen konnte, und durch die philoſophiſchen Reſultate unſers Zeitalters erſt möglich gemacht und bewirkt worden iſt.

5) Dieſes Princip, das auf dem einzig möglichen Sittengeſetze der Vernunft beruht und aus dem einfachen Plane der Welt hervorgeht, iſt daher auch das einzig mögliche Princip für die philoſophiſche Begründung der Kulturgeſchichte unſers Geſchlechts; alle andre philoſophiſche Schulen gehen von empiriſchen oder evdämoniſtiſchen Grundſätzen aus, und daher kann auch das aus ihnen hergeleitete Princip für die Geſchichte der Menſchheit nicht anders als ſchwankend, mangelhaft und einſeitig ſeyn.

6) Das Princip aber, das wir der Kulturgeſchichte der Menſchheit zum Grunde legen, iſt reinſittlich und bezieht ſich auf den geſammten Charakter der Menſchheit; da es nun auf die ſtrengſte Kritik der menſchlichen Kräfte und Vermögen gebaut iſt und die geſammten Forderungen der menſchlichen Natur umſchlieſst, ſo kann es keiner Verirrung unterworfen ſeyn und auf keinem Fehlſchluſse beruhen.

7) Das rein - ſittliche Princip, das wir der Geſchichte zu Grunde legen, iſt von der Art, daſs es

Digitized by Google

nicht nur für die geſammte Kultur der Menſchheit im Ganzen, ein Ideal, das iſt, ein feſtes Ziel, dem ſie ſich nähern ſoll, aufſtellt, ſondern auch für die einzelnen Verhältniſse, durch die erſt die Kultur unſers Geſchlechts möglich wird, gewiſse Ideale aufſtellt, welchen z. E. Philoſophie, Religion, Staatsverfaſsung, Geſetzgebung, Wiſsenſchaften, Gelehrſamkeit und Künſte ſich nähern ſollen.

8) Durch die Aufſtellung dieſer Ideale im Einzelnen, welche ſich aber ergeben aus dem allgemeinen, für die geſammte Kultur des Menſchengeſchlechts aufgeſtellten Ideale, (das hervorging aus dem einfachen moraliſchen Weltplane) wird nun den Thätigkeiten der freyen, moraliſchen Weſen für die Verhältniſse dieſes Erdenlebens ein gewiſses Ziel der Kultur vorgezeichnet. Da nun ihre Kultur und die höhere Reife derſelben blos dadurch bewirkt werden kann, daſs Philoſophie, Religion, Geſetzgebung, Staatsverfaſsung, Wiſsenſchaften, Gelehrſamkeit und Künſte ſich dem, ihnen vorgezeichneten *partialen* und *bedingten* Ziele nähern, ſo läſst ſich leicht darthun, worauf eigentlich der Fortſchritt der geſammten Kultur unſers Geſchlechts im Ganzen beruht, nehmlich auf dem ordnungsvollen und mit dem geſammten moraliſchen Weltplane harmoniſchen, Fortſchritte der einzelnen Theile der Kultur, die, wie wir ſahen, in Philoſophie, Geſetzgebung u. ſ. w. beſtanden.

Digitized by Google

9) Die ganze Geſchichte bis jetzt beſtätigt es nun *a poſteriori*, daſs das menſchliche Geſchlecht nur eben durch die Fortbildung dieſer einzelnen Theile in ſeiner geſammten Kultur und Reife weiter fortgeſchritten ſey, und daſs es für vernünftig - ſinnliche Weſen, (d. h. für moraliſche Weſen, die unter ſolchen und keinen andern Einrichtungen auf dieſer Erde leben) keine andern Bedingungen ihrer Kultur gebe, als eben dieſe; weil die geſammte Kultur nur in drey Hauptheile zerfällt: in die *ſittliche* (oder ſittlich - religiöſe) *bürgerliche* und *wiſſenſchaftliche*.

10) Indem für dieſe einzelnen Bedingungen der Kultur unſers Geſchlechts gewiſse Ideale verzeichnet werden, oder indem angegeben wird, welches das Ziel ſey, dem ſie ſich *ſtufenweiſse* nähern ſollen, ſo wird damit keinesweges angedeutet, als ob die Menſchheit bereits einen ſo hohen Grad ihrer Kultur erreicht habe, daſs ſie die baldige Annäherung an dieſes Ziel und die Realiſirung dieſer, ins Einzelne verzeichneten, Ideale erwarten dürfe; es wird nur dargethan, daſs die Menſchheit nicht aufs Ungewiſse der Zukunft entgegen gehe, daſs vielmehr die Vernunft ſelbſt durch Aufſtellung des moraliſchen Weltplans und durch Herleitung des geſammten Grenzpuncts (Ideals) menſchlicher Kultur aus demſelben, die Thätigkeit der vernünftig - ſinnlichen Weſen ha-

be vor Verirrungen und Fehlern bewahren, und in gerader Richtung dem Ziele entgegen führen wollen, das der Menſchheit zu erreichen aufgegeben, und in unendliche Ferne vor ihr verzeichnet iſt.

11) Da nun die kritiſche Philoſophie, nach vorhergegangener Kritik und Prüfung aller menſchlichen Kräfte und Vermögen jenen moraliſchen Weltplan begründet und aus dem Sittengeſetze der reinen practiſchen Vernunſt hergeleitet hat; da überhaupt dieſe Philoſophie den bis jetzt möglich höchſten Schwung des menſchlichen Geiſtes in theoretiſcher und practiſcher Hinſicht enthält, ſo muſste eben dieſe Philoſophie, zunächſt aber ihre practiſchen Reſultate, angewendet werden auf die Begründung einer Philoſophie der Geſchichte der Menſchheit, und ſo muſste der, aus ihr reſultirende, einfache moraliſche Plan der Welt zugleich das einzig mögliche, einfache philoſophiſche Princip der Kulturgeſchichte begründen. Aus dieſem Princip ergab ſich nun nicht allein in gerader Richtung einmal ein völlig beſtimmtes Ideal für die geſammte Kultur der vernünftigen Weſen, welches in dem unendlichen Progreſsus ſeiner geſammten moraliſchen Reiſe und in der Annäherung an die Erreichung des moraliſchen Weltplans beſteht; ſondern durch dieſes Princip muſsten auch die, aus dieſem allgemeinen Ideale abgeleiteten Ideale für die einzelnen Abſtufungen und Bedingungen

aller menſchlichen Kultur (an welchen Bedingungen nehmlich der Faden der Kultur unter Weſen dieſer Art fortläuft) begründet werden; eben weil das Ganze nur durch den Progreſs der einzelnen Theile weiter fortgeführt werden kann.

12) Dieſes Princip ſelbſt aber iſt kein anders, als die von der Vernunft *a priori*, alſo unnachlaſslich, allgemein und unbedingt aufgegebne Annäherung an den moraliſchen Weltplan, angewendet auf die Verhältniſse und Bedingungen, unter welchen dieſer Weltplan realiſirt werden kann. Da nun der moraliſche Weltplan nicht anders realiſirt werden kann, als durch die ſtufenweiſse Fortbildung dieſer einzelnen Verhältniſse (Geſetzgebung, Religion etc.) ſo leuchtet der Zuſammenhang der letzten mit dem moraliſchen Weltplan, und die Zweckmäſsigkeit eines aus demſelben hergeleiteten, nur verſchiedentlich modificirten und auf ſie angewendeten allgemeinen, Princips ein.

13) Dieſes Princip wird durch die Vernunft *a priori* aufgegeben und der Geſchichte zum Grunde gelegt, ohne Rückſicht darauf zu nehmen, ob wirklich der Gang der Kultur unter den Menſchen, d. h. die ſtufenweiſse Ausbildung und Entwickelnng der Bedingungen der menſchlichen moraliſchen Reife (Religion, Geſetzgebung etc.) bis jetzt demſelben angemeſsen geweſen ſey, oder nicht. Der philoſo-

phiſche Forſcher der Geſchichte aber, dem es darum zu thun iſt, theils den bis jetzt erreichten Grad menſchlicher Kultur zu beſtimmen, theils zu wiſsen, was in jeder, von Menſchen auf dieſer Erde verlebten, Periode für die Fortſchritte der Kultur gethan worden, und ob die Kultur rückwärts oder vorwärts geſchritten ſey, bedarf zu dieſen Unterſuchungen einen feſten Maasſtab, und dieſen kann ihn blos dieſes rein - vernünftige Princip darbieten. Indem er nun daſselbe auf die Geſchichte anwendet, ſo beſtätigt ihm die Kulturgeſchichte das *a poſteriori*, was die Vernunft *a priori* als unbedingt und nothwendig, aus der richtigen Anſicht der menſchlichen Kräfte und Vermögen, zu erreichen geboten hatte, und ſo findet er, daſs wirklich, ſelbſt ohne jenen Punct lichtvoll geſehen zu haben, die Menſchheit, bey tauſend Verirrungen, doch in ihrer Kultur bereits bis jetzt ſchon demſelben entgegen gegangen ſey, daſs ſie ſich demſelben ſtufenweiſs, freylich mehr durch einen moraliſchen Inſtinct als durch richtige moraliſche Grundſätze, genähert habe, und daſs, in wiefern er einen grenzenloſen Fortſchritt der Menſchheit in der Zukunft aufgebe, und die Geſchichte *a poſteriori* auch auf das gemeinſame Fortſtreben des menſchlichen Geiſtes zu einem grenzenloſen Ziele der Kultur hinführe, die völligſte Harmonie möglich ſey zwiſchen dem *a priori* feſtgeſetzten Princip und dem *a poſteriori* durch die Ge-

ſchichte verzeichneten Gang der Fortſchritte der Kultur im Einzelnen, der ſich bis jetzt durch die mannigfaltigſten Verhältniſse in den verſchiedenen Perioden hindurch gewunden hat.

14) Durch dieſes *a priori* gegebne und feſtbegründete Princip der Kulturgeſchichte iſt aber nicht blos für die richtigere Anſicht, Würdigung und Ueberſicht des Ganzen ein feſter allgemeiner Maasſtab gewonnen worden, ſondern auch zugleich für die richtige Beurtheilung der einzelnen Theile der Kulturgeſchichte (für die verſchiedenen Perioden derſelben) zunächſt aber für die materiellen Bedingungen aller Kultur, für Philoſophie, Geſetzgebung, Religion, Wiſsenſchaften, Künſte etc. Denn ſobald wir dieſe einzelnen Theile der Kultur hinwegnehmen und uns an den abſtracten Begriff der Kultur halten wollen, ſo ſehen wir freylich, daſs der Stoff zur Kulturgeſchichte *a poſteriori* gegeben werde, nichts deſto weniger aber ein *a priori* feſtgeſtelltes Princip, das allen Erſcheinungen der Erfahrung zum Grunde gelegt werden könne und müſse. Vermittelſt dieſes Princips kommt nun Licht und Zuſammenhang in die einzelnen Theile der Kulturgeſchichte; denn ſobald wir die Data derſelben gegen jenes Princip halten, das ein gemeinſames Kriterium aller menſchlichen Kultur enthält, ſo ergiebt ſich leicht *ob* und *in welchen Stücken* und *wie weit* die Kultur der

Digitized by Google

Menſchheit eben *in dieſer Periode*, *unter dieſer Nation*, *unter dieſen Verhältniſsen* und *Modificationen* fortgeſchritten ſey; und dadurch gewinnen wir allein feſten Fuſs in der Geſchichte und eine richtige Ueberſicht über das Ganze und über die einzelnen Theile (Perioden) der Kultur; dadurch wird zugleich allen ſchwankenden und einſeitigen Urtheilen der Verdienſte einzelner Männer ein Ende gemacht, weil wir für die Beurtheilung des Grades ihrer Kultur, ihres Verdienſtes, ihres wohlthätigen oder nachtheiligen Einfluſses auf ihr Zeitalter ſowohl als auf das Ganze einen ſichern, durch die Vernunft ſelbſt authoriſirten, Maasſtab haben.

15) Nicht allein aber für die Verdienſte groſser Männer, als da ſind: Geſetzgeber, Religionsſtifter, weiſer Regenten etc. enthält dieſes philoſophiſche Princip der Kulturgeſchichte unſers Geſchlechts einen ſichern Maasſtab; auch das Aufblühen, Kulminiren und Sinken, ſo wie die einzelnen Abſtufungen und Modificationen der Kultur werden nach dieſem Maasſtab gemeſsen; durch ihn erhält die hiſtoriſche Kritik ihre Grenze und ihre Würdigung; durch ihn wird der zu weit getriebne hiſtoriſche Skepticismus eingeſchränkt und, wo möglich, auf Grundſätze zurückgeführt; durch dieſen Maasſtab werden die einzelnen Erſcheinungen in der Menſchengeſchichte, als z. B. Revolutionen, Entdeckungen neuer Län-

Digitized by Google

der etc., richtiger dargeſtellt; durch ihn werden die neuern Fortſchritte der Philoſophie, des Natur- und Staatsrechts, der Religionswiſsenſchaft gewürdigt und beurtheilt; durch ihn die lichtere Anſicht der dunkeln Perioden erleichtert; die entſtellten Begebenheiten, wo möglich, berichtigt; das Mythen- und heroiſche Zeitalter unter einen feſtern Geſichtspunct gebracht; die Lücken- und Sagenreichen Perioden ergänzt, aber nicht durch Einſchiebung von Königen, Namen und Horden, ſondern durch Reflexionen, die ſich aus der Ueberſicht und Characteriſirung des, von den Menſchen eben jetzt, erreichten Grades der Kultur ergeben; durch dieſen Maasſtab wird endlich alſo auch der Forſcher der Geſchichte zu einem Totalblicke über die bisherige und gegenwärtige Kultur der Menſchheit erhoben, ja ſogar ſein Blick in die Zukunft erweitert, indem jenes philoſophiſche Princip einen analogen Schluſs in die Zukunft und über die Fortſchritte der Nachwelt in der Kultur zu thun erlaubt. — So löſst alſo die, durch Philoſophie begründete und gewürdigte Geſchichte die groſse Aufgabe der Vernunft, was das menſchliche Geſchlecht auf Erden geworden ſey und was es werden könne, practiſch auf, und kommt durch Thatſachen auf das nehmliche Reſultat eines grenzenloſen Fortſchritts unſers Geſchlechts in ſeiner Reife und Kultur, welches die Vernunft *a priori*, ohne alle Rückſicht darauf, ob es erreicht werden *könne*, als ein *Sollen* un-

Digitized by Google

bedingt geboten hatte. So kommt durch die Philoſophie Harmonie zwiſchen die Principien und Poſtulate der Vernunft und den an ſich verworrenen, dunklen und unzuſammenhängenden Gang der Geſchichte, wie ſie uns nehmlich erſcheint, ſobald ſie blos eine ungeregelte Maſse von Datis und Factis aufſtellt, die ohnmöglich für das denkende und moralische Weſen Intereſse haben kann.

16) Die Kulturgeſchichte der Menſchheit enthält daher die Darſtellung der ſtufenweiſsen Fortſchritte unſers Geſchlechts zu dem Ziele ſeiner Reife nebſt den mannigfaltigen Verirrungen, die dieſe Fortſchritte aufgehalten oder anfzuhalten geſucht haben. Sie bezeichnet die jedesmal erreichten Grade der Bedingungen menſchlicher Kultur; ſie charakteriſirt alſo den in jeder Periode erreichten Grad der ſittlichen, bürgerlichen und wiſsenſchaftlichen Kultur, weil dieſe drey Stücke nothwendige Erforderniſse für den Progreſs der Kultur im Ganzen ſind, und das eine nicht durch das andre erſetzt werden kann; ſie löſst daher, wie ſchon erinnert wurde, die groſse Aufgabe der Vernunft wegen der von den Menſchen, vermittelſt der Ausbildung ihrer Anlagen und Vermögen, erreichbaren Reife und des zu realiſirenden moraliſchen Endzweckes der Welt, practiſch auf, und belegt *a poſteriori* das mit Datis, was die Ver-

nunft

Digitized by Google

nunft *a priori*, unbedingt und unnachlaſslich für ein Reich moraliſcher Weſen, und für die Fortſchritte ihrer Kultur poſtulirt hatte. —

Durch die Feſtſtellung dieſer Grundſätze glaube ich mich wohl, bey ſelbſtdenkenden Männern vor Miſsverſtändniſsen geſichert zu haben; und wenn ich gleich ſelbſt am beſten fühle, daſs dadurch noch nicht alles erſchöpft worden ſey, *was zur wiſſenſchaftlichen Begründung eines philoſophiſchen Princips für die Kulturgeſchichte unſers Geſchlechts gehört*, ſo wünſchte ich doch auch, daſs man bedächte, wie wenig bis jetzt für die philoſophiſche Behandlung der Geſchichte gethan worden ſey; daſs gewöhnlich die philoſophiſche Darſtellung ſich nur auf einzelne Perioden und Theile der Geſchichte eingeſchränkt habe, und die philoſophiſche Ueberſicht des Ganzen doch immer, ſo verdrieſslich auch die Vorarbeiten über die einzelnen Theile ſind, noch mit gröſsern und oft unbeſiegbarern Schwierigkeiten verbunden ſey. Ueberhaupt wünſchte ich, daſs, da dieſes der *erſte* Verſuch in ſeiner Art iſt (die von Kant ſelbſt gezognen Linien für dieſe Behandlung der Geſchichte ausgenommen) die Reſultate der *kritiſchen* Philoſophie auf die Begründung eines Princips der Kulturgeſchichte überzutragen und anzuwenden, daſs man zwar dieſen *Verſuch* gründlich und freymüthig, aber auch gerecht beurtheile, d. h. daſs man einmal ihn nicht deswegen ſogleich verwerfe, weil er von kritiſchen Principien und eben von dieſer Philoſophie ausgeht; dann: daſs man von einem erſten Verſuche noch nicht die völlige Reife, die völlige Herſtellung aller fehlenden Mit-

Digitized by Google

tel, finden, die hinreichend befriedigende Ueberſich über das Ganze erwarte. So wie alles Gute nur nach und nach ſich entwickelt, *und jeder erſte Verſuch mit eignen Schwierigkeiten zu ringen hat*, die der bloſse Sammler von Datis und der, der ſpäte auf die einmal gegebnen Reſultate fortbaut, bey weitem nicht in dem Grade empfindet, ſo muſs auch in der philoſophiſchen Behandlung der Geſchichte doch einmal der Anfang gemacht werden, und wenn er auch noch ſo unvollkommen ausfallen ſollte. Dagegen mögen hier noch einige Bemerkungen ſtehen, mit denen ich die Kenner an die Beurtheilung dieſes Verſuchs zu gehen bitte:

1) Wenn in den gezogenen Reſultaten behauptet wird, daſs die kritiſche Philoſophie das einzig mögliche Princip für die philoſophiſche Begründung der Kulturgeſchichte darbieten könne, ſo heiſst dies, nach meiner Interpretation, ſo viel: Die menſchliche Vernunft kann ſich, ſelbſt nach unzählig miſslungenen Verſuchen, durchaus des Bedürfniſses nicht entſchlagen, zu letzten Principien aufzuſteigen, denen ſie, nach dem jedesmaligen Grade ihrer Reife, das Gepräge der Allgemeingültigkeit aufdrückt. So vielmal nun auch immer die Vernunft auf dieſem Wege ſich getäuſcht haben mag, ſo ſind doch für die Zukunft nur zwey Fälle möglich; *entweder* dieſes Bedürfniſs führt ſie zu ſteten Verirrungen hin und bringt ſie nie ans Ziel, nie zur Anffindung und Aufführung letzter, allgemeingültiger Principien, und dann lieſse ſich noch viel gegen die Anlage der Vernunft und gegen die Zweckmäſsigkeit dieſes ununterbrochenen Beſtrebens, allgemeingültige Principien aufzufinden, erinnern; *oder* die Vernunft iſt beſtimmt, nach man-

nigfaltigen Verirrungen, dereinſt *wirklich* ſich zu allgemeingültigen Principien zu erheben, und ſo würden denn immer alle unſre Unterſuchungen nicht verloren gegangen, noch überflüſsig, ſondern nothwendige Bedingungen geweſen ſeyn, jenen glücklichen Punct der reifen Vernunft, wo ſie wirklich zu dem Beſitze allgemeingültiger Principien gelangt, herbeyzuführen. — So wenig es nun *hier* ausgemacht werden kann, ob wirklich durch die kritiſche Philoſophie bereits dieſer glückliche Punct herbeygeführt worden ſey, ſo glaube ich doch mit Recht zweierley von dieſer Philoſophie behaupten zu können; *einmal*: daſs ſie bis jetzt den höchſten erreichbaren Schwung des menſchlichen Geiſtes enthalte, und daſs in unſerm Zeitalter kein Weitervorwärtsdringen (welches ich von dem Fortbilden, Verändern und Berichtigen der vorhandnen Materialien wohl unterſcheide) möglich ſey; was in dieſer Hinſicht die reifere Nachwelt beginnen, und wenn ſie die Reſultate unſers Zeitalters verarbeiten werde, bleibt ihr und der Thätigkeit *ihrer* Vernunft überlaſsen; *zweytens*: daſs das, was die kritiſche Philoſophie als allgemeingültige Principien aufgeſtellt hat, wirklich für uns allgemeingültige ſind; *wir* haben keine andern, und bey der gegenwärtigen Reife des menſchlichen Geiſtes ſind auch keine andern aufzufinden; *für uns* ſind ſie daher die einzig möglichen; die Folgerungen, die wir, *völlig konſequent*, daher ableiten, ſind daher wieder für uns allgemeingültig und einzig möglich, und *in dieſem Sinne* nenne ich das, aus der kritiſchen Philoſo-

phie entlehnte Princip für die Kulturgeſchichte, *einzig möglich.*

2) Die philoſophiſchen Unterſuchungen werden ungleich ſchwieriger, ſobald ein Princip *a priori* angewendet werden ſoll auf Erfahrung und Beobachtung, als in einem andern gegebnen Falle; beſonders aber dann, wenn die Erfahrungen, auf die das *a priori* gegebne Princip angewendet werden ſoll, bereits eine ſyſtematiſche Geſtalt erhalten haben, durch empiriſche Philoſophen; dann iſt die Behandlung in doppelter Hinſicht ſchwer: *theils* weil die Unterlegung eines Princips *a priori* den Datis *a poſteriori an ſich* ſchon ſehr ſchwer iſt; *theils* aber auch, weil einmal die gänzliche Unhaltbarkeit und Untauglichkeit der empiriſchen Principien dargethan und gezeigt werden muſs, daſs die ganze bisherige Zuſammenſtellung nur ein Aggregat von Thatſachen nicht aber ein Syſtem war, an deſsen Spitze *Ein*, völlig in der Vernunft gegründetes, Princip ſteht, aus welchem die ganzen Unterſuchungen ſich mit Nothwendigkeit ergeben, und ohne deſsen Aufſtellung keine eigentliche ſyſtematiſche Behandlung der Wiſsenſchaft bis jetzt weder gedenkbar noch möglich war. Dies war nun wirklich der Fall bisher mit der Geſchichte; daſs er es geweſen ſey, dürfte zwar den *Empirikern* ſchwerlich einleuchten; nichts deſto weniger liegt der Beweis für dieſe Behauptung in der *dargethanenen* Anwendbarkeit der kritiſchen Philoſophie auf die wiſsenſchaftliche Behandlung der Geſchichte und auf die Begründung nur Eines Princips der letztern. Iſt nun wirklich dieſes Princip durch ein weſentliches Bedürfniſs

der Vernunft erzeugt, und in ihrem oberſten Geſetze gegründet, und iſt dieſe Anwendung völlig zweckmäſsig, ſo müſsen die empiriſchen Materialien zur Errichtung eines wiſsenſchaftlichen Syſtems der Kulturgeſchichte von ſich ſelbſt fallen, und ihren Werth (nehmlich für die Begründung einer Geſchichte als Wiſsenſchaft) verlieren; dadurch entſteht aber auch die Nothwendigkeit, daſs ihr aufgeführtes Aggregat von Datis, als *unaufgeführt* angeſehen werden muſs, und daſs dieſe Materialien, aus welchen das Aggregat beſtand, einer neuen Behandlung und Zuſammenſtellung durchaus bedürfen, wenn ſie aus jenem allgemeingültigen Princip mit Nothwendigkeit und Klarheit hervorgehen ſollen. (Ohngeachtet nun der nachfolgende Verſuch faſt gröſstentheils dieſe neue Stellung der vorhandnen Materialien verſucht und ſie in nähere Verbindung mit dem aufgeſtellten einzig möglichen Princip gebracht hat, ſo dürfte doch hier im Einzelnen am meiſten noch zu verbeſsern übrig bleiben, eben weil auch der vorurtheilsfreyſte Denker doch von jeher an eine gewiſse Stellung der Begebenheiten gewöhnt war, die ihm oft unwillkührlich vorſchwebt und ſich ihm beynahe unvermerkt aufdringt; dann aber auch weil Ein Mann, ſey's auch mit dem beſten Willen und mit philoſophiſchem Geiſte, demohngeachtet *alle* einzelne Theile des groſsen Ganzen ohnmöglich umſchlieſsen kann; verziehen muſs es ihm werden, wenn hie und da eine unausgefüllte Lücke bleibt und es darf von menſchlichen Kräften nicht mehr erwartet werden, als ſie leiſten können, wenn nur der *Totalblick* über den ganzen Gang der Kultur dadurch gewonnen, lichtvoll und deutlich entwickelt und über jeden Zweifel erhoben wird.)

Digitized by Google

3) Wenn dieſer Verſuch das Verdienſt der kritiſchen Philoſophie um die wiſsenſchaftliche Begründung der Kulturgeſchichte der Menſchheit darzuthun ſucht, ſo bin ich keinesweges unbekannt mit den bleibenden Verdienſten der beſten und würdigſten Männer unſers Zeitalters um die Geſchichte und gewiſs im hohen Grade dankbar gegen dieſelben. Ohne ſie wäre die zweckmäſsigere Stellung und *dieſe* Begründung der Geſchichte nicht einmal möglich geweſen, und ihre Beyträge, ihre Vorarbeiten, das Licht, das ſie über einzelne Theile und ganze Perioden der Geſchichte verbreitet haben, iſt ſorgfältig benutzt worden, und überall wird man auf Spuren ihrer Reſultate ſtoſsen. Daſs ich die Verdienſte eines *Heyne*, *Herder*, *Gatterer*, *Meiners*, *Schlözer*, *Remer*, *Adelung*, *Schröckh*, *Beck*, u. ſ. w. nicht näher characteriſire, hat ſeinen Grund in dem Plane dieſes Werkes, das *durchaus*, von einem akademiſchen Lehrbuche, durch die ganze Form, durch Hinweglaſsung der Citaten und der Litteratur, durch abgeänderte Stellung der Begebenheiten (weil bey einem *Lehr*buche, nach meiner Ueberzeugung, zunächſt auf *Gleichzeitigkeit* geſehen werden muſs, um den Vortrag vor Wiederhohlungen zu ſichern und das Auffaſsen und Behalten der Begebenheiten zu erleichtern) durch etwas ausführlichere Characteriſirung des Ganges der fortſchreitenden Kultur, ſich unterſcheiden ſoll. Keinesweges wird alſo den Verdienſten dieſer ehrwürdigen Männer zu nahe getreten, und *ob* ich ſie bey den einzelnen Datis benutzt habe, möge mein für akademiſche Vorleſungen ausgearbeitetes Lehrbuch „*Grundlinien zur pragmatiſchen Weltgeſchichte*" belegen.

Digitized by Google

4) Von welchen Ideen ich bey der *Einrichtung und Form* des nachſtehenden Werkes ausgegangen ſey, werden folgende einzelne Bemerkungen zeigen:

a) Wenn es der Zweck der Kulturgeſchichte der Menſchheit iſt, zunächſt den Gang zu characteriſiren, den das menſchliche Geſchlecht zum Ziele ſeiner Reife und zur Annäherung an den, durch die practiſche Vernunft gebotnen und aufgegebnen moraliſchen Endzweck der Welt genommen hat, ſo kann nicht die ganze todte Maſse der einzelnen Begebenheiten Intereſse für den denkenden, philoſophiſchen Forſcher der Geſchichte haben; nicht Namen, Kriege, Horden, Prieſter u. dergl. ſind es, die er ſucht; er ſucht vielmehr den *Fortſchritt* ſeines Geſchlechts in den mannigfaltigſten Modificationen, in dem verflochtenſten Schauſpiele der Weltbegebenheiten auf; das, was nicht *zunächſt* mit dieſem Zwecke in Verbindung ſteht, nimmt er auch nicht auf und dies kann ihn nicht ausſchlieſſend intereſsiren; denn freylich, im *weitern* Sinne, muſsten auch die *entferntern* Begebenheiten darauf hinwirken. Er macht aber eine ſtrenge Auswahl und ſondert das, was zunächſt auf die Fortführung und weitere Begründung der Kultur und ihrer Bedingungen, an denen ihr Faden fortläuft, hinwirkte, von dem ab, was nur entfernt dazu beygetragen hat; zu welchem Unterſchiede ihm das philoſophiſche Princip der Kulturgeſchichte den ſicherſten Maasſtab darbietet. Da aber die Grenzen der Begebenheiten, beſonders in ihren weit um ſich greifenden Folgen, oft in einander laufen, ſo muſs,

bey dem erſten Verſuche der Aufſtellung und Zurückführung der Kulturgeſchichte auf Ein philoſophiſches Princip, es möglich, ja faſt unvermeidlich ſeyn, hier zu fehlen; demohngeachtet kann doch eben nur *dieſes* Princip der Maasſtab und das Kriterium ſeyn, wornach dieſe Fehler darzuſtellen ſind, weil der Verfaſser kein anderes Kriterium kennt, als dieſes Princip, und aus der ſubjectiven Anwendung deſselben, die Stellung der Begebenheiten, die er gewählt hat, hervorgegangen iſt.

b) Wenn nun nicht jede aſiatiſche Nomadenhorde, nicht jeder Fürſt, nicht jeder Krieg zwiſchen zwey griechiſchen Kolonien, nicht jeder ägyptiſche König, nicht jede hebräiſche Tradition in die Kulturgeſchichte der Menſchheit gehört, (die kein Volk ausſchlieſsend begünſtigt, ſondern es blos darnach characteriſirt, in wiefern es die, in ſeiner eignen Mitte liegenden, Mittel zur höhern Kultur angewendet hat,) ſo können α) nur *wahre*, durch das Zeugniſs von Schriftſtellern, die Wahrheit wiſsen und ſchreiben konnten und durften, beglaubigte Data in die Kulturgeſchichte der Menſchheit gehören; im Falle aber, daſs die hiſtoriſche, von jenem philoſophiſchen Princip auch abhängige, Kritik in die Traditionen der Vorwelt oder Relationen der Geſchichtsſchreiber ein gegründetes Miſstrauen ſetzen müſste; oder im Falle daſs ein Zeitalter ganz leer und nur dürftig bezeichnet ſeyn ſollte mit einzelnen Begebenheiten; wie z. B. das Mythen- und heroiſche Zeitalter; β) ſo *ergänzt die Kulturgeſchichte dieſe Lücken*, die entweder aus Mangel an Thatſachen oder aus fabelhaften Ueberlieferungen

entſtanden, durch die Verzeichnung *des* Grades der Kultur, der aus der Analogie der geſammten Ausbildung menſchlicher Anlage, aus der Zuſammenhaltung der noch übrig bleibenden *wahren* Begebenheiten jener Zeit, und aus der Vergleichung, von *noch jetzt* auf *dieſem* Grade der Kultur ſtehenden Völkern, mit den damals lebenden, hervorgeht. Sie iſt aber zu dieſem Verfahren berechtigt, weil ſie auf keine andre Art, Ordnung und Zuſammenhang in die einzelnen Theile der Geſchichte hätte bringen können, und ihr, mehr als der bloſſen, aus Datis zuſammengereihten, Geſchichte, daran gelegen ſeyn muſs, durch die Ergänzung und Ausfüllung der vorhandnen Lücken, die Ueberſicht über das Ganze zu befördern und zu erleichtern.

c) Dagegen erklärt ſie ſich gegen den ſogenannten *hiſtoriſchen Roman*, der zu einem beliebigen Zwecke gewiſse Männer und Thatſachen aus dem ganzen Zuſammenhange der Weltgeſchichte heraushebt, ſie verſchönert oder entſtellt, Begebenheiten willkührlich erfindet und wegläſst, je nachdem es die Abſicht des Schriftſtellers erfordert. Ueber die äſthetiſche Darſtellung des hiſtoriſchen Romans kommt ihr kein Urtheil zu; in rein hiſtoriſcher aber und in philoſophiſcher Hinſicht iſt dieſe Verfahrungsart weder zu rathen noch zu entſchuldigen, eben weil ſie auf keinen philoſophiſchen Princip, ſondern auf den ſelbſtbeliebigen Zwecke des Koncipienten beruht.

d) Die Perioden, in welche dieſe Kulturgeſchichte zerfällt, haben ihre Bezeichnung von dem jedes-

mal erreichten Grade der Kultur *im Ganzen* erhalten. Es kann nicht anders ſeyn, als daſs nicht die jedesmal zugleich lebenden Völker in ihrer Kultur eben ſo verſchieden ſeyn ſollten, wie dies ſchon der Fall bey den Individuen iſt; da aber doch in jeder Periode *ein* Volk an Reife, Kultur, Aufklärung und Bildung den übrigen voranging, ſo verdient auch dieſes ausgezeichnete Volk dieſe Periode zu beginnen, und die Periode ſelbſt muſs nach demſelben genennt werden. Da aber dieſes Volk, als eine Maſse von moraliſchen Kräften betrachtet, nicht durch ſich ſelbſt dieſen höhern Grad der Kultur und Reife erreicht hat, ſondern denſelben gewöhnlich *einem* oder mehrern einzelnen Männern verdankt, die, indem ſie ſelbſt auf einem höhern Grade der Kultur ſtanden, denſelben auch ihren Zeitgenoſsen mittheilen konnten; ſo iſt es billig, daſs nach dieſen Männern, die der Kultur ihres Zeitalters die höhere Richtung gaben, die Periode ſelbſt bezeichnet werde. Daher kommt es, daſs, nicht eine gewiſse Zahl von Jahren und Jahrhunderten, die Perioden der Kulturgeſchichte beſtimmt, ſondern daſs ſich die Eintheilung derſelben nach den Fortſchritten richtet, die eben das kultivirteſte Volk, durch Leitung und Mittheilung ſeiner vorzüglichſten und beſten Männer, in ſeiner Reife machte.

c) Da nach weiſen Naturgeſetzen alles nur langſam und ſtufenweiſs ſich in der Körper- und Geiſterwelt entwickelt, ſo können ſolche Perioden *nicht oft* eintreten, eben weil ihr Eintritt erſt vorbereitet und die nun errungene Maſse lichterer Begriffe

weiter verbreitet und den übrigen, noch in der Kultur zurückgebliebnen und die niedern Perioden derſelben verlebenden, Völkern zugeführt und mitgetheilt werden muſs. Da nun aber nach einem eben ſo beſtimmten Naturgeſetze die Bahn, der das ganze Geſchlecht zum Ziele gehet, auch das Individuum durchgehen muſs, und es immer, vermöge der allen vernünftigen Weſen eigenthümlichen und unveränderlichen Natur (die auf ewig feſten Geſetzen beruht und daher überall in den Individuen die nehmlichen Kräfte, Vermögen und Anlagen, nur durch einen höhern oder geringern Grad modificirt, hervorbringt,) die nehmlichen Geſetze der Vernunft bleiben und es der nehmliche Weltplan iſt, von welchem die Fortbildung des Individuums und des Ganzen abhängt, ſo folgt daraus, *α*) daſs der Character der Menſchheit hienieden nur *im Ganzen*, und durch die fortſchreitende Kultur des geſammten menſchlichen Geſchlechts erreicht werden könne, nicht aber *im Individuum*, weil dieſes nur den Anfang hier macht, ſeinen Endzweck zu realiſiren, und wenn es ſeinen Beytrag zur Realiſirung des geſammten Weltplans gegeben hat, von dieſer irdiſchen Wirkſamkeit abgeruft und in höhere Gegenden hinüber geführt wird, (um da unter neuen Verhältniſsen, aber nach den nehmlichen Geſetzen, *das* fortzuſetzen, was hienieden abgebrochen wurde, um nehmlich dort ſeine individuelle Bildung und Reife ganz zu vollenden,) *β*) daſs aber auch das ganze Geſchlecht an die nehmlichen Perioden der Kultur gebunden geweſen ſey, an die das Individuum gewieſen iſt, weil es immer, nach

dem Plane der Natur, die nehmlichen Anlagen und Vermögen ſind, die entwickelt und ausgebildet werden ſollen, und immer die nehmlichen Geſetze bleiben, durch welche dieſe Entwickelung und Kultivirung geſchehen kann. Das ganze Geſchlecht hat daher eben ſo, wie das Individuum, vom ganz unvollkommnen und mangelhaften Zuſtande beginnen und ausgehen, daher eben ſo, wie das Individuum, ſeine Wiegenzeit, ſein Kindheits- Knaben- und Jünglingsalter verleben müſsen, ehe für daſſelbe die männliche Periode eintreten konnte; und ſo werden wir denn wirklich die Fortſchritte der Kultur des *ganzen* menſchlichen Geſchlechts nach *dieſem* Maasſtab modificirt finden, den wir auch auf das Individuum, zur Bezeichnung der Fortſchritte *ſeiner individuellen* Kultur, anwenden. Wir verirren uns daher nicht, und verlieren den philoſophiſchen Geſichtspunct, aus welchem wir die Geſchichte zu faſsen verſucht haben, keinesweges aus dem Geſichte, wenn wir die Fortſchritte des ganzen Geſchlechts in ſeiner Kultur und Reife durch die verſchiednen Perioden hindurch, mit den nehmlichen Ausdrücken bezeichnen, durch welche wir die ſtufenweiſsen Fortſchritte des Individuums zu dem für ihn auf Erden möglichen Grad der Reife characteriſiren. Nur iſt γ) zu bemerken: daſs das Individuum, nächſt dem moraliſchen Weltplane, zugleich auch der Geſetzgebung der Natur in Rückſicht auf ſeine Organiſation unterworfen iſt, deren Bildung, Reife, Kulminiren und Verblühen durchaus nicht übergetragen werden darf, auf die Reife und Kultur des vernünftigen Weſens. Vermittelſt

der Verbindung eines intelligiblen Characters und einer Organiſation zu *einem* Ganzen (deſſen gemeinſchaftlicher Character nun durch *Menſchheit* bezeichnet wird) wird zwar ein wechſelſeitiger Einfluſs beyder Theile auf einander bewirkt; da aber die Geſetzgebungen, wie wir oben mit Gründen belegten, an die die Bildung beyder Theile gebunden iſt, völlig unter ſich verſchieden gedacht werden müſsen, ſo dürfen auch die Geſetze der Natur, die mit einer unveränderlichen Nothwendigkeit verbunden ſind, nicht übergetragen werden auf ein Reich der Freyheit, (auf das Reich der moraliſchen Kräfte,) weil dies ein Eingriff in die moraliſche Geſetzgebung der Welt ſeyn würde. Daſs alſo die Organiſation unſers Körpers, nach ihrem Kulminiren, das Alter des Greiſes verlebt, nach einer nothwendigen Einrichtung der Natur ſtirbt (und nach dem Geſetze der Palingeneſie der Natur wieder ſodann in neuern ſchönern Formen hervorgeht), iſt keinesweges eine analoge Norm für die Schickſale und die Bildung des unſterblichen Geiſtes; dieſer geht vielmehr, mit ſeiner moraliſchen Geſetzgebung, ſeinen eignen Gang und hat mit der Geſetzgebung der Natur nichts gemein, als den Anfang vom Kleinſten, um daraus einen ſtufenweiſsen Fortſchritt hervorgehen zu laſsen. Wenn daher alſo auch die Form und Hülle des moraliſchen Weſens ein Greiſesalter verleben kann und ſoll, ſo trifft dieſes Schickſal doch keinesweges das moraliſche Weſen ſelbſt; denn alle ſcheinbare Verwirrungen in dem Reiche der moraliſcen Kräfte, aller Stillſtand und Rückgang im Einzelnen, löſst ſich doch in die gröſste

und völligſte Harmonie des unendlichen Fortſchritts *im Ganzen* auf.

f) Um daher dieſe lichte Ueberſicht zu gewinnen und durch die einzelnen, dichtverſchlungnen Perioden der Geſchichte feſt zu halten, verzeichnen wir zu Anfang derſelben jedesmal die allgemeinen Schickſale der Völker und zwar in *der* Ordnung, wie ſie das höhere Intereſse des philoſophiſchen Geſchichtsforſchers auf ſich ziehen, denn ſelten bleibt *ein* Volk durch mehrere Epochen hindurch *gleich* intereſsant; dann beſtimmen wir im Allgemeinen, was aus der Anſicht aller dieſer Völker ſich für die Kulturgeſchichte für ein Reſultat ergebe; und um dieſs ſicher zu gewinnen und feſthalten zu können, characteriſiren wir im Einzelnen die Bedingungen, an welche alle menſchliche Kultur gebunden iſt, ſtellen daher die Fortſchritte der Philoſophie, Sitten, Religion, bürgerlichen Verfaſsung, Geſetzgebung, Gelehrſamkeit, Wiſsenſchaften und Künſte während dieſer Periode dar; ſehen, was ihren Fortſchritt beſchleunigt oder aufgehalten hat, und nähern uns, mit dem, aus der Ueberſicht des ganzen gewonnenen, Reſultate über den gegenwärtig von Menſchen erreichten Grad der *ſittlichen*, *bürgerlichen und wiſsenſchaftlichen* Kultur der Betrachtung der nächſten Periode, deren höhere Kultur eben aus dieſem erreichten Grade hervorgeht und durch die Thätigkeit der Vernunft in der vorhergehenden Epoche vorbereitet wurde. —

Welchen Gewinn aber die Menſchheit ſelbſt von *dieſer* philoſophiſchen Behandlung und Characteriſirung

der Kulturgeſchichte der Menſchheit haben werde, mag uns der ehrwürdige Kant ſagen, deſsen Ideen ich hier, als Reſultate aus ſeiner Abhandlung, (*Ideen zu einer allgemeinen Geſchichte in weltbürgerlicher Abſicht*, in ſ. *kleinen Schrift S. 28. ff.*) aufnehme. „Man kann die Geſchichte der Menſchengattung *im Großen* als die Vollziehung eines verborgenen Planes der Natur anſehen, um eine innerlich-, und zu *dieſem Zwecke*, auch äuſſerlich-vollkommne Staatsverfaſsung zu Stande zu bringen, als den einzigen Zuſtand, in welchem ſie alle ihre Anlagen in der Menſchheit völlig entwickeln kann. *Ein philoſophiſcher Verſuch, die allgemeine Weltgeſchichte nach einem Plane der Natur*, der auf die vollkommene bürgerliche Vereinigung in der Menſchengattung abziele, *zu bearbeiten, muß als möglich, und ſelbſt für dieſe Naturabſicht beförderlich angeſehen werden.* Es iſt zwar ein befremdlicher und, dem Anſcheine nach, ungereimter Anſchlag, nach einer Idee, wie der Weltlauf gehen müſste, wenn er gewiſsen vernünftigen Zwecken angemeſsen ſeyn ſollte, eine *Geſchichte* abfaſsen zu wollen; es ſcheint, in einer ſolchen Abſicht könne nur ein *Roman* zu Stande kommen. Wenn man indeſsen annehmen darf: daſs die Natur, ſelbſt im Spiele der menſchlichen Freyheit, nicht ohne Plan und Endabſicht verfahre, ſo könnte dieſe Idee doch wohl brauchbar werden; und, ob wir gleich zu kurzſichtig ſind, den geheimen Mechanism ihrer Veranſtaltung durchzuſchauen, ſo dürfte dieſe Idee uns doch zum Leitfaden dienen, ein ſonſt planloſes *Aggregat* menſchlicher Handlungen, *wenigſtens im Großen*, als ein *Syſtem* darzuſtellen. Denn wenn man von der *griechiſchen* Geſchichte, — als

derjenigen, wodurch uns jede andre ältere oder gleichzeitige aufbehalten worden, wenigſtens beglaubigt werden muſs, — anhebt; wenn man den Einfluſs derſelben auf die Bildung und Miſsbildung des Staatskörpers des römiſchen Volks, das den griechiſchen Staat verſchlang, und des letztern Einfluſs auf die Barbaren, die jenen wiederum zerſtörten, bis auf unſre Zeiten verfolgt; dabey aber die Staatengeſchichte anderer Völker, ſo wie deren Kenntniſs durch eben dieſe aufgeklärten Nationen allmählig zu uns gelangt iſt, *epiſodiſch* hinzuthut; ſo wird man einen regelmäſsigen Gang der Verbeſserung der Staatsverfaſsung in unſerm Welttheile (der wahrſcheinlicher Weiſe allen andern dereinſt Geſetze geben wird,) entdecken. Indem man ferner allenthalben nur auf die bürgerliche Verfaſsung und deren Geſetze, und auf das Staatsverhältniſs Acht hat, in ſofern beyde durch das Gute, welches ſie enthielten, eine Zeitlang dazu dienten, Völker (mit ihnen auch Künſte und Wiſsenſchaften) empor zu heben und zu verherrlichen, durch das Fehlerhafte aber, das ihnen anhing, ſie wiederum zu ſtürzen, ſo doch, *daß immer ein Keim der Aufklärung übrig blieb*, der, durch jede Revolution mehr entwickelt, eine folgende noch höhere Stufe der Verbeſserung vorbereitete: ſo wird ſich ein Leitfaden entdecken laſsen, der nicht blos zur Erklärung des ſo verworrenen Spieles menſchlicher Dinge, oder zur politiſchen Wahrſagerkunſt künftiger Staatsveränderungen dienen kann: ſondern (was man, ohne einen Naturplan vorauszuſetzen, nicht mit Grunde hoffen kann,)

1) es wird eine tröſtende Ausſicht in die Zukunft eröfnet werden, in welcher die Menſchengattung

tung

tung in weiter Ferne vorgeſtellt wird, wie ſie ſich endlich doch zu *dem* Zuſtande emporarbeitet, in welchem alle Keime, die die Natur in ſie legte, völlig können entwickelt und ihre Beſtimmung hier auf Erden kann erfüllt werden. — Durch dieſe philoſophiſche Darſtellung der Geſchichte unſers Geſchlechts wird alſo das, was die guten Menſchen immer ahndeten und wünſchten, auch wohl *a poſteriori* durch Aufſtellung und Aufführung eines Aggregats von hiſtoriſchen Factis beweiſen wollten, *daſs* nehmlich *unſer Geſchlecht in einem ununterbrochenen, unaufhaltbaren und ſtufenweiſsen Fortſchritte zum Ziele ſeiner Reiſe und auf Erden erreichbaren Kultur wirklich begriffen ſey*, über jeden Zweifel erhoben, und durch die Anwendung des moraliſchen Weltplans (in der Idee) auf die Begründung eines Princips der Geſchichte (für die Realiſirung jenes Weltplans innerhalb des menſchlichen Lebens, und ſo weit als dieſer Weltplan bezogen wird auf die Menſchheit und ihre gegenwärtigen Verhältniſse) *a priori* aufgegeben, nach welchem einzig ſichern Maasſtabe der Gang der Menſchengeſchichte und die Fortbildung ihrer Kultur beurtheilt werden kann.“

2) „Zugleich klärt dieſe Anſicht der Weltgeſchichte den Plan der Natur oder der moraliſchen Weltregierung im Ganzen auf; ins Einzelne kann ihn zwar die Vernunſt, ohne ſich zu verirren und aufs Ungewiſse zu bauen, nicht verfolgen; daſs aber dieſer moraliſche Plan der Weltregierung und alles umſchlieſsenden Vorſehung wirklich ſtufenweiſs realiſirt werde, und

alſo die moraliſchen Weſen dem Ziele ihrer Exiſtenz entgegen führe, beſtätigt die philoſophiſche Betrachtung der Kulturgeſchichte unſers Geſchlechts. Der tiefere Blick auf die Geſchichte der Menſchheit klärt uns auf über die Anſtalten der höchſten moraliſchen Intelligenz, die ſie für die Bildung und Beglückung der Menſchheit gemacht hat. Die Dunkelheiten verſchwinden aus dem Gemüthe des Menſchen und Harmonie, Licht, Ordnung und Zuſammenhang kommt in den Plan des groſſen Ganzen. Wie wichtig *dieſes* Reſultat der Kulturgeſchichte der Menſchheit ſey, beſtätigt Kant: „*Eine ſolche Rechtfertigung der Natur — oder beſſer, der Vorſehung — iſt kein unwichtiger Bewegungsgrund, einen beſondern Geſichtspunkt der Weltbetrachtung zu wählen.* Denn was hilfts, die Herrlichkeit und Weisheit der Schöpfung im vernunftloſen Naturreiche zu preiſen, und der Betrachtung zu empfehlen, wenn *der* Theil des groſsen Schauplatzes der oberſten Weisheit, *der von allem dieſen den Zweck enthält*, wenn die Geſchichte des menſchlichen Geſchlechts ein unaufhörlicher Einwurf *dagegen* bleiben ſoll, deſsen Anblick uns nöthigt, unſre Augen mit Unwillen von ihm wegzuwenden, und zu verzweifeln, jemals darin eine vollendete vernünftige Abſicht anzutreffen? (*am a. Ort S.* 31. *f. und S.* 103.) — Es iſt daher der Ausſchlag einer durch Philoſophie verſuchten Menſchengeſchichte: Zufriedenheit mit der Vorſehung und dem Gange menſchlicher Dinge im Ganzen, *der nicht vom Guten anhebend zum Böſen fortgeht, ſondern ſich vom Schlechtern zum Beſſern allmählich entwickelt*; zu welchem Fortſchritte denn ein jeder an ſeinem Theile, ſo viel in ſeinen Kräf-

ten ſteht, beyzutragen, durch die Natur ſelbſt berufen iſt." — Bey der philoſophiſchen Darſtellung der Weltgeſchichte können wir alſo die höhere Hand, die bey der Leitung aller Verhältniſse des Menſchenlebens mit im Spiele iſt, und ſie alle zu den weiſeſten, beſten Abſichten und zur Realiſirung *ihres, durch die Vernunft dem Menſchen mitgetheilten, Weltplanes* einführt, ohnmöglich verkennen, und ſo ſteht denn die richtige und philoſophiſche Anſicht der Kulturgeſchichte der Menſchheit ſelbſt *mit der Ruhe und mit dem Frieden unſers Lebens* in der innigſten Verbindung. Denn der Glaube an eine alles umſchlieſsende Weltregierung zeigt es uns, daſs auch alle unſre Thätigkeiten zu der Ausführung und Erreichung jenes allgemeinen Endzweckes mitwirken."

3) „Dieſe philoſophiſche Betrachtung der Geſchichte der Fortſchritte des menſchlichen Geſchlechts zu dem Ziele ſeiner Reife und Kultur weckt aber auch den wahren Gemeingeiſt und Weltbürgerſinn, wo das Intereſse des einzelnen Menſchen und ſelbſt der einzelnen Völker verſchmilzt und untergeordnet wird der Ausführung des Weltplans im Ganzen. Dieſe Denkart iſt nicht die Denkart des Egoiſten, und wer ſich einmal von dem groſsen Plane, der das ganze menſchliche Geſchlecht umſchlieſst und die Annäherung an ſeine Reife, ſo wie die künftige Realiſirung der höhern Kultur deſselben bewirkt, lebhaft überzeugt hat, der handelt dann *der ganzen Menſchheit wegen*, dem iſt es zunächſt um die Realiſirung *des* Planes zu thun, der die geſammte Kultur unſers ganzen Geſchlechts wei-

Digitized by Google

ter vorwärts bringt, und dies iſt denn *der Weltbürgerſinn*, der bis jetzt in dem Reiche moraliſcher Weſen ſo ſelten iſt, der aber allgemeiner werden und den kalten Egoismus verdrängen muſs, wenn es im Ganzen mit der Menſchheit beſser werden ſoll. Er iſt aber auch verſchieden von dem Patriotismus, mit dem ſich einſt Leonidas und andre für die Behauptung und Erhaltung ihres *vaterländiſchen* Bodens aufopferten; er kennt in ſeiner völligen Reinheit kein anderes Intereſse, als das, durch welches *die moraliſche Kultur der ganzen Menſchheit* begründet und ihr Fortſchritt geſichert wird, darauf bezieht er alles, dahin geht ſeine Thätigkeit, dieſen Endzweck ſucht er zu realiſiren. — Es darf kaum erinnert werden, daſs unſer Zeitalter nichts mehr und nichts dringender bedürfe, als daſs dieſer Weltbürgerſinn allgemeiner erweckt und verbreitet werde. Hat je der Egoismus des Individuums und der Politik das geſammte Beſte der ganzen Menſchheit zurückgedrängt, ſo iſt es jetzt geſchehen; wenn daher der Schaden, an dem die Menſchheit darnieder liegt, einigermaſsen durch den Geiſt und die lichtvolle Darſtellung einer Philoſophie der Kulturgeſchichte der Menſchheit geheilt werden könnte, ſo getraue ich mir zu behaupten, der Gewinn würde für die geſammte Kultur der Menſchheit unausſprechlich ſeyn und eine weit gröſsere Maſse von wahrer Glückſeligkeit allgemeiner unter den Menſchen werden. — Sollte dies nicht zunächſt eine Forderung, im Namen der Menſchheit, an alle akademiſche Lehrer ſeyn, in deren Gewalt es ſteht, dieſen Weltbürgerſinn in denen anzufachen und zu unterhalten, die nach der gegenwärtigen Generation, die Pflege der Kultur unſers Geſchlechts übernehmen?" —

Digitized by Google

4) „Die weſentlichen Momente und einzigen Bedingniſse aller menſchlichen Kultur, Religion, Staatsverfaſsung, Geſetzgebung, Gelehrſamkeit, Wiſsenſchaften und Künſte ſind daher der ausſchlieſsendſten Würdigung werth. Durch ihr Verhältniſs gegen ſich ſelbſt, und durch ihr gemeinſchaftliches Verhältniſs gegen den geſammten Weltplan, deſsen Realiſirung von ihren Fortſchritten nothwendig abhängt, kann allein die auf der Erde jedesmal verbreitete Maſse wahrer, der Menſchheit wohlthuender, Kultur beurtheilt werden; es kommt daher nicht auf den einſeitigen Fortſchritt eines dieſer Bedingniſse, ſondern auf das Gleichgewicht zwiſchen ihnen und auf ihren Beytrag zur Harmonie des Ganzen an. Ein Reſultat, das oft, aus Mangel an Einem philoſophiſchen Princip, überſehen wurde, wo dann die Würdigung der Kultur der Menſchheit nicht anders als einſeitig ausfallen konnte.“ —

Kant, nachdem er ſeine Ideen zu einer Geſchichte in weltbürgerlicher Abſicht, wie er ſie nennt, aufgeſtellt hat, beſchlieſst ſeine Unterſuchungen mit folgenden Worten, aus denen ſich noch ein Reſultat für den Gewinn ergiebt, der aus der philoſophiſchen Behandlung der Kulturgeſchichte für die Menſchheit ſelbſt hervorgehen muſs: — „Daſs ich mit dieſer Idee einer Weltgeſchichte, *die gewiſsermaßen einen Leitfaden a priori hätte*, die Bearbeitung der eigentlichen *blos empiriſch* abgefaſsten Hiſtorie verdrängen wollte, wäre Miſsdeutung meiner Abſicht; *es iſt nur ein Gedanke*

von dem, was ein philoſophiſcher Kopf noch aus einem andern Standpunkte verſuchen könnte."

5) „Ueberdem muſs die, ſonſt rühmliche, Umſtändlichkeit, mit der man jetzt die Geſchichte ſeiner Zeit abfaſst, doch einen jeden natürlicher Weiſe auf die Bedenklichkeit bringen: wie es unſre ſpäten Nachkommen anfangen werden, die Laſt von Geſchichte, die wir ihnen nach einigen Jahrhunderten hinterlaſsen möchten, zu faſsen. Ohne Zweifel werden ſie die, der älteſten Zeit, von der ihnen die Urkunden längſt verloſchen ſeyn dürften, nur aus dem Geſichtspunkte *deſsen*, was ſie intereſsirt, nehmlich desjenigen, was Völker und Regierungen in weltbürgerlicher Abſicht geleiſtet oder geſchadet haben, ſchätzen. Hierauf aber Rückſicht zu nehmen, ingleichen auf die Ehrbegierde der Staatsoberhäupter ſo wohl, als ihrer Diener, um ſie auf das *einzige* Mittel zu richten, daſs ihr rühmliches Andenken auf die ſpäteſte Zeit bringen kann: *das kann noch überdem einen kleinen Bewegungsgrund zum Verſuche einer ſolchen philoſophiſchen Geſchichte abgeben.*" —

Dieſe philoſophiſche *Einleitung* in die Kulturgeſchichte unſers Geſchlechts wird daher ihre Abſicht erreichen, wenn ſie darthut:

a) Daſs wirklich eine philoſophiſche Kulturgeſchichte der Menſchheit möglich ſey;

Digitized by Google

b) wenn ſie zeigt: wie dieſe begründet und aufgeſucht werden müſse, und alſo den conſequenten Gang der Vernunft in Aufſuchung des philoſophiſchen Princips für die Kulturgeſchichte verzeichnet;

c) wenn ſie das Verhältniſs der Teleologie der Natur und der Teleologie der moraliſchen Welt gegen einander richtig darſtellt und zeigt, welcher allgemeine Weltplan ſich daraus ergebe;

d) wenn ſie die Anwendung der kritiſchen Philoſophie auf die Feſtſtellung jenes Princips der Kulturgeſchichte rechtfertigt und beſtätigt;

e) wenn ſie die *Momente* richtig angiebt, auf welche es bey der Kultur der Menſchheit und den Fortſchritten in derſelben zunächſt ankommt;

f) wenn ſie die Ideale für dieſe Momente vorzeichnet und eben dadurch andeutet, wie durch die Veredlung dieſer Bedingniſse menſchlicher Kultur, die geſammte Kultur des ganzen Geſchlechts befördert werde;

g) wenn ſie den letzten Grund für dieſe Ideale, nach welchen die Kultur der Menſchheit in den einzelnen Perioden gemeſsen werden ſoll, in dem allgemeinen höchſten Ideale der practiſchen Vernunft auffinden lehrt und die Harmonie des moraliſchen

Weltplans und der Weltregierung mit demſelben darthut;

h) wenn ſie zeigt, welchen Gang die nachfolgenden Unterſuchungen nehmen werden, und daſs derſelbe mit Nothwendigkeit aus dem feſtgeſetzten Princip hervorgehe, ſo wie auch, wenn ſie den Einfluſs deſselben auf die Einrichtung und Form der Darſtellung darthut;

i) wenn ſie den Gewinn lichtvoll darſtellt, der für die Menſchheit ſowohl als für das Individuum aus einer ſolchen philoſophiſchen Behandlung der Geſchichte der Menſchheit hervorgehen muſs. —

Digitized by Google

Geſchichte

der

Kultur der Menſchheit,

in ſechs Perioden.

Digitized by Google

Digitized by Google

Erſte Periode.

Von dem Urſprunge unſers Geſchlechts bis auf Cyrus.

Die Dauer dieſes Zeitraums kann wegen der Lücken und Unſicherheit der Chronologie nicht näher beſtimmt werden.

Das Mythenalter der Geſchichte.

Das menſchliche Geſchlecht verlebt die erſten Stufen der Kultur, ſeine Wiegenzeit, ſein Kindheitsalter, das bey einigen Völkern hinanreicht bis an das heroiſche Zeitalter, mit welchem die angehende Jugend beginnt.

A) Einleitung in dieſe Periode.

Es gewährt dem denkenden Forſcher der Geſchichte einen eignen Anblick, wenn er die Forderungen, die die, zu ihrer höhern Reife entwickelte, Vernunft an das Menſchengeſchlecht thut, um in ſeiner Kultur immer weiter und leichter fortzuſchreiten, und die Ideale, die ſie für die Bedingniſse der Kultur und für die vorzüglichſten Momente derſelben aufſtellt, zuſammenhält mit dem Gange, den unſer Geſchlecht zu dieſem Ziele genommen hat, und mit den Verſuchen, die es that, ſich dieſen Idealen zu nähern. Die Forderungen der Vernunft ſind ſo groſs, der Anfang der Kultur de-

Digitized by Google

Menſchheit iſt ſo klein, daſs man kaum ahnden ſollte, daſs unſer Geſchlecht ſich ſo ſehr und ſo bald erheben werde. Und doch, ſo verſchieden auch immer die Geſetze ſeyn mögen, nach welchen ſich die Körperwelt und Geiſterwelt ausbildet, ſo haben ſie doch den Anfang vom ſchlechtern und unvollkommnern Zuſtande mit einander gemein, und ſind an einen langſamen, ſtufenweiſsen Fortſchritt in der Entwickelung und Ausbildung gebunden.

Ehe der Menſch auf der Erde auftrat, war freylich keine Geſchichte möglich, denn er und die freyen Thätigkeiten ſeiner Vernunft ſind die einzigen würdigen Gegenſtände derſelben; ſelbſt ſo lange als bloſs die Sinnlichkeit noch in ihm rege war und ſich durch ihren ſteten Begleiter, den Inſtinct, ankündigte, war noch keine Geſchichte der Menſchheit möglich; ſie beginnt nur mit dem erſten Erwachen, mit dem erſten Regewerden der Vernunft und mit ihrem Verſuche, ſich der Vormundſchaft des Inſtincts, des bloſsen Naturtriebes zu entziehen, denn ſeit dieſem Kampfe der Sinnlichkeit mit der Vernunft fing erſt der Menſch alles das Groſse und Edle an zu fühlen, das in ihm lag, und das ſich durch Noth, Bedürfniſs und Zufall entwickeln und nach und nach zur Reife kommen ſollte.

Was alſo *vor* dem Auftritte des Menſchen auf der Erde und vor dem erſten ſchwachen Verſuche ſeiner Vernunft, ſich von den Banden des bloſsen Naturtriebes loszuwinden, geſchah, kann eigentlich nicht ein Gegenſtand für die Kulturgeſchichte der Menſchheit ſeyn. Doch da die menſchliche Vernunft es nie hat aufgeben können, über die Bildung und Entſtehung des Weltalls und unſers Erdkörpers zu philoſophiren, da ſo unzäh-

Digitized by Google

lige mislungene Verſuche der ältern Kosmogonien dieſes Bedürfniſs hinlänglich darthun; ſo kann es dem philoſophiſchen Forſcher der Geſchichte nicht gleichgültig ſeyn, welche Begriffe über die Schöpfung des Univerſums dem Anfange der Menſchengeſchichte zum Grunde gelegt werden, und da er nur *einen* moraliſchen Weltplan kennt, der das groſse Ganze umſchlieſst, ſo muſs auch die Einrichtung der Welt- und Sonnenſyſteme, welche von Weſen bewohnt werden ſollten, die zur Erreichung und Realiſirung dieſes moraliſchen Weltplans beſtimmt waren, genau abhängen von der Idee dieſes Weltplans. Denn einmal muſs der Actus der Schöpfung als einer moraliſchen höchſten Intelligenz würdig und angemeſsen gedacht werden, (es müſsen alle Vorſtellungen von einem ewigen Chaos, von einer ewigen Materie, von der Bearbeitung dieſes materiellen Stoffs durch die Gottheit, von der Veränderung und Anwendung des eignen göttlichen Stoffes, von Emanazionen und Ausſtrahlungen oder Ergieſsungen aus der Gottheit entfernt werden;) dann muſste durch die Schöpfung die künftige Realiſirung des moraliſchen Weltplans durch vernünftige Weſen möglich gemacht und eingeleitet, es muſste die ganze Sinnenwelt ſo eingerichtet werden, daſs ſie eben das einzig-mögliche und zweckmäſsigſte Verhältniſs gegen die moraliſche Welt erhielt.

Die Vernunft, nach ihrer practiſchen Function, poſtulirt daher einen Schöpfer, der nicht nur ein von der Welt verſchiednes und über dieſelbe erhabnes Weſen iſt; deſsen Weisheit, Allmacht und Güte nicht nur in der ganzen Natur ſichtbar ſind; ſondern der auch, vermittelſt ſeiner Heiligkeit, einen *moraliſchen* Weltplan anlegte und ſeine ſtufenweiſse Realiſirung begrün-

dete. In der ganzen Reihe der ſinnlichen Erſcheinungen finden wir alles bedingt, und blos in der überſinnlichen Welt kann der letzte zureichende Grund dafür gefunden werden. Soll nun die Welt ein Werk ſeyn, das einer moraliſchen Gottheit würdig iſt, ſo muſste ſie zwar *entſtehen*; denn ewig iſt nur die höchſte Intelligenz; aber keinesweges kann der menſchliche Geiſt die *Art* der Schöpfung begreifen, ſondern er hält ſich blos an den Begriff einer *unmittelbaren* Schöpfung, einer Schöpfung aus Nichts, wo aber keinesweges das Nichts, den Schöpfungsſtoff oder die bildungsfähige Materie anzeigen ſoll. Die Gottheit daher, wenn ſie als Schöpfer der Welt auf eine würdige Art gedacht werden ſoll, muſs, da ſie über alle Formen der Sinnlichkeit erhaben iſt, als Schöpfer, ohne Zeit, *worinn*, und ohne Stoff, wodurch ſie gewirkt habe, gedacht werden, und die *Welt* ſelbſt, die eines göttlichen Schöpfers würdig ſeyn und die Forderungen der Vernunft befriedigen ſoll, muſs als *ein vollendetes Syſtem von Weſen gedacht werden, in welchem der durch die Vernunft unbedingt gebotne Weltplan Endzweck iſt.*

An ſolch einer Welt und ihrem Plane Theil zu nehmen, thut dem vernünftigen Weſen wohl, und blos in einer ſolchen Welt iſt es möglich, daſs das vernünftige Weſen mit ſich ſelbſt in Ordnung und Harmonie kommen kann. In dieſem Sinne nun, daſs nehmlich die Vernunft und *ihr* Endzweck zugleich Endzweck des Univerſums, als Eines Ganzen, iſt, kann geſagt werden, daſs die Welt *vollkommen* ſey. Dieſe Vollkommenheit der Welt beruht daher nicht

auf der Empfänglichkeit des Individuums für Moralität, nicht auf ſeiner ſubjectiven Anlage zur Glückſeligkeit und nicht auf ſeiner ſtufenweiſs fortſchreitenden Bildung; dieſe Vollkommenheit wird auch nicht durch das Daſeyn des moraliſchen und phyſiſchen Uebels in der Welt unterbrochen, und gegen dieſe Vollkommenheit zeugen auch nicht die Verirrungen des Menſchen in ſeiner Kultur; dieſe Vollkommenheit iſt nehmlich nicht im Einzelnen zu ſuchen und zu erwarten; die vollendete Vollkommenheit einer Muſik hängt nur von dem Totaleindrucke der Harmonie ab, ſo auch die Vollkommenheit der Welt — ſie iſt theils in der *Einheit* des moraliſchen Plans zu ſuchen, der in ihr gilt und der alle vernünftige Weſen abſolut verbindet; theils beruht ſie auf dem *Daſeyn aller nur möglichen Mittel*, wodurch den vernünftigen Weſen die Annäherung an den moraliſchen Weltplan und die ſtufenweiſse Realiſirung deſſelben erleichtert wird, theils beruht ſie auch *auf dem fortſchreitenden Uebergewicht des Guten über das Unvollkommene und Schlechte*, in der Vermehrung und Erhöhung der Vollkommenheit der Individuen, die eben in der ſubjectiven Ueberzeugung in der fortſchreitenden Realiſirung des moraliſchen Weltplans beſteht. Den ganzen unendlichen Begriff der Vollkommenheit des Univerſums vermag nur der Unendliche zu faſsen, deſsen heiliger Wille den letzten zureichenden Grund dieſer in dem Weltall angelegten Vollkommenheit enthält, und die (dahin vereinigt ſich endlich die ganze moraliſche Teleologie) auch, durch alle Unvollkommenheiten und Mängel, Harmonie und Vollkommenheit befördern und die vernünftigen Weſen zu dem Beſitze einer höhern Kultur gelangen läſst.

Dieſen teleologiſchen Begriff der Vollkommenheit der Welt, der aus der Einheit des moraliſchen Weltplans hervorgeht, feſtzuhalten, iſt nicht gleichgültig für die Fortſchritte der moraliſchen Intelligenzen in ihrer Kultur. Mit ihm wird das Ziel der Reife, dem ſie entgegenſtreben lichtvoller oder dunkler dargeſtellt, je nachdem ſich ſelbſt lichtvoll oder dunkel dieſer Begriff in ihnen entwickelt hat. Und doch kennt der Menſch, der eine höhere Kultur nur mühſam ſich errungen hat, nichts höheres und tröſtenderes als den Gedanken, harmoniſch zu wirken zur Vollkommenheit des Ganzen, und durch Beförderung fremder und eigner Kultur zugleich den moraliſchen Plan der oberſten Intelligenz zu befördern und mit ihr, nur durch unendliche Abſtufungen verſchieden, zu *einem* Ziele zu wirken.

Daſs wir nun alle einem *ſolchen* Weltall angehören, wo höhere Kultur nicht nur möglich, ſondern dringendes Bedürfniſs und Pflicht für das Individuum, wo es Endzweck und nothwendige Bedingung zur Realiſirung deſſelben für das Ganze iſt; daſs ferner dieſes Weltall durch eine freye Wirkung der höchſten moraliſchen Intelligenz entſtand, ohne daſs endliche Weſen für das Wann? Wie? und Wo? dieſer Wirkung einen Begriff hatten — dies iſt es, was wir in einem moraliſchen Glauben umſchlieſsen, und da uns kein nothwendiges (d. h. kein moraliſches) Bedürfniſs der Vernunft auf die letzten Unterſuchungen führt, ſo können wir über alle Nebenumſtände uns beruhigen, und müſsen es auch, wenn nicht unſre Philoſopheme darüber eben ſo miſsglücken ſollen, als die philoſophiſchen

phiſchen Verſuche des menſchlichen Geiſtes in den niedern Perioden ſeiner Kultur miſslungen ſind. Genug, die Abſicht des moraliſchen Weltplans und der Vollkommenheit des Univerſums *im Ganzen* überzeugen uns, daſs *der*, durch deſsen heiligen Willen dieſes Weltall mit ſeinem moraliſchen Plane entſtand, gewiſs auch der künftige Executor dieſes Weltplans ſeyn werde, wie er der Begründer deſselben war.

Sobald aber die Vernunft ſich der Kritik *der* Hypotheſen unterzieht, die über die allmählige Entwickelung und Ausbildung des Univerſums zu ſeiner gegenwärtigen Form aufgeſtellt worden ſind, ſo kann es ihr nicht gleichgültig ſeyn, welche Begriffe davon verbreitet und in Umlauf gebracht werden. Vor ihrem Forum können aber keine andern beſtehen, als nur ſolche, die ſich in Verbindung bringen laſsen, mit jenen allgemeinen moraliſchen Begriffen über die Schöpfung der Welt und der in ihr ſichtbaren Teleologie und Perfectibilität. Sie verwirft daher mit Strenge alle Mythen, Schöpfungsgemählde und Traditionen der Vorwelt, und ſpricht ihnen (nicht *hiſtoricam fidem*, ſondern) philoſophiſchen Sinn ab, eben weil ſie in Zeitaltern gebildet wurden, wo theils die moraliſche Kultur noch ihr Kindheitsalter verlebte, theils aber auch die Phyſik in der Wiege lag, und die Erde der Mittelpunct der Schöpfung war. Sie verwirft alſo alle künſtliche und allegoriſche Deutung dieſer Sagen zu einem reinern Sinn, und kann bloſs denen Hypotheſen einen relativen Werth zugeſtehen, die mit den Fortſchritten und neuern Entdeckungen der Phyſik zu vereinigen ſind. Ferner geht ſie nicht in die tiefern Unterſuchungen *darüber* ein, welche Umbildungen

Digitized by Google

und Revolutionen unſre Erde habe durchgehen müſsen, ehe ſie ihre gegenwärtige Geſtalt erhalten und eben für dieſe Bewohner qualificirt werden konnte? Welchen Einfluſs auf dieſe partialen Umbildungen unſers Planeten, das ganze Sonnen- oder vielleicht gar das ganze Milchſtraſsenſyſtem gehabt habe, welchem er zugehört? Wie lange dieſe Erde nach den letzten Umbildungen ohne menſchliche Bewohner geblieben ſey? überhaupt, ob dieſe letztere Umbildung durch ausgebrochne Vulkane oder durch eine totale Ergieſsung des Oceans, oder vielleicht durch das Zuſammentreffen mehrerer wichtiger Naturphänomene bewirkt worden ſey? — Die Frage über das Alter der Erde hat für den philoſophiſchen Forſcher kein Intereſse; auch kann dieſe Frage ohnmöglich völlig befriedigend beantwortet werden, denn Antworten darauf, die aus Vorliebe für eine gewiſse angenommene Hypotheſe herflieſsen, ſind ſo gut wie keine.

Die philoſophiſche Geſchichte beginnt nur mit dem Auftritte des Menſchen auf der Erde. Daſs er nicht durch ein Wunder entſtanden ſey, dafür bürgt ihr das Geſetz der Kauſsalität; daſs er nicht, gleich einer Pflanze, aus der Erde aufgewachſen ſey, dafür bürgt ihr die Weisheit und Gröſse des Urhebers der Natur; daſs aber über die Aufarbeitung und Bildung eines organiſchen Stoffes zu einer menſchlichen Form und über die Entſtehung des erſten Menſchenpaares auf der Erde nichts entſchieden werden könne; daſs dieſe Unterſuchungen auſserhalb des Geſichtskreiſes des Menſchen liegen, und er durch kein höheres Bedürfniſs zu ihrer Beantwortung hingeführt wird: — dafür bürgt ihm die Vernunft, ſo wie ſie ihm auch die fruchtloſen Verſuche des kindiſchen Verſtandes detaillirt, der mit der ſteten Umformung der Hypotheſen über dieſe Gegenſtände lange geſpielt hat.

Die Geſchichte der Menſchheit geht über dieſe Unterſuchungen hinweg, und hält ſich blos an folgende einfache Momente: Die Teleologie der Natur führt darauf, daſs der Menſch zu dem für ihn angemeſsenſten Zeitpuncte dieſe Erde betrat, und daſs ihn die Natur, weder in phyſiſcher noch in moraliſcher Hinſicht, mit Anlagen auszuſtatten, vernachläſsigt habe; dafür ſpricht die Weisheit und Güte des Urhebers der Welt. Er trat nicht wild auf die Erde, doch ſollte ihm auch nur erſt mit der Zeit der höhere Character der Menſchheit, wozu er blos die Anlage mitbrachte, angebildet werden. Der Menſch trat als ein phyſiſch vollendetes Geſchöpf auf der Erde auf, damit ſeine langſame Bildung nicht der Natur miſsglücken könne (durch Zufall etc.). Der Menſch iſt das treflichſte und edelſte Gebilde dieſes Planetens, und bis jetzt kennt er noch kein Weſen, das ihm dieſe Würde und ſeinen erhabnen Vorzug vor allen ſichtbaren Geſchöpfen ſtreitig machen könnte. Der Menſch trat nicht (in moraliſcher Hinſicht) völlig ausgebildet, ſondern blos als ein bildungsfähiges Weſen mit den treflichſten Anlagen auf die Erde; der erſte Menſch war kein Gelehrter und ſollte auch keiner ſeyn; der Menſch betrat zugleich unter der Leitung des Inſtincts dieſe Erde, dem nur ſpäterhin die aufdämmernde Vernunft ſich entziehen und ihn ſich zu unterwerfen verſuchen konnte; der wichtige Punct, mit welchem die Geſchichte der Menſchheit eigentlich anhebt; der erſte, unvollkommene, unreife Verſuch der Kultur, der aber nothwendig geſchehen muſste, wenn je die Vernunft ſo weit veredelt werden ſollte, um aus ſich eine „*Kritik der reinen Vernunft*" in der Zeiten Reife her-

vortreten zu laſsen. Auch betrat der Menſch dieſe Erde in einer glücklichen Gegend, deren Fruchtbarkeit ſeinen erſten, ſich regenden, thieriſchen Bedürfniſsen zuvorkam, und die durch Klima, Schönheit und Reize ſeine Jugend und ſeine Nacktheit ſchonte.

Eben ſo verlangt es die Vernunft, daſs nur Ein Menſchenpaar dieſe Erde betrat. Es konnte durch daſſelbe die ganze Erde nach und nach bevölkert werden, daher ſpricht für jene Behauptung das Geſetz der Sparſamkeit in der Natur. Nur nach und nach von einem Paare ſollte die Erde bevölkert werden, weil ſie nur nach und nach Fruchtbarkeit für eine ſtärkere Bewohnung durch Menſchenhände gewinnen, nicht aber ſogleich beym Auftreten des erſten Menſchenpaares auf derſelben, haben konnte. Nur Ein Menſchenpaar durfte es ſeyn, denn, aller mannigfaltigen Modificationen der Menſchenſtämme durch Klima, Gewohnheit, Erziehung, Lebensart, iſolirter Kultur etc. ohngeachtet, iſt es doch überall die nehmliche menſchliche Natur, überall die nehmliche Perfectibilität derſelben, überall die nehmlichen Anlagen und Kräfte, nur durch die Grade und Art der Entwickelung und Kultur verſchieden. Nur von Einem Menſchenpaare ſtammt unſer Geſchlecht ab, das zeigt die ſucceſsive Bevölkerung, die uns die Geſchichte aufdringt; das immer nur nach und nach ſtärker gefühlte Bedürfniſs der Auswanderung einzelner Kolonien von ihren Stämmen, und dafür bürgt auch das Labyrinth, in das ſich der menſchliche Geiſt unausbleiblich verirren muſste, ſobald er ſich zu der Meynung der Mehrheit ſolcher erſten Menſchenpaare hinneigte, denn dann würde er nicht bloſs in Aſien, ſondern auch in Amerika, in Grönland, auf Otaheiti, auf den Küſten von

Digitized by Google

Guinea, in Aegypten etc. ſolche iſolirte Paare in der Wiegenzeit des menſchlichen Geſchlechts ſuchen müſſen; denn gilt einmal das allgemeine Naturgeſetz der Sparſamkeit nicht mehr, ſo hat die Phantaſie kein Kriterium für ihre Hypotheſen. Nur *ein* Menſchenpaar konnte zuerſt dieſe Erde betreten, „damit nicht ſofort der Krieg entſpringe, *) wenn die Menſchen einander nahe und doch einander fremd wären, oder auch, damit die Natur nicht beſchuldigt werde, ſie habe durch die Verſchiedenheit der Abſtammung es an der ſchicklichſten Veranſtaltung zur Geſelligkeit, als dem gröſsten Zwecke der menſchlichen Beſtimmung, fehlen laſſen; denn die Einheit der Familien, woraus alle Menſchen abſtammen ſollten, war ohne Zweifel hierzu die beſte Anordnung."

B) Begriff und Geiſt des Mythenalters.

Ehe wir die Urkunden und Fragmente, die die älteſte Geſchichte der Menſchheit darſtellen ſollen, näher kennen lernen, und ſie der höhern Kritik unterwerfen, müſsen wir einen richtigen und feſten Begriff zu der Characteriſirung dieſes erſten Zeitalters mitbringen. Ehe wir die allgemeinen Linien der Kultur dieſer Periode verzeichnen können, wo wir uns, aus Mangel an ganz alten Urkunden, allein der Philoſophie und Analogie in die Arme werfen müſsen, ſo muſs ein richtiger, philoſophiſcher Begriff der ganzen Anſicht dieſes Zeitalters zum Grunde gelegt werden.

Wenn wir daher ſagen, dieſes Zeitalter ſey die Periode der *Mythen*, und daſs dieſe Mythen um ſo dunk-

*) Kant in ſ. *kleinen Schriften. S. 71. f.*

Digitized by Google

ler und unverſtändlicher würden, je weiter ſie in die Ferne zurückträten, beſonders bey der Bezeichnung des Lebens der Menſchen vor der Flut; — ſo heiſst dies nicht ſo viel, als die Geſchichte dieſes Zeitalters iſt eine Reihe von Fabeln, von ſpätern Erfindungen, von Lügen und Unwahrheiten, ſondern es ſoll bloſs die hiſtoriſche Kritik ihre höhere Function dabey geltend machen, indem ſie, wie wir weiter unten belegen werden, behauptet, daſs die Chronologie jenes Zeitalters durchaus unhaltbar ſey, daſs alſo über den Umfang dieſer Periode nach Jahren gar nicht geurtheilt werden könne, und daſs beym Mangel aller Buchſtabenſchrift die erſte Geſchichte bloſs Tradition, d. h. mündliche Ueberlieferung der Schickſale und Begebenheiten vom Vater auf den Sohn, von dem Stamm auf ſeine Kolonien geweſen ſey, die nur durch zwey und mehrere Generationen, bloſs vermittelſt des Gedächtniſses fortgepflanzt, ſchon nothwendig von ihrer erſten Geſtalt verlieren und unabſichtlich vergröſsert, erweitert und entſtellt werden muſste.

a) *Reine hiſtoriſche Facta* gaben alſo den erſten Grund zur Tradition; der Vater erzählte die erlebte Begebenheit dem Sohne treu, und die erſte Erzählung war wenigſtens ganz dem Eindrucke angemeſsen, den das Factum auf den Menſchen gemacht hatte; er gab die Erzählung ganz ſo, wie der Stoff dazu durch ſeine Sinne eingegangen und im Gedächtniſse niedergelegt worden war. Sobald aber die Erzählung weiter verpflanzt wurde, ſo konnte entweder das Gedächtniſs deſsen, der ſie bloſs vom Hörenſagen hatte, nicht treu genug geweſen, oder die Erzählung ſelbſt ihm nicht ganz hell geworden ſeyn, genug, die Begebenheit wurde weiter er-

Digitized by Google

zählt, andre ähnliche wurden an ſie angereiht, (weil doch ſelten nur *eine* Begebenheit allein weiter fortgepflanzt wird, beyde oder vielleicht mehrere ſchmolzen zuſammen, der Referent erweiterte durch Erläuterungen die frühere reine Tradition und ſo läſst es ſich wohl erklären, wie die reine Tradition ſchon in den nächſten Familiengliedern habe erweitert werden, noch mehr aber unter den folgenden Generationen ſeine gänzliche urſprüngliche Geſtalt verlieren können.

b) So ſchwach auch immer der Anfang der erwachenden Vernunft geweſen ſeyn mag, ſo reicht doch das Mythenalter, im Ganzen genommen, nur bis dahin, wo die Vernunft bereits ſchon ſo reif geworden war, um durch Buchſtabenſchrift, oder durch Hieroglyphen und Steinſchrift die frühern Sagen und Ueberlieferungen aufzubewahren. Aber welche Schickſale konnte eine Tradition, ein Mythus bis dahin nicht durchgehen! Die Vernunft, ſelbſt in ihrer Kindheit, kann ſich der Neigung nicht erwehren, *ihr* Urtheil den Begebenheiten beyzufügen; ſelten oder vielleicht nie wird ein Menſch ein hiſtoriſches Factum ohne alle ſelbſt beygebrachte Bemerkungen erzählen, noch weniger der Menſch in der frühern Periode ſeiner Kultur. Alles was er ſieht, hört, empfindet, erlebt und thut, macht einen zu ſtarken Eindruck auf ſeine Sinnlichkeit, wird von ihm zu tief aufgenommen und lebhaft empfunden; die Begebenheit und der Eindruck, den ſie auf ihn macht, gehen *zugleich* in ſein Gedächtniſs (er kann den Gedanken des Donners und des Blitzes nicht erneuern ohne zu zittern), als daſs er ſie nicht auch beyde wieder zugleich darſtellen müſste. Eine andre Art der Mythen iſt daher die

Erzählung, Fortpflanzung und Ueberlieferung der Begebenheiten, *begleitet mit dem Urtheile* deſsen, der ſie entweder ſelbſt erlebt hat oder ſie ſelbſt referirt; *Tradition mit beygefügter Reflexion.* Dieſe Reflexionen mögen nun noch ſo ſchief, einſeitig und mangelhaft ſeyn, als es das damalige Zeitalter verlangt, genug, der Menſch kann ſich dieſe Art der Darſtellung nicht entſchlagen; er zeichnet nicht blos das Factum an ſich, er überliefert auch das, was er dabey gedacht und empfunden hat, überliefert auch wohl das Factum ſo corrupt, wie er es bey einem allzuſtarken ſinnlichen Eindrucke aufnehmen konnte, oder wenn es von einem gröſsern Umfange war, wie es ſein Gedächtniſs zu erhalten bemüht gewesen, und wie es in ſeiner Ideenmaſse einmal eingegangen war. Nicht als ob der Referent der Begebenheit abſichtliche Unwahrheiten erdichten und fortpflanzen wollte; er giebt nur das, *was* er hat, und *wie* er es hat; wie wollte auch ſeine Vernunft, beſonders früher, richtige und wahre Reflexionen über die Umſtände, unter welchen eine Begebenheit erfolgte, anſtellen können! Es gehört die Uebung der Individuen von Jahrhunderten dazu, ehe die überlieferten Erfahrungen z. B. über einzelne Naturerſcheinungen, über die abwechſelnden Jahreszeiten oder über ein Gewitter etc. auf eine *richtige* Reflexion führen; denn wenn nicht die Erfahrungen erſt langſam und nach und nach ſelbſt ein Kriterium für dieſe Erſcheinungen darbieten, nach welchem Maasſtabe ſoll ſie die ungereifte Vernunft in ihrem Kindheitsalter meſsen und beurtheilen? — Wie langſam die Vernunft über iſolirte und zuſammengeſetzte Begebenheiten erſt richtig habe reflecti-

ren lernen, kann man z. B. an den Urtheilen über die Gewitter kennen lernen. Was mochte ſich der Urmenſch dabey gedacht haben, als er das erſte Gewitter erlebte, was denkt ſich jetzt der Wilde noch dabey und wie reflectirt die nehmliche menſchliche Vernunft, nur anders modificirt und gebildet, in einen Phyſiker darüber? — Wodurch konnten aber dieſe Reflexionen berichtigt und die fehlerhafte Tradition, die der erſte, nur halb wahr aufgefaſste, Eindruck veranlaſst hatte, verbeſsert werden? Auf keine andre Art, als daſs, bey wiederholten Naturbegebenheiten, die Vernunft *von neuem reflectirte* und ihr eignes voriges Urtheil verbeſserte und fortbildete. So konnten nun freylich die Reflexionen fortgebildet werden bey Begebenheiten, die wieder eintraten, aber wie bey ſolchen, die *nur einmal* oder höchſt ſelten und unerwartet geſchahen und geſchehen konnten? Wenn hier einmal der Eindruck einſeitig geſchehen und die Reflexion dürftig und mangelhaft geweſen war, wie konnte der Mythus, die Tradition, die ſich daher bildete und aus beyden, aus dem Eindrucke ſelbſt und der Reflexion darüber, hervorging, wahr und rein ſeyn, und rein und wahr auf die Nachkommenſchaft gebracht werden? Solchen und noch unzählig andern Verirrungen, Mängeln und Lücken iſt alſo *nothwendig* die früheſte Geſchichte der Menſchheit, die an einer Reihe von Stammſagen und Traditionen fortläuft, unterworfen geweſen.

c) Je weiter aber die Vernunft ſich entwickelt, je mehr ſie Verſuche macht, über bleibende und abweſende Gegenſtände zu reflectiren und ſich ihr Daſeyn, ihre Erſcheinung oder ihr Verhältniſs gegen einander erklären zu können; um ſo geneigter fühlt ſie ſich auch, zum

Behuf gewiſser Gegenſtände eine Meynung, eine Behauptung zu bilden und eine Reflexion, zur Erklärung ihres Daſeyns oder ihres Verhältniſses gegen andre, zu erfinden. Auch konnte ſie, gegen das Ende dieſer Periode, ſpäterhin es verſuchen, gewiſse Bilder (Hieroglyphen, die wahrſcheinlich, nach der Analogie der Entwickelung der höhern Kräfte des Menſchen, der Buchſtabenſchrift vorausgingen,) aufzulöſen und in Schriftzeichen zu bringen; doch nicht allein dies: ſie wagte auch dieſe Zeichen zu deuten, der Schlüſsel zu ihrer Interpretation mochte ſich nun durch Tradition erhalten haben, oder nicht, die Tradition darüber mochte rein oder durch ſpätere Zuſätze interpolirt und allegoriſirt ſeyn, oder nicht, das konnte ihr, aller hiſtoriſchen Kritik ermangelnd, gleichviel ſeyn. Eine dritte Art Mythen beſteht daher *in Philoſophemen*, in den erſten Verſuchen der weiter ſich entwickelnden Vernunft, das Daſeyn und Entſtehen gewiſser Begebenheiten ſich zu erklären und ihre Reflexionen darüber aufzubehalten. Dieſe Reflexionen, dieſe Philoſopheme können nun freylich nicht reifer erwartet und gefunden werden, als wie es in der damaligen Periode der Kultur der Kindheit möglich war. Dieſe Reflexionen und Philoſopheme konnten ſich aber auch auf alte Traditionen beziehen, konnten in ältern, durch Ueberlieferung auf die Nachkommenſchaft gekommnen, Mythen ihren Grund haben; es konnte der Umriſs, die Veranlaſsung dazu von einem wirklichen Factum entlehnt werden, aber der ſpätere Concipient ſtellt, deutet und behandelt daſselbe zu *ſeinem* Behufe; er will es nicht abſichtlich entſtellen, aber, nach ſeiner ſubjectiven Ueberzeugung, *kann* er es nicht anders behandeln, als eben ſo, weil er ſich die Erſchei-

nung dieſer Begebenheit aus keinen andern Urſachen erklären konnte. So z. E. die alte Tradition vom erſten Brudermorde. Eine ſo wichtige und tief auf den rohen Naturmenſchen einwirkende Begebenheit als der Tod und noch mehr, der Mord eines Menſchen aus einer der früheſten Menſchenfamilien war, muſste lang durch Tradition rein erhalten, d. h. ohne Zuſätze von Nebenumſtänden etc. den künftigen Generationen überliefert werden; es läſst ſich auch eben zu dieſem Factum nicht viel hinzuſetzen, es iſt momentan, der Eindruck ſtark und wahr, denn er dringt ſich ſogleich durch ſeine Folgen auf. Aber der *ſpätere* Concipient reflectirt ſchon darüber, und verbindet *moraliſche* Ideen damit. Schon früher mochte, wenn der Vater dem Sohne dieſen Mord erzählt hatte, aus ganz natürlichen Urſachen, die in der Tiefe des Eindrucks der Begebenheit auf die Phantaſie, ſelbſt auf die kindiſche Vernunft, lagen, die Erzählung davon mit gewiſsen Reflexionen, über das Schreckliche einer ſolchen That verbunden geworden ſeyn; ſo kommt ſie ſchon mit gewiſsen Reflexionen auf die Nachkommenſchaft, bis endlich ein ſpäterer Concipient, ſie im Gewande moraliſcher Ideen völlig darzuſtellen ſucht. — Eben ſo laſsen ſich die Philoſopheme der früheſten Völker, *über den Urſprung des Böſen in der Welt*, erklären, man hält ſich erſt an ſinnliche Urſachen, wie aber dieſe vor der Vernunft nicht mehr als zureichender Grund des Daſeyns des Uebels gelten, ſo wird der Knoten zerhauen und der Urſprung deſselben, von einem unſichtbaren böſen Princip, von einem Ahriman oder einer diaboliſchen Schlange hergeleitet u. ſ. w.

Daſs Mythen *aus ſpätern Zeiten* wieder anders modificirt wurden, und anders modificirt werden muſsten, als je-

ne, die das Gepräge der früheſten Periode an ſich tragen und ein Product des Bedürfniſses des Menſchen ſind, um die Begebenheiten verſinnlicht zu behalten, ſie andern auf dieſe Art mitzutheilen und ſo der Nachkommenſchaft zu überliefern, beweiſst nichts gegen den allgemeinen Begriff des Mythenalters und der älteſten Mythologie, den wir ſogleich aufſtellen wollen. Ganz anders iſt das Geſchäft der hiſtoriſchen Kritik, wenn ſie in der ſpätern Geſchichte der Völker auf abſichtlich erdichtete Mythen und Traditionen ſtöſst, deren man, vielleicht aus verſchiednen Urſachen, den *Anſtrich* wenigſtens des hohen Alterthums hatte geben wollen. Der Character der Mythen iſt nicht nothwendig das Räthſelhafte, das ſchwer zu Entziffernde; *der Character der Mythen geht hervor aus dem kindiſchen Geiſte der Urwelt und der früheſten Periode menſchlicher Kultur.* Weil hier die Sinnlichkeit wirkſamer und geſchäftiger iſt, als die ſpäter und langſamer ſich entwickelnde Vernunft, ſo will auch der Menſch alle Erſcheinungen, alle Wahrheiten zu dieſem Behufe verſinnlichen, um ſie nehmlich deſto leichter behalten zu können. Der nehmliche Hang zur Verſinnlichung bringt ihn auch dahin, ſeine Ideen, für die oft vielleicht ſein ungeübtes Gedächtniſs nicht Raum genug mehr hat, zuerſt zu *mahlen*; aus dieſen erſten dunklen Characteren, aus dieſer einzelnen Mahlerey würde dann auf einem natürlichen Wege die Hieroglyphenſchrift hervorgehen, und als auch dieſe zu ſchwerfällig und unbehülflich wurde, um für die vermehrten und reichhaltigern Schätze des menſchlichen Gedächtniſses als hinreichendes und brauchbares Vehikel zu dienen, ſo muſsten die erſtern gemahlten Charactere nach und nach abgekürzt und verkleinert werden. Noth und Bedürfniſs führten

Digitized by Google

daher dem Menſchen zuerſt zur Tradition, um ſich der Maſse ſeiner, im Gedächtniſs niedergelegten, Bilder und Vorſtellungen zu entladen; Noth und Bedürfniſs brachten ihn in der Folge, als mündliche Uebarlieferung und Stammtraditionen nicht mehr hinreichten, weiter zur erſten, rohen, verſinnlichten Malerey überſinnlicher Gegenſtände (der Begriffe und Ideen). Waren nun die Begriffe und Ideen veranlaſst worden durch ehemals oder jetzt empfangne ſinnliche Eindrücke, ſo diente nothwendig auch das Bild der Sinnenwelt, das ſie veranlaſst hatte, zur Bezeichnung und Feſthaltung des überſinnlichen Begriffs davon, und wenn man, urſprünglich abſtracte, Begriffe ausdrücken und mahlen wollte, ſo muſste man wohl nothgedrungen zu ſolchen ſinnlichen Gegenſtänden und Bildern ſeine Zuflucht nehmen, die, nach der Denkart des frühern Zeitalters, die meiſte Analogie mit dem abſtracten Begriffe ſelbſt hatten; ſo wurde die Sonne das Bild des Jahres etc. Aber der Kreis menſchlicher Erkenntniſse und Begriffe erweitert ſich; jene Malerey reicht nicht mehr hin, die Geſchwindigkeit und den Wechſel, mit welchem ſich die verſchiednen Begriffe dem Menſchen aufdringen, gehörig zu bezeichnen; Noth und Bedürfniſs führen ihn endlich zur Buchſtabenſchrift, die aber anfangs noch immer entfernte Aehnlichkeit, in Rückſicht auf Form und Rundung der Schriftzeichen, mit den Hieroglyphen hat, und die nur ſpäterhin abgekürzter, kleiner und modificirter werden konnte, ſo daſs z. E. die orientaliſchen Schriftzeichen zwiſchen Hieroglyphenſchrift und abendländiſcher Buchſtabenſchrift in der Mitte inne zu ſtehen und den Uebergang von dem einen zu dem andern veranlaſst zu haben ſcheinen.

In wiefern mit den Mythen der frühſten Zeit die Erfindung und Ausbildung der Hieroglyphen und Buchſtabenſchrift genau zuſammenhängt, in ſofern gehört auch eine kurze Analyſe derſelben hierher.

Der Character des Mythenalters iſt alſo nicht *an ſich* dunkel und räthſelhaft; er fällt uns nur ſchwer völlig aufzuklären und ins Licht zu ſtellen, weil wir zu viele Lücken in ihm treffen und weil wir von ſeinem Geiſte zu entfernt, zu entwöhnt ſind. So wie uns die Reminiſcenz an die Träume, Beſchäftigungen und Fertigkeiten unſrer erſten Kindheit ſchwer fällt, ſo ſchwer fällt uns auch die nähere Characteriſirung der Periode der Kindheit unſers geſammten Geſchlechts. Es entgehen uns dort wie hier zu viele einzelne Züge; viele ſind ganz verwiſcht worden, andre hat eine ſpätere Zeit entſtellt, andre haben wieder, eben weil ſie aus ihren Verhältniſsen herausgeriſsen und iſolirt dargeſtellt worden ſind, das Gepräge der Wahrheit für uns verloren. Da übrigens uns die ſichern Kriterien fehlen, in dieſen, aus dem früheſten Alterthum bis auf uns herabgekommenen, Mythen die Rein-hiſtoriſchen Facta von den Reflexionen der Referenten, von den eigenthümlichen Philoſophemen jener Zeit, und von den ſpätern Zuſätzen der Traditionen in den folgenden Perioden zu ſondern, ſo muſs uns zwar das Reſultat und die Ueberſicht dieſer Periode ſchwer werden, es muſs noch manches dunkel und in Schatten geſtellt erſcheinen, was blos durch die einzelnen Aufklärungen dieſes weiten, noch zu wenig angebauten Feldes, in einem hellen Lichte, und angemeſsen dem Geiſte ſeiner Zeit, erſcheinen kann; — demohnerachtet aber iſt doch ein *Bild von dem Ganzen*

Digitized by Google

möglich, eben ſo wie wir ein bleibendes Bild von unſerer Kindheit, von dem Character und Geiſt derſelben mit uns herumtragen und in reifere Perioden mitbringen, wenn auch die einzelnen Züge deſselben nicht hell genug geblieben ſind, und das Detail gröſstentheils für uns verloren gegangen iſt. Es iſt aber faſt nicht möglich, hierüber *ganz befriedigend* zu ſprechen, da ſelbſt in Feſtſtellung des Begriffs von dieſem Zeitalter die würdigſten Männer oft einen ganz verſchiednen Geſichtspunct verfolgen. Nach meiner Ueberzeugung glaube ich nichts vorzüglicheres darüber aufſtellen zu können, und was im Ganzen mehr in den Geiſt jenes Zeitalters eingriffe, als das, was der trefliche *Heyne* darüber (in der *Vorrede* zu *M. G. Hermanns Handbuch der Mythologie* Th, 1.) ſagt: „Iſt *Mythologie* nichts weiter als ein Inbegriff von Fabeln, Erdichtungen und ungereimten Mährchen, oder wohl gar von Stücken des heidniſchen Aberglaubens, ſo iſt der Nutzen derſelben allerdings ſehr eingeſchränkt, und es iſt zu beklagen, daſs das Leſen der Dichter und das Studium der Alten es nothwendig macht, in dieſen Mährchen nicht ganz fremd zu ſeyn. Allein die Sache verhält ſich etwas anders. *Mythologie iſt* an und für ſich *die älteſte Geſchichte und älteſte Philoſophie*; *der Inbegriff der alten Volks- und Stammſagen, ausgedrückt in der alten, rohen Sprache*; und von dieſer Seite erhält ſie einen neuen Werth, *als Ueberbleibſel der älteſten Vorſtellungsarten und Ausdrücke*. Hätten wir alles dieſes in ſeiner urſprünglichen Geſtalt noch; ſo fiel der Grund der Behauptung ſo fort in die Augen, wiewohl wir alsdann eben

ſo wohl über Sprache und Sinne zu forſchen und zu ſtreiten haben würden, weil beydes von dem, woran wir gewöhnt ſind, zu ſehr abweichen würde. Dieſes lehrt die Erfahrung von den Sagen, welche Moſes geſammlet hat."

„Indeſsen jene alten Sagen, *Mythen* wollen wir ſie mit einem weniger anſtöſsigen Worte, als Fabeln, nennen, ſind unter verſchiednen Geſtalten auf uns gekommen; wenige in ihrer urſprünglichen, mehrere in dem Gewande, das ihnen verſchiedne Zeitalter umwarfen, oder das ihnen Geſchichtſchreiber und Dichter, von jeder Art, anlegten; viele haben durch das Alter und die erlittenen Veränderungen ihre urſprüngliche Geſtalt ſo verloren, daſs ſie gar nicht mehr zu erkennen oder zu errathen ſtehet; ſie ſind mehr nicht, als Dichterideen, welche entweder das Bedürfniſs des Dichters oder die Ueppigkeit des Witzes und der Laune im Umlauf gebracht hat; und eine ähnliche Umſchaffung haben ſie unter der Hand des Künſtlers erfahren, für den ſie nicht mehr Denkmal der alten Welt, ſondern Fundgrube von Künſtlerideen geworden ſind."

„Der Urſprung der Mythen hat alſo den ganzen Adel und die Würde, welche das graue Alterthum demjenigen zu geben pflegt, was ſich ihm nähert. Für den Geſchichtforſcher und für den Philoſophen, der die erſten Keime menſchlicher Begriffe und Vorſtellungen, inſonderheit ſittlicher und religiöſer Art, aufſuchet, ſind ſie ſchätzbare Ueberbleibſel aus einer Sündflut, welche ſonſt alle Spuren der alten Menſchenkunde vertilgt hat. Philoſophie der Menſchheit iſt ein wich-

wichtiger Theil der Kenntniſse, in welchen unſer jetziges Zeitalter einige Schritte vorwärts gemacht hat: und dieſe haben wir der Aufmerkſamkeit auf alte Welt, Sprache und Denkungsart, und dem erweckten Studium der ausländiſchen Völkerkunde zu danken; *ſo lange man den Menſchen nur aus einem Zeitraum, und aus einem Himmelsſtrich kennt, iſt alle unſre Menſchenkenntniß* zwar für geſellſchaftliche Verhältniſse zureichend, *aber für Philoſophie und Religion ſehr unzugänglich.* Menſchenkunde der frühern Zeit und der entferntern Länder erzeugt am erſten *liberale Geſinnungen* von der religiöſen Art."

„Die Mythen haben freylich eine andre Geſtalt gewonnen, wie ſie bey der Ausbildung und Vervollkommnung der Dichtkunſt, von Dichtern behandelt wurden, welche ſchon Grundbegriffe vom Weſentlichen der Dichtkunſt, von dem Eigenthümlichen jeder Gattung und Grundregeln vom Schönen und Gefälligen gefaſst hatten. Da das Dichtergenie Gegenſtände verlangt, die einer Dichterbehandlung, oder einer dichteriſchen Ausbildung fähig ſind, und eine Sprache bedarf, welche ſinnliche Darſtellung befördert; *ſo iſt eine Zahl Mythen in Dichterfabel übergegangen*, weil ſie zur Dichterbehandlung vorzüglich geſchickt war; und in die Dichterſprache ſind mythiſche Bilder und Ausdrücke aufgenommen, verpflanzt und ſo eingewurzelt, daſs ſie nicht mehr auszurotten ſind." — Natürlich aber ſetzte dieſe dichteriſche Behandlung und verſinnlichtere Darſtellung früherer Mythen, die Kultur einer ſpätern Zeit voraus, und dieſe darf dann auf keinen Fall mit dem eigentlichen

urſprünglichen Zeitalter der Mythen, mit der Kindheitsperiode der menſchlichen Kultur, verwechſelt werden, ohngeachtet in den Reſten der Vorwelt, die auf uns gekommen ſind, oft beyde in einander geſtoſsen zu ſeyn ſcheinen, und ein ziemlich buntes Gemiſch geben, das im Einzelnen nur durch die höhere Kritik entwickelt werden kann, die dann feſtſtellt, was, ſeinem Gepräge, Character, ſeiner Anlage, Form und Darſtellung nach, in ein früheres, oder in ein ſpäteres Zeitalter gehört. Die Kulturgeſchichte der Menſchheit nimmt nur in ſofern daran Antheil, in wiefern ihr an der richtigen Characteriſirung der erſten Periode menſchlicher Kultur, an der Entwickelung des Menſchenalters, an der lichtvollen Darſtellung des Geiſtes der Kindheit unſers Geſchlechtes, auſserordentlich viel gelegen iſt. Um dieſes Intereſse zu befriedigen, verzeichnet ſie im Allgemeinen die Linien zur Sonderung der Mythen aus den frühern oder ſpätern Perioden, die Detaillirung derſelben und iſolirte Darſtellung derſelben gehört nicht in ihr Gebiet, weil ſonſt das Mythenalter eine weitläuftigere Behandlung nöthig machen würde, als die ſpätern Perioden einer höhern Kultur, zu welchen das Mythenalter doch nur als Eingang und ſchwacher Anfang daſteht.

Durch die einfache Sprache der Urwelt wird auch die leichtere Anſicht und Auflöſung der Mythen jener Zeit ſehr erſchwert. Noth und Bedürfniſs brachte die Menſchen zum erſten Verſuche der Sprache; ehe nun dieſe Töne, die anfangs nur Empfindungen bezeichneten, auf Begriffe angewendet werden konnten; ehe ſie nur etwas mehr modificirt wurden, muſste ſchon die Kultur der Kindheit unſers Geſchlechts etwas weiter vorgerückt ſeyn. Da man nun aber für die Bezeichnung abſtracter

Begriffe die erſten ſinnlichen Ausdrücke, die ein Product der Empfindungen geweſen waren, beybehielt, eben weil der Naturmenſch lieber einem Worte einen doppelten Sinn untergelegt, und es in zwiefacher Bedeutung gebraucht, als daſs er zum Behuf des abſtracten Begriffs ein neues erfinden ſollte; ſo läſst es ſich leicht erklären, woher die Zweydeutigkeit; das Schwankende und Unzuverläſsige der erſten Sprache entſtanden ſey, *daher* nehmlich: daſs ein Wort in mehrerer Beziehung gebraucht wurde, und bald dieſe Erklärung, bald eine andre verlangt, bald im ſinnlichen Gewande erſcheint, bald zur Bezeichnung eines abſtracten Begriffs interpretirt werden muſs. Die Armuth der Sprache, der Mangel an Erfindung neuer Worte und Zeichen, für den immer ſich vermehrenden Zuwachs von Begriffen, bewirkte daher eine neue Schwierigkeit bey der Interpretation der Mythen, beſonders trifft dies die Mythen einer ſpätern Zeit und die eigentlichen Philoſopheme unter derſelben.

So ſind aber auch die Mythen der alten Völker ein ſicherer Abdruck ihrer Empfindungen und Begriffe. Vorſtellungen, die die ſpätere Zeit kaum ahnen würde, verband der Geiſt der Kindheit zu *einem* Ganzen; die niedern Kräfte der Seele, die zuerſt erwachen und ſich weiter entwickeln, Phantaſie, Gedächtniſs etc. haben an der Fortbildung und Ausſchmückung der Begriffe der Urwelt den meiſten Antheil. Das Schauſpiel der Natur muſste in ſeinen gewöhnlichen Modificationen oftmals ſchon wiedergekehrt ſeyn, ehe es dem Menſchen in der Kindheit ſeiner Kultur nicht mehr befremden ſollte, und doch wie viel

Digitized by Google

taufend Erſcheinungen in der Natur muſsten ihm nicht auffallen und unerklärlich ſeyn, da der Begriff von Ordnung und Geſetzmäſsigkeit in der Natur ohnmöglich in der Seele des Naturmenſchen reifen kann! Alles iſt ihm daher Wunder, alles geſchieht durch die Vermittelung und Dazwiſchenkunft höherer Kräfte; daher denn das Auſserordentliche, der Hang zum Wunderbaren in den Traditionen aller alten Völker. Daher das eigenthümliche Gepräge ihrer Mythen, die ein Abdruck des Grades ihrer Bildung ſind. Eben aber durch die Verſinnlichung der Begriffe; durch die Anhänglichkeit des Naturmenſchen an den Erſcheinungen der ihn umgebenden Natur, durch die Neigung deſselben alles maleriſch darzuſtellen, entſteht denn auch die Lebhaftigkeit, das Feuer und das Kräftige in der älteſten Naturpoeſie; es iſt der Abdruck lebhafter, unverdorbener Empfindungen, es iſt der Nachklang, zwar einer noch wenig gebildeten, aber doch thätigen und geſchäftigen Seele. Durch dieſe hervorſtehende Wirkſamkeit der Phantaſie, durch dieſes Zeichnen der Gegenwart, durch dieſe Verſinnlichung daſeyender und abweſender Gegenſtände, durch dieſe einfache Form und durch den Anſtrich des Wunderbaren, erhalten nun die Mythen die Aehnlichkeit mit Producten der Dichtkunſt, eine Aehnlichkeit, die vorzüglich in der Sprache ſich zeigt.

Alte ungebildete Völker haben ihre Mythologie, die im Ganzen, von dem nehmlichen Anfang der Kultur bey allen Völkern abhängt, nur aber bey jedem durch Klima, Abſtammungen, Bedürfniſse und verſchiedne Verbindungen, die eben nur bey dieſem Volk möglich waren, im Einzelnen wieder modificirt wird. Alle ungebildete Völker haben Mythen, die aus Familien-

Digitized by Google

traditionen gefloſsen ſind und die frühere Geſchichte ihrer Stämme darſtellen, freylich ſo wie ſie ſich durch Tradition erhalten und fortbilden konnten; ſie haben aber auch Mythen, die wir unter die Rubrick der Philoſopheme bringen müſsen; Mythen nehmlich über den Urſprung der Welt, über die Schickſale und Thaten der Götter, durch welche die Behauptung von dem Hange des Naturmenſchen *nach ſeiner Art*, über Facta, über Naturerſcheinungen und dergleichen *zu reflectiren*, unterſtützt wird.

Da nun aber nicht alle Völker in einer und derſelben Periode ihr Mythenalter verleben konnten, ſich aber doch in Rückſicht auf den *Geiſt* deſselben, einige unweſentliche Modificationen ausgenommen, gleich bleiben, ſo haben wir nicht nöthig, in den folgenden Perioden, wenn wir andere entſtehende Völker ihr mythiſches Zeitalter verleben ſehen, den Character und Geiſt deſselben näher zu detailliren, da hier bereits am Eingange der Kulturgeſchichte, die *allgemeinen* Züge des Mythenalters verzeichnet worden ſind. So wie unſer geſammtes Geſchlecht in ſeiner Kultur vom unvollkommenſten Zuſtande ausgehen, und auf dieſe Art ſeine künftige Kultur beginnen und begründen muſste, eben ſo muſste auch jedes einzelne Volk durch alle Perioden der Kultur hindurch, um reifer zu werden, dieſem Geſetz folgen und keinem, das nicht in der Erziehung verderben ſollte, konnte die Natur dieſe nothwendigen Bedürfniſse der Kultur, die von dem ſtufenweiſsen Fortſchritte der Menſchen und von ihrem Fortgange aus einer Periode in die andre abhängen, erlaſsen.

Digitized by Google

B) Geſchichte dieſer Periode nach den Mythen und hiſtoriſchen Fragmenten des Alterthums.

Jene allgemeinen Reſultate über den Geiſt des Mythenalters, über den Character der Mythen ſelbſt, über ihre verſchiednen Gattungen, über die Schwierigkeiten bey Aufſuchung der Kriterien, durch welche hiſtoriſche und philoſophiſche Mythen unterſchieden werden können, bringen wir denn nun zu der nähern Entwickelung der Ueberreſte der älteſten menſchlichen Kultur, die aufbehalten und bis auf unſre Zeiten gekommen ſind, mit. Ehe wir aber noch beſtimmen, wie ſorgfältig bey dem Gebrauche derſelben die hiſtoriſche Kritik verfahren müſse, muſs hier am Eingange zu den nachfolgenden Unterſuchungen die Behauptung ſtehn: *daß alle Mythen und Traditionen, die die älteſte Geſchichte der Menſchheit oder einzelner Völker darſtellen, in der Kulturgeſchichte unſers Geſchlechts, an ſich und als Mythen, gleichen Werth haben, und daß ihre Anwendbarkeit, um die Geſchichte jenes Zeitalters im Allgemeinen anzudeuten, blos von dem innern Gehalte derſelben abhänge, den die hiſtoriſche Kritik beſtimmt und feſtſetzt.* Denn der geſammten Geſchichte der Menſchheit ſind alle Völker der Erde gleich lieb und werth, gegen alle iſt ſie unpartheyiſch, ſie würdigt ihre gegenſeitigen Verdienſte, ſie beſtimmt ihren Einfluſs auf die Verbreitung der Kultur genau und richtig, ſie hat keinen ausſchlieſsenden Liebling; denn ohne eben dieſe gemeinſchaftliche Thätigkeit der ältern Völker würde unſre Kultur, wenn ſie nur von Einem Volke abgehan-

gen hätte, nicht *das* geworden ſeyn, auch nicht das haben werden können, was ſie geworden iſt. *Indier*, *Sineſen*, *Phönicier*, *Aegypter*, *Hebräer*, *Chaldäer*, ſtehen hier in gleichem Range, haben Ein Forum, und ihre Rolle in der Kulturgeſchichte, ihr Werth in der Reihe der Völker hängt genau von dem Grade der Kultur ab, den ſie erreicht hatten und andern mittheilten, und von dem Einfluſse, den ſie, in ihren Perioden, auf die Fortbildung des Ganzen gehabt haben. Nicht alſo zu Gunſten der Mythen des Einen Volks, werden die Mythen der andern für Fabeln und Erdichtungen, ſelbſt nicht einmal für Mythen eines ſpätern Urſprungs erklärt, wenn nicht andre hiſtoriſche Data ſie verdächtig machen. Die Kulturgeſchichte der Menſchheit miſst ſie nach *einem* Maasſtabe, und vergleicht ſie aufs genaueſte, unbeſorgt, welches Reſultat für den Gehalt oder den Character der Mythen *einzelner* Völker daraus hervorgehe.

Daſs dieſe Ueberreſte des Alterthums, beſonders je weiter ſie ins fernſte Alterthum hinauf reichen und je näher die Facta, die ſie darſtellen wollen, der Wiegenzeit unſers Geſchlechts kamen, keine *vollſtändige und zuſammenhängende* Geſchichte der frühern Zeit und des Mythenalters enthalten können, leuchtet wohl jedem unbefangenen Forſcher dieſer Urkunden von ſelbſt ein. Denn

a) ſind ſie, ſo alt ſie auch ſeyn mögen, und ſo wenig ſie für Erdichtungen und abſichtliche Compoſitionen erklärt werden, doch, im Verhältniſse gegen die Wiegenzeit unſers Geſchlechtes ſelbſt, *weit jüngern Urſprungs*, und reichen bey weitem nicht bis an *die* Zeit

hinauf, in welcher ſich das Factum, das der Mythus enthält, zugetragen haben ſoll. So alt ſie auch, im Verhältniſse gegen ſpätere Urkunden und gegen unſer Zeitalter, ſind, ſo iſt ihr Alter gegen den Urſprung unſers Geſchlechts auf der Erde und gegen die erſten Ereigniſse deſſelben, doch immer ſehr relativ. Man denke ſelbſt, wie viele Jahrhunderte verflieſsen muſsten, ehe ſich das menſchliche Geſchlecht zu *dem* Grade der Kultur emporſchwang, um die Familienſagen durch Mahlerey, es ſey nun Hieroglyphen- Stein- oder Buchſtabenſchrift, aufzubewahren; wie viele Traditionen konnten nicht, während dieſer Zeit, ganz untergehen, wie viele entſtellt werden, und ihre urſprüngliche Form verlieren, wie viele durch das Anreihen der Thaten ſpäterer Menſchen an dieſelben vergröſsert und erweitert werden, bis endlich der ſpätere Concipient ſie in *die* Form kleidete, in der ſie bis auf uns gekommen ſind. Dann fragt ſich es immer noch, aus welchen Quellen er ſie entlehnte; (denn die Kritik ſeiner Quellen, aus welchen ſie floſsen, läſst ſich von dem Concipienten nicht erwarten, die Kritik lag noch in ihrer Wiege) dem Concipienten galten Traditionen, reichern oder armſeligern Inhalts, Hieroglyphenſchrift, Steinſchrift etc. als Quellen gewiſs gleich; er reiht die Facta ſeiner Zeit an die Mythen der Vorwelt an, ohne einen Unterſchied weiter zu machen; ſo wenig nun wahrſcheinlich die Facta *ſeiner* Zeit, wenn er ſie treu gehört oder ſelbſt erlebt hatte, von ihm entſtellt überliefert wurden, ſo ſehr miſstrauiſch muſs man doch gegen die Quellen ſeyn, aus welchen die Mythen, die die frühere Zeit charakteriſiren ſollen, hergefloſsen ſind. Die Traditionen konnten bis dahin auſserordentlich erweitert, einzelne Data der-

ſelben verloſchen, und zu der Auflöſung der Hieroglyphenſchrift der Schlüſsel verloren gegangen ſeyn, man deutete daher dieſe Charactere im Sinne des Zeitalters, in welchem der Concipient lebte; man allegoriſirte darüber, führte ein Philoſophem vielleicht über das auf, was früher, als die Facta in Charactere gekleidet wurden, reiner Abdruck und unverſtellte Darſtellung der Begebenheiten oder der Empfindungen des Zeichners waren.

Es läſst ſich aber auch aus jenen Ueberreſten des Alterthums, in welchen wir die Geſchichte der Urwelt finden wollen, deswegen keine vollſtändige und zuſammenhängende Reihe der Begebenheiten herleiten,

b) weil alle jene Ueberreſte nur *partial* ſind. Keine Mythologie der Vorwelt erſtreckt ſich auf das Ganze; ſie gehört jederzeit nur *einen* Stamme und *einer* Horde an. Zwar wird, aus Unbekanntſchaft mit andern gleichzeitigen Völkern und Stämmen, immer im Allgemeinen geſprochen, und die Schickſale *einer* Gegend, *eines* Stammes und *einer* Familie immer dargeſtellt, als wäre es das Schickſal *aller* damals exiſtirenden Menſchen geweſen, *aber auch dies iſt im Geiſte des früheſten Alterthums.* Man kennt auſser ſich und ſeinem Stamme nichts weiter von der Welt, kaum daſs man noch einige Spuren von den, von dieſem Stamme früher oder ſpäter ausgegangnen, Kolonien aufbehält; entlegenere Völker kennt man nicht, weil man nicht mit ihnen in Verbindung ſteht, und die *terra incognita* der früheſten Völker liegt nicht eben weit über ihren jedesmaligen Geſichtskreis hinaus; wenn daher ja die Spuren von andern Völkern in den älteſten Traditionen

vorkommen, ſo ſieht man, wie ſehr ſie der nähern Bekanntſchaft mit denſelben ermangelt haben, aus den abentheuerlichen, überſpannten und fabelhaften Traditionen, die ſie von ihnen haben. Z.B. von den Hyperboräern etc. Jedes Volk hat übrigens ſeine *terram incognitam*; früher liegt ſie ihm ſehr nahe, je weiter es aber in ſeiner Kultur fortſchritt, um ſo weiter wird auch dieſes Land hinaus gerückt, bis es ſpäterhin ſich an den Polen verlieret. Es darf daher keinesweges befremden, wenn die Schickſale, die einen Stamm oder ein Volk treffen, in der Relation davon, ſo dargeſtellt werden, als wäre die Begebenheit *allgemein* geweſen; daher iſt denn auch die Erſcheinung zu erklären, daſs alle alte Völker von einer allgemeinen Fluth ſprechen, die doch bey jedem nur partial war, die aber als allgemein dargeſtellt wird, entweder weil ſie dieſes Volk von ſeinen ehemaligen benachbarten (entweder umgekommnen oder weiter fort geflüchteten) Horden trennte, oder weil ſie ſelbſt fürchterlich genug dieſen Stamm getroffen, und nur einzelne Familien aus demſelben an Leben gelaſsen hatte. Die einzelnen partialen Ueberreſte des Alterthums müſsen nun gegen einander gehalten werden, um daraus eine dürftige Ueberſicht über das Ganze zu gewinnen.

Daraus ergeben ſich denn ſchon im Voraus folgende Reſultate:

1) Daſs, weil dieſe hiſtoriſchen Ueberreſte des Alterthums von ſpätern Concipienten erſt zuſammengeſtellt wurden, wenn auch ihnen frühere hiſtoriſche Traditionen zum Grunde liegen ſollten, demohngeachtet die Form und Einkleidung, in welcher wir ſie empfangen haben, das Gepräge einer ſpätern Zeit, die

Digitized by Google

Kultur einer ſpätern Hand verräth, wenn auch dieſe Urkunden relativ, *für uns*, die älteſten wären, die wir hätten. (So verweiſe ich z. B. wie viel die hiſtoriſche Kritik aus der Parallele dieſer Urkunden, aus dem tiefern Eindringen in den verſchiednen Geiſt derſelben, und aus der iſolirten Stellung der durch den Concipienten an einander gereihten Fragmente, für die jüngere Compoſition derſelben aufſtellen könne, auf die ſchätzbare und meiſterhafte Abhandlung in *Henkens* Magazin *für Religionsphil. etc.* 2. *B.* 3. *St.*, *S.* 433 *ff. über die allmählige Bildung der den Iſraeliten heiligen Schriften, beſonders der ſogenannten hiſtoriſchen*, die ich faſt ganz unterſchreibe. Hätten wir einen ähnlichen Ueberblick über die *indiſchen*, *ſineſiſchen*, *chaldäiſchen etc.* Traditionen, wie nunmehr über die ſemitiſchen Urkunden möglich geworden iſt, und würde dann die Parallele zwiſchen allen dieſen ältern Urkunden, um ein allgemeines Reſultat über ſie alle zu gewinnen, gezogen; ſo würde der Character des Mythenalters wohl bald in einem andern Lichte erſcheinen. Was unſer Zeitalter vielleicht ſich noch nicht zu wagen oder zu vollenden getraut, das mag der Thätigkeit der Nachwelt ein ehrenvolles Ziel vorzeichnen.)

2) Daſs die *Chronologie* des früheſten Alterthums durchaus nicht die hiſtoriſche Kritik aushalte,

α) eben weil die in den alten Documenten vorliegenden Data nicht bis an die Wiegenzeit unſers Geſchlechts hinaufreichen, alſo wenigſtens in der ganz frühſten Berechnung Mängel und Lücken ſtatt finden müſsten;

β) weil, wie ſchon bewieſen iſt, alle Ueberreſte des Alterthums keine *vollſtändige* Geſchichte enthalten, und die Fragmente, die wir haben, nur durch eine ſpätere Hand ſo gut zuſammengeſtellt und geſammlet worden ſind, als es dieſem Concipienten möglich war;

γ) weil die Chronologie der verſchiedenen älteſten Urkunden, (die in der Geſchichte der Menſchheit nicht blos die des ſemitiſchen Stammes, ſondern *aller frühern* Völker ſind, da ſie alle für die Kulturgeſchichte gleich ſtarkes Intereſse haben,) nie zu vereinigen iſt und ſich ſelbſt auſserordentlich *widerſpricht*, indem das eine Volk bald zu viel (Indier und Sineſen) und das andre zu wenig (Semiten) anſetzt, auch oftmals durch eine groſse Anzahl von Jahren die Lücken und Mängel des Ganzen ausgeglichen werden ſollen;

δ) weil in manchen Chronologien zu viel Kunſt des Concipienten ſichtbar iſt, wie z. B. *Franke* von der Chronologie der Hebräer dargethan hat, indem in der Geneſis alles nach einem gewiſsen Cyklus berechnet iſt, den die Zahl Sieben zum Grunde liegt. Dieſe kunſtvolle Darſtellung trägt nicht das Gepräge des früheſten Alterthums;

ε) weil, wenigſtens vor der Fluth, alle Spuren des berechneten Laufes der Geſtirne fehlen, ohne welche doch keine ſichere Chronologie und Berechnung des Lebens der Menſchen in dieſer Periode möglich iſt. Es bleibt daher unausgemacht, ob jene Anzahl von Jahren in den älteſten Urkunden, Sonnen- oder Mondjahre ſind, (zu den Berechnungen von beyden

war *damals* der menſchliche Verſtand noch zu ſchwach,) oder ob die einzelnen Namen in den *Genealogien* (dem Spielzeuge aller alten Völker) jedesmal einen ganzen Stamm bezeichnen; die ganze Chronologie dieſes Zeitalters iſt durchaus nicht nach einem feſten Maasſtabe zu beurtheilen, und ſie bleibt, ſo wie das lange Leben der erſten Menſchen, dem Character des Mythenalters überlaſsen, das ohne ähnliche Vorſtellungen nicht einmal gut gedacht werden könnte. (Zum Belege ſtehe hier eine Stelle aus dem Programm des Prof. *Löwe* in Breslau: *Etwas über Chronologie zur jüdiſchen Geſchichte etc.* 1794. Nachdem er dargethan hat, daſs das Zuſammenhängende und Vollſtändige in der jüdiſchen Geſchichte nur ſcheinbar ſey, beſchlieſst er ſeine Unterſuchungen mit folgendem Reſultate: „Wir haben geſehen, daſs die Zahlen nicht immer richtig ſind, daſs auch ſolche Angaben falſch ſeyn können, die ſelbſt durch die älteſten auf uns gekommenen Urkunden bewährt ſind. Wir haben ferner geſehen, daſs auch bey denjenigen Perioden, die den meiſten Anſchein von Genauigkeit haben, ſich wichtige Zweifel gegen ihre Wahrſcheinlichkeit erheben. Dieſes wird uns mit Recht gegen die Aechtheit aller dieſer Zeitangaben miſstrauiſch machen, da wir durchaus kein Kriterium haben, das uns dieſelbe bewähren kann. Die Chronologie *bis auf Cyrus* wird alſo, auch in der heiligen Geſchichte, noch immer ungewiſs ſeyn, *und eine ungewiſse Chronologie iſt im Grunde ſo gut als gar keine*).“

Digitized by Google

3) Dieſe Traditionen und Mythen der früheſten Zeit werden aber auch, in Rückſicht auf ihren *Inhalt*, verdächtig, daſs ihre Zuſammenſtellung nehmlich einem ſpätern Zeitalter angehöre. Es ſind zu oft Thatſachen in *eine* Reihe geſtellt, die wenigſtens zwey Jahrtauſende verſchieden ſeyn müſsen; (dies hat der Verfaſser des oben angeführten Auſſatzes im *Henkiſchen* Magazin, von den hebräiſchen Urkunden ſehr ſcharf bewieſen) ſollten dieſe nun verbunden werden, ſo konnte dies blos durch den ſpätern Concipienten geſchehen. Uebrigens iſt nicht zu leugnen, daſs die herrſchenden Begriffe in jenen Ueberreſten des früheſten Alterthums ſelbſt ſehr verſchieden ſind, daſs ſie mehrere ſehr unwürdige Begriffe von der Gottheit, von dem Urſprunge der Welt und der Menſchen, von dem Daſeyn des Böſen etc. enthalten; in dieſer Hinſicht iſt freylich ihr Werth nicht *gleich* anzuſchlagen, und diejenigen, die ſich den oben (A) aufgeſtellten Begriffen der höhern Philoſophie, über Schöpfung, Schöpfer und Geſchöpf nähern, müſsen für allen Volksunterricht ſchicklicher ſeyn, als diejenigen, die ſich weiter von jenen Vorſtellungen entfernen. Ob nicht aber eben in jenen unwürdigen, unvollkommenen und dürftigen Vorſtellungen ſich der *noch frühere* Geiſt der Urkunde ſelbſt verrathe? und ob nicht nothwendig die ſchon etwas gereinigtern Begriffe in ein ſpäteres Zeitalter fallen muſsten? das mag die höhere hiſtoriſche Kritik noch ſchärfer beſtimmen, da das Reſultat im Ganzen für die philoſophiſche Anſicht der Kulturgeſchichte der Menſchheit nicht eben ſehr verändert werden kann, weil immer der Character der Kindheitsperiode der Kultur und des Mythenalters der

Digitized by Google

nehmliche bleibt, wenn er auch bey dem einen Volke etwas früher fiele, und bey dem andern einige Jahrhunderte ſpäter angeſetzt werden müſste.

4) Ueber den Anfang dieſer Periode und über die Geſchichte des früheſten Zeitalters haben wir alſo durch die auf uns gekommenen Mythen keine richtige Anſicht zu erwarten, wir werden daher auf einem andern Wege, *das*, was zur Characteriſirung dieſer früheſten Periode in der Kulturgeſchichte der Menſchheit gehört, uns verſchaffen müſsen, und dieſe Linien werden fortgehen, bis zu dem Puncte, wo ſich die wahre und beglaubigte Geſchichte an ſie anſchlieſst. Der Weg, den wir aber, um eine Ueberſicht über jenes Zeitalter zu gewinnen, einſchlagen müſsen, wird durch *Philoſophie* und *Analogie* beſtimmt. *Durch die Philoſophie*, die uns, aus der richtigen Anſicht der Anlagen des Menſchen, zeigt, wie die Kultur und Entwickelung dieſer Anlagen habe beginnen müſsen, und was wahrſcheinlich, nach den ewigen Geſetzen der Natur, an die die geſammte Bildung der menſchlichen Natur und ihr ſtufenweiſser Fortſchritt gebunden iſt, vorausgegangen ſey in der früheſten Periode, um die Kultur, die wir ſpäterhin finden, vorzubereiten; aber auch *durch die Analogie*, die uns auf die Völker hinführt, die noch jetzt auf einer der niedrigſten Stufe der Kultur ſtehen, vielleicht ohne Religion und bürgerliches Leben, und alſo ein Bild von *dem* ſind, was unſer geſammtes Geſchlecht in *ſeiner* Wiegenzeit und in ſeinem angehenden Kindheitshalter war. Von ihnen können wir auf den Anfang aller menſchlichen Kultur einen analogen Schluſs bilden, und ein Reſultat *für den wahrſcheinlichen Anfang der Kultur* un-

ſers Geſchlechts herleiten. Dieſe philoſophiſchen Linien werden nun ſo weit fortgeführt, bis ſich an ſie wahre hiſtoriſche Data anſchlieſsen. Dies konnte ſchon zum Theil bey einigen Völkern ſogleich nach der Flut geſchehen, aber immer noch ſind zu viele Lücken ſichtbar, und wiederum verleben erſt jetzt andre Völker ihre Wiegenweit und beginnen ihr Kindheitsalter, daſs die beglaubigtere Geſchichte immer durch die Dazwiſchenkunft von neuen Mythen aus andern Gegenden und von andern, erſt entſtehenden, Völkern unterbrochen wird. So geht es fort bis auf *Moſes*, von welchem an es in der hebräiſchen und der mit ihr verbundnen Geſchichte wenigſtens etwas lichter wird, und endlich bis auf *Cyrus*, wo denn nun wohl mehr Licht und Ordnung ſich über die *ganze* Geſchichte der damals bekannten Völker zu verbreiten anfängt, ohngeachtet die Geſchichte der von neuem ſich bildenden Völker auch ſpäterhin noch dunkel bleibt, und bey aller Reichhaltigkeit der Materialien zu einer univerſellen Geſchichte, die frühern Data in der Geſchichte der Hunnen, Teutſchen, Mogolen, Vandalen etc. Weſt- und Südindier fehlen. Ob daher wohl je unſre Geſchichte den ſtolzen Namen einer *allgemeinen* wird führen können? — Nur nach und nach wird es lichter in der Geſchichte der Menſchheit; dieſe lichten Puncte hält der Forſcher der Fortſchritte menſchlicher Kultur feſt, aus ihnen leitet er ſeine Reſultate für das Ganze her, und, ſo weit es ihm möglich iſt, erhellt er die dunkeln Seiten der Geſchichte, und die frühern Kulturperioden entſtehender und ſich bildender Völker, mit der Fackel der Kritik, um

die

die Materialien zu reinigen und zu ordnen, und bringt durch Philoſophie und Analogie Zuſammenhang in dieſelben, weil blos auf dieſe Art aus ihnen ein Reſultat fürs Ganze gewonnen werden kann. — —

So ſehr auch faſt alle Völker des frühen Alterthums, in der Periode ihrer Mythen, das Abentheuerliche erſchöpft und die verſchiedenſten Meynungen über den Urſprung der Welt und des Menſchen gebildet haben, ſo trift ſich doch, ſobald wir die heterogenen Formen und Einkleidungen und den Einfluſs des Klima, der Gewohnheit und der Lebensart (anders ſind die Mythen der Nomaden, der Feldbauer, der Jäger,) hinwegnehmen, eine groſse Aehnlichkeit im Ganzen zwiſchen ihnen an, eben weil ſie doch alle Producte eines und des nehmlichen menſchlichen Geiſtes und aus einer und eben derſelben Periode ſind, obgleich dieſe Periode von dem einen Volke nur früher als von dem andern und unter andern Verhältniſsen verlebt wurde. Alle dieſe Urkunden des Alterthums haben an ihrer Spitze gewiſse Philoſopheme über den Urſprung der Welt; noch fehlt und muſs ihnen fehlen, der richtigere Begriff eines Weltalls und einer Gottheit, ihre Kosmogonien beginnen daher faſt alle mit dem Chaos; ſo iſt dem *Sanchuniathon*, (deſsen Kosmogonie, wenn ſie ächt wäre, leicht die älteſte ſeyn dürfte, die ſich erhalten hätte, denn die in der *Geneſis* ſetze ich aus andern Gründen ſpäter an; vielleicht daſs beyde aus frühern Fragmenten entſtanden, die ein ſpäterer Concipient weiter ausführte, dann würden aber einige *indiſche* Fragmente älter als dieſe beyden ſeyn, wofür das Alter der Nation, das Anſehen und die Heiligkeit ihrer Religionsbücher, ſo wie auch

der kindiſch rohe, ſinnliche Geiſt dieſer Bücher ſelbſt ſpricht, da ſchon die Fragmente des Sanchuniathon und Moſes das Gepräge einer ſpätern, kultivirtern Zeit tragen, wenigſtens in ihrer gegenwätigen Geſtalt;) die Urquelle des Weltalls eine chaotiſche Materie, die ein ätheriſches Princip beſeelt, aber dieſes geiſtige Princip denkt nicht, und bildet die Welt nicht nach einem vernünftigen Plane *). *Moſes* Schöpfungsſtoff dagegen iſt das Waſser; ein von den höhern Kräften (Elohim, die unſichtbaren höhern Weſen) abhängiges Princip (רוח) ruht auf demſelben und bildet dieſen Schöpfungsſtoff aus. Die *ägyptiſche* Kosmogonie ſtellt eine ewige Materie und eine ewige Finſterniſs auf; aus der alten, langen Nacht des Chaos entwickelt ſich endlich die vorliegende Welt mit ihrer Pracht und Schönheit; wie aber *Athor* umgebildet worden ſey in dieſes Reich lebendiger wirkſamer Kräfte, läſst ſich nach ihren Begriffen nicht genau angeben, da ihre frühern Hieroglyphen ſpäterhin zu verſchieden gedeutet wurden. Die Spuren dieſer ägyptiſchen Kosmogonie kommen auch in den *Orpheiſchen* Fragmenten vor, die, wenn ſie auch nach ihrer gegenwärtigen Kompoſition ungleich ſpätern Urſprungs ſeyn ſollten, doch frühe Fragmente zu enthalten ſcheinen, die verwandt ſind mit den Meynungen, die die Aegypter über Natur und Welt hatten, weil die Kultur des Orpheus wahrſcheinlich ägyptiſchen Urſprungs iſt. Nach den Fragmenten, die ſeinen Namen tragen, wird das Chaos, die Nacht ausgebildet durch das Anziehen und Abſtoſsen der materiellen Kräfte, inwiefern aber dieſer Streit der Elemente auf ein belebendes Princip zu-

*) Αυτο δε πνευμα ουκ εγινωσκε την αυτου κτισιν.

rückgeführt wurde, ſo war auch die Liebe (Venus) bey ihm das Princip, durch welches das Chaos ſich zur vorliegenden Welt umbildete*). Alle frühere griechiſche Philoſophen folgten ihm in dieſer Darſtellung der Ausbildung des nächtlichen Chaos, wie dies Ariſtoteles von ihnen behauptet. Selbſt als ſpäterhin *Thales*, *Anaxagoras* und *Anaximander* zu philoſophiren anfingen; ſo giengen auch ſie von Kosmogonien aus, die mehr oder weniger das frühere Zeitalter und die damals gangbaren Ideen über die Entſtehung und Bildung der Welt verrathen, die ſie mehr oder minder witzig und ſcharf darſtellen und von neuem bearbeiten. — Die *practiſche* Kosmogonie, die in ihrer jetzigen Geſtalt, wie ſie *Plutarch* (Iſis und Oſiris) aufgeſtellt hat, wohl eine ſpätere Bearbeitung erfahren hat, gründet ſich auf die Annahme der zwey entgegengeſetzten Principien, des Lichtes und der Finſterniſs; aus ihnen gingen die beyden Grundweſen, Ormuzd und Ahriman hervor, die mit ihren Dämonen die Welt ausbilden, und die Urheber des Guten und des Böſen ſind.

So wenig wir nun auch dem menſchlichen Verſtande in jenen frühen Perioden ſeiner Kultur es zum Vorwurfe machen können, daſs er eben auf dieſe Art, und nicht transſcendentaler philoſophirte, ſo wenig können doch dieſe Mythen und Philoſopheme für uns der Maasſtab der Wahrheit ſeyn. Wir überlaſsen ſie daher ihrem Zeitalter, ohne daraus die frühſte Bildung unſers

*) In den Fragmenten, die ſeinen Namen tragen, heiſst es:

Νυκτα θεων γενετειραν αεισομαι ηδε και ανδρων.
Νυξ γενεσις παντων, ἡν και Κυπριν καλεσωμεν.

Planetens erklären zu wollen. Dieſe Mythen gehören daher zu der Gattung der Philoſopheme, denen kein von Menſchen erlebtes Factum zum Grunde liegt.

Nur dürftig und unzureichend iſt das, was die älteſten Urkunden und aufbewahrten Mythen mehrerer Völker von der erſten Verbreitung des Menſchengeſchlechts auf der Erde ſagen; ſo dunkel aber auch die Spuren davon ſind, ſo führt doch die richtige Anſicht des Verhältniſses der Stärke und Kultur der älteſten Völker darauf, daſs muthmaſslich *Indien* die Wiege des Menſchengeſchlechts geweſen ſey. Einmal iſt an den Ufern des Ganges die Natur ſchön und reizend, und eine Wüſte ſo wenig, als ein Felſen konnte den erſten Menſchen bey ſeinem Auftritte auf der Erde, pflegen; ſo zuvorkommend hatte hier die Natur für die Befriedigung der Bedürfniſse des Menſchen geſorgt; ein mildes Klima ſchützte ihn vor frühzeitigen Leiden und vor frühzeitiger Verwilderung; denn er muſste erſt bekannter werden und eingewohnen auf der Erde, ehe ihn die Natur von dem Leitbande des Inſtincts losgeben und ſich ſelbſt, ſeiner Thätigkeit, ſeiner Kultur überlaſsen konnte. Indien iſt aber auch ſchon frühzeitig ſtark bevölkert geweſen; ſchon früh hatten dieſe Gegenden einen gewiſsen Grad der bürgerlichen und religiöſen Kultur erreicht; ſchon früh waren hier Laſter geweſen, und ſchon von den erſtern griechiſchen Philoſophen wird mit Grund oder Ungrunde behauptet, daſs ſie Indien bereiſet und manches aus den hier angetroffnen Philoſophemen entlehnt hätten. So wenig nun auch die Analogie zwiſchen einigen indiſchen und einigen frühern griechiſchen Philoſophemen jene Behauptung feſt begründen kann: ſo wenig ferner aus dem vorgeblichen hohen Alter der heiligen Bücher der Hindoſtaner auf

das früheſte Alterthum dieſes Volkes geſchloſsen werden kann; ſo drängen ſich uns doch einige Reſultate in der Kulturgeſchichte über dieſes Volk auf, die wir, zu Gunſten anderer vorgefaſster Meynungen nicht übergehen dürfen. Denn daſs in den ſemitiſchen Urkunden nichts von dem eigentlichen Indien vorkommt, darf uns nicht befremden; hier darf überhaupt nur die Geſchichte *eines* Stammes und ſeiner Kolonien geſucht werden; die Völkerſchaften, mit welchen dieſer Stamm nun durch Noth oder Zufall bekannt wurde, wurden dann auch in ſeiner Geſchichte berührt und aufgeführt; ob aber dieſer frühe Nomadenſtamm bis nach Indien hin geſtreift ſey auf ſeinen Zügen, bedarf noch einer nähern Unterſuchung; er weidete wahrſcheinlich nur in den höhern weſtlichen Aſien, wo er früher mit *den* Koloniſten, die Babylon und Aſsyrien anlegten, und ſpäterhin mit dem Hölenvolke der Phönicier und mit den ſchon auf einer höhern Stufe der Reife ſtehenden, Aegyptiern bekannt wurde. Seine Urkunden ſind übrigens in ihrer jetzigen Form *ſo* zuſammengeſtellt, daſs die ſpätere Hand darinn nicht verkannt werden kann; auch iſt, was doch in den frühern Perioden einer ſich bildenden Sprache ohnmöglich zu verkennen ſeyn kann, der Unterſchied des Ausdrucks, der Einkleidung und der Form in den hebräiſchen Urkunden der Geneſis und den Königsannalen und Chronikenbüchern, ja ſelbſt der Pſalmen Anthologie, bey weitem nicht ſo groſs, als er es ſeyn muſste, wenn wirklich die älteſten Stücke in der Geneſis bis an das Zeitalter der Flut hinanreichen, oder wohl gar noch in das Zeitalter *vor* der Flut angeſetzt werden ſollten; man vergleiche die römiſche und teutſche Sprache in den Perioden ihrer Bildung; jedes Jahrhundert giebt ihr eine

neue Richtung, frühere Ausdrücke veralten, und Schriften, die durch drey Jahrhunderte, während der Zeit; wo die Ausbildung der Sprache geſchieht, verſchieden ſind, ſehen ſich faſt gar nicht mehr ähnlich, ſo daſs ſogar die frühern Schriften von dem ſpätern Zeitalter nicht einmal, ohne tiefe Bekanntſchaft mit den ältern Formen und Ausdrücken, richtig verſtanden werden können. Belege dazu giebt die römiſche Sprache, ſobald man das Zeitalter des Ennius und Cicero vergleicht, und die teutſche, ſobald man Carls des Groſsen Zeitalter zuſammenhält mit der Periode der Minneſänger, mit dem Zeitalter der Reformatoren, und mit der Fortbildung, die ſie in unſern Tagen erfahren hat.

Dieſe Analogie führt alſo ſchon darauf, daſs, wenn die hebräiſchen Urkunden aus ſo ganz verſchiednen und von einander ſo entfernten Zeitaltern wirklich herrührten, ohnmöglich die Aehnlichkeit und Gleichheit des Ausdrucks zwiſchen dem Pentateuch, den hiſtoriſchen Büchern aus der Periode der Könige und ſelbſt den Producten der hebräiſchen Barden, ſo groſs ſeyn könnte, als ſie wirklich iſt. Gewiſs rührten dieſe frühern Schriften aus dem Zeitalter her, dem man ſie gewöhnlich beylegt; wir verſtünden ſo wenig davon, als von den früheſten Schriften aus Carls Zeiten, wenn wir auch die hebräiſchen Dichter und überhaupt die ſpätern hebräiſchen Schriften gut verſtänden. — Ferner iſt in den hebräiſchen Urkunden die ſpätere ergänzende und die Materialien ordnende, auch dieſelben von neuem überarbeitende, Hand ohnmöglich zu verkennen; für jenes Zeitalter iſt dies nicht Interpolation und Verfälſchung, es iſt ſorgfältige Sammlung und Rettung früherer Fragmente und Reſte; unvollendete Geſchichtserzählungen werden nun ergänzt, die Traditionen anders verbun-

den, und bey gänzlicher Unbekanntſchaft mit der hiſtoriſchen Kritik früherer und ſpäterer Mythen, Mythen mit und ohne Reflexionen ihrer ältern Concipienten, eigentliche Philoſopheme und andre auf Factis beruhende Mythen, bunt aneinander gereiht; wo Lücken von Jahrhunderten und Jahrtauſenden werden, da iſt man unbeſorgt, ſie auszugleichen: wo in den Genealogien ganze Stämme und Horden fehlen, drängt man die vorgefundnen Namen an einander, oder ſetzt, nach einer jüngern Tradition, einen Stamm hinein, und ſchiebt ihn vielleicht *da* hinein, wo er nicht hingehört; die frühern Fragmente werden aber nur durch den ſpätern Sammler nothdürftig in Ein Ganzes vereint, und um ſie für ſein Zeitalter genieſsbar zu machen und den gegenwärtigen Begriffen anzupaſsen, ſo bringt er, wo er kann, entweder ſeine moraliſchen Reflexionen, oder ſeine hiſtoriſchen Nachrichten an. Von der erſtern Art ſcheinen die moraliſchen Beziehungen in den ſemitiſchen Urkunden zu ſeyn, ſo ſtellt wenigſtens der Sammler dieſer Reſte des Alterthums die ſchlimmen und nachtheiligen Begebenheiten allezeit in Verbindung mit *moraliſchen* Sentenzen dar, ſo z. B. den erſten Brudeimord; (die Sünde ruhet vor der Thüre;) ſo die Flut, die durch die vorhergehende ſittliche Verſchlimmerung und Ausartung der friedlichen Hirtenſtämme (durch die Verbindung derſelben mit den rohern Jägerhorden — die Urkunde ſpricht von der Vermiſchung der Kinder Gottes mit den Töchtern der Menſchen) der Gottheit gleichſam abgenöthigt wurde. Reflexionen dieſer Art mit Rückſicht auf *moraliſche* Vorſtellungen tragen durchaus das Gepräge einer ſpätern Zeit. Die ſpätern überarbeitende Hand zeigt ſich aber auch von der andern Seite in

hiſtoriſchen Nachrichten; ſtets heiſst es in hebräiſchen Urkunden, dieſes Monument, dieſe Trümmer ſtehen noch bis auf den *heutigen* Tag, nehmlich bis auf die Zeit des ſpätern Sammlers, der wahrſcheinlich nicht früher als nach Samuel, und in das Zeitalter des ruhigern Beſitzes Paläſtinas, angeſetzt werden kann. Noch ſchärfer hat die höhere Kritik der älteſten Sprache, verbunden mit philoſophiſchem Sinn, für die vorgetragenen Thatſachen, gewiſse *Einſchiebſel* in die ältern Fragmente aufgefunden, ſo daſs wenigſtens das Daſeyn ſolcher Einſchiebſel erwieſen iſt, wenn auch im Einzelnen nicht *jedes* Einſchiebſel von dem Umfange und *ſo* beſchaffen ſeyn ſollte, wie es neuerlich ſittlich aufgeſtellt worden iſt. — Endlich findet ſich in den älteſten Urkunden keine Spur vom Gebrauch der Buchſtabenſchrift; und wenn auch Moſes dieſelbe aus der ägyptiſchen Prieſterweisheit entlehnt, und ſeinem Volke (vielleicht nur Einen Stamme, und zwar dem, dem er ſelbſt angehörte,) mitgetheilt hätte; ſo zeigt doch das nach ſeinem Tode ſogleich eintretende heroiſche Zeitalter ſeiner Nation, wie roh ſie noch damals geweſen ſey, und wie wenig Empfänglichkeit für eine reinere Religion und beſsere politiſche Verfaſsung eben jetzt bey ihr geſucht werden dürfe. Hätte auch dieſes Volk jetzt bereits Buchſtabenſchrift gehabt, ſo machte es doch keinen Gebrauch davon, und nur erſt in ruhigern Zeiten, konnte der ſpätere Sammler die Hieroglyphen, die wahrſcheinlich auch dieſes Volk hatte, und dieſes ſeiner Bekanntſchaft mit den Aegyptern verdankte (von welchem es auch ſeine Neigung zum Thierdienſte entlehnt hatte) in Buchſtabenſchrift — es fragt ſich, ob glücklich und verſtändlich oder nicht? — auflöſen, (vielleicht daſs aus einer Tafel ſolcher hiero-

Digitized by Google

glyphiſchen Charactere der Mythus von dem Falle in Buchſtabenſchrift überging, wenigſtens ſcheinen einige ſymboliſche, den Hieroglyphen ähnelnde, Zeichen den Hebräern nicht unbekannt geweſen zu ſeyn) ferner ſcheint das hebräiſche Volk, bey ſeinem Wegzuge aus Aegypten nur Steinſchrift gekannt zu haben, und der Dekalopus die ganze Maſse von Geſetzen für dieſes ſich iſolirende Volk geweſen zu ſeyn. Wenn daher auch Moſes zu der ſpätern ceremonienreichen Verfaſsung des hebräiſchen Gottesdienſtes die erſte Veranlaſsung gegeben, und kurz vor ſeinem Tode, ohnweit Paläſtina, noch das Volk mit Nachdruck an die ewige Feſthaltung ſeiner Lehren und Vorſchriften erinnert hat, ſo ſcheint doch *die* Darſtellnng des hebräiſchen Prieſterordens, des Tempeldienſtes und der andern Einrichtungen, wie ſie in dem Pentateuche vor uns liegt, mehr aus einer Schilderung des *ſchon beſtehenden* und bereits völlig eingerichteten hebräiſchen Gottesdienſtes, als des erſt künftig einzurichtenden, entſtanden zu ſeyn; der Concipient ſcheint mehr das bereits Eingerichtete copirt, als das in der Zukunft erſt Einzurichtende verzeichnet zu haben; doch würde dies wohl haben zur Zeit Davids, als noch die Stiftshütte ſtand, geſchehen müſsen, denn die ganze Erzählung iſt eine Kopie des Gottesdienſtes in der Stiftshütte, nicht in dem Salomoniſchen Tempel.

Müſsen wir, genöthigt durch dieſe und noch mehrere unverkennbare Bemerkungen und Reſultate, die *gegenwärtige* Form der hebräiſchen Urkunden in ein weit ſpäteres Zeitalter, als gewöhnlich geſchieht, anſetzen, ſo dürfte dadurch leicht erwieſen werden, — da die ältern *ägyptiſchen* Urkunden, (denn die Auflöſung ihrer Hieroglyphen in den Gemächern des Labyrinths

Digitized by Google

und auf den Pyramiden, bedarf noch einer glücklichern Entzifferung, als ſie durch jüngere Griechen, durch alexandriniſche Philoſophen und neuere Reiſende verſucht worden iſt, oder ſie iſt vielleicht gar nicht mehr möglich) gänzlich verloren gegangen ſind, da ferner die wichtigern *ſineſiſchen* wahrſcheinlich zugleich mit dem Confucius erſt in die folgende Periode gehören, und die Fragmente des *Sanchuniathon* und *Orpheus* (alſo die älteſten phöniciſchen und griechiſchen Ueberreſte) ein gleiches Schickſal der ſpätern Bearbeitung und Ergänzung erfahren haben, wie die ſemitiſchen; — es würde dadurch erwieſen werden können, — daſs einige *indiſche* Urkunden, die älteſten auf dieſer Erde wären. Ich mag in die Uebertreibungen eines *Holwell* und andrer nicht einſtimmen, auch glaube ich, daſs der *Vedam* eben ſo gut ältere und neuere, frühere und ſpätere Fragmente enthält, und einigemal überarbeitet worden iſt, dagegen läſst ſich aber doch nicht auf alle indiſche Urkunden dieſe Behauptung anwenden, und da die Litteratur Indiens, die ſo viele tauſend Schriften enthält, für uns noch ein faſt ganz verſchloſsnes Heiligthum iſt, das aber, wenn es auch nicht ſo reizend und intereſsant für uns wäre, als die Enthüllung und Darſtellung des Geiſtes, der in den griechiſchen und hebräiſchen Urkunden des Alterthums weht, doch unentbehrlich und von den wichtigſten Folgen für die richtigere und erhöhtere Anſicht dieſes Volkes, und für die Aufklärung der Kultur der früheſten Perioden ſeyn muſs; ſo haben wir von hier aus, wo *vielleicht* das menſchliche Geſchlecht ſeine Wiegenzeit verlebt, wo es ſein goldnes Zeitalter unter einem glücklichen Himmelsſtriche in einer blühenden Gegend verträumte, und von wo aus ſich ſo verſchiedene Kolo-

nien verbreiteten, und der Lage Indiens nach nothwendig verbreiten muſsten, noch ein neues Licht über den Geiſt des früheſten Alterthums zu erwarten, ſo bald nur der Fleiſs des Forſchers eben auf die wichtigſten Fragmente und Ueberreſte indiſcher Kultur ſtoſsen wird, da verſchiedene Verhältniſse ihm dies Geſchäft ſo sehr erſchwert, ja beynahe ohnmöglich gemacht haben.

Hier ſuche ich nun in Indiens glücklichen Gefilden, die erſte Menſchengeſellſchaft, die erſte häusliche Verbindung, die erſte Auswanderung von Kolonien, die ſich entweder zum Feldbau oder zur Pflege der Heerden, oder zur Jagd hinneigten. Indiſche Kolonien zogen ſich heran in das glückliche Arabien, das nach alten Sagen auch Aethiopien hieſs und von dem afrikaniſchen unterſchieden werden muſs; wenn man nun die frühe Tradition, daſs von Aethiopien aus Aegypten bevölkert und angebauet worden ſey, damit verbindet, und mit dieſen Sagen, die wirklich groſse Aehnlichkeit zwiſchen der ganzen religiöſen und politiſchen Verfaſsung Indiens und Aegyptens zuſammenhält; wenn man unwiderlegbar darauf hingeführt wird, daſs, als Abraham im weſtlichen Aſien als Nomade herumſtreifte, als Phönicier noch in ihren Felſenhöhlen wohnte, und auf der niedrigſten Stufe der Kultur ſtand; als *Aram* oder Babylon und Aſsyrien nur unbedeutende zuſammengefloſsene Kolonien und Staaten waren, die nicht einmal entfernt mit Aegypten und Sina und mit ihrer bürgerlichen Verfaſsung und religiöſen Kultur während dieſer Periode verglichen werden können, — Aegypten bereits mehrere Veränderungen durchgegangen war, die niedrigſten Perioden der Kultur (der Wildheit, des Fetiſchism, der Menſchenopfer) verlebt hatte und ſchon mehrere frühere Dyna-

ſtien in eine Monarchie verſchmolzen waren; ſo wird man wohl nicht behaupten können, daſs die Fluth bis nach Indien, Aegypten und Sina gereicht habe, daſs ſie alſo, blos aus Unkunde andrer Länder, von den Kolonien des weſtlichen Aſiens, die ſie traf, als allgemein angeſehen, und ſo in Traditionen, die ſpäterhin erſt aufbewahrt wurden, aufgeſtellt wurde; daſs ſelbſt indiſche und ägyptiſche Mythen nichts von Ueberſchwemmungen in *dem* Sinne wiſsen, wie von Chaldäern, Hebräern und überhaupt von den weſtlichern Aſiaten jene Fluth geſchildert wird. Daſs aber auch *vor* der Fluth die Kultur der *weſtlichern* Aſiaten nicht groſs geweſen ſeyn kann, ſieht man aus den Spuren ihrer Kultur *nach* der Fluth; denn wenn auch nur einzelne Familien und Stämme ſich hier irren konnten, ſo muſsten doch dieſe, wenn ſie vorher ſchon in dem Beſitze eines etwas höhern Grades der Kultur geweſen waren, dieſe Kultur wieder zeigen; von ihnen muſste ſie auf ihre Kolonien übergehen und ſich ſo immer weiter verbreiten; davon ſagen aber die Urkunden dieſer Völker kein Wort, und armſelig und nothdürftig erwächſt nur unter ihren ſpätern Nachkommen einige Kultur, die ſie zum Theil noch von den kultivirtern Völkern der damaligen Zeit (wie z. E. die Hebräer von den Aegyptern) entlehnen müſsen.

Mit der Anſicht, die uns *Indien*, und ſeine früheſten Kolonien gewährt, wollen wir daher die muthmaſslich wahren hiſtoriſchen Facta, von welchen die Kulturgeſchichte dieſer Periode ausgegangen iſt, aufſtellen; dieſe Völker geben nehmlich während dieſer Periode den kräftigſten Anblick; die andern Kolonien, die entweder noch wild als Beduinen herumſtreifen, oder

mühſam eine Gegend anbauen, und ſich etwas eigne Kultur erringen, ſind nicht ſelten in das Schickſal dieſer Völker mit verflochten, (wie z. B. die Phönicier und Hebräer, welche den Aegyptern *einen* Theil wenigſtens von ihrer Kultur verdankten) wo dies aber nicht iſt, z. B. in Babylon und Aſsyrien, da findet man auch, wie wenig dieſe Länder mit jenen Völkern verglichen werden dürfen, während dieſer Periode. Es iſt freylich traurig, daſs jene, in dieſer Periode ſo eine kräftige Anſicht gewährender, Völker ſo bald in ihrer Kultur ſtehen bleiben und keinen höhern Grad derſelben erreichen, als den, welcher ohngefähr in das reifere Knabenalter fällt; es iſt traurig, daſs ſie ſo bald von Völkern eingeholt und übertroffen werden, die jetzt vielleicht nicht den Namen nach bekannt, oder ſo unbedeutend ſind, wie die erſten Kolonien in Hellas; nichts deſto weniger aber dürfen wir gegen die frühe Kultur jener Völker, die als Thatſache uns vorliegt, ungerecht und gleichgültig ſeyn, dagegen trifft ſie das empfindliche Schickſal, daſs wir ſie ſpäterhin faſt ganz übergehen müſsen, weil ſie immer die nehmlichen ſind und bleiben, und immer an ihrer Kindheitskultur hängen, während daſs andre Völker heranreifen und die ungetheilte Aufmerkſamkeit des Forſchers der Kulturgeſchichte auf ſich ziehen.

Das was wir von *Indien* wiſsen und aufſtellen können, iſt freylich, ſo alt es auch ſeyn mag, doch immer ſchon eine jüngere Modification der *ganz* alten Verfaſſung. Bis an die Wiegenzeit des Menſchengeſchlechtes ſelbſt reicht keine Tradition; hier kann bloſs die Philoſophie (C) die allgemeinen Grundlinien verzeichnen. Da wir aber ſchon zu einer Zeit, als noch andre Völker

in bloſsen Horden herumſtreiften oder noch gar nicht bekannt waren, hier eine Verfaſsung treffen, die ſchon einige Veränderungen durchgegangen ſeyn muſste, ſo dürfen wir wohl davon zurückſchlieſsen auf das hohe Alter der *erſten* Verfaſsung, die jetzt bereits ſchon mehrere Umbildungen nöthig gehabt hatte. — Was jüngere Griechen z. B. *Arrian*, *Diodor*, *Strabo etc.* von der früheſten Verfaſsung Indiens ſagen, iſt eben ſo zweydeutig und fabelhaft, als das, was wir andern Griechen über Aegypten verdanken. Da ſie aber ihren Bachus und Herkules auch hier in ähnlichen Thaten am Ufer des Ganges wiederfanden, da ſelbſt die Verwandtſchaft ihrer damals gangbaren Philoſopheme und Mythen mit den indiſchen ſie zu dem Schluſse brachte, daſs *Pythagoras* Indien beſucht und von hier aus ſeine Kultur entlehnt haben müſse, ſo ſcheint dies alles ſtillſchweigend darauf zu führen, daſs ſie wirklich Hindoſtan eine frühere und ältere Kultur zuſchreiben, als ſich; denn daſs gewiſse ähnliche Begriffe über religiöſe Gegenſtände und mehrere Sagen aus dem heroiſchen Zeitalter der Griechen und Indier ihren gemeinſchaftlichen Grund *darinn* hatten, daſs ſich alle Völker in den Kindheits- und Knabenalter der Kultur ähnlich ſind; das war eine Bemerkung, die noch für ihre damalige Kultur zu fein war und einen zu tiefen Blick auf die Fortſchritte der Kultur bey verſchiedenen Völkern verlangte. Was die Griechen, die erſt zu Alexanders Zeiten Indien näher kennen lernten, über die frühe Verfaſsung deſselben fabeln, verliert alle Glaubwürdigkeit, und kann uns nicht als Quelle zur Geſchichte Indiens ſelbſt dienen. Was aber mehr für das hohe Alterthum dieſes Volkes ſpricht, ſind theils Traditionen, daſs die Hindoſtaner

keine Kolonie eines andern Volkes waren, (was ſelbſt *Diodor* 2, 10. anführt, αυτοχθονες) und daſs, wenn ja bey benachbarten aſiatiſchen Völkern eine ähnliche Kultur angetroffen wird, dieſe eher von Indien aus dahin, als von hier nach Indien gekommen ſeyn könne; theils auch die dieſem Lande ganz eigenthümliche Kultur. Die Religion, die bürgerliche Verfaſsung und die Fortſchritte in Wiſsenſchaften und Künſten, die hier getroffen worden, ſind unter dieſem Klima gebildet, ſie tragen kein fremdes Gepräge, ſie paſsen ſo ganz zu dieſem Boden, zu dem Character dieſes Volkes, ſie haben ſich in ſo feſten Zügen erhalten, daſs ſie ohnmöglich anderwärts entlehnt ſeyn können. Dieſe Kultur hat ſich eben dieſem Volke angebildet, ſie ging aus ſeiner ganzen individuellen Verfaſsung hervor; keine Tradition, keine analoge Spur führt darauf, daſs ſie durch andre Völker bewirkt, oder ihnen abgelernt ſey, ſelbſt die Veränderungen und Zuſätze, die ihre heiligen Bücher und ihre bürgerliche Verfaſsung ſpäterhin erfahren haben, ſind durch das Volk ſelbſt bewirkt, das lange von andern Völkern faſt gar nicht gekannt wurde, und das, wenn es gleich von Perſern und Phöniciern nicht ganz abgeſondert war (eben weil es vielleicht auch dieſen Gegenden Kolonien gegeben hatte) von Griechenland aus gewiſs keine Umbildung und Veränderung ſeiner Kultur zu erwarten hatte. Selbſt die Veränderung in der religiöſen Kultur, die bey dieſem Volk ſpäterhin eingetreten iſt, wurde nicht von auſsen, ſondern durch den ſelbſt fortſchreitenden Geiſt *dieſes* Volkes bewirkt, wenn auch gleich die Verbeſserung ihrer frühern religiöſen Begriffe nicht eben vortheilhaft und Gewinn für die religiöſe Bildung des Ganzen geweſen iſt. Früher als

bey andern Völkern ſuchten die Indier das Bedürfniſs ihre älteſten heiligen Traditionen allegoriſch zu behandeln; nach ihrem originellen Geiſte behandelten und ſchmückten ſie auch ihre frühere Mythologie aus, die zwar nicht durch dieſe Umbildung die lachende und reizende Geſtalt erhielt, welche die Griechen ſpäterhin ihren frühern Mythen gaben, die aber eben deswegen darauf führt, daſs Indien wirklich ſchon eine beträchtliche Zeitlang an ſeinen älteſten Mythen gehangen hatte, ehe es das Bedürfniſs fühlen konnte, dieſelben anders zu deuten, und Erklärungen und Deutungen über ſeine frühesten Religionsbegriffe auszuarbeiten. Aber auch zu dieſen Religionsbüchern kamen ſpäterhin neue Zuſätze, bey wieder von neuem gefühlten Bedürfniſsen der Fortbildung, hinzu, doch erhielten dieſe nicht die Heiligkeit und Auctorität, die der Vedam und der Commentar über dieſelben erlangt hatte.

Auch ihre frühſte Mythologie hat viele Uebertreibungen in Rückſicht auf die Menge der Jahre und die durch Sagen vergröſserten Thaten ihrer Heroen; dieſe Vergröſserungen und Ausſchmückungen älterer Sagen müſsen aber ſo lange anhalten, bis die Traditionen darüber, die anfangs blos durch mündliche Ueberlieferungen fortgepflanzt wurden, in Hieroglyphen oder Buchſtabenſchrift aufbehalten werden. Dann werden freylich die *früheſten* Sagen auch in ihrer ganzen Unförmlichkeit aufgenommen, weil ſie dem Volke bereits zu wichtig und zu heilig ſind, als daſs man ſie prüfen und revidiren ſollte; was aber nur von jetzt an aufbehalten wird, das gewinnt eine andere, wenig abentheuerliche, Geſtalt, eben weil es, ehe es aufgezeichnet wird, nicht durch

durch ſo viele entſtellende Hände geht. Die alte fabelhafte indiſche Chronologie und Mythologie darf uns alſo keinesweges befremden, eben ſo wenig als die der andern älteſten Völker, z. B. der Aegypter, Sineſen, Hebräer; jedes Volk verlebt ſein Mythenalter, wo ſeine Chronologie und Geſchichte ungewiſs, lückenvoll und übertrieben iſt; und dies muſs noch in einem höhern Grade der Fall bey ſolchen Völkern ſeyn, die frühzeitig, als Kolonien, von andern, ſelbſt noch wenig gebildeten Völkern ausgiengen, und daher wenig Kultur und deſto mehr Sagen und Fabeln mitnehmen konnten. Doch langſam und nach und nach häufen ſich dieſe Sagen und Traditionen ſo, daſs ſie durch mündliche Fortpflanzung allein nicht mehr aufbehalten werden können. Allmählig wächſt auch die Kultur des Stammes ſelbſt heran; beydes führet endlich auf ein Mittel, dieſe Traditionen zu ſichern und zu erhalten; man erfindet Zeichen für Ausdrücke und ganze Ideenreihen, und ſelbſt dieſe Zeichen müſsen bey zunehmender Kultur der Völkerſchaften, erſt mehrere Modificationen durchgehen, ehe nur Hieroglyphen und Buchſtabenſchrift bekannt und weiter verbreitet werden können. Dieſes ſpätere Bedürfniſs konnten nun die frühern bereits ausgewanderten Kolonien nicht aus ihrem Mutterlande mitnehmen, ſondern beyde, das Mutterland und ſeine Kolonien, muſsten iſolirt auf dieſes Bedürfniſs kommen, das nun freylich bey dem einen Volke früher oder ſpäter als bey dem andern eintrat, je nachdem ſein Klima, ſein Boden, das Drägniſs und die Bekanntſchaft mit andern Völkern ihm früher oder ſpäter einen höhern Anſtrich von Kultur verſchafft hatte. Ein anderer Fall war es aber freylich ſpäterhin bey Völkern, die als Kolonien von einem

Mutterlande auswanderten, das bereits ſchon Hieroglyphen und Buchſtabenſchrift hatte; denn dann nahmen ſie dieſe Kultur als vorgefundenes, und nicht erſt ſelbſt mühſam zu erringendes Reſultat von daher mit. Da nun aber von Indien aus wahrſcheinlich früher Kolonien ausgegangen waren, ehe ſelbſt in dieſem Mutterlande dieſes Bedürfniſs gefühlt und ausgebildet werden konnte, ſo muſsten freylich auch die Traditionen, die die auswandernden Kolonien von hier mitnahmen, ſehr abentheuerlich ſeyn, und durch ſpätere, ihnen ſelbſt und der Gegend, wo ſie ſich niederlieſsen, nur *eigenthümliche* Zuſätze einen vergröſserten und veränderten Anſtrich erhalten, ſo daſs ſie den Sagen des Mutterlandes nicht mehr ähnlich ſahen, ohngeachtet im Ganzen die Analogie zwiſchen denſelben, und gewiſſe Grundzüge in den älteſten aſiatiſchen Traditionen, auf einen gemeinſchaftlichen Urſprung, auf eine gemeinſchaftliche Quelle hinführen, ohngeachtet freylich nach Jahrtauſenden dieſe Mythen, wenn ſie durch die Hände mehrerer Generationen gegangen, ſpäterhin erſt in Schriftzeichen gekleidet, und durch jüngere Commentatoren allegoriſirt worden ſind, eine ganz andere Auſsenſeite erhalten, und in einer Geſtalt erſcheinen müſsen, die den kultivirten und mit dem Geiſte des Mythenalters ſo wenig vertrauten Occidentalen befremden und in Rückſicht auf ihre früheſte Verwandſchaft und gemeinſchaftliche Quelle leicht irre führen kann.

Mit eben ſo groſsen Dunkelheiten, als die früheſte Geſchichte von Hindoſtan, ringt auch die früheſte Geſchichte *Aegyptens.* Ehe noch nur etwas höhere Kultur im weſtlichern Aſien aufdämmerte, ehe hier die gröſsere Volksmenge die Menſchen vom Nomadenleben zurück-

Digitized by Google

bringen, und zum Uebergange in bürgerliche Verhältniſse nöthigen konnte, bildete ſich am Ufer des Nils ein Volk, das ſeinen eigenthümlichen Character hat, das, wie es von andern Völkern angetroffen und beſucht wird, ſchon eine feſte bürgerliche und religiöſe Verfaſſung beſitzt, bereits mehrere Dynaſtien durchgegangen iſt, und bereits die niedrigſten Stufen der Kultur verlebt hat. Denn ſchon ſind die grauſamen Menſchenopfer abgeſchaſt, ſchon ſind die kleinern Dynaſtien in eine Monarchie verſchmolzen, ſchon hat es ſeine Kaſten, und einen eigentlichen Prieſter- und Soldatenſtand, der von den Ackerbauern verſchieden iſt; alles Erſcheinungen, von denen eben jetzt, in dieſem Zeitpuncte, bey andern gleichzeitigen Völkern (Indien ausgenommen) noch keine Spur getroffen wird, ja ſchon hat der Prieſterſtand ſeine verborgne Weisheit, die, ſie ſey auch noch ſo unbedeutend geweſen, doch ſchon auf ein höheres gefühltes Bedürfniſs ſich gegründet haben muſs, gewiſse Begriffe nicht dem Volke mitzutheilen, und ſich von ſeiner gröbern Mythologie zu entfernen. Uebrigens hat dieſes Volk ſchon beträchtliche Fortſchritte (im Geiſte dieſes Zeitalters und in Vergleichung mit gleichzeitigen Völkern) im Ackerbau und in mehrern Künſten gemacht; ſchon waren oder werden jetzt die ungeheuren Maſsen der Pyramiden aufgeführt, die, wenn ſie gleich den unförmlichen und grotesken Geſchmack der Aegypter characteriſiren, doch kein ähnliches Kunſtwerk, in dieſem Zeitalter bey andern Völkern, neben ſich haben.

Es iſt in der That ſchwer, bey der groſsen Verſchiedenheit der Meynungen über die Bevölkerung und

frühere Kultur Aegyptens, ein allgemeines Reſultat verzeichnen und der ſubjectiven Meynung und Ueberzeugung eines jeden Geſchichtsforſchers genug thun zu wollen. Ich erkenne gern und willig die Verdienſte der Alterthumsforſcher unſers Zeitalters an; ich beſcheide mich, daſs jeder derſelben Vorliebe für *die* Hypotheſe haben müſse, die er ſich einmal ausgeſchmückt und mit mehrern Thatſachen, die ihm im Ganzen, bey der Verſchiedenheit der überlieferten Traditionen von dieſem Volke, nicht fehlen können, in Verbindung gebracht hat; ich achte daher, um die ältern Schriftſteller zu übergehen, die Bemühungen eines Heyne, Gatterer (in den *Comment. ſoc. Goett.* und in einzelnen gröſsern Lehrbüchern und kleinern Schriften), Plessing (*Memnonium*), Meiners (in verſchiedenen hieher gehörigen Schriften), Buhle (*Geſchichte des philoſophirenden Verſtandes*), Vogel (*Verſuch über die Religion der alten Aegypter und Griechen*), Heeren (*Ideen über die Politik, den Verkehr und den Handel der vornehmſten Völker der alten Welt*); geſtehe zugleich, daſs, was das Zuſammenhalten der einzelnen Facten, und das Ringen nach einem gemeinſamen Ueberblicke betrifft, mich Plessings Unterſuchungen; was aber die kunſtloſe Zuſammenſtellung und lichtvolle Auflöſung mancher einzelnen Dunkelheiten betrifft, Heerens Reſultate am meiſten intereſsirt haben; ich weiche, was die ſucceſsive Bildung der Verfaſsung und Kultur Aegyptens betrifft, von dem letztern wenig ab; dagegen muſs ich mich *ganz* von Plessing entfernen, was die Behauptung betrifft, hier die *erſte* menſchliche, und *früheſte* bürgerliche

Kultur zu finden; im Ganzen aber nähere ich mich, *blos in Rückſicht auf die erſte hier einwandernde Kolonie, der* Meynung, die unter Aethiopien (von wo aus die Bevölkerung Aegyptens geſchehen ſeyn ſoll) einen Theil Arabiens, nach einer vom Diodor aufbehaltnen Sage verſteht, weil ich auf keine andere Art einen leichten und unerkünſtelten Zuſammenhang in das Dunkel der früheſten Bevölkerung der Erde bringen kann. Freylich wer *mehrere* erſte Menſchenfamilien annimt, (eine Meynung, die ich weiter oben mit ſubjectiv befriedigenden Gründen beſtritten habe) kann auch hier ſehr leicht zu einem gewiſsen Reſultate kommen; aber ich geſtehe es gern, dieſe Hypotheſe ſcheint mir durchaus nicht in den Plan der Natur mit dem Menſchen zu paſsen, (denn wo würden dann dieſe verſchiednen erſten Menſchenfamilien anheben, und in welchen Gegenden würden ſie enden?) und mehr den dichtverſchlungenen Knoten zu zerhauen, als aufzulöſen. Iſt nun Aſien, (worüber wohl kein Streit mehr iſt, (und namentlich Indien,) für welches das Lokale, die ganze aſiatiſche Kultur, mehrere alte Traditionen und eine groſse Mehrheit der Stimmen der vorzüglichſten Geſchichtsforſcher und Reiſebeſchreiber verſchiedner Völker neuerer Zeiten, ſprechen) die Wiege des menſchlichen Geſchlechts; ſo fragt es ſich nur, wie von dem afrikaniſchen Aethiopien und (mit Heeren) namentlich von Meroe aus, Aegypten habe bevölkert werden können, da man nicht ſieht, *wie Aethiopien zuvor von Indien aus bevölkert worden ſey*, und nach Aethiopien die Wiege des menſchlichen Geſchlechts ſetzen zu wollen, dürfte wohl nicht bewieſen werden können! Daſs indiſche Kolo-

nien in Africa als Nomaden, und *verhältnißmäßig* auch ſchon frühzeitig, herumgeſtreift haben, bin ich weit entfernt zu beſtreiten; die afrikaniſchen Steppen und Thäler an der groſsen Gebirgkette, die am mittelländiſchen Meere hinläuft, ſcheinen ganz für Nomaden angelegt zu ſeyn; aber da ſpäterhin (als Karthago gegründet wurde und Aegypten in bürgerlicher und moraliſcher Hinſicht mehrere Umbildungen und verſchiedne Grade der Kultur bereits durchgegangen war) hier immer noch Nomaden getroffen werden, und die äthiopiſche Kultur (gegen die ägyptiſche, auch nur während dieſer einzigen Periode, gehalten) ganz auf den niedrigſten Stufen ſtehen geblieben iſt; (wenn ich gleich die Aehnlichkeit, vielleicht auch die Verwandſchaft der ägyptiſchen und äthiopiſchen Kultur keinesweges läugnen will noch kann,) ſo ſehe ich nicht recht ein, warum man die ägyptiſche Kultur von Aethiopien ableiten will; die nehmliche Analogie, die zwiſchen dem Prieſterſtande zu Meroe und dem ägyptiſchen getroffen wird, iſt, bey andern Modificationen, zwiſchen den ägyptiſchen und indiſchen Kaſten wohl auch anzutreffen, und für die übrigen Kaſten der Aegypter dürfte in Aethiopien ſchwerlich der Urſprung geſucht werden können; ferner glaube ich, nicht ohne Grund, behaupten zu können, (um die Hypotheſe von Heeren geradezu umzukehren) daſs, wenn Indien die erſte Wohnſtätte unſers Geſchlechts war, von hier aus Nomaden ſich frühzeitig ſchon nach Aegypten verirren konnten, da überhaupt dieſes Land mehrmals durch Nomadeneinfälle beunruhigt und ſeine Verfaſsung dadurch verändert worden iſt; von dieſen hier einwandernden, urſprünglich aſiatiſchen, Nomaden blieb der in Gebürgen herumſtreifende Theil roh und

Digitized by Google

ungebildet *), und von ſeinen Abkömmlingen möchte ich die übrigen afrikaniſchen Nomaden ableiten, von denen ein Theil ſeinen Aufenthalt in den Granitgebürgen nahm, und aus Troglodyten beſtand. Zum Ackerbau war nehmlich dieſe öſtliche Hälfte Aegyptens, zwiſchen dem Nilthal und dem arabiſchen Meerbuſen, nicht tauglich, in manchen Gegenden aber doch noch zur Viehzucht. Die Unfruchtbarkeit dieſer gebürgigen Anhöhen muſste nun bald die hier weidenden Nomaden in das lachende Nilthal herabführen, das zu beyden Seiten des Nils fortläuft und äuſserſt fruchtbar iſt; auch werden hier die älteſten ägyptiſchen Staaten, ſelbſt nach den Ueberlieferungen des Manetho getroffen; denn Nie-

*) Es ſtehe hier für eine Meynung, ſo ungern ich auch aus Auctorität ſtreite, die ich nur andern Auctoritäten, womit man mich in öffentlichen Blättern niederzuſchlagen geſucht hat, entgegen ſtelle, eine Stelle von Herder, der wahrſcheinlich nicht zu den *zweydeutigen* und *unkritiſchen* Gewährsmännern des Alterthums gehört. Er ſagt von den erſten Bewohnern Aegyptens, (*Ideen &c. Th.* 3 *S.* 137 f.) „Keine lieblichen Circaſsier waren ſie nehmlich, ſondern wahrſcheinlich ein *ſüdaſiatiſches* Volk, *das weſtwärts über das rothe Meer oder gar weiterhin herkam*, und ſich von Aethiopien aus allmählich über Aegypten verbreitete. Da es alſo an den Ueberſchwemmungen und Moräſten des Nilſtroms hier gleichſam die Grenze des Landes fand, was Wunder, daſs es ſich an dieſen Felſen zuerſt troglodytiſch anbaute, mit der Zeit aber das ganze Aegypten durch ſeinen Fleiſs gewann und mit dem Lande ſich ſelbſt kultivirte. Die Nachricht Diodors von ihrer ſüdlichen Herkunft, ohngeachtet er ſie mit manchen Fabeln ſeines Aethiopiens verbindet, *iſt nicht nur höchſt wahrſcheinlich, ſondern auch der einzige Schlüſsel zur Erklärung dieſes Volks und ſeiner wunderbaren Uebereinſtimmung mit einigen entfernten oſtaſiatiſchen Völkern.*“

der - Aegypten, oder die Gegend, die unter dem Namen des Delta bekannt iſt, iſt erſt ſpäterhin aus dem Schlamme des Nils emporgeſtiegen, und bey der zunehmenden Bevölkerung des Nilthales durch jüngere Kolonien angebaut worden. Erſt in der letzten Abtheilung ſeiner Dynaſtien führt Manetho auch in Nieder-Aegypten gewiſse Staaten auf. Die Bildung des Delta durch den Nilſchlamm läſst ſich aber ſo erklären: durch den periodiſchen Regen im obern Aethiopien ſchwellen alle Flüſse der dortigen Gegenden an, die ſämmtlich ihre Gewäſser in den Nil ergieſsen, der daher der allgemeine Ableiter für dieſe ganze ungeheure Maſse von Waſser wird. Der Zuſammenfluſs dieſer Gewäſser bewirkt anfangs nur ſein Steigen, bis er endlich aus ſeinen Ufern tritt und die Gegenden überſchwemmt, die durch den fetten Schlamm, den er zurückläſst, gedüngt werden, und die gröſste Fruchtbarkeit bewirken. Dieſer mitgebrachte Schlamm bildete aber nach und nach in Unter - Aegypten einen erhöhten Boden, und ein ganz neues Land; ſo wie das Nilthal, das von beyden Seiten durch Gebürge und Wüſteneyen, und an ſeinem Ende durch Sümpfe eingeſchloſsen wird, natürlich ſeine Bewohner zum Ackerbau bringen muſste.

Die Stämme, die hier einwanderten, muſsten nun wohl zum Theil und nach und nach, wenn ſie auch anfangs nur als Nomaden in den Gebürgen herumſtreiften, ſich in die Nilthäler herabziehen, und die Kultur, die unter ihnen aufkeimte, muſste dieſem Klima und dieſem Boden eigenthümlich werden. Darum hat auch die ägyptiſche Kultur in dieſer frühen Periode faſt gar keine Aehnlichkeit mit der Kultur anderer gleichzeitigen Völker zugleich. Dieſer Boden und dieſes Klima muſste ſei-

ne Stämme bald zu einer gewiſsen Kultur nöthigen, eben weil ohne Kanäle und Kunſtfleiſs kein Volk hier fortdauern konnte. Die Kultur konnte aber auch hier ſich lange Zeit *originell* erhalten, weil dieſes Land ſchon durch ſeine Gebürge, Wüſteneyen und Sümpfe von allen benachbarten Völkern abgeſchnitten und einige Monate des Jahres, wenn nemlich der Nil austritt, ganz unzugänglich iſt; weil es ferner wegen der Fruchtbarkeit ſeines Bodens und ſeines Getraidebaues nicht nöthig hatte, andre Verbindungen zu ſuchen, und weil es auch in ſeinen Gebürgen und Thälern, Stoff und Veranlaſsung genug zu Beſchäftigungen in Rückſicht auf Ackerbau, Baukunſt und Bergbau fand.

Die Kultur dieſes Volkes war aber auch ſo, daſs man nur ſchwerlich ihren Urſprung von Aethiopien und namentlich von Meroe würde ableiten können; da alles, was neuere Schriftſteller über die hohe wiſsenſchaftliche Kultur der Aethiopier gefabelt haben, nur Träume ſind, für die das Zeugniſs keines alten Schriftſtellers beygebracht werden kann *). Da nun aber Aegypten frühzeitig ſchon zahlreich bevölkert iſt, frühzeitig ſchon in mancher Hinſicht mehrere Grade der Kultur erreicht hat; da ferner dieſe Kultur gar nicht auf einen auswärtigen Urſprung hinführt, ſondern ſeine bürgerliche Verfaſſung, ſeine Abtheilung in Kaſten, (wenn auch hierzu die *erſte Idee* von Indien aus mitgebracht ſeyn ſollte) und das gegenſeitige Verhältniſs dieſer Kaſten aus der Beſchaffenheit und Einrichtung dieſes Bodens und Klimas hervorgehen konnte; (wie wir weiter unten ſehen werden) da ſeine religiöſe Kultur aus Vorſtellungen hervorgegangen war, die dieſe Gegend veranlaſst hatte,

*) Man vergleiche Herrens *Ideen &c.* S. 375.

(Verehrung des Nils, der Geſtirne, der Thiere, Glaube an ein Schattenreich, entlehnt von den Katakomben), und der Prieſterſtand ſelbſt, in deſsen Händen die Leitung der religiöſen Kultur war, einen ganz eigenthümlichen, von andern Prieſterſtänden verſchiedenen, Anſtrich erhalten hatte; da endlich auch Aegyptens wiſsenſchaftliche und äſthetiſche Kultur auf Hieroglyphenſchrift, groteske Gebäude und Aufführung groſser Steinhaufen, zu denen ihre Granitgebürge Materialien genug lieferten, beruhte, und der Ackerbau in dieſen Gegenden nothwendig fortſchreiten und betrieben werden muſste; ſo glaube ich, haben wir nicht erſt nöthig, Aegyptens Kultur oder wenigſtens den Urſprung ſeines Prieſterſtandes von einem andern Volke *geradezu* abzuleiten; wo wir Menſchen in Geſellſchaft und bürgerlichen Verhältniſsen treffen, da finden wir auch einen gewiſsen religiöſen Kultus; und wo ein religiöſer Kultus getroffen wird, da ſind auch Prieſter unentbehrlich, und leider zeigt es die Geſchichte, daſs Prieſter, und mit ihnen die Unmündigkeit der menſchlichen Vernunft, ſo alt ſind, als die bürgerliche Verfaſsung.

Daſs der ägyptiſche Prieſterſtamm mit dem zu Meroe eine gewiſse Aehnlichkeit gehabt habe und gehabt haben müſse, läſst ſich wohl leicht aus der Nähe beyder Völker, aus der niedrigen Stufe der Kultur derſelben, und überhaupt aus der, bey aller Verſchiedenheit in einzelnen Modificationen, doch unverkennbaren Analogie aller ältern Völker, bey ihren früheſten Verſuchen in der Kultur, ſowohl in religiöſer als politiſcher Hinſicht, leicht erklären. Auch möchte ich lieber, wenn einmal eine Hypotheſe darüber aufgeführt werden ſoll, Aethiopien von Aegypten aus bevölkern und einige Spu-

ten der Kultur von hier entlehnen laſsen, (die aber freylich auf äthiopiſchem Boden dem Geiſte *dieſes* Volkes angepaſst und wieder anders als in Aegypten modificirt wurden) als umgekehrt; beſonders deswegen, weil die gröſsere Kultur Aegyptens, (bereits in frühern Zeiten) auf einem weit *höhern* Urſprung und *frühern* Anfang derſelben hinführt, denn nicht ſchnell und auf einmal, ſondern langſam und ſtufenweiſs vorbereitet, kann ein Volk mehrere Grade der Kultur durchgehen und von den niedrigen zu höhern und beſsern fortſchreiten; dann aber auch, weil Aegypten ſtärker bevölkert war in dieſer Periode, als die übrigen Gegenden Afrikas, was nothwendig auf das *frühere* Niederlaſsen gewiſser Kolonien in dieſen Gegenden hinführt, wenn auch die Lage Aegyptens ſelbſt es zum Theil bewirkt hat, daſs ſich die angehenden, und in den Nilthälern bildenden Staaten, durch Auswanderungen nicht ſogleich entkräften konnten.

Uebrigens geht es uns mit Aegypten wie mit Aſien; faſt alles, was wir von ſeiner frühen Verfaſsung und Einrichtung wiſsen, verdanken wir den ſpätern Griechen, und namentlich iſt *Herodot* für Aegypten noch unſer ſicherſter und beglaubigteſter Gewährmann; und doch, wie ſpät lebte er nicht! Erſt nach dem Darius, als Aegypten ſchon ſo viele Veränderungen erlitten hatte; als die Dynaſtien des Manethos aufgehört hatten; als Pſammetich durch Ausländer ſich zur Alleinherrſchaft emporgeſchwungen, Aegyptens Verbindung und Handel mit andern Völkern eingeleitet, griechiſche Kultur dahin gezogen, Nieder-Aegypten mehr angebaut und der Prieſterſtand bereits von ſeinem Anſehen durch die Angriffe der Perſer verloren hatte. Ob daher das Gemählde des He-

Digitized by Google

rodot *ganz* wahr und treu ſey, bleibt immer inſofern unentſchieden, in wie fern man nehmlich nicht gewiſs beſtimmen kann, aus wie viel verſchiedenen und heterogenen Traditionen er daſſelbe zuſammengeſtellt habe. Würden ältere Spuren und frühere Sagen anderer Völker, von deren hohen Alterthume wir überzeugt ſeyn könnten, auf andre Reſultate führen, ſo würden wir zwar niemals die völlige Erdichtung, oder im Ganzen völlig unähnliche Darſtellung der älteſten Verfaſsung Aegyptens, durch Herodot uns zu behaupten anmaſsen, aber manche Sage, die er aufnahm und aufnehmen muſste, dürfte doch vielleicht dadurch anders modificirt werden. Was Indien betrifft, ſo haben wir zu ſolchen Aufklärungen noch gegründetere Erwartung als für Aegypten; in Indien ſind wenigſtens noch auſserordentlich viele alte Monumente übrig; die indiſche Litteratur bietet der Kritik, dem Nachdenken und der zu hoffenden Ueberſicht über die älteſte aſiatiſche Kultur ein unermeſsliches Gefilde dar, und gewiſs würden ſich unter dieſen Ueberreſten des Alterthums, wenn ſie nur einmal überſetzt wären, Urkunden finden, die die Achtung des Geſchichtsforſchers verdienten, und eben ſo die Forderungen und Prüfungen der Kritik beſtehen würden, als die Fragmente des Manetho, wenn gleich auch viele in ein ſpäteres Zeitalter gehören dürften, die blos von dem frommen Aberglauben und durch die Auctorität des Alterthums überhaupt, von den Eingebohrnen, früher angeſetzt werden. —

So wenig ich mich nun auch, für die Behauptung des hohen Alterthums der indiſchen Kultur, auf gewiſse Schriftſteller (Holwell und andre) berufen mag, die allem Anſchein nach, ihren Hypotheſen zu viel aufge-

opfert haben; ſo gewiſs ich überzeugt bin, daſs ſowohl der Präſident der zu Calcutta in Bengalen 1784 errichteten gelehrten Geſellſchaft, William Jones, als auch mehrere Mitglieder derſelben, *zu* warm für ihre Hypotheſe ſprechen und alles darauf beziehen, was ſich nur darauf beziehen läſst; ſo vieles ſie auch in ihren Abhandlungen gewöhnlich *unbewieſen* hinſtellen; ſo glaube ich doch *nicht ganz* dieſe Männer übergehen zu können, da ſie einmal dieſe Gegenden genau kennen gelernt haben, da alle ihre Bemühungen dahin gehen, die Beſchaffenheit dieſes Landes genauer darzuſtellen; da ein gewiſser Grad von Gelehrſamkeit, Scharfſinn und Witz, beſonders dem Präſidenten Jones nicht abgeſprochen werden kann, und er, wenn er nicht Gründe für ſeine Hypotheſe vorfände, dieſelbe gewiſs nicht *ſo weit* verfolgen und über allen Zweifel zu erheben ſuchen würde. Die Reſultate ihrer Unterſuchungen in der *Aſiatick Reſearches or Transactions of the Society inſtituted in Bengal* über die Verwandtſchaft und Abſtammung aſiatiſcher Völker vereinigen ſich nehmlich in der Behauptung: daſs die alten Aethiopier, Aegypter und Hindus ein und daſselbe Volk ſind. Zwar iſt dieſer Behauptung auch neuerlich von würdigen Männern widerſprochen worden *), aber dieſe Hypotheſe, ſobald wir nehmlich

*) Man vergleiche die Recenſion des dritten Theils dieſer Abhandlungen in den *Götting. gel. Anz.* vom Jahr 1794. St. 163. S. 1632 ff. Dagegen wird man jene Hypotheſe dem teutſchen Publicum näher gebracht finden, in den *Abhandlungen über die Geſchichte und Alterthümer, die Künſte, Wiſſenſchaften und Litteratur Aſiens, von Sir William* Jones *&c.* aus dem Engliſchen überſetzt von *J. C.* Fick, mit Anmerkungen, ausführlichen Erläuterungen und Zuſätzen von

die Bevölkerung der Erde nicht von mehrern Menſchen-paaren ableiten wollen, ſcheint doch Einheit und Licht in das Dunkel der alten Geſchichte zu bringen; die übrigen Reſultate andrer denkenden Männer über die Fortſchritte der Kultur *einzelner* Völker laſsen ſich, mit einigen kleinen Modificationen, leicht damit vereinigen, und die Verwandtſchaft und Analogie der geſammten alten Mythologie und früheſten Kultur (die ich bis *ins Kleinliche* zu verfolgen weit entfernt bin,) ſcheint auch dafür zu ſprechen. Ich wünſchte nicht, daſs man dieſe Meynung mit Machtſprüchen niederſchlagen, ſondern durch Gründe widerlegen, und die Einheit und Harmonie, die durch die Annahme dieſer Hypotheſe in die älteſte Völker- und Kulturgeſchichte kommt, auf einen andern *leichtern* und *ſichern* Wege noch tiefer begründen möge, als es durch dieſe Hypotheſe geſchehen kann.

Die vielen Unterſuchungen) über dieſes Volk in neuern Zeiten verdienten dieſe ausführliche Entwickelung, da es in der That das merkwürdigſte Volk der alten Welt iſt, deſsen nähere Bekanntſchaft in der Kulturgeſchichte der Menſchheit manche Lücke ergänzen und manche Dunkelheit aufklären würde. Als *Reſultat* über unſre Unterſuchungen ſtellen wir folgende hiſtoriſch beſtätigte Facta hierüber auf:

Es ſtreitet nicht mit den beglaubigten Datis des höhern Alterthums, daſs indiſche Nomaden ſich weſtlicher

D. *J. Fr.* Kleucker, *erſter Band*, Riga 1795. — Um über die frühere indiſche Kultur urtheilen zu können, verdient ein Aufſatz von Hegewisch im Auguſt 1794. der *Berlin. Monatsſchrift*, und der erſte Theil der *aſiatiſchen Originalſchriften* (1791) verglichen zu werden.

Digitized by Google

in die allgemeine Pflanzſchule aller Nomaden, in die arabiſche Wüſte, ziehen konnten; und dies konnte ſchon frühzeitig geſchehen, als Indien ſelbſt nur noch von Nomaden (den früheſten Anfange und der niedrigſten Stufe menſchlicher Kultur) bewohnt wurde; oder als dieſe rohern Horden aus Indien weichen muſsten, da hier nun ſchon die erſten bürgerlichen Verhältniſse eintraten, an denen ſie, einmal an ein herumſtreifendes Leben gewöhnt, nicht Theil nehmen wollten; Nomaden ſtreifen übrigens, ohne Zweck und Abſicht herum, und ihre Wanderungen werden gewöhnlich nur durch Mangel an Weide oder durch Kolliſion mit andern ſtärkern Nomadenhorden beſtimmt; indiſche Kolonien in Arabien und am arabiſchen Meerbuſen ſchon frühzeitig zu finden, iſt daher wohl nicht gegen den Geiſt des Alterthums; dieſe Stämme, denen eine Wanderung über Gebürge nichts beſchwerliches iſt, gaben nun dem obern öſtlichen Aegypten ſeine erſten Bewohner; andre ſcheinen ſich nach und nach in dem übrigen Afrika ausgebreitet und daſselbe bevölkert zu haben, deſsen einzelne Staaten aber in dieſer Periode an Bevölkerung und Kultur hinter Aegypten zurückblieben, und alſo ohnmöglich zur Begründung der ägyptiſchen Kultur mitgewirkt haben können. Ein Theil der eingewanderten Nomaden ſenkte ſich dann in die Nilthäler herab, wo ſich wohl ein ackerbauendes Volk bilden *mußte*, weil die Kultur dieſer Gegend wahrſcheinlich vom Ackerbau ausging. Dieſe Thäler waren der älteſte Sitz ägyptiſcher Kultur, hier bildeten ſich die erſten ägyptiſchen Staaten, und hier ſtiegen nach und nach jene Reihen von Städten, von Tempeln und koloſsaliſchen Kunſtwerken hervor, die die Ufer des Fluſses zu beyden Seiten bedeckten. Frühzeitig waren daher wahrſcheinlich in Aegypten mehrere

Digitized by Google

gleichzeitige kleinere Staaten und Reiche, von denen gewiſs viele nicht einmal dem Namen nach auf die Nachwelt gekommen ſind. Mehrere Revolutionen hat dieſes Land gewiſs ſchon frühzeitig durchgegangen, da, ſeiner von der Natur begünſtigten Lage ohngeachtet, manche Einwanderung und Vermiſchung fremder Stämme mit demſelben, durch hiſtoriſche Spuren angedeutet werden, denn Aegypten blieb von allen Seiten mit Nomaden umgeben, ja es war ſelbſt zum Theil davon bewohnt *). Es lag alſo ſchon in der Natur der Dinge, daſs öftere Einwanderungen und Auswanderungen dieſer herumirrenden Völker unvermeidlich ſeyn muſsten. Die Geſchichte erwähnt ihrer von allen Seiten; äthiopiſche, phöniciſche und arabiſche, ſelbſt griechiſche Hirtenvölker ſchlugen ihre Wohnſitze mehrmal darinn auf, und wurden ſelbſt mehr wie einmal Herren des Landes. Und haben nicht ſelbſt die Hebräer eine geraume Zeit als Nomaden in Aegypten gelebt? — Da aber Nomaden nie Kultur in ein bereits policirtes Land mitbringen können, ſo können auch ihre Einwanderungen in der Kulturgeſchichte nicht Epoche machen und *als Nomaden* uns in derſelben nicht ſehr intereſsiren; (wenn wir auch ein chronologiſches Verzeichniſs ihrer Einfälle wirklich beſäſsen) ihre Sitten werden vielmehr umgebildet durch die Verbindung mit *dem* Staate, in dem ſie ſich friedlich niederlaſsen, oder den ſie beſiegen.

Was nun die ſucceſsive Kultur Aegyptens betrifft, ſo lehrte wahrſcheinlich die Bewohner der Nilthäler Noth und Bedürfniſs den Ackerbau; der Nil, die wohlthätige Gottheit des Landes, nöthigte ſie zu Erfindungen und

*) Heerens *Ideen* &c. S. 346 f.

und Thätigkeit; die anwachſende Volksmenge in dieſen Nilthälern, die ſich, wegen der angrenzenden Gebürge, Sümpfe und Wüſteneyen, nicht in auswandernden Kolonien vereinzeln konnte, ſondern dieſem Boden getreu bleiben muſste, bewirkte die erſte bleibende bürgerliche Verfaſsung; die Menſchen, die ſich hier zuſammenfanden und auf dieſem Boden geboren wurden, muſsten hier ihre eigene Reife erhalten; Bedürfniſs und Noth zwang ſie immer mehr zu einem geſellſchaftlichen Leben; die einzeln Stämme der Nomaden verſchmolzen bald in kleine Reiche, denn ſie konnten den Uſurpatoren nicht entfliehen; die kleinen Reiche giengen endlich nach und nach über in eine Monarchie, und nun wurde erſt der Erfindungsgeiſt einzelner Männer vortheilhaft für das Ganze. Was die hier einwandernden Kolonien aus ihrem Mutterlande mitnehmen konnten an Kultur, das brachten ſie wahrſcheinlich mit; ganz gewiſs läſst ſich aber nicht darüber urtheilen; doch ſcheint die Analogie der ägyptiſchen und indiſchen Kaſten nicht ganz verkannt werden zu können, ſo wie auch einige Spuren auf die Aehnlichkeit der früheſten Mythologie beyder Völker hinführen. Genug, am Nil muſste die Kultur der Menſchen in bürgerlicher und religiöſer Hinſicht ſchneller und anders reifen, als am Ganges; denn Indien konnte bey anwachſender Volksmenge ſich durch Kolonien derſelben ſehr bald entladen; dies war aber nicht der Fall mit Aegypten, wo die Volksmenge auf einem Mittelpunct zuſammengedrängt war. Dies hatte denn zwar anfangs die gute Folge, daſs hier früher die bürgerliche Verfaſsung ausgebildet werden und auch die Religion die niedrigen Grade der Kultur bald verleben konnte, daſs überhaupt die Kultur dieſes Volks

ſeinem Klima, ſeinem Boden und ſeiner Lage ganz angemeſsen und eigenthümlich wurde; daraus entſprang aber späterhin der Nachtheil, daſs dieſes Volk, ſtolz auf ſeine frühe Kultur und mühſam ſelbſt errungene politiſche und religiöſe Reife, durchaus ſich als den Mittelpunct aller Kultur anſah, ſcheu und eiferſüchtig gegen Fremde war, und auf der Stufe der Kindheitsreife ſtehen blieb, bis es dem Eindringen der Perſer und der jüngern Griechen nicht widerſtehen konnte, und zwar von ſeinen Siegern als eine Mumie geehrt und bewundert wurde, aber auch durch die Griechen ſeinen ganzen ehemaligen Character verlor, der als eine Trümmer der Vorwelt nur in der Kulturgeſchichte unſers Geſchlechts, aber nach ganz verſchiedenen Anſichten, fortgeführet wird, eben weil man hier bald den Sitz aller menſchlichen Kultur, in ihren Myſterien die reinſte Vernunftreligion, bald aber auch ein rohes, niedriges und unwiſsendes Volk geſucht hat. So wenig nun auch die ſpätern Griechen als beglaubigte Geſchichtſchreiber der *frühern* Geſchichte Aegyptens angeſehen werden können, ſo wenig kann man aber doch mit Recht dieſem Volke ſeine ganz *frühere* Kultur abſprechen; nur daſs dieſe frühere Kultur deswegen verdächtig geworden iſt, weil ſie ſo lange den Anſtrich der Kindheit beybehielt und auf den niedrigen, ſchon fürhzeitig erreichten, Stufen ſtehen blieb; dahingegen andre, erſt ſpäterhin entſtandne, Völker, auf dem natürlich fortſchreitenden Wege ihrer Kultur, dieſes Volk bald einholten und weit übertrafen. — Ihre geſammten Fortſchritte der Kultur werden unter den einzelnen Bedingniſsen aller menſchlichen Kultur aufgeführt und gewürdigt werden; das frühe Daſeyn dieſer einzelnen Bedingniſse *in Aegypten*

liegt *als Thatſache* uns in der Geſchichte vor, und ſelbſt die ſemitiſchen Urkunden führen darauf, daſs als Abraham mit einigen hundert Sclaven als Anführer einer Nomadenhorde im weſtlichen Aſien herumzog, in Aegypten ſchon eine feſte dauernde Verfaſsung und eine in die Millionen gehende Bevölkerung angetroffen wurde. —

Sina's Abſtammung und Anbau von indiſchen Kolonien iſt faſt noch leichter zu erweiſen, als Aegyptens. Sina iſt überhaupt das aſiatiſche Aegypten. Frühzeitig ſchon bildet ſich hier in dieſem öſtlichen Winkel Aſiens, (der noch dazu durch ein beynahe buchtloſes Meer von auſsen geſichert wird, der aber auch deswegen keiner Entladung ſeiner Bevölkerung durch auswandernde Kolonien *ſo leicht* fähig iſt, bis er nicht ſelbſt ſchon ſo weit bevölkert und kultivirt war, daſs einzelne Stämme den nahgelegenen aſiatiſchen Archipelagus anbauen muſsten,) ein thätiges, fleiſsiges Volk; Lage, Klima, Noth und Bedürfniſs nöthigen es bald zur bürgerlichen Verfaſsung und zum ſorgfältigen Anbau des Bodens; die Erfindungen des Fleiſses, des Ackerbaues, der Betriebſamkeit und des erſten Aufblühens der Künſte, geben dieſem Volk bald einen eigenthümlichen Anſtrich von Kultur, und ſchon frühzeitig muſsten auch die erſten Grade der religiöſen Kultur von dieſem Volke verlebt werden. Aber ſo wie das ältere Aegypten, ſtolz auf ſeine frühe Kultur, in einem ewigen Kreiſe ſich herumtrieb, und immer die nehmlichen Beſchäftigungen nur unter verſchiedenen Modificationen verſuchte, ſo auch Sina. Nach ſeiner ganz eignen Empfänglichkeit für Schönheit, und nach der originellen und einſeitigen Richtung ſeines Geſchmacks, wendet es ſeine ganze

Thätigkeit, ſeinen unermüdeten Fleiſs an Fortbildung der Natur, an Aufführung von Kanälen und Mauern, an das Aushauen ſeiner Berge, an Vergröſserung ſeiner Hieroglyphenſchrift. Eben ſo wie Aegypten fehlten auch Sina die eingebornen kräftigen Männer, die ſeine höhere bürgerliche und moraliſche Richtung hätten bewirken können; wo es ſein Konfucius gelaſsen hat, da ſteht es noch, und ſelbſt die Veränderung dieſes Weiſen in religiöſer Hinſicht, iſt nur ein Eigenthum der höhern Stände geblieben, und nicht auf das Volk übergegangen; und eben ſo, wie Indien und Aegypten, wird es von ſeinen Prieſtern, den elendeſten Vormündern der Vernünft und der moraliſchen Kultur, am Gängelbande der Ceremonien fortgeführt und auf der Stufe der ewigen Kindheit erhalten. Gegen fremde Bildung iſt es eingenommen, auch dürfte ſie nicht ſo leicht auf dieſem Boden gedeihen; denn *die* Bildung, die Sina erreicht hat, iſt ihm eigenthümlich, iſt hervorgegangen aus der Richtung ſeines Characters, aus dem Einfluſs des Klima und des Bodens; deswegen ſteht ſie hier ſo feſt, dieſe Kultur, und deswegen haben ſelbſt die einwandernden Mogolen und Tartaren, die roher waren, als die Sineſen, von ihren Beſiegten Kultur und Sitten angenommen, und auſser dem gröſsern Drängniſse von andern, beſonders kultivirten Völkern, iſt es durch ſeine Lage geſetzt; wäre dieſe nicht der öſtliche Winkel Aſiens, ſo hätte dieſes Volk eben ſo dem fortſchreitenden Geiſte der Zeit weichen müſsen, wie Aegypten, und wie Hindoſtan jetzt noch die ganze Kraft ſeiner alten Verfaſsung aufbietet, um der langſam vorwärtsdringenden Macht und Kultur der Europäer zu widerſtehen, der aber doch am Ende die alte Kultur an den Ufern des Ganges wird weichen müſsen. — Auch die ſineſiſchen Traditionen ſind auſser-

Digitized by Google

ordentlich abentheuerlich, und verrathen bey mannigfaltigen ſpätern Modificationen und allegoriſchen Deutungen derſelben doch das Gepräge des früheſten Alterthums; der kleinliche Geiſt dieſes Volks ſpielt gern mit Zahlen und Bildern, darum iſt ihre Chronologie und Mythologie ſo übertrieben und fabelhaft. Die Traditionen, die durch die Hände der Miſsionairs zu uns von ihnen gekommen ſind, ſind übrigens vielleicht ſowohl von den Eingebohrnen als auch von den Referenten abſichtlich entſtellt; auch haben ſie, nach einem allgemeinen Naturgeſetze: daſs alle ältere Begriffe, ſobald ſie ſpäterhin nicht antiquirt und mit beſsern vertauſcht werden, allegoriſirt werden müſsen, dies letztere Schickſal erfahren, ſo daſs ihre abentheuerliche Geſtalt vielleicht mehr der überarbeitenden Hand der ſpätern Zeit als dem Urſprunge derſelben angehört; ein Fall, der in der Kulturgeſchichte zu häufig vorkommt, als daſs er befremden könnte, und der vorzüglich bey Völkern eintritt, die der einzelnen groſsen und weiſen Männer ermangeln, die der politiſchen und religiöſen Kultur einen neuen Umſchwung geben könnten. Dies groſse und zahlreicke Volk ſpielt übrigens eine höchſt einförmige und traurige Rolle in der geſammten Geſchichte der Kultur der Menſchheit. —

Je näher wir den frühern Perioden der Kultur alter Völker kommen, deſto kleiner und zahlreicher ſind die Dynaſtien, in die ſie zerfallen. Indien wurde von mehrern kleinen Deſpoten beherrſcht, demohngeachtet war der Strich Landes am Ufer des Ganges im Ganzen nur Ein Volk; iſolirt von andern, durch ſeinen eigenthümlichen Character, durch ſeine Braminenreligion, durch ſeine Kaſten, Wiſsenſchaften und Künſte. Aegypten hatte eben ſo frühzeitig mehrere Dynaſtien gehabt, die

endlich in einer Monarchie vereinigt wurden. Selbſt Griechenland bildete nur Ein Ganzes, in Rückſicht auf Religion, Wiſsenſchaften, Künſte und dergleichen; *ein* Gemeingeiſt, *eine* Kultur, die eben dieſem Boden und dieſem Volk eigenthümlich war, wehte durch alle die einzelnen kleinen Völker und Stämme Griechenlands, und ohngeachtet ihres öftern getheilten Intereſse, waren ſie doch im Fall der Noth vereinigt und vertheidigten die gemeinſchaftliche Sache. Der nehmliche Fall war es in Italien, bis Rom die übrigen kleinen Staaten ſich unterwarf. Auf den niedrigen Stufen der Kultur haben die Staaten den nehmlichen Hang ſich zu iſoliren und ihr eignes Intereſse zu verfolgen, wie der einzelne Menſch, im rohen Naturzuſtande, Hang hat ſich zu iſoliren, und nur durch Noth und Bedürfniſs zum geſellſchaftlichen Leben gebracht werden kann. — Mit dieſem Reſultate gehen wir fort zu *den* Völkern die wir *im weſtlichern Aſien* treffen; ſchon iſt erinnert worden, daſs nicht genau beſtimmt werden kann, wie weit hier die Flut gereicht habe, und ob nicht die ganze Zeitrechnung bis auf die Rückkehr der Hebräer aus Aegypten in den *ſemitiſchen* Urkunden zu lückenvoll und zu kurz angeſetzt ſey, eben weil bis dahin bey dieſer Nomadenhorde mit der Geſchichte anderer benachbarten Völker keine groſse Bekanntſchaft und kein höheres Intereſse an der völligen, lückenloſen Darſtellung derſelben angenommen werden kann. Denn rohe Völker auf den niedern Graden der Kultur erwähnen blos die benachbarten Völker, mit denen ſie Noth, Kolliſion oder andere Verhältniſse bekannt machen, die übrigen ignoriren ſie und von ihnen ſchweigt *ihre* Geſchichte. — Nächſt den Indiern verdienen nun wohl, unter den älteſten, ſtärkſten und kul-

Digitized by Google

tivirteſten Völkern Aſiens die *Aramäer* *) (oder Syrer, wie ſie die Griechen nennen), die vorzüglichſte Rück-

*) Man iſt in neuern Zeiten von dem Wahne zurückgekommen, von den Söhnen Noahs die ganze bewohnte Welt abzuleiten; man hat dagegen ſich mehr zu *der* Meynung hingeneigt, daſs die verſchiedenen Völker des Erdbodens, und namentlich die Verſchiedenheit ihrer Lebensart, ihres Körpers, ihre Kultur, ihre Reife darauf hinführten, mehrere Menſchenpaare urſprünglich in verſchiedenen Gegenden der Erde anzunehmen. Ich geſtehe, daſs dieſe Meynung ehemals ſelbſt Intereſse für mich gehabt hat; da überhaupt durch ſie die Dunkelheit der älteſten Menſchengeſchichte und die Abſtammung der Völker von Einer Familie, überhaupt auch die Verwandtſchaft der Völker unter ſich leicht erklärt werden kann. Aber ein feſterer Blick auf die Geſchichte ſelbſt, ein tieferes Eindringen in den Plan der Natur mit dem Menſchen auf der Erde, und auch die Gründe mehrerer denkenden Männer (eines Kant, Herder, Adelung etc.) dagegen, haben mich auch von dieſer Hypotheſe zurück gebracht. Nun iſt freylich nicht zu läugnen, daſs es ſchwer halte in der Ableitung der Völker von einander ſich nicht zu verirren; es giebt hier Dunkelheiten, die, aus Mangel an Urkunden, die bis an die Wiegenzeit unſers Geſchlechts reichten, nie ganz aufgeklärt werden können; ſollen nun die Conjecturen hierüber einigen Werth haben, ſo müſsen ſie mit dem allgemeinen philoſophiſchen Princip, das wir der ganzen Kulturgeſchichte zum Grunde legten, in Verbindung ſtehen, denn dieſes Princip iſt einmal das einzig *ſichere Kriterium* für alle einzelne Begebenheiten. Reichen wir damit noch nicht aus, ſo bleibt uns in der Kulturgeſchichte nichts übrig, als die *vorliegenden* hiſtoriſchen Facta genau zu prüfen und *die* Reſultate aus ihnen herzuleiten, die uns eine allgemeine Ueberſicht über die Kultur dieſes Volkes gewähren können, wenn gleich auch einzelne Dunkelheiten in der Geſchichte deſselben erſt dem Forſchungsgeiſte der Nachwelt aufzuklären, vorbehalten wären. Ich ſehe, daſs ich gegen das *Lieb-*

ſicht. Es war nehmlich nur *Ein* Volk, das die Gegenden am Euphrat und am Tigris bewohnte, und dieſe

lingsfach und Steckenpferd manches Hiſtorikers verſtoſsen werde, wenn ich offen geſtehe, daſs ich die Ableitung der Völker von einander nicht *zu hoch* anſchlage *für die Kulturgeſchichte der Menſchheit*, eben weil wir theils mit dieſen Unterſuchungen nie *ganz* aufs Reine kommen werden, und vorgefaſste Hypotheſen nur den ganzen Geſichtspunct der Kultur eines Volks gewöhnlich verrücken, indem man auf die Analogie mit andern Völkern oft *zu* viel rechnet. Ich habe daher, nach meiner ſubjectiven Ueberzeugung, darüber, beſonders bey den älteſten Völkern, nur ſehr wenig beygebracht, um doch nicht von denen, die ſich ausſchlieſsend mit Chronologie und Ethnographie beſchäftigen, als Ketzer geſcholten zu werden; aber ich habe auch bey der Geſchichte der Kultur der Aegypter es deutlich geſehen, daſs ein allgemeines Reſultat über ſie gezogen werden könne, man möge nun die früheſten Koloniſten in Aegypten von aſiatiſchen oder äthiopiſchen Nomaden ableiten. Ganz etwas anders iſt es mit der früheſten *Mythologie* der Völker, deren Aufklärung den wichtigſten Einfluſs auf die Characteriſirung der nachfolgenden Kulturperioden haben muſs, wenn es nehmlich in *dem* Geiſte geſchieht, wie Heyne dazu die erſten Linien verzeichnet hat. Von dieſen Unterſuchungen verſpreche ich mir noch eine höhere und freyere Anſicht der ganzen früheſten menſchlichen Kultur. — Was nun die *Aramäer* betrifft, ſo bin ich, aus ſubjectiver Ueberzeugung, in der Characteriſirung derſelben, den Linien gefolgt, die Hegewisch zur richtigern Anſicht ihrer Geſchichte in einem Aufſatze: *Die Aramäer oder Syrer*, in der *Berl. Monatsſchrift*, *September* 1794. *S.* 193. *ff.* gezogen hat. — Die wichtigſte Einwendung, die man gegen ſeine Hypotheſe von dem Einfalle der Chaldäer und ihrer, gegen die Kultur der Landeseingebohrnen abſtechenden, Rohheit machen könnte, iſt die, daſs man nehmlich, nach andern Traditionen, behaupte, die Chaldäer wären der Prieſterſtand des Babyloniſchen Reichs geworden. Lieſse ſich dieſe

Gegend hatte früher nur *einen* Namen: Aram, der auch in den ſemitiſchen Urkunden vorkommt. Seit den älteſten Zeiten hat dieſe Gegend dieſen Namen geführt, und die Namen Syrien, Aſsyrien, Meſopotamien, Babylonien u.ſ.w. rühren von den Griechen her, die, als ſie zuerſt dieſelben zu brauchen anfiengen, mit der wahren Geographie dieſer Länder nicht bekannt waren, und nachher, theils aus fortdauernder Unwiſsenheit, theils bey ſchon richtigern Kenntniſsen aus Bequemlichkeit, dabey beharrten; weil es eine Art von Anſtrengung erfordert, ſich der einmal geläufig gewordenen Namen und Eintheilungen der Länder zu enthalten, und ſich der neuen, ob ſie gleich richtiger ſind, zu bedienen. So unbeſtimmt nun auch die Nachrichten der viel jüngern Griechen von dem frühern Zuſtande Arams ſind, ſo findet man doch, daſs ſie, wenn ſie von den Syrern reden, den Begriff eines groſsen, weit ausgebreiteten Volkes damit verbinden. Dieſes groſse Volk, das einen gemeinſchaftlichen Urſprung hatte und in Rückſicht auf Ritus, Bildung und Religion, ſelbſt unter mannigfaltigen Modificationen, ſich gleich-

Einwendung nicht aber dadurch heben, daſs der, hier ſchon vorgefundene, Prieſterſtand, der immer mit dem Deſpotismus der orientaliſchen Könige vereint war, ſich eben ſo auf die Seite des neuen Königs (des eindringenden Uſurpators) geſchlagen, oder dieſer jenen in ſein Intereſse zu ziehen geſucht habe, wie ohngefähr in Aegypten der Prieſterſtand ſich jederzeit an den Regenten hing und mit ihm gemeinſchaftliche Sache machte, wenn nehmlich dieſer nicht den Prieſtern *geradezu* entgegenarbeitete, wie Cambyſes der Perſer. Daſs übrigens die griechiſchen Geſchichtsſchreiber nicht *ſo* wie Hegewisch dies Factum darſtellen, beweiſst nichts dagegen, weil ſie weit jünger ſind und die ältern ſemitiſchen Urkunden weit mehr damit übereinſtimmen.

blieb, bewohnte faſt den gröſsten Theil des weſtlichen Aſiens vom Tigris, oder von der nördlichſten an Armenien ſtoſsenden Grenze an, bis ans mittelländiſche Meer, von hier bis Ptolomais und oſtwärts bis an den perſiſchen Meerbuſen hin. Hier herrſchte eine gemeinſchaftliche Sprache, deren Ueberbleibſel ſich in zwey Dialeſten erhalten haben, wovon der eine das Chaldäiſche, der andre das Syriſche im engern Sinne genannt wird. Auch war dieſe Sprache ſchon frühzeitig, nicht allein zu den Geſchäften des Lebens als auch zu gelehrten Werken hinlänglich kultivirt, wenigſtens damals bereits, als Paläſtina Könige hatte. Zwar waren ſchon die Vorfahren der Iſraeliten, als ſie noch als Nomaden im weſtlichen Aſien herumſtreiften, mit dieſen Aramäern bekannt geworden, aber die bedeutendſten kleinen Revolutionen, durch welche ſich dieſer Erdſtrich ausbildete, ſcheinen in *das* Zeitalter zu fallen, in welchem die Hebräer in Aegypten waren, ein Zeitraum, der auf jedem Fall ungleich länger angeſetzt werden muſs, als er gewöhnlich angeſetzt wird, ſo daſs ſelbſt die ergänzende Zahl von 430 Jahren nicht hinreichen dürfte, um ſowohl den Anwuchs der Iſraeliten, als auch von der andern Seite die Fortſchritte der Aramäer in der Kultur zu erklären. Die groſse Menge einzelner Staaten in dieſer Gegend beweiſen aber nichts gegen die Einheit des Volkes ſelbſt, denn dieſe beruhte theils auf dem gemeinſamen Geiſte, der dieſe Völkerſchaften characteriſirte; und der ſich ihnen unter dieſem Klima und auf dieſem Boden angebildet hatte; theils auf einer gemeinſchaftlichen Sprache, die nur ſpäterhin, als Griechen dieſe Länder anbauten und mit den Eingebohrnen in eins verſchmolzen, in zwey Hauptdialecte übergieng; theils auch auf der Verwandtſchaft der Kultur aller dieſer Völkerſchaften, und auf der

Aehnlichkeit ihrer politiſchen und religiöſen Verfaſsung. Unter ihren Religionsanſtalten zeichneten ſich beſonders die berühmten Tempel zu Baalbeck oder Heliopolis und zu Mabog oder Hieropolis aus, wo jährlich groſse Feſte ſchon früher, ehe noch die Griechen damit bekannt waren, gefeyert wurden.

Frühzeitig war ſchon dieſe blühende Gegend am Tigris und Euphrat angebaut und kultivirt, vorzüglich war ſie zum Ackerbau ſehr gelegen und bot dem Fleiſse die mannigfaltigſten Producte und Früchte dar. Schon zu Joſuas Zeiten waren die Manufacturen der Aramäer bekannt, und die Flüſse, die ihre Ebne durchſtrömen, ſcheinen frühzeitig den Handelsgeiſt in ihnen geweckt zu haben. Eine ausgebildete Sprache, Hang zu den Wiſſenſchaften und Kultur, beſonders in Hinſicht auf Handlung und Künſte, ſcheinen dieſem alten, groſsen Volke eigen geweſen und mehrere Städte von ihnen angelegt worden zu ſeyn. Dieſe Kultur in den Ebnen am Tigris und Euphrat konnte aber nicht den Jägerhorden und wildern, kriegeriſchen Bewohnern der benachbarten Gebürge zukommen; von dieſen angrenzenden Gebürgen ſtrömten daher mehrmals rohe kriegeriſche Horden herab und vermiſchten ſich mit den friedlichern und kultivirtern Bewohnern der Thäler und Ebnen, die ſie unterjochten. Dieſes Schickſal hatten denn nun auch die Aramäer, ohngefähr 600 Jahr vor Chriſti Geburt, als die *Chaldäer*, ein fremdes kriegeriſches Volk (zur Zeit der jüdiſchen Propheten, die ihre Rohheit und Wildheit ſchildern) unter ihrem mächtigen König und Anführer Nebukadnezar Aram eroberten, und ſich die Eingebornen unterwarfen, ohngefähr wie die Manchſchu ſich die Herrſchaft über Sina, und die Mogolen, über Hindoſtan erwarben. Sie

waren roh und wild, darum muſsten ſie von ihren Beſiegten lernen und Kultur annehmen; ſie legten nicht ſowohl Städte in dem beſiegten Lande an, als daſs ſie vielmehr ihre Beſitznehmung deſselben mit der Eroberung der vorzüglichſten Städte der Eingebornen begonnen, und hier ihre Herrſchaft ſtifteten. Doch war dies in Aram nicht allein der Fall mit der Dynaſtie der Chaldäer, die in der früher ſchon vorhandenen, und von Aramäern erbauten, Stadt Babel zunächſt geſtiftet und errichtet wurde, und daher den Namen der babyloniſchen Dynaſtie, beſonders bey den jüngern Griechen, führt, ſondern auch mit den *Aſſyriern*, die als ein fremdes Volk von der nordöſtlichen Seite des Tigris, aus dem gebürgigen Kurdiſtan, (den Sitz kriegeriſcher Horden auch noch in ſpätern Zeiten) mit den Waffen in Aram eindrangen, und in einem andern Theile Arams die nehmliche Rolle der Chaldäer ſpielten. Dieſe kriegeriſchen Dynaſtien ſtieſsen nun oft zuſammen, und lebten in ſteten Feindſeligkeiten. Das Schickſal der Aramäer aber, *) ſo oft von andern Völkern unterjocht zu werden, ward ohne Zweifel durch ein Zuſammentreffen mannigfaltiger Urſachen beſtimmt. Ueberhaupt trug auch die Lage ihres Landes dazu bey. Mehrentheils eine fruchtbare, mit den ſchönſten Gaben der Natur prangende, zum Genuſse einladende, Ebne; ſtieſs es in Weſten, in Norden, in Oſten an gebürgige Länder, wo Klima und Lebensart, Unfruchtbarkeit des Bodens und Veranlaſsungen zur Jagd, abgehärtete rohe Völker entſtehen lieſsen; die, im Beſitz der Ausgänge dieſer Gebirge, leicht wie ein Bergſtrom auf jene Ebene herunter ſtürzen konnten. Auf der ſüdlichen oder ſüdweſtlichen Seite ſtieſs Aram

*) Herzwisch am angeführten Orte, S. 215 f.

an das wüſte Arabien, deſsen Beſchaffenheiten ſeinen Einwohnern ebenfalls einen Character gaben, wodurch ſie zu gefährlichen Nachbaren für ein fleiſsiges, ruhiges, mit Ackerbau, Manufacturen und Handlung beſchäftigtes Volk wurden." — Was die alte, in den ſemitiſchen Urkunden aufgenommene Tradition von *Nimrods* Stiftung des babyloniſchen Reichs und der Beginnung deſſelben mit der Errichtung von vier Städten (in dem zehnten Kapitel der Geneſis) ſagt, ſcheint mehr ſagen zu wollen, daſs ein kriegeriſches Bergvolk (Nimrod ſcheint auch nicht der Name des Anführers, ſondern der ganzen Horde zu ſeyn,) ſich dieſe vier bereits angelegten Städte unterworfen, und dadurch eine neue Dynaſtie gegründet habe; denn die Kulturgeſchichte ſtellt kein Beyſpiel auf, daſs kriegeriſche Völkerſchaften und wilde, einwandernde Horden je Städte gebaut hätten, wohl aber lieſsen ſie ſich in angebauten Gegenden und Städten nieder. Die Horde *Aſſur* ſcheint ſpäter als Nimrod eingewandert und von einer andern Gegend hergeſtrömt zu ſeyn. Beyde erlagen aber, durch innere Streitigkeiten ſchon geſchwächt, den Angriffen der *Meder*, einer neuen jugendlichen wilden eindringenden Horde, die die durch aramäiſche Kultur verweichlichten Chaldäer leicht unterdrücken, und ihre, in Babylon errichtete, Dynaſtie umſtürzen konnte. Aber als wenn dieſe groſse Ebne dazu beſtimmt geweſen wäre, ſich durch Mittheilung einer gewiſsen Kultur, an ihren Siegern zu rächen, die eben durch die, hier ſich verbreitende, Neigung zur Pracht und zum Luxus weichlich wurden, und ihren vorigen kriegeriſchen Anſtrich verlo:en, ſo muſsten auch endlich dieſe Meder dem Eindringen der *Perſer* am Ende dieſer Periode weichen, die mit jugendlicher Kraft, zwi-

ſchen ihren Bergen gereift waren, und nur einen ſo kühnen und muthigen Anführer erwartet hatten, als ſie in ihrem *Cyrus* erhielten. Sanft war der Geiſt der Eingebornen dieſes Landes, denn ihr Klima war mild, ihr Boden gab die Früchte bey mäſsigem Anbau; ihre Handlung, ihre Manufacturen hatten ſie kultivirt, aber auch zum Luxus geneigt gemacht, darum gingen ſie aus der Hand des einen Siegers und einer wilden eindringenden Horde in die Hand der andern. — Immer mehr erholen ſich die weſtlich-aſiatiſchen Nomadenvölker; die Ebnen finden ſie bewohnt und kultivirt, auf den Gebürgen und in den waldigten Gegenden müſsen ſie daher ſo lange noch herumſtreifen, bis ſie ſtark und zahlreich genug ſind, um einen Angriff auf die kultivirten Völkerſchaften der Ebne thun zu können; ſie vermiſchen ſich mit ihnen und werden ein Volk. Aber bald drängt ein anders dieſes zurück, immer aber bleibt die Grundlage des Volks ſelbſt die vorige, immer noch die ehemaligen Eingebornen, immer erhält ſich der Anſtrich ihrer Kultur, und am Ende dieſes Zeitraums ſcheinen nun die Jäger- und Nomadenſtämme des *weſtlichen* Aſiens ſich auf einige Zeit ausgetummelt zu haben, bis auf die arabiſche Wüſte, die das ewige Mutterland aller Nomaden und aller wandernden Horden iſt. Dagegen wandern nun ſpäterhin von Norden her kräftige wilde Horden in *Hindoſtan* und *Sina* ein, werden hier einheimiſch und verſchmelzen, mehr und auf längere Zeit mit den Eingebornen, als es in dem weſtlichen Aſien möglich war, theils weil hier wegen des flachen Landes die Einfälle wilder Horden weit leichter waren, theils aber auch weil dieſer Erdſtrich weit mehr den Drängniſsen und Zuſammentreffen mehrerer Völker ausgeſetzt war; denn

kaum hatte die perſiſche Dynaſtie ihre Jugendkraft über das ganze weſtliche Aſien und ſelbſt bis in einige Gegenden von Hindoſtan, ja unter Cambyſes bis nach Aegypten ausgebreitet, als *Griechenland* dieſen Gegenden in der nächſten Periode eine neue Richtung gab, ſelbſt den Anſtrich der frühern Kultur veränderte (weil in den Griechen Sieger nach Aram kamen, die kultivirter, wenigſtens *eben* ſo kultivirt waren, als die Beſiegten; was in dieſer Gegend bisher noch nicht der Fall geweſen war), bis endlich ungleich ſpäter der römiſche Koloſs dieſe ganze Welt von Völkern gleichſam zermalmte, und dem weſtlichen Aſien zugleich mit dem nahen Aegypten eine neue Form gab, die in jeder Hinſicht wichtig iſt, wenn auch ſeit jener Zeit dieſe Gegend nicht mehr das allgemeine Intereſse des Forſchers der Kulturgeſchichte auf ſich ziehen ſollte, das nun ungetheilter und freyer ſich ſpäterhin nach Weſten wendet.

Als die Gegend jenſeits des Euphrats durch die Aramäer bereits ſo weit angebaut und veredelt wurde, daſs die einzelne Nomadenhorden nicht mehr mit glücklichem Erfolge daſelbſt herumſtreifen konnten, muſsten dieſe ſich weiter herabziehen in bis jetzt noch weniger angebaute Gegenden, und dies ſcheint denn auch den Nomaden *Abraham* bewogen zu haben, mit andern Scheiks über den Euphrat zu gehen und in Canaan zu weiden, wo er wahrſcheinlich jetzt die *phöniciſchen* Völkerſchaften auf den niedrigſten Graden der Kultur traf, denn die Felshöhlen Canaans ſcheinen davon zu zeugen, daſs die Phönicier, die wir ſogleich näher kennen lernen werden, ein ſolches Hölenvolk geweſen ſind. Die Begebenheiten dieſer Beduinen ſind gegen das Ganze der Kulturgeſchichte zu unbedeutend, um ſie weiter zu ver-

Digitized by Google

folgen. Nicht roh und wild aber doch arm an Kenntniſsen und Begriffen und auf einer der niedrigſtan Stufen der Kultur wandert dieſer Stammvater der Hebräer mit ſeiner Heerde in Canaan herum; Mangel an Weide und Lebensmitteln nöthigt ihn zu einem Exkurs nach Aegypten, daſs er bereits als ein völlig gebildetes und feſtes Reich antraf. (Von hier ſcheint er den Gebrauch der Beſchneidung entlehnt zu haben, deſsen Erfinder zu ſeyn ſich die ältern Aegypter rühmen, und den er wenigſtens ſpäter einführte, als er ſchon aus Aegypten längſt zurückgekehrt war.) Mit ſeinen Leibeigenen konnte er auch kleine Fehden gegen ähnliche Nomadenhorden beſtehen; doch wer will in den Gang der *ganzen* Kulturgeſchichte, jeden elenden Streit zwiſchen zwey oder mehrern unbedeutenden Nomadenhorden in den arabiſchen Steppen oder in Canaan aufnehmen und darſtellen? Ein glücklicher Zufall bringt einen ſeiner Nachkömmlinge, *Joſeph* in die Hände von Kaufleuten, die wahrſcheinlich der ſchon von Aram aus nach Aegypten in dieſen Zeiten lebhaft betriebne Handel durch dieſe Steppen brachte, denn frühzeitig ſind die aramäiſchen, ägyptiſchen und äthiopiſchen Handlungskaravanen berühmt. Sein natürlicher guter Verſtand erhebt ihn durch Zufall in Aegypten zum Grosvezier und die Vermählung mit der Tochter eines Prieſters verbindet ihn mit dieſen Orden aufs genaueſte, und ſicherte ſeinen groſsen Einfluſs. Die Liebe für ſeinen Stamm bewirkte, daſs er dieſen Horden einen Strich Landes in Goſen anwieſs, und ſie nach ſich nach Aegypten zog; doch ſcheint dieſes Volk eben ſo wenig geneigt geweſen zu ſeyn, ſich mit den Aegyptern zu Einem Volk zu vereinigen, als dieſe viel-

leicht

leicht ſelbſt abgeneigt waren ſich mit den Hebräern nationaliſiren zu laſsen. Immer blieben die letztern iſolirt, ja es ſcheinen auch immer noch mehrere Stämme, beſonders aber die jüngern Horden ihr Beduinenleben in der arabiſchen Wüſte fortgeſetzt zu haben. — Arm waren ſie an Kultur geweſen, als ſie in Aegypten einkehrten; hier verwilderten ſie ganz und ſanken zu dem roheſten Thierdienſt (zu einer Ausartung des Fetiſchism) herab. Sie werden unter ſpätern (wahrſcheinlich fremden) Regenten hart behandelt, vielleicht ihrer Rohheit, vielleicht ihrer Abneigung, ſich mit den Aegyptern zu nationaliſiren, wegen: genug, ſie empfinden eine drückende Sclaverey und haben an ſich nicht Muth genug die Feſseln zu zerbrechen und ſich ſelbſt zu befreyen. Alles höhere Gefühl für Freyheit iſt vielmehr in ihnen erſtorben, und, zwar mit Unwillen, aber doch auch ohne etwas für ihre Freyheit zu thun, tragen ſie ihre Backſteine zum Bau der Pyramiden. Ein glückliches Ohngefähr befördert endlich ihren Auszug aus Aegypten. Ein hebräiſcher Knabe, *Moſes*, wird im Nil gefunden und am ägyptiſchen Hofe erzogen; er lebt hier vierzig Jahre und lernt das, was die Prieſter jener Zeit an Weisheit hatten, und an Kultur ihrem Stamme und der königlichen Familie mittheilen konnten, näher kennen; die Vorliebe für ſein gedrücktes Volk verleitet ihn zu einem Morde, er muſs den Hof verlaſsen und wo ſoll er hinflüchten als zu den jugendlichen Stämmen ſeines Volkes in der Wüſte? Er berechnet ſein Vorhaben auf dieſe Stämme, es reift der Entſchluſs in ihm, ſein Volk in das benachbarte Canaan, das unter den angrenzenden Ländern verhältniſsmäſsig am ſchwächſten angebaut und bevölkert war, zu führen, und er rechnet

auf das heroïſche Zeitalter der Jugend ſeiner Nation, daſs es *das* vollenden werde, was in ſeiner Idee von der Feſtſetzung in Canaan, lag. Der Entwurf einer neuen politiſchen Konſtitution, in deren ſtatutariſche Geſetze auch ein gewiſser religiöſer Kultus verflochten werden ſollte, konnte ihm nicht ſchwer werden, da er vierzig Jahre lang, einen gröſstentheils policirten Staat, mit Ständen, Religion und Geſetzen vor ſich hatte liegen ſehen: doch fühlte er auch wohl, daſs ſein Volk zur eigentlichen ägyptiſchen Kultur weder reif genug war, noch daſs auch die daher zu entlehnende Kultur ſeinem Volke ganz anpaſsen würde. Ein gebohrner Hebräer kann nicht die ägyptiſche Verfaſsung mit *der* Selbſtliebe und dem Stolze anſehen, mit welchem ſie ein ägyptiſcher Prieſter anſieht; darum beſchloſs er auch, eine von der ägyptiſchen Verfaſsung verſchiedne, bey ſeinem Volke einzuführen; daſs demohnerachtet ein Anſtrich ägyptiſcher Kultur auf dieſelbe übergehen muſste, iſt theils in ihr ſelbſt nicht zu verkennen, war theils aber auch nicht ganz von ſeiner Seite zu vermeiden, denn vielleicht wider ſeinen Willen, war doch ägyptiſcher Geiſt und ägyptiſche Kultur ihm vierzig Jahre lang und zwar von Kindheit an angebildet worden; und dieſer Richtung hätte ſelbſt ein noch reiferer Mann, als Moſes war, nicht widerſtehen können. Ob nun der Nachdruck, mit dem er die Erlaubniſs des Hofes, ſein Volk ruhig auswandern zu laſsen, forderte, oder ob, nach andern Nachrichten, Krankheiten, die unter ſeinen Landsleuten ausgebrochen waren (die bey der in Goſen zuſammengedrängten Menſchenmaſse, bey den Ausdünſtungen des Nils und bey der berüchtigten Unreinigkeit der Hebräer nicht befremden dürfen; ob alſo die Elephantiaſis, ein Ausſatz, von dem bey dieſem Volke noch ſpäterhin viele

Spuren getroffen werden), die Urſache wurde, warum man ſie ziehen lieſs, oder wohl gar mit dem ägyptiſchen Heere verfolgte und bis an den Meerbuſen begleitete, um ihnen die Rückkehr ohnmöglich zu machen, bleibt, aus Mangel an ſichern Nachrichten, unentſchieden. Denn die hebräiſchen Geſchichtsſchreiber können, wenn andre beglaubigte Männer ihnen geradezu widerſprehen, in ihrer *eignen* Sache nicht allein gehört werden. — Genug Moſes ſah ſich nun an der Spitze eines beträchtlichen, aber rohen und undiſciplinirten, Volkes in der arabiſchen Wüſte. Er kannte dies Volk zu gut, um ſogleich mit demſelben in Canaan einzufallen; der Geiſt dieſes Volks war Jahrhunderte lang unterdrückt worden und hatte ſeine Konſiſtenz verloren, ja ſeine Entkräftung und Verdorbenheit gieng ſo weit, daſs es ſich nach der ägyptiſchen Sclaverey bald wieder zurückſehnte. Dies Volk muſste nun freylich erſtlich in der Wüſte etwas geübt werden und ſich ermannen, ehe Moſes von demſelben erwarten konnte, daſs ſein Angriff auf die Eingebornen Canaans glücken ſollte. Die alte Generation muſste auf Nomadenzügen in der Wüſte erſt abſterben, und die jungen Stämme geübt werden und zu dem höhern Gefühle ihrer Kräfte erwachen. Je roher und ungebildeter ein Volk iſt, je ſchw..rer und langſamer kann dies bewirkt werden. Aber auch von einer andern Seite ſuchte Moſes ſeine Nation zu kultiviren. Nach Art des ägyptiſchen Prieſterſtandes muſste auch ſie einen eignen Prieſterorden haben, und dazu beſtimmte er natürlich den Stamm, dem er ſelbſt zugehörte, den Leviten ward die Verwaltung der religiöſen Gebräuche, die mit der Landesconſtitution verbunden wurde, anvertraut. Aber ſo gering auch immer die Kultur und Reife der ägypti-

ſchen Prieſter geweſen ſeyn mag, ſo muſste doch die Kultur der Leviten noch ungleich geringer ſeyn, da dieſe erſt alles, was ſie werden konnten, durch Moſes Bildung werden muſsten, und im Ganzen für eine höhere und liberale Richtung noch gar nicht reif waren, indem dieſer Stamm vorher eben ſo roh und ſinnlich als der übrige Haufen des Volks geweſen war. Jetzt gab nun auch Moſes ſeinem Volke einen Nationalgott, und machte, um ſeinen Geiſt doch etwas nur zu erheben, ihm den Jehova, als den Gott ſeiner Vorfahren, bekannt, da der Stolz auf Vorfahren und die Anhänglichkeit an Genealogie und Stammtraditionen alle alte, rohe und am Nomadenleben hangende Völker characteriſirt. Aber ſelbſt dieſer Begriff, ſo ſinnlich er auch ihnen gemacht wurde, war noch zu hoch für die Iſraeliten; ein goldnes Kalb war ihre Gottheit, und nur ſchwer und langſam konnte ſpäterhin der ſinnliche Tempeldienſt und die Stimme der Propheten, vereint, das Volk beſtimmen, an dem prächtigern Kultus zu hängen, und nach und nach beſsere Begriffe ſelbſt in der Theorie damit zu verbinden. So hatte alſo Moſes während ſeines Lebens den Sinn und Geiſt ſeiner Nation zu wecken geſucht; an ihrer Spitze rang er ſelbſt mit unzähligen Uebeln, die ihn nun freylich am ägyptiſchen Hofe nicht getroffen haben würden; Empörer gegen ſeine Geſetze, die er im Namen und unter Auctorität der, dem Volke gegebnen, Nationalgottheit bekannt gemacht hatte, wurden freylich hart und nachdrücklich geſtraft; ſo nahte er ſich denn endlich, am Abende ſeines thatenvollen Lebens, nachdem er vierzig Jahre in der einſamen Wüſte mit ſeinem Volke herumgeſtreift war, den Gegenden Canaans, und eben als er an der Spitze des Volks hier eindringen wollte, nachdem er bey einer öffentlichen Feyerlichkeit die ewi-

ge Dauer ſeines Geſetzes (nach Art aller ältern Geſetzgeber) ſich hatte verſprechen laſsen, fiel er wahrſcheinlich als das Opfer einer Empörung oder Verſchwörung, darauf führt wenigſtens die Unbekanntſchaft ſeines Grabmals; ſanft verhallt in den Büchern, die ſeinen Namen führen, weil ſie den Geiſt ſeiner Verfaſsung athmen, wenn gleich ihre Kompoſition ſelbſt in ein ſpäteres Zeitalter gehört, die Sage von ſeinem Tode, und ein ſpäterer Sänger legt dem Stifter der jüdiſchen Verfaſsung noch den ächten Ton ſeiner Geſetze in ſeinen letzten Segen in den Mund. — Joſua und einige andre Anführer (Suffeten) dieſes Volks führten es endlich in Canaan ein; aber die Lage der Dinge, ſeit Abraham in Canaan als Nomade herumgeſtreift war, hatte ſich verändert; andre Völkerſchaften, wahrſcheinlich die ehemals am perſiſchen Meerbuſen geweidet hatten, vielleicht auch phöniciſche Koloniſten hatten hier ſich niedergelaſsen und waren, in den (wahrſcheinlich mehrern, als gewöhnlich angegeben wird) Jahrhunderten, die die Iſraeliten in Aegypten zugebracht hatten, und wo ſie zu einem ſo zahlreichen und mächtigen Volke herangewachſen waren, groſs und mächtig hier geworden. Nur mit der ganzen Kraft des heroiſchen Zeitalters, das die Iſraeliten unter ihren Dictatoren verlebten, vermochten ſie einzudringen und feſten Fuſs zu faſsen, aber freylich der Plan Moſis, die Eingebohrnen alle zu tödten, war wohl nicht ausführbar, und die eine Zeitlang unterworfenen Sclaven empörten ſich bald wieder. Es war in Canaan nicht der Fall wie in Aram. Die gegenwärtigen Bewohner Canaans waren ſelbſt noch roh, daher machten ſie ihren Siegern ſo viel zu ſchaffen; wären ſie policirter geweſen, oder kamen die Iſraeliten zwey Jahrhunderte ſpäter hieher, ſo muſste ihnen die Unter-

Digitized by Google

jochung der Eingebohrnen leichter werden. So verlebten ſie aber eine ſehr ſtürmiſche Periode mit ungleichem Glücke im Kriege; denn ſelbſt die, in Steinſchrift abgefaſsten ſententiöſen, Geſetze der Iſraeliten, fielen bisweilen in Feindes Hände, und nur mit Mühe war dies Heiligthum wieder zu erbeuten. Das Volk erreichte alſo nie die Konſiſtenz, die es hätte erreichen ſollen; ſeine Feinde wohnten eben ſo mit ihnen zugleich im Lande als die Chaldäer mit dem Aramäern zugleich Babylonien bewohnten; die einzelnen Suffeten gaben nur dem Volke immer auf eine kurze Zeit Ruhe, und kaum hatte es unter ſeinem zweyten Könige einiges Anſehen errungen, ſo hatte auch dieſer ſchon durch ſeinen Hang zum Kriege nur mehrere auswärtige Feinde auf das kleine, nicht feſt gegründete, Reich aufmerkſam gemacht, die zwar, ſo lange Salomo die ſchnellgetriebne Blüte des Volkes zu erhalten ſuchte, keine Angriffe auf daſselbe machten, aber durch die unvorſichtige Theilung des kleinen Staates beſonders gereizt wurden, beyde iſolirte, und ſich nun ſelbſt anfeindende, Reiche zinsbar zu machen. Das Königreich *Iſrael* erlag zuerſt unter den Angriffen der *Aſſyrer* und ward nach Medien als Kolonie geführt; andre Umſtände hielten den frühzeitigen Sturz des Königreichs *Juda* ſo lang auf, bis Nebukadnezar ſich daſselbe erſt zinsbar machte, und nach dem Abfalle von ihm, in die Babyloniſche Knechtsſchaft hinwegführte. Doch ſcheint ein Theil derſelben, hier als Kolonie, unter den Aramäern ſich ausgebreitet, und von dieſen kultivirten Stämmen manches gelernt zu haben. Wenigſtens als der perſiſche *Cyrus* die zweyte Totalerſchütterung in Aram bewirkte, und den Iſraeliten die Rückkehr in das verlaſsne Canaan erlaubte, da

brachten ſie mehr Bildung und Kultur mit, als ſie ehemals beſeſsen hatten, und dieſe war ihnen, während ihres Aufenthalts in Aram angebildet worden. Die Characteriſtik ihrer religiöſen und bürgerlichen Verfaſsung ihrer Prieſter und Barden gehört in die eigentliche Kulturgeſchichte dieſes Volkes. — Uebrigens iſt dieſes, gegen die andern blühenden und mächtigen Völker dieſer Periode z. B. gegen Hindoſtaner, Aegypter und Aramäer gehalten, an ſich ſo unbedeutende, Volk, in der Kulturgeſchichte *deswegen* wichtig, weil es nächſt den Hindoſtanern allein ganz alte und beglaubigte Urkunden hat, die, wenn ſie auch nicht in *das* Zeitalter gehören, in welches ſie der fromme Aberglaube ſetzt, doch zum Theil in die Periode der Regierung ihrer Könige fallen, weil gegen das Ende des heroiſchen Zeitalters bereits (durch Samuel) Anſtalten für die Fortbildung der Nation gemacht wurden, und nun bey einem gewiſsen Wohlſtande eine höhere ſcientifiſche Richtung möglich war. Daſs aber die Kompoſition mehrerer ihrer Schriften, die auch frühere Fragmente (vielleicht aus Hieroglyphenſchrift in Buchſtabenſchrift übergetragen) enthalten, eben in dieſes Zeitalter vor das Exil falle, wenn ſie auch vielleicht noch einmal ſpäterhin eine letzte überarbeitende Hand erfuhren, ehe der Kanon derſelben angeſchloſsen wurde, ſcheint beſonders aus der Verſchiedenheit der religiöſen Begriffe dargethan werden zu können, die zwiſchen den frühern Schriften und denen angetroffen wird die ausdrücklich in die folgende Periode gehören.

Wir haben ſchon der *Cananäer* erwähnen müſsen, die wahrſcheinlich damals, als Abraham in dieſen Gegenden als Nomade herumſtreifte, entweder noch in ihren Felſenhöhlen wohnten, und ſpäterhin erſt ihre Kul-

Digitized by Google

tur begonnen, oder, nachdem ſeine Nachkömmlinge bereits in Aegypten eingewandert waren, ſich erſt von dem perſiſchen Meerbuſen weiter herab ans mittelländiſche Meer und in dieſe Küſtenländer zogen. Nach allen Nachrichten *), die wir von den *Phöniciern* haben, waren ſie urſprünglich ein verabſcheutes, vielleicht vertriebenes Hölenvolk, Troglodyten oder Zigeuner dieſes Strichs der Erde. An den Ufern des rothen Meeres finden wir ſie zuerſt, wo ſie ſich in wüſten Erdſtrichen wahrſcheinlich von der ſchlechteſten Speiſe nährten; denn noch als ſie ſich ans mittelländiſche Meer gezogen hatten, behielten ſie lange ihre unmenſchlichen Sitten, ihre grauſame Religion, ja ſelbſt noch ihre Wohnungen in den canan itiſchen Felſen. Dieſe ungeheuren Felshölen Phöniciens und Canaans bezeichnen ihre Abkunft und ihren Troglodytengeſchmack. In dieſen Hölen legte das Volk anfangs ſeine Wohnungen und Grabmäler, ſeine Vorrathshäuſer und Tempel an; die Hölen ſtehen noch da, aber ihr Inneres iſt verſchwunden. Jedermann kennt die Beſchreibung der alten Einwohner Canaans, und daſs dieſe nicht übertrieben ſey, zeigt nicht nur Hiobs ähnliche Beſchreibung der arabiſchen Troglodyten, ſondern auch die Reſte vom barbariſchen Götzendienſte, die ſich, ſelbſt in Karthago lange Zeit erhielten. Auch die Sitten der phöniciſchen Seefahrer werden von fremden Nationen nicht geprieſen; ſie waren räuberiſch, diebiſch, wollüſtig und treulos, daher puniſche Treue und Glauben zum brandmalenden Sprüchwort ward. — Noth und Umſtände ſind meiſtens die Triebfedern geweſen, die alles aus den Menſchen machten. In den Wüſten am rothen Meere, (ſo hieſs bey den Alten der perſiſche und der arabiſche Meerbuſen, bey den Neuern der

*) Herder *Ideen &c.* Th. 3. S. 123. ff.

indiſche Ocean), wo die Phönicier wahrſcheinlich auch von Fiſchen lebten, machte ſie der Hunger mit dem Elemente des Meeres bekannt; da ſie alſo an die mittelländiſchen Ufer kamen, konnten ſie ſich ſchon auf ein weiteres Meer wagen. Von allen ſemitiſchen Völkern wurden die Phönicier gehaſst und verachtet, da jene dieſen aſiatiſchen Erdſtrich ſich allein zugetheilt glaubten. Als eingedrungenen Fremdlingen blieb ihnen alſo nichts als das dürre Ufer und die See übrig. Das Land, das ſie bewohnten, läuft, einem Saume gleich, in einer Strecke von ohngefähr 32 Meilen, längſt dem mittelländiſchen Meere fort. Im Rücken deſſelben zieht ſich eine Reihe von Gebürgen hin, und verengt den ohnehin ſchmalen Erdſtrich ſo ſehr, daſs ſeine Breite an vielen Orten bey weitem keine Meile beträgt. Ihr Küſtenland nöthigte ſie alſo zur Schiffahrt, und durch dieſelbe wurde der Geiſt der Nation ſelbſt etwas kultivirter. Zum Handel war auch ihre Lage äuſserſt vortheilhaft; hinter ihnen hatten ſie das ganze ſchöne Aſien, mit ſeinen Waaren und Erfindungen, mit ſeinem längſt vor ihnen ſchon errichteten Landhandel. In der Nachbarſchaft von Aram, dieſem frühzeitig ſchon kultivirten, und beſonders an Manufacturen reichem Lande, konnte ihnen der Eintauſch der aramäiſchen Waaren nicht ſchwer fallen, die ſie auf dem Meere, das vor ihnen lag, und das ſie ſo Inſeln- und Buſenreich fanden, weiter verbreiten konnten. Dieſes kleine Phönicien, ein an ſich unbedeutendes Küſtenland, anfangs von einer rohen und niedrigen Menſchenrace bewohnt, hebt ſich daher im Kurzen; nach einigen Jahrhunderten lebt das Volk, das ehemals in Hölen herumkroch, in blühenden Städten, unter welchen früher Berytus, Sidon und ſpäterhin Tyrus ſich beſonders auszeichneten. Von dieſem Küſtenlande aus,

worden allmählig beyde Uferländer des mittelländiſchen Meeres, Griechenland und Afrika bevölkert; ja ſelbſt bis Spanien drangen ſie vor, und hatten hier ihre Handlungsniederlagen in Tarteſsus; ob und wenn ſie bis an die britanniſchen Küſten geſtreift, und ob ſie wirklich ganz Afrika umſchifft haben, kann weniger entſchieden werden, da die Relationen davon zu zweydeutig ſind, und immer nur auf der Auctorität Eines Mannes beruhen. Von der phöniciſchen Küſte hat ſich auch der aſiatiſche Handel nie ganz weggewendet; gelitten aber hat das Reich durch mehrere Angriffe; der chaldäiſche Zerſtörer Nebukadnezar, nachdem er Aram überſchwemmt und Paläſtina verwüſtet hatte, drang auch vor bis nach Phönicien. — Fehlerhaft war ihre bürgerliche Verfaſſung, eiferſüchtig ihre kleinen Republiken gegen einander. Sidon fiel unter dem Eroberer, und das alte Tyrus wurde ihn leer überlaſsen, um ſpäterhin noch einmal aufzublühen und zuletzt den Handel an Alexandria zu überlaſsen. Glück und Zufall hatten früher Phönicien vor Unterjochungen geſchützt; Aegypten war damals faſt ganz iſolirt, und bekümmerte ſich um ſeine Nachbaren nicht; und als die Phönicier den erſten Sturm der Hebräer überſtanden hatten, ſo benutzten ſie weislich die Rohheit dieſes Volkes, mit dem ſie einige Zeit lang, unter ihren Königen, in wechſelſeitigem Bündniſse ſtanden; ſpäterhin konnten ſie es ſich gefallen laſſen, daſs die Iſraeliten ſich durch innerliche Kriege ſelbſt aufrieben. Ihr kleines Land, ihre Abneigung gegen den Krieg, ihr Hang zum Handel; i' durch die ſchnellere Verbreitung der Kultur, beſonders in den blühendſten Städten, bewirkter Luxus — dies alles trug dazu bey, daſs, ſchon eher noch Nebukadnezar in ihren Städten wüthete, ein Schwarm Aſsyrer ſie ängſtigte und

drückte. So treflich alſo auch von der einen Seite die Lage Phöniciens zwiſchen Europa und Aſien mitten innen war; ſo ſchnell ſich auch dieſes Volk zu einer etwas höhern Kultur emporſchwang; ſo viel die Küſtenländer des mittelländiſchen Meeres ihm in Rückſicht auf Koloniſation, Erfindungen und Handel verdanken; ſo muſste es doch nach und nach dem Drängniſse der Völker unterliegen; der Name, der Character, der Geiſt dieſes Volkes iſt zugleich mit ſeinen vielen ſchriftlichen Denkmalen verloren gegangen, die blühenden Städte ſind zerſtört und der Handel hat in jenen Gegenden eine andre Richtung genommen. Der Character der Phönicier war übrigens nicht kriegeriſch, und nach und nach ſtreiften ſie auch die ehemalige Barbarey und Rohheit etwas ab, die ſie aus ihren Höhlenwohnungen mitgebracht hatten. Dagegen ſind ſie von Prachtliebe, Hang zur Wolluſt, Schwelgerey, Stolz und allen *den* Modificationen des häuslichen und bürgerlichen Lebens, die den Beſitz groſser Reichthümer begleiten, nicht frey zu ſprechen. Zu ihrer ſpätern Weichlichkeit und Sinnlichkeit trug ihre Religion und ihre Verehrung der Aſtarte nicht wenig bey, die in der Ueberſicht der religiöſen Kultur dieſer Periode näher verzeichnet werden wird.

Ihre blühendſte Kolonie, *Carthago*, verdient ihnen ſogleich zu folgen; denn wenigſtens hat ſich bey keiner ihrer Kolonien am mittelländiſchen Meere *ihr* Geiſt ſo ſehr und ſo lang erhalten, als bey dieſer. Ganz der nehmliche Handelsgeiſt, ganz der nehmliche Anſtrich von Kultur; grauſam, ſchlau, wollüſtig, ſinnlich in der Religion, übrigens thätig und fleiſsig. Die älteſten und früheſten Nomadenhorden an den Küſten von Afrika erhielten den erſten, dunkelſten Anſtrich von Kultur durch die früheſten Handelsreiſen der Phönicier in dieſe Ge-

Digitized by Google

gend. Sie ſcheinen hier mit mehreren *nomadiſchen* Völkerſchaften in Verbindung geweſen zu ſeyn, und ſchon längſt vor der Erbauung Carthagos hier eine Handelsniederlage, ſo ohngefähr wie in Spanien, gehabt zu haben; dieſe Niederlage blieb aber einige Jahrhunderte hindurch ſchwach und unbedeutend, bis eine wichtige politiſche Begebenheit in Tyrus die Auswanderung einer bedeutenden Kolonie veranlaſste, die ein unternehmendes Weib anführte, das von mehrern edlen tyriſchen Familien begleitet und unterſtützt wurde. Auch ſcheint das Unternehmen der Eliſa und ihrer Gefährten *) keine heimliche Flucht, ſondern ein bekanntes, vom Staate ſelbſt gebilligtes Project geweſen zu ſeyn. Nur unter den Händen der Gegner der Carthaginienſer, unter den Händen der Römer, konnte die Tradition davon einſeitig dargeſtellt werden. Denn es iſt unwahrſcheinlich, daſs man aus Tyrus die vornehmſten Perſonen mit ihren Reichthümern würde haben entfliehen laſsen; auch war der König von Tyrus nicht in *dem* Sinne Deſpot, daſs er dieſe Auswanderung geradezu würde haben verhindern können, und endlich dauerte ja auch die nähere Verbindung Carthagos mit dem Mutterlande ununterbrochen fort. Zuerſt führte Eliſa die Burg Byrſa auf, an die ſich ſpäterhin das groſse, mächtige und blühende Carthago anſchloſs. Mit den Eingebohrnen des Landes giengen dieſe Koloniſten ſehr gut um, um ihre Einfalt deſto länger zu ihren Abſichten gebrauchen zu können, auch verbanden ſie ſich durch Heyrathen und Verträge mit ihnen. Genug Carthago wuchs, wie alle Handels-

*) Vierthalers *philoſophiſche Geſchichte &c. Th. 4. S. 155. ff.* der die ganze Tradition ſehr ausführlich behandelt und unter einen lichtern Geſichtspunct bringt.

ſtädte der Vorwelt, ſchnell zu einem groſsen Reichthum, zu einer groſsen Macht und zu einem bedeutenden Einfluſse hervor, beſonders als Tyrus zerſtört wurde, minder wichtig iſt aber Carthago in der Fortbildung religiöſer Begriffe und als Muſter einer weiſen bürgerlichen Verfaſsung; ſein Schwung geſchah durch eine üppige Blüte der Künſte und wurde nachdrücklich gehemmt durch ſeine bleibenden Feinde, die Römer. Sein Einfluſs war daher wohl eine Zeitlang wichtig aber doch im Ganzen ephemeriſch, und die Menſchheit hat nicht eben viel durch ſeine Kultur als Reſultat gewonnen.

Ehe wir die phöniciſchen Kolonien in *Griechenland* aufſuchen und überhaupt das *dreyfache* Griechenland genauer kennen lernen, nur ein Wort über die *Scythen* der alten Welt. So wie jedes alte Volk in ſeinem Mythenalter ſeine eigne *terram incognitam* nahe oder fern hat, je nachdem es mit den benachbarten Völkern mehr oder minder bekannt geworden iſt, ſo hat auch jedes mythiſche Volk ſeine Sagen von gewiſsen rieſenhaften Völkern, von einem Amazonenreiche, von Giganten und Hyberboräern; bey der Unſicherheit der Nachrichten über die Scythen ſelbſt, die nirgends als ein feſtes Volk unter dieſem Namen in der frühſten Geſchichte erſcheinen, ſondern immer nur bey näherer Beleuchtung, unter andre wilde, in kultivirten Gegenden einwandernde, Völkerſchaften verſchmelzen, bin ich geneigt, das Daſeyn eines *eignen* ſcythiſchen Volkes zu leugnen. Die Thaten, die ihnen die ſpätere Sage beylegt, haben zu viel Aehnlichkeit mit denen von andern Völkern, die wir als einwandernde, eigentlich nomadiſche Bergvölker bereits charakteriſirt haben, daſs es ſchwer werden dürfte, ihnen in dieſem Zeitalter den Punct anzuſetzen, von

dem ſie ausgehen, und das Reich anzugeben, daſs ſie geſtiftet haben ſollen. Alle Nachrichten von ihnen und ihren Denkmalen (*als* ſcythiſchen Denkmalen) ſind unſicher, und ihr Name verſchwindet aus der Geſchichte, ſobald ſich die Gegend, wo man ſie ſuchte, weiter aufklärt und die rohen Völker derſelben näher bekannt werden. — Der nehmliche Fall iſt es mit den *Amazonen*; bey allen alten wilden Völkern war es nicht ungewöhnlich, daſs auch die Weiber mit kämpften; aber ein eignes Amazonenreich dürfte wohl in der Geſchichte vergeblich geſucht werden, und gehört nicht einmal dem Mythenalter an, ſondern rührt von den Fabeln erfindender oder nachbetender ſpätern und leichtgläubigen Geſchichtſchreibern her. Je lichter es in der Geſchichte wird, und je mehr das Alterthum durch Analogie und Philoſophie aufgeklärt wird, um ſo weniger findet man einen Platz in der Reihe der Völker für dieſe fabelhaften Namen. — Die *arabiſche Wüſte*, die ſich in dieſer Periode mehrmals geöfnet und von Südoſten herauf dem weſtlichen Aſien, ja ſelbſt Afrika, Kolonien gegeben hatte, bleibt immer noch der Sitz des Nomadenlebens, das beſonders bey den Nachkommen Iſmaels ſich erhielt, zu denen die Neigung wahrſcheinlich herab von ihren, ehemals hier herumſtreifenden Stammvater Abraham kam. —

Wie Aram mehrere Völkerſchaften enthielt, die durch Eine Sprache, und durch eine ziemlich ſich ähnliche Kultur zu Einem Volke verbunden waren, ſo war dies auch der Fall mit den aſiatiſchen und europäiſchen *Griechen-Kleinaſien*, ein Land mit einer vortheilhaften Lage, fruchtbar und von der Natur reichlich ausgeſtattet, war anfangs nur ſchwach bevölkert; phöniciſche

und ſyriſche Kolonien ſcheinen zuerſt hier in kleinen unbedeutenden Staaten ſich iſolirt zu haben. Von ihren vorzüglichſten Mutterlande brachten ſie nicht viel Kultur mit, weil in *den* Zeiten, als Kleinaſien bevölkert wurde, die Phönicier ſelbſt noch auf den niedrigſten Stufen der Kultur ſtanden. Sie hatten ein reichhaltiges Mythen- und heroiſches Alter. In mannigfaltigen Traditionen und Sagen iſt der Geiſt deſselben auf die ſpätern Zeiten gekommen; wie jedes Volk, das ſeine Kultur ſelbſt erzeugen und hervorbringen muſs, hatten auch ſie *hiſtoriſche* und *phyſiſche* Mythen, an die ſich ſpäterhin *philoſophiſche* und heroiſche anſchloſsen. Die Erſcheinungen der Natur, die Ereigniſse ihrer Stämme, ihrer Anführer, die Schickſale der, ſich zu einem kleinen Staate vereinigenden, Horden, gaben Stoff genug zu hiſtoriſchen Traditionen; Erſcheinungen der Natur und phyſiſche Begebenheiten veranlaſsten phyſiſche Mythen; aber alle dieſe Erzählungen z. B. von Fluthen der alten Welt, ſind im Ganzen ſo unbedeutend, haben und können auch nur *eine* Horde getroffen haben, als daſs ſie auf die Schickſale mehrerer Völker hätten Einfluſs haben können. Ihre Erſcheinung läſst ſich in den Ländern, wo man ſie gefunden hat, in Armenien, in Kleinaſien, in Attika, phyſiſch ſehr gut erklären, die Vergröſserung derſelben in Sagen iſt dieſem Zeitalter wieder ſehr natürlich, aber die Kulturgeſchichte nimmt wenig Intereſse daran, denn auf die Fortbildung des Ganzen haben ſie nur ganz entfernten Einfluſs gehabt. Wer will den hiſtoriſchen Gehalt jeder alten zweydeutigen Sage genauer beſtimmen können? und Mythen über gewiſse Fluthen haben alle alte Völker, ſie mögen nun dieſe Traditionen aus ihrem Mutterlande mitgebracht,

Digitized by Google

oder die Begebenheit auf dem neuen Boden ſelbſt erlebt haben. —

In Kleinaſien verleben jetzt ihr erſtes, rohes Mythenalter *die* Stämme, die, als ſie einander näher rücken, unter den Namen der *Phrygier*, *Lydier*, *Myſier*, *Karier*, *Teukrer* (Trojaner) näher bekannt werden. Dunkel und zweifelhaft, aber für das Ganze unbedeutend, iſt ihre ganz früheſte Geſchichte; ſie verlebten keinen eben ſo geringen Anfang der Kultur als andre Völker, nur daſs von ihnen, weil ſie als jüngere Kolonien ihr Mythenalter verlebten, mehrere Traditionen ſich aus demſelben erhalten haben, da die einzelnen Züge aus dem Bilde der *übrigen* Völker, in ihren *älteſten* Sagen, gröſstentheils faſt alle verwiſcht worden ſind. Wie unbedeutend die Fortſchritte dieſer Gegenden in der Kultur im Ganzen geweſen ſind, ſieht man aus der Geſchichte des trojaniſchen Krieges; das ganze vereinigte Griechenland vermag kaum, nach einem Kriege von zehn Jahren, das unbedeutende Troja umzuſtürzen; ohngeachtet einzelne Helden dies heroiſche Zeitalter der Griechen mit kühnen Thaten bezeichneten. — Eben ſo dunkel iſt die älteſte Geſchichte der *europäiſchen Griechen*. Ihre Mythen ſind eben ſo wenig rein erhalten worden, als die Mythen der andern älteſten Völker; nur daſs, in Rückſicht auf die Maſse derſelben, *mehrere* ſich erhalten haben, als von andern. Mehrere ganz verſchiedne Stämme und Kolonien wandern nach und nach in das europäiſche Uferland am mittelländiſchen Meere ein, gröſstentheils aber ſind ſie aſiatiſchen Urſprungs. *Pelasger* waren die erſte im Peloponnes bekannte Kolonie, von ihnen ſollen die Städte *Argos* und *Sicyon* angelegt

legt worden ſeyn. Dieſe Pelasger gaben bald auch andern Gegenden Kolonien, *Arcadien*, *Nordtheſſalien*, ſelbſt ein Theil des untern Italiens wurde durch ſie angebaut. Neue hier einwandernde Horden mit mehr oder weniger Kultur, bewirkten ſtete Revolutionen in dieſem Zeitraume; noch ſtreiften einige Horden blos als Nomaden in Arcadien herum, und andre wohnten in Hölen als Troglodyten, ſo z. B. ſcheint in Attika eine phönicische Kolonie, den alten Hang dieſes Volkes, in Felshölen zu wohnen, nachgeahmet zu haben, und vielleicht daſs die ſpätern Phönicier ſelbſt noch die letzten Felſenhölenbewohner Canaans, die nicht zu policiren und mit ihnen zu vereinigen waren, vertrieben, oder hier in Griechenland ausſetzen. Eine *ogygiſche* Flut, die *Attika* überſchwemmt haben ſoll, fällt in dieſes dunkle Zeitalter. *Cecrops* wanderte darauf, nach der gewönlichen Sage, mit einer ägyptiſchen Kolonie *) in Attika ein; überhaupt fehlte dieſen Horden, deren Name ſo oft gewechſelt wird, und die bald ſpäterhin in mehrere gröſsere Stämme verſchmelzen, alle Kultur; noch kannten ſie keine bürgerliche Verfaſsung, und wie ſehr ſie in der religiöſen Kultur zurück geweſen ſeyn müſsen, zeigen theils die hier wohnenden Troglodyten, die wahrſcheinlich ohne alle religiöſe Begriffe waren, theils auch die äuſserſt dürftigen religiöſen Begriffe im *Homer*, der doch, wie wir ihn haben, nicht einmal den religiöſen Geiſt ſeiner Zeit richtig characteriſiren kann, da ſeine gegenwärtige Form ſpätern Urſprungs iſt. Ueberhaupt „es wäre eine grundloſe Mühe **), alle die Züge herzu-

*) Ohnerachtet gegen die ägyptiſchen Auswanderungen in *dieſer* Zeit manches nicht ohne Grund erinnert werden könnte.

**) HERDERS *Ideen &c.* Th. 3. S. 175. ff.

zählen, wie über Thracien, oder über den Helleſpont und Sund weſt- und ſüdwärts die Völker dahingeſteuert und ſich, beſchützt von den nordiſchen Gebürgen, allmählich über Griechenland verbreitet haben. Ein Stamm folgte dem andern: ein Stamm verdrängte den andern: Hellenen brachten den alten Pelasgern neue Kultur, ſo wie ſich mit der Zeit griechiſche Kolonien wieder an die aſiatiſchen Ufer verpflanzten. Günſtig genug für die Griechen, daſs ſie eine ſo ſchöne Halbinſel des groſſen feſten Landes ſich nahe zur Seite hatten, auf welcher die meiſten Völker nicht nur Eines Stammes, ſondern auch von früherer Kultur waren. Dadurch bekam nicht nur ihre Sprache jene Originalität und Einheit, die ſie als ein Gemiſch vieler Zungen nie würde erhalten haben; auch die Nation ſelbſt nahm an dem ſittlichen Zuſtande ihrer benachbarten Stammvölker Theil, und kam bald mit denſelben in mannigfaltige Verhältniſse des Krieges und des Friedens. Kleinaſien alſo iſt die Mutter Griechenlandes, ſowohl in ſeiner Anpflanzung, als auch in den Hauptzügen ſeiner früheſten Bildung; dagegen es ſpäterhin auf die Küſten ſeines Mutterlandes wiederum Kolonien ſandte, und in ihnen eine zweyte ſchönere Kultur erlebte.“ Nach und nach erhoben ſich *Korinth*, *Thebä*, *Sparta* und *Athen*; doch durchgingen ſie mehrere Schickſale, ehe ſie zu einer gröſsern Bevölkerung heranreiften, die dann gewöhnlich den Fortſchritt zu einer höhern Kultur herbeyführt und nöthig macht. Gleich dem Mutterlande, von dem die mehreſten griechiſchen Koloniſten ausgegangen waren, trieben ſie häufige Schiffarth, und frühzeitig ſchon muſs die Argonautenfarth angeſetzt werden, die in das heroiſche Zeitalter fiel, wo zunächſt Theſsalien, Colchis und die Gegenden des ſchwarzen Meeres zu umſchiffen und ihren Handel

dahin zu verbreiten ſuchten. Die Schätze dieſer Gegenden machten die Griechen lüſtern; den trojaniſchen Staat hatten ſie bey dieſer Gelegenheit kennen gelernt, es bedurfte nur einer kleinen Veranlaſsung und ſo ſuchten dieſe jugendlichen griechiſchen Völker die Reichthümer jenes Staates an ſich zu reiſsen. In dem heroiſchen Zeitalter Griechenlands wird daher die Eroberung Trojas immer merkwürdig ſeyn, da ſie für die dabey intereſsirten Völker ziemlich ungleiche Folgen hatte, und bedeutende Veränderungen in Griechenland ſelbſt hervorbrachte. Das heroiſche Zeitalter der Griechen ſtellte einen *Herkules*, *Theſeus* und ſpäterhin die Helden des trojaniſchen Krieges auf; der Geiſt deſſelben weht ganz noch in den Fragmenten des *Homers*, und man ſieht, daſs, in Rückſicht auf Kultur, die kriegführenden Völker ſich ziemlich gleich waren; ihre Helden ſind ſich in Denkungs- und Handlungsart ähnlich; Grauſamkeit und Wildheit gilt noch für Tapferkeit, Liſt für Moralität Doch ſcheint das Reich der Trojer noch reicher, und mit Luxus bekannter geweſen zu ſeyn, als di europäiſchen Griechen. — Die Dichtkunſt, die aus dem Mythenalter und aus dem Nachklange der Naturtöne herabgeht in das heroiſche Zeitalter, ſtellt jetzt einen *Orpheus*, *Homer* und andere auf; die kleinen Staaten bedürfen einer beſſern Verfaſsung, und *Minos*, *Lykurg*, *Draco* und *Solon* geben ihre Geſetze. Selbſt *Thales* lebt gegen das Ende dieſer Periode. (Dies alles in der eigentlichen Kulturgeſchichte.) Das wohlthätige milde Klima wirkt auf den Nationalgeiſt und bringt durch ſtete Thätigkeit, durch das Aneinanderreiben jugendlicher Kräfte bald in dieſen Gegenden eine höhere Blüthe der Kultur hervor. Das Land, das in kleine Staaten vereinzelt iſt, reift ſchnel-

Digitized by Google

ler heran, als die Monarchie, aber die Kultur, die es erreicht, hält in der Folge nicht an, denn das Privatintereſse der einzelnen Staaten ſtört die Reife und das Gleichgewicht des Ganzen, und Eiferſucht und falſche Politik läſst ruhig die kräftigſten Völker neben einander aufreiben, bis endlich auch an die Uebriggebliebnen die Reihe des Angriffs kommt. So lange als Griechenlands Macht und Kraft vereinigt war, ſo lange konnten weder Perſer noch Römer ſie bezwingen; als aber ihr Privatintereſse ſie theilte und gegenſeitig eiferſüchtig machte, da ſank die ſchöne Blüte, und einem Staate nach dem andern ward der üppige Glanz ſeiner ehemaligen Freyheit und republikaniſchen Verfaſsung entriſsen. Die jungen Staaten durch ein engeres Band zu verbinden und zu befeſtigen, war die allgemeine gerichtliche Verſammlung, die unter dem Namen *Amphictionen* zu Thermopilä errichtet wurde, ſehr zweckmäſig. Hierher ſchickten die einzelnen Völker ihre Deputirten, und das, was anfangs zunächſt auf helleniſche Stämme angelegt war, bildete ſpäterhin die Generalſtaaten von ganz Griechenland, und diente zum Schutze des delphiſchen Tempels, des Mittelpuncts der griechiſchen Konföderation. Doch verlor dieſer Gerichtshof nach den perſiſchen Kriegen ſeinen Einfluſs und ſeinen Glanz, und ſeit dem peloponneſiſchen Kriege, erhielt ſich kaum noch ein Schatten der ehemaligen Gröſse deſselben. — Griechiſche Kolonien in *Sicilien* und *Unter-Italien* wurden jetzt ſchon bedeutend und blühend, und mehrere Städte, beſonders *Agrigent*, *Tarent*, *Locri* und *Syrakus*, mächtig und bedeutend. —

Vom nördlichen Aſien durch Ruſsland herab, ſcheint das *öſtliche Europa* ſeine frühern Kolonien erhalten zu haben, wilde Nomadenſtämme, ohne alle Kultur. Ihre

Digitized by Google

Geſchichte iſt dunkel, verworren und ungewiſs. Späterhin ſcheint ſie die Noth zum Ackerbau genöthigt zu haben, auch ſcheinen ſie ſich dann weiter nach der Donau herab gezogen zu haben. Die ungewiſsen Nachrichten und Fabeln von den *Cimmeriern* und *Scythen* der alten Welt zeugen von den Mängeln der Geſchichte der früheſten Bevölkerung dieſes groſsen Erdſtriches. Bisweilen fällt ein Schwarm von ihnen in Aſien ein, und daher die Sagen von den Verwüſtungen der *Scythen* im *aſsyriſchen* Reiche, und der *Cimmerier* in Klein-Aſien, namentlich in *Lydien**). Doch ſcheinen ſich dieſe wilden Stämme nicht lange im Beſitze ihrer Eroberungen erhalten zu haben, denn bald verſchwindet ihre Spur wieder in den Gegenden, wo ſie ſich ihrer Fülle zu entladen geſucht hatten. Noch geht ihnen alles ab, was die Aufmerkſamkeit des Forſchers der Kulturgeſchichte erregen könnte. Die *Scythen* waren das letzte beträchtliche Volk, an das die Erdkunde der Griechen und Römer reichte, daher gaben ſie denn in der Folge allen unbekannten nördlichen und nordöſtlichen Völkern über der Donau und dem ſchwarzen Meere dieſen Namen; es war die *terra incognita* der Römer und Griechen, die ſie nicht eher näher kennen lernten, als bis ſich dieſe ſcythiſche Wüſte ſpäterhin zu ſehr öffnete und Völkerſchaften von wildem Character und rohen Sitten und verſchiednen Namen ſich herabſtürzten auf die blühenden und angebauten Provinzen. — *Thracier* wurden die Stämme genannt, die zwiſchen der Donau und dem theſsaliſchen Peneus wohnten, wahrſcheinlich

*) Ueber die fabelhaften Begriffe, die mit dem Namen *Scythen* in der alten Welt verbunden werden, habe ich mich bereits erklärt.

Digitized by Google

Nomadenhorden, die ſchon *frühzeitig* aus dem nördlichen Aſien ſich hierher gezogen hatten. Deswegen ſcheinen ſie auch, als Griechenland zuerſt von Klein-Aſien aus bevölkert wurde, einen Anfang in der Kultur bereits gemacht zu haben; denn hier ſangen die erſten Barden, ihnen gehört *Jamolxis* an, und von hier entlehnte *Orpheus* ſeine Weisheit, die er in Myſterien gelehrt haben ſoll. Späterhin bildeten ſich hier die kleinen Staaten von *Epirus*, *Illyrien* und *Macedonien*.

Das Dunkel, das auf allen ältern Völkern und auf ihrer früheſten Geſchichte ruht, verhüllt auch den Urſprung der, in dieſer Periode, in *Italien* wohnenden Völkerſchaften. Denn „ſchon ihrer Lage *) nach, war die hervorgeſtreckte Halbinſel, Italien, einer Menge verſchiedner Ankömmlinge und Bewohner fähig. Da ſie im obern Theile mit dem groſsen, feſten Lande zuſammenhängt, das von Spanien und Gallien aus, über Illyrien hin, ſich bis zum ſchwarzen Meere, der groſſen Wegſcheide der Völker, verbreitet und längs dem Meere hin, gerade den Küſten Illyriens und Griechenlands gegen über liegt; ſo wars unvermeidlich, daſs nicht in jenen Zeiten uralter Völkerwanderungen auch verſchiedne Stämme verſchiedner Nationen längs ab dahin gelangen muſsten. Oberhalb waren einige von ihnen Iberiſchen, andre Galliſchen Stammes; hinunterwärts wohnten Auſonier, deren höhern Urſprung man nicht weiſs, und da ſich mit den meiſten dieſer Völker Pelasger und ſpäterhin Griechen, ja vielleicht ſelbſt Trojaner, und jene aus verſchiednen Gegenden, zu verſchiednen Zeiten vermiſcht haben; ſo kann man ſchon dieſer merkwürdigen Ankömmlinge wegen, Italien als ein Treibhaus anſehen, in welchem früher oder ſpäter et-

*) Herders *Ideen* &c. Th. 3. S. 284. f.

was Merkwürdiges hervorſprieſsen muſste. Viele dieſer Völker kamen nehmlich nicht ganz ungebildet hieher; es kam alſo nur darauf an, auf welcher Stelle und in welcher Weiſe die einländiſche Blüthe ſich hervorthun würde. Sie ſproſste bey den *Etruriern* auf, die, woher ſie auch geweſen ſeyn mögen, eines der früheſten und eigenthümlichſten Völker im Geſchmack und in der Kultur wurden. Auf Eroberungen ging nicht ihr Sinn; aber auf Anlagen, Einrichtungen, Handel, Kunſt und Schiffahrt, zu welcher ihnen die Küſten dieſes Landes ſehr bequem waren." — *Sie ſind die europäiſchen Aramäer*, ein gebildetes Volk, das man nur zu wenig in der Kulturgeſchichte ſchätzt, ein gebildetes Volk, in zwölf oder mehrern kleinen Stämmen, das die gröſste Analogie mit den Aramäern hat. Eben ſo wie dort ſind auch die etruriſchen kleinen Stämme durch eine gemeinſchaftliche Sprache, Religion und bürgerliche Verfaſſung, verbunden; eben ſo wie dort wird hier der Handel ſtark getrieben und Kunſtfleiſs blüht empor, nur daſs Syriens Handel mehr Landhandel, der Etruriſche aber mehr, wegen des nahgelegenen Meeres, Seehandel wurde. Eben ſo wie dort iſt auch dieſes Volk den Kriegen abgeneigt, fleiſsig, thätig, und ſeine Kultur iſt unter dieſem Klima und auf dieſem Boden einheimiſch geworden; eben ſo wie dort iſt auch dieſes Volk von mehreren wilden Horden, die hier eindrangen, angefeindet und beſiegt worden, hat aber allezeit ſeinen Siegern und ſelbſt den Römern, Kultur und Bildung gegeben; mehrere Dynaſtien ſind hier, wie in Aram, auf die alte Verfaſsung gepfropft worden, immer iſt aber die etruriſche Grundlage geblieben, und der Character dieſer Nation nicht ganz zu verwiſchen geweſen, ja ſie haben erſt die ſchnellere Reife und Kultur der Römer möglich gemacht,

denn dieſe lernten von ihnen, und der frühere Anſtrich römiſcher Kultur, in bürgerlicher, religiöſer und ſcientifiſcher Hinſicht, blieb immer etruriſch. Aber eben ſo wenig, wie von den Aramäern, weiſs man auch von den Etruriern, wie früh ſie hier eingewandert, woher ſie gekommen ſind, wie viel ſie Kultur mitgebracht haben, und wie bald ihre Kultur hier zu *der* Blüthe gereift iſt, unter der ſie gegen das Ende dieſer Periode erſcheint. Aber eben ein frühzeitig kultivirtes Volk, das zu Künſten, Handel und Schiffahrt geneigt iſt, verliert nach und nach die Neigung zum Kriege und ſein Character wird weichlicher, durch den ſich weiter verbreitenden Luxus; darum ward Aram ſo oft von fremden Völkern beherrſcht, und ſo empfand auch Etrurien die Angriffe jugendlicher, benachbarter Völker nachdrücklich; ſchon hatten ihnen im Ober-Italien die Gallier ihre Plätze weggenommen; darauf gingen ihre Kolonien in Campanien an die Samniten über; endlich lieſsen die Römer den einzelnen etruriſchen Stämmen das Gewicht ihres heroiſchen Zeitalters fühlen; die Etrurier hatten ihren Gemeingeiſt verloren und ein Stamm nach dem andern ward von den Römern, doch nicht ohne Mühe, bezwungen. Von der andern Seite wurden ſie noch über dies von den Galliern bedrängt; begränzt von zwey ſolchen mächtigen Feinden erlag endlich das weichliche Etrurien den Angriffen *des* Feindes, der ſeine Unterjochung mit dem feſteſten Plane fortſetzte; und dies waren die Römer. Seit der Aufnahme des ſtolzen Tarquins in Etrurien und ſeit dem Glücke des Porſenna ſahen die Römer dieſen Staat als ihren gefährlichſten Nachbar an: denn Demüthigungen, wie Rom von Porſenna erfahren hatte, konnte es nie vergeben. Daher es kein Wunder war, wenn einem rohen Volk ein beynahe erſchlafftes, einem krie-

geriſchen ein handelndes, einer feſtvereinigten Stadt ein uneiniges Staatenbündniſs zuletzt unterliegen muſste. —

Neben den etruriſchen Stämmen hatte in Italien bloſs das Reich von *Alba* eine beſsere und zweckmäſsigere Verfaſsung, als die übrigen rohen und unkultivirten Nomaden, die mitten unter dieſen angebauten Gegenden herumſtreiften, ſo wie in Aſien mehrere Nomadenhorden, bisweilen in Aram, in Phönicien u. dergl. einbrachen. Ihre Thaten ſind ungewiſs, und kaum hat die Tradition ihre Namen aufbehalten. Die Etrurier bändigten ſie nicht, aber eine, am heroiſchen Geiſte mit dieſen Horden verwandte, Kolonie, die zwey kühne Abentheurer von Alba ausführen, und die ſich an der Tiber anbaut, wird ihre Geiſsel und iſt nicht eher befriedigt, auch ſelbſt bey ihrem kleinen Anfange nicht eher ſicher, als bis ſie dieſe kleinen Völkerſchaften und gröſstentheils noch wilden Horden gebändigt, vertilgt oder mit ſich verbunden hat. Glücklich genug, die *Römer*, die das ſumpfige Ufer der Tiber anbauten, hatten ſie die kleinern, aber wilden und kriegeriſchen Horden der Käninenſer, Cruſtuminer, Sabiner, Fidenaten, Vejenter u. ſ. w. ſich unterworfen; muthig und kühn gemacht durch den erwünſchten Erfolg ihrer kriegeriſchen Unternehmungen, griff dieſe, ganz auf Kriege angelegte, ſtark bevölkerte, aber Länderarme Stadt bald ihr Mutterland *Alba* an, zerſtörte Alba Longa und verband die Einwohner deſselben mit ſich. Angewachſen an Zahl und Kraft konnten denn endlich ſich die Römer auch an die etruriſchen Völkerſtämme wagen, und unter den wiederholten Streichen wurden auch dieſe unterworfen, weit härter waren dagegen ihre Kämpfe mit den in Ober-Italien wohnenden *Galliern* und *Celten*; eben ſo roh und kriegeriſch, eben ſo zahlreich wie die Römer, muſs-

ten die letztern ſpäterhin ihre ganze Kraft aufbieten, um auch von den obern Italien Meiſter werden zu können. — Rom begonn ſeine Verfaſsung mit Krieg, denn ſein Stifter war mehr ein kühner Abentheurer und ſchlagfertiger Anführer ſeiner Horde, als ein weiſer Geſetzgeber und kluger Regent; doch da er von Alba ausging, ſo hatte die Kolonie, die er anführte, Neigung zum Leben in näherer bürgerlicher Verbindung, daher die Erbauung einer Stadt; und daher auch bey aller Rohheit und Wildheit, doch ein matter Anſtrich von Kultur, den dieſe Kolonie aus ihrem Mutterlande Alba mitgenommen hatte. Der ſanfte *Numa*, der ihm folgte, paſste nicht dem Geiſte dieſes Volkes an, daher war es, für dieſes Zeitalter und für die gegenwärtige Verfaſsung der Römer gut, daſs ihr heroiſches Zeitalter durch mehrere kriegeriſche Könige geleitet und fortgeführt wurde; und wie roh der Heldengeiſt der Römer während dieſer Periode geweſen ſey, davon zeigen die Thaten dieſes Zeitalters, z. B. eines *Horatius Cokles*, *Junius Brutus*, *Mucius Scävola* etc. Alles trägt noch das Gepräge eines, ſich langſam zu einer höhern Kultur emporarbeitenden, Volkes, das ſeinem Geiſte nach nicht zur monarchiſchen Verfaſsung geſtimmt iſt, und bald die frühe Einrichtung verändert und mehr Ariſtokratie als Republik wird, durch dieſe Veränderung aber an Einfluſs, Gröſse und Kraft gewann, weil eine auserleſene, immer verjüngte Reihe von Kriegsmännern und rohen Patrioten jährlich ein neues Spiel begannen und den kriegeriſchen Geiſt des Volkes immer mehr erhitzten, um im Triumphe nach Rom zurückkehren zu können. —

Dies iſt denn der Ueberblick und kurze Abriſs der *bekannten Welt* bis an das Ende dieſes Zeitraums; ſo *ohngefähr* hatten damals Völker ſich aus Kolonien ge-

Digitized by Google

bildet, ſo waren ſchon durch öftere und ſtärkere Wanderungen mehrere Gegenden unſrer Hemiſphäre angebaut und hier die erſten Verſuche zur Kultur gethan. Schon dämmerte der erſte Strahl der Morgenröthe in Rückſicht auf religiöſe, bürgerliche und wiſsenſchaftliche Kultur in drey Welttheilen, die aber freylich an Bevölkerung, Menge der Völker und Kultur ſich jetzt auſserordentlich unähnlich ſind, denn anders muſste freylich die Horde, von den nordöſtlichen aſiatiſchen Bergrücken herab ſich ergieſsen in das nördliche Europa, als wie die Kolonien der Phönicier ſich in Carthago, Griechenland und Unter-Italien niederlieſsen. — Dieſe Anſicht giebt alſo ohngefähr die Reihe von Völkern, die jetzt auf dem bekannten Kontinente wohnen; mit Erwartung gehen wir an die Characteriſtik ihrer ſo verſchiednen Grade der Kultur und ihrer religiöſen, bürgerlichen und wiſsenſchaftlichen Verhältniſse; natürlich muſs hier die Verſchiedenheit ſehr bedeutend ſeyn, und auf die mannigfaltigſten Reſultate führen. —

Doch da erſt in neuern Zeiten ein ſo groſses Kontinent als *Weſtindien* iſt, entdeckt und bereits bevölkert angetroffen wurde; da dies letztere auch der Fall mit *Südindien* war, ſo fragt es ſich, *wie* und *wenn* von unſerer Hemiſphäre aus *dieſe* Welttheile haben bevölkert werden können? Dies wird uns zugleich nöthigen, einen Blick auf die Ueberſchwemmungen, Erdbeben, Durchbrüche des Oceans, Laven und Kratern zu thun, die auf der Oberfläche der Erde ſo auſserordentliche Veränderungen hervorgebracht haben. Als *Weſtindien* entdeckt wurde, ſo traf man es ſchon ſehr ſtark bevölkert, aber nur zwey Reiche, Peru und Mexiko in demſelben an; die übrigen Bewohner ſtreiften als Nomaden herum, und verlebten die erſte niedrigſte Stufe der

Kultur. Selbſt jene zwey Staaten ſtanden noch auf den Punćten der Kultur, wie ſie bey den meiſten Völkerſchaften dieſer erſten Periode, nicht lang nach ihrem Zuſammentreten in bürgerliche Verhältniſse, getroffen werden. Fetiſchismus und Zabäismus, rohe Sinnlichkeit, Deſpotismus, Prieſterherrſchaft, Menſchenopfer, u. dergl. charaćteriſirten *Mexiko*, das eben aus ſeinem heroiſchen Zeitalter in das ſeiner angehenden Jugendblüthe, ſich empor zu heben ſuchte, wohin *Peru* ſich ſchon emporgearbeitet zu haben ſchien. Doch das, worin Peru jenen Staat an friedlichen Künſten und in bürgerlicher Kultur übertraf, war auch nicht bedeutend, denn Zabäismus und zwar ſo, wie er noch mit dem Fetiſchismus genau zuſammen hängt, daſs man nehmlich die Geſtirne als ſichtbare Gegenſtände, als Fetiſten, verehrt, war ja auch ihre Religion. — Von dieſen niedrigen Graden weſtindiſcher Kultur, von dieſem Nomadenleben der Wilden läſst ſich nun nicht eben auf die höhere Kultur *der Koloniſten* ſchlieſsen, *die Weſtindien ehmals bevölkerten.* Wahrſcheinlich hing das feſte Land von Weſtindien ehmals mit Aſien zuſammen, und erhielt ſchon ganz frühzeitig von hier aus Bewohner; groſse phyſiſche Revolutionen riſsen ſpäterhin beyde Welttheile von einander ab; ſo konnte denn nun freylich, in Ermangelung eigner Männer, die die Kultur bey dieſen rohen Völkerſchaften hätten fortführen können, und bey ihren ſpätern Zuſammentreten in bürgerliche Verbindung, (das einzige Mittel nach und nach einen höhern Grad der Kultur zu bewirken,) die Kultur hier ohnmöglich groſse Fortſchritte machen, und wenn auch ſpätere Ankömmlinge, die auf Schiffen hieher verſchlagen wurden, mehrere Inſeln des groſsen Archipelagus, zwiſchen Aſien und Weſt- und Südindien, angebaut

hätten. — Ich verfolge dieſe Hypotheſe an ſich nicht weiter, dagegen hebe ich, um ſie nicht ohne alle Gründe herzuſtellen, einige wichtige Momente aus, die ſie zu beſtätigen ſcheinen, und die die groſsen Revolutionen bezeugen, die unſer Erdboden, in den älteſten und neuern Zeiten, durch Durchbrüche des Oceans, durch Erdbeben und Laven erlitten hat. Die ganze ſüdliche Inſelwelt, die Archipele ſcheinen auf dieſe Art ſich gebildet zu haben, und vielleicht daſs auch Weſtindien erſt ungleich ſpäter als unſer Kontinent aus dem Waſser emporſtieg, und dem Ocean abgewonnen wurde. Dieſe Bemerkungen werden zugleich mich rechtfertigen, warum ich nicht jede einzelne Tradition alter Völker von groſsen Fluthen und Ueberſchwemmungen aufgenommen habe; hier ſtehe eine kurze Characteriſtik deſsen, was unſer Erdboden phyſiſch in ältern Zeiten erlitten hat, ſie wird aber deswegen ſehr zuſammengedrängt ſeyn und aus ſehr verſchiednen Relationen beſtehen, weil ſie blos deswegen ihren Platz hier erhält und unſer Intereſse verdient, in wie fern dieſe phyſiſchen Revolutionen auf die Kultur der Menſchen den wichtigſten Einfluſs gehabt haben, indem hier ehemalige benachbarte Völker getrennt wurden, die nun iſolirt jedes ſeine eigne Kultur auffinden muſste, und indem von der andern Seite oft wieder neue Ausſichten für Handlung und Schiffahrten dadurch eröffnet, und neue Verbindungen einzelner Völker bewirkt und möglich wurden. Jeder *einzelne* kleine, oft unrein aufbehaltene Mythus einzelner Stämme kann daher nicht in der Kulturgeſchichte in Anſchlag kommen. Gröſsere Revolutionen werden aber darauf hinführen, daſs auch das feſte Land von Weſtindien ehmals habe können von Aſien losgeriſsen werden,

Digitized by Google

da beyde Welttheile überhaupt nur durch eine Meerenge von 39 engliſchen Meilen getrennt ſind. *)

Es iſt möglich, daſs der fürchterliche Sturm, welcher die groſse, von Coblai-Chan nach Japan geſandte Flotte bey der Inſel Pinghu um das Jahr 1280 überfiel und zerſtreute, einige Schiffe nach Amerika verſchlagen habe. Auch hielt es *Forſter*, der ältere, einer Bemerkung werth, daſs dieſe Begebenheit mit der Entſtehung der beyden Reiche in *Peru* und *Mexiko* in *ein* Zeitalter fällt. Noch wahrſcheinlicher iſt es, daſs von den 500 Schiffen, welche Coblai zwey Jahre hernach in gleicher Abſicht ausgerüſtet hatte, einige, indem ſie ſich ein anderes Vaterland ſuchten, nach Amerika kamen. Denn die Matroſen hatten ſich förmlich gegen den Chan empört, und lange Zeit, als Korſaren, die Küſten und die Handlung beunruhigt. Es verſteht ſich von ſelbſt, daſs dieſe Mogolen eben ſo wenig die *erſten* Bewohner Amerika's ſeyn konnten, als die Malagen, auf den Inſeln des Südmeeres es waren. — Noch leichter ſcheint Nord-Aſien und Nord-Amerika in Verbindung geſtanden zu haben. Die Tſchuktſchi hatten lange vor der Ankunft der Ruſsen in dieſen Gegenden ſchon mit den Amerikanern Verkehr getrieben, und dieſe Inſulaner kannten nicht nur das Land Kamtſchatka, ſondern auch den gegenüber liegenden Theil Amerika's genau; Kolonien von Tſchuktſchen, Tunguſen und andern Nord-Aſiaten, könnten alſo in dem nördlichen Amerika recht gut geſucht werden, darauf führt auch die phyſiſche und moraliſche Aehnlichkeit dieſer Wilden. Die Anadirskiſchen Koſaken ver-

*) Dankbar entlehne ich mehrere Materialien hierzu aus Vierthalers *philoſophiſchen Geſchichte der Menſchen und Völker* im erſten Theile, mit dem ich mich *in Rückſicht auf die Reſultate über dieſe Gegenſtände* auf einem Wege finde.

ſichern ſogar, daſs eine Kolonie von Ruſsen auf dem feſten Lande von Amerika vorhanden ſey; unwahrſcheinlich kann man dies nicht nennen, ſeitdem wir durch Cook wiſſen, daſs dieſer Welttheil und Aſien nur durch eine Meerenge von 39 engliſchen Meilen am ſchmalſten Orte getrennt ſind, und der Koſaken Hauptmann, in den *neuern nordiſchen Beyträgen von Pallas*, verſichert, er habe von der Tſchuktiſchen Landſpitze nach den Inſeln in der Meerenge übergeſchifft, und von derſelben aus die Küſten beyder Welttheile erblickt.

Der Umſtand*), daſs man in Amerika ſo wenig Menſchen im Ganzen, und nur zwey in bürgerlicher Verbindung lebende Völker, und dieſe nur halbkultivirt antraf, beweiſet gegen das hohe Alterthum der Amerikaner nichts. Eine Menge Urſachen laſsen ſich zur Erklärung dieſes Phänomens angeben, und unter dieſen ſind die phyſiſchen Revolutionen, welche dieſe Hemiſphäre in ſpätern Zeiten, mehr als die unſrige, und wahrſcheinlich auch mit gröſserer Wuth verheerten, die wichtigſten. Die Erdbeben, die in Amerika gleichſam einheimiſch ſind; die Kratern, Laven und andern Ueberreſte verwüſtender Volkane, welche man beſonders in Peru trifft; die Muſchelbänke und Meeresproducte, womit der Norden und Süden dieſes Kontinents beſäet iſt; die einſtimmige Sage der Wilden, daſs groſse Ueberſchwemmungen ihre Vorfahren von der Erde vertilgt haben; dies und der gänzliche Mangel an jenen groſsen vierfüſsigen Thieren, deren Skelete von Kanada bis Magellanika zerſtreut liegen, beweiſen deutlich, daſs jene aufgeſtellte Hypotheſe einen hohen Grad von Wahrſcheinlichkeit für ſich habe. Groſse Ueberſchwemmungen muſsten überdies in Amerika, ohngeachtet der vie-

*) Vierthaler a. a. O. S. 36. ff.

len und hohen Gebürge, weit verheerender ſeyn, als auf unſerer Hemiſphäre; denn nicht Gebürge, nicht Felſenſpitzen, ſondern convexe Gegenden, dergleichen das Hochland der Tartarey iſt, können bey dem Ausbruche gewaltiger Fluthen den Menſchen und Thieren, zur Zuflucht dienen. Denn je höher Gebürge ſind, deſto kahler und unfruchtbarer ſind ſie, und folglich unfähig, die geretteten Menſchenfamilien mit Lebensmitteln zu verſehen. Fruchtbare Hochländer werden alſo erfordert, um die Trümmern des Menſchengeſchlechtes gegen die Kriſis der Elemente und die Wuth der ſchwellenden Gewäſser zu ſchützen. Nun aber finden ſich Gegenden dieſer Art in dem alten Kontinente mehr, als in dem neuen, und hierdurch wird es begreiflich, warum ſich bey einer gleich groſsen und ſchrecklichen Flut, in jenem mehr Menſchen und Thiere retten konnten, als in dieſem.

Von jeher, und früher noch häufiger als ſpäterhin, hat die Oberfläche unſers Planetens, viele und groſse Revolutionen erfahren. Wie groſs und umfaſsend *die* geweſen ſeyn müſse, die faſt alle Urvölker des mittlern Aſiens getroffen zu haben ſcheint, die ſich wenigſtens bey allen in gewiſsen Traditionen erhalten hat, welche unter ſich die gröſste Aehnlichkeit haben*), iſt freylich nicht genau zu beſtimmen, doch da dieſe Gegenden bald darauf wieder ziemlich zahlreich bevölkert und angebaut ſind, ſo ſcheint ſie, mehr aus Unkunde und aus Vergröſserungsſucht aller alten traditionenreichen Völker

*) Man halte z. B. die chaldäiſche Tradition von dieſer Flut, mit der Erzählung davon in den ſemitiſchen Urkunden zuſammen, und man wird die gröſste Analogie antreffen. Mehrere dieſer Sagen hat Vierthaler *Th.* I. *S.* 146. *ff.*

ker ſo allgemein angeſetzt zu werden. Ein wichtiges Naturphänomen war die, in das Zeitalter Abrahams und der erſten, durch Troglodyten und andre vom perſiſchen Meerbuſen herauf ſich ziehende Nomaden geſchehenen Bevölkerung Canaans fallende, Verwandlung der fruchtbaren Ebne Siddim *ins todte Meer.* Strabo und die ſemitiſchen Urkunden ſprechen von mehrern untergangenen Städten (Dörfern), ſind ſich aber in der Angabe nicht gleich. Ob durch Blitze, entzündete Naphthaquellen oder ſonſt eine, vielleicht längſt veranlaſste und vorbereitete, phyſiſche Erſcheinung dieſe Revolution bewirkt habe, kann nicht genau beſtimmt werden. Ueberhaupt ſcheint der weſtliche und nordweſtliche Strich Aſiens und das ſüd öſtliche Europa mehrere Umbildungen dieſer Art erfahren zu haben. Es gab ſogar eine Zeit, da alle Krimiſchen, Kubaniſchen, Jackiſchen, Kalumckiſchen und Wolgiſchen Steppen ganz Meer waren. Der Pontus Euxinus ſtand damals mit dem Kaſpiſchen See in Verbindung, aber mit dem Mittelmeere noch nicht. Die Gebirge des Thraciſchen Bosporos hingen zuſammen und bildeten einen Damm, welcher alle Gemeinſchaft zwiſchen den beyden Meeren hinderte. Erdbeben, oder der immer heftigere Druck des Gewäſsers, welches durch die mächtigen Ströme, die Donau, Dnieper, Don u. ſ. f. unaufhörlich Zufluſs erhielt, zerriſs endlich den Damm, und brach ſich durch Berge und Thäler einen Weg in die mittelländiſche See, um ſich mit derſelben ins Gleichgewicht zu ſetzen. Bey dieſem ſchrecklichen Durchbruch wurden die Inſeln des Archipels und ein groſser Theil des feſten Landes erſäuft, und eine Revolution veranlaſst, dergleichen die Annalen der Welt wenige aufzuſtellen haben. — Ein groſser Theil der jetzt bewohnten Erde

war ehmals Meeresbette, dafür ſprechen noch die vielen Landſeen mit Meereswaſser. Meeresbette war die ganze Joniſche Küſte, Ilion und die Paradiesgefilde um den Mäandros. Aegypten war eine Bay, und die äthiopiſchen Felſen bildeten das Vorgebirge dazu: Halbinſeln bilden ſich ſpäterhin zu Inſeln, und an andern Orten vereinigt die Natur wieder Inſeln mit den Kontinenten. In den Tagen des Tantalos wütheten durch ganz Lydien und Jonien bis nach Troas hin, ſo gewaltige Erderſchütterungen, daſs ganze Städte einſtürzten, Seen, wo vorher trocknes Land war, entſtanden, und Troja völlig unter Waſser geſetzt ward. So ſpaltete ein Erdbeben einen ungeheuren Berg in zwey Theile, wovon der eine Oſsa, und der andre Olympos hieſs; die Gewäſser erhielten dadurch einen freyen Abzug ins Meer; Theſsalien entſtand und Tempe bildete ſich. Andre ſchreckliche Revolutionen riſsen Sicilien von Italien, und Spanien von Afrika los, und verſchafften dem Meere hier einen Durchbruch. Die Traditionen, die Plinius, Strabo und andere von ſolchen fürchterlichen Naturbegebenheiten aufbehalten haben, betreffen meiſt nur Griechenland und Italien; die Natur läſst aber aus ihren, in andern Gegenden bewirkten Erſcheinungen ſchlieſsen, daſs unſer ganze Planet ähnliche Veränderungen in den älteſten Zeiten durchgegangen ſey, wovon noch die dunklen Spuren aller alten Traditionen zeugen, die zum Theil verloren gegangen, zum Theil ſpäterhin verändert worden ſind. So iſt es wahrſcheinlich, daſs mehrere Inſeln in dem oſtindiſchen und ſüdlichen Meere einſt zuſammenhingen, und ein groſses Kontinent gebildet haben, welches durch ein Erdbeben in die Archipele von Inſeln, die jetzt daſelbſt gefunden werden, zerſplittert ward. Die wenigen Menſchen, welche auf den

meiſten derſelben wohnen, ſcheinen Ueberreſte einer groſsen Zerſtörung zu ſeyn; Abkömmlinge unglücklicher Flüchtlinge, die einem allgemeinen Verderben entrannen. Daſs ehemals dieſe Gegenden zahlreicher bevölkert und kultivirter waren, zeugen die Spuren von Pflanzungen und Kunſtwerken, die zwar auf keinen hohen Grad von Kultur hindeuten, aber doch die phyſiſchen Veränderungen, die hier ſich ehmals ereigneten, zu beweiſen ſcheinen.

Eine andere wichtige Erſcheinung in der Natur, die für die Menſchengattung von groſsen Folgen iſt, iſt das Zurückweichen des Oceans, und das Hervortreten der Inſeln, das Abgewinnen des feſten Landes, die Vermehrung der Küſtenländer durch das Zurückweichen der Meere. Schon alte Traditionen führen auf dieſe Erſcheinung, ſo daſs ſelbſt Pythagoras beym Ovid behauptet, er habe feſtes Land zum Meer und Meer zum feſten Lande werden ſehen. Aber iſt das Zurückweichen des Meeres an den Geſtaden auch wirklich oder blos ſcheinbar, d. h. wird nicht etwa auf einer Seite nur gewonnen, was auf der andern verloren geht? — So fragt Vierthaler, daher ſetze ich auch ſeine, die erſte Behauptung bejahende, Antwort (*Th.* 1. *S.* 40.) her: „Gegen die beyden Pole zu, vorzüglich gegen den Südpol härtet der Froſt jährlich eine ungleich gröſsere Maſſe von Waſser zu Eis, als die Sonne mit ihren brennendſten Sonnenſtralen zu ſchmelzen vermag. Dadurch muſs ſich natürlich das Waſser gegen den Norden, und noch ungleich mehr gegen Süden ziehen, und von Zeit zu Zeit mehr Land entdecken. Wer ſich einen Begriff von den unendlichen Eisfeldern, Eisbänken und Eisgebürgen der Pole machen kann, wird auch einſehen,

daſs es allen Glauben überſteige, wie ſehr der Ocean, binnen den Chiliaden von Jahren, die ſeit der Schöpfung verfloſsen ſind, gefallen, und wie viel Inſeln und Länder ſichtbar geworden ſeyn muſsten, die er vormals mit ſeinen Wogen ſchlug." — Er belegt dies (*S.* 51.) mit Beyſpielen: „So ſah das Alterthum mit Erſtaunen Delos und Hiera, Anaphe und Rhodos, Thera und Theraſia, und auf der Tyrrheniſchen See Volkanello und andere Inſeln durch die Macht unterirrdiſcher Feuer aus dem Grunde des Meeres gehoben. Zwiſchen den Volkaniden Thera und Theraſia fuhren vier Tage hintereinander Flammen aus dem Meere heraus, ſo daſs das ganze Meer zu glühen und zu brennen ſchien. Endlich ſah man mitten unter dem Feuer eine Inſel hervorgehen, welche im Umkreis zwölf Stadien maſs. Als der Brand ſich gelegt hatte, wagten es die Rhodier zuerſt auf dieſem Eilande zu landen, und einen Tempel daſelbſt zu errichten. Die neuere Geſchichte ſtellt immer noch ähnliche, aber ſeltnere Fälle auf; ſo kam noch im Jahr 1638 unter Flammen und Dampf mitten unter den Azoren ein neues Eiland aus dem Schooſse des Oceans hervor." —

Revolutionen in der Natur haben daher auf unſerm Planeten theils groſse Zerſtörungen und Umbildungen veranlaſst, theils haben ſie auch neues Land hervorgebracht, und *dadurch hat* denn oft *die Kultur der Menſchen in mehrern Gegenden eine andere Richtung nehmen müſſen.* Bey ſolchen phyſiſchen Erſcheinungen, die im Alterthume noch häufiger als jetzt waren, ehe noch das Gleichgewicht und Verhältniſs der Elemente gegen einander ſelbſt, das wahrſcheinlich eine Totalrevolution unterbrach, die unſer ganze Planet erfahren hatte, wiederhergeſtellt würde, — konnten denn nun

Digitized by Google

leicht ehemalige benachbarte Völker von einander getrennt und die Kultur des einen dadurch aufgehalten, die Kultur des andern hingegen befördert werden.

Doch wir gehen von dieſen Mythen der Vorwelt fort zu dem Ueberblicke über die geſammte Kultur dieſes Zeitalters. Zwar ruht undurchdringbares Dunkel auf *manchen* Factis dieſer Periode; aber *Philſophie und Analogie* geben uns auch durch dieſes Labyrinth einen ſchwachen Faden, bis wir ihn in lichtern Gegenden und in beglaubigtern Zeitaltern feſter halten, und verſtärkter darſtellen können.

C) Philoſophiſche Darſtellung des Ganges der Kultur in dieſem Zeitalter.

Die Völker, deren Geſchichte wir im Rücken haben, ſind ſich in Rückſicht auf ihre Kultur während dieſer Periode ſehr ungleich. Mehrere verleben noch ganz ihr Mythenalter, ſtreifen entweder als Nomaden herum, oder machen den erſten Verſuch zum bürgerlichen Leben, der nothwendig den erſten ſchwachen Anfang der Kultur zur Folge hat. Andre erheben ſich unter einem milden Klima, auf einem wohlthätigen, fruchtbaren Boden ſchon etwas weiter. Sie fühlen, je mehr ihre Bevölkerung ſteigt, den Beſitz ihrer Kräfte; dieſe verlangen einen freyen, weiten Spielraum der Thätigkeit; die Wiegenzeit, das Kindheitsalter iſt verlebt; im höhern Knaben- und angehenden Jünglingsalter tritt das *heroiſche* Zeitalter für mehrere Völker ein, bezeichnet durch perſönliche Tapferkeit, durch kühne Thaten, durch groſſe Revolutionen, durch Eroberungen, Kriege und Vernachläſsigung der wahren Kultur. Die Sinnlichkeit hat ſich nehmlich während einer langen Kindheit pflegen und

ſtärken können; die Kräfte erwachen; die Vernunft kann ihr Aufbrauſen nicht aufhalten, denn noch iſt ſie zu ſchwach, ſie muſs es alſo auf die Natur ankommen laſſen, ob ſie ihr eignes Werk durch die, in jedem Zeitalter dem Erwachen entgegen eilenden, Kräfte habe zerſtören oder befördern wollen, und ſiehe: der Plan der Natur führt zum Ziele; ſo hart und rauh auch der Sturm des heroiſchen Zeitalters war, ſo bereitete er doch die ſchönere Jugendblüthe vor, und das Aneinanderreiben der Kräfte, das Aufbrauſen derſelben war nöthig, wenn ſie ſpäterhin in Ordnung, Frieden und Harmonie kommen ſollten! —

An ſich genommen iſt aber das Mythenalter lieblicher und ſanfter als das heroiſche; noch ſchlummert das Kind in der Wiege, noch ahnt man nur dunkel in dem Knaben das künftige Erwachen ſeiner Kräfte; man prophezeihet ihm eine ſchöne Jugend, aber zwiſchen dem Knaben und dem reifern Jüngling liegt erſt der Sturm mitten inne, der ihn ſeine Kräfte kennen lehren ſoll, und kein Frühling blüht auf der Erde auf, dem nicht Stürme vorhergingen. Der Sturm gefällt uns nicht, er ſcheint die Blüthe des Frühlings aufhalten und zerſtören zu wollen; einige Gegenden trifft er wohl auch *zu* ſtark, ſo daſs die Blüthen abfallen, und faſt würde man ſich dann die Ruhe des Winters zurückwünſchen, wenn nicht der Frühling nach dem Sturme uns ſchadlos hielte. So iſt es auch mit dem einzelnen Menſchen und mit unſerm ganzen Geſchlechte, wenn es nicht auf dem natürlichen Wege ſeiner Kultur und Reife aufgehalten wird. Liebliche Dichtungen und Mythen unterhalten und befriedigen das Kind, ſanft und dämmernd iſt auch der Anfang der Völker und in ihnen der ganzen Menſchheit; aber nach und nach entfalten und entwickeln ſich die Kräfte durch Uebung, Noth und Bedürfniſs, die die geſamm-

te hohe Kultur der Nachwelt vorbereiten ſoll. Das heroiſche Zeitalter naht den Völkern, ſein Eintritt iſt männlich und feſt, mit Heldenthaten bezeichnet, aber doch iſt ſeine Auſsenſeite zu rauh und grauſam, um den gebildeten Menſchen genug anziehen zu können; dies Zeitalter kann blos inſofern Intereſse für ihn haben, in wie fern er die Hoffnung einer beſsern Zukunft dabey unterhält, ſonſt würde der liebliche Anſtrich des Mythenalters ihm beſser gefallen, denn ſein Geiſt iſt ſanft und mild, und das Bild deſselben ſchwebt am Eingange zum Heiligthume der Geſchichte unſers Geſchlechts mit der nehmlichen Anmuth, mit der uns das Bild unſerer eignen Kindheit während unſers ganzen Lebens begleitet, und beym Anfange unſrer individuellen Kultur ſteht. Dies nur zur Erklärung unſrer Zuneigung zu dem Mythenalter der Menſchheit, das, wenn es gleich durch die erſte und niedrigſte Stufe der Kultur characteriſirt wird, doch mehr Intereſse für uns hat, als das darauf eintretende heroiſche Zeitalter.

Schon iſt weiter oben erinnert worden, daſs, ſo alt auch immer die älteſten Urkunden unſers Geſchlechts ſeyn mögen, ſie doch, ſelbſt nicht durch die ihnen zum Grunde liegenden Traditionen, bis an die Wiegenzeit unſers Geſchlechts auf der Erde ſelbſt reichen können. Die Gründe ſind dort gehörig aus einander geſetzt worden, daher muſs *aus der Philoſophie und nach der Analogie der Kultur des Individuums* der muthmaſsliche Anfang der Kultur *unſers Geſchlechts* auf der Erde beſtimmt werden. So lange als der Menſch blos dem Inſtincte folgte, konnte er noch kein Gegenſtand der Geſchichte ſeyn, ſo lange war er blos das edelſte Thier; erſt mit em früheſten Regewerden ſeiner Vernunft beginnt er eine eigne, der Aufbehaltung würdige, Reihe

von Thätigkeiten, deren Darſtellung wir Geſchichte nennen. Die Anlage, zur Vernunftthätigkeit zu erwachen, lag in ſeiner Natur; der Stoff, dieſe Anlage auszubilden und dieſe Thätigkeit zu wecken, muſste ihm durch die Sinnenwelt zugeführt werden, und ſo war freylich die erſte Uebung der höhern Fähigkeiten des Menſchen blos durch Erfahrung und Vergleichung der Erfahrungen möglich. Durch eine glückliche, blühende Organiſation gingen Vorſtellungen über die vorliegende Welt in das Seelenorgan des erſten Menſchen ein, und bildeten hier die erſten Vorſtellungen; natürlich muſsten dieſe Vorſtellungen zunächſt *den* Theil der menſchlichen Natur angehen, der mit der Auſsenwelt ſelbſt in Verbindung ſteht, den Körper. Die Triebe und Bedürfniſse deſselben kündigten ſich den Menſchen laut an, die Empfindungen erwachten und der Menſch muſste von den frühern Bewohnern dieſer Erde, von den Thieren, die Befriedigung der erſtern und den Ausdruck der letztern lernen. Jede Empfindung hat nehmlich ihren Ton, und in der ganzen Naturwelt ſind alle lebendige Weſen an dieſe Bedingung gebunden, ihre Empfindung durch den ihr entſprechenden Laut und Ton auszudrücken. So hatten Hunger, Durſt, Kälte, Schmerz, Freude, Mattigkeit, Furcht, Mitleiden, Liebe u. dergl. ihre verſchiednen Töne, zu denen die Natur ſelbſt in der thieriſchen Welt die Anlage gemacht hat. Sey's nun, daſs dieſe laute Bezeichnung der ſinnlichen Empfindungen von den erſten Menſchen den Thieren erſt habe abgelernt werden müſsen, oder daſs auch ihre urſprüngliche ſinnliche Anlage ſie ſelbſt darauf gebracht habe; genug, in dieſen Tönen lag der erſte Grund zur Sprache und durch die Einwirkung der langſam erwachenden Vernunft auf den Inſtinct und auf die Triebe und Empfin-

dungen der ſinnlichen Natur muſsten auch dieſe Töne und Laute nach und nach anders modificirt werden. Ohne alle Rückſicht auf die Herbeyziehung und künſtliche Erklärung eines alten Philoſophems in den ſemitiſchen Urkunden, muſs doch die Kulturgeſchichte mit dem groſſen und bedeutenden Vorgange eröffnet werden, wo ſich die menſchliche Vernunft, in ihrem erſten rohſten und unvollkommenſten Verſuche, von dem Leitbande und der Oberherrſchaft des Inſtincts oder der Sinnlichkeit loswand. Es kann hier nichts darauf ankommen, wie bald oder wie ſpät dies nach dem Auftritte des erſten Menſchen auf dieſer Erde geſchehen iſt, es muſs mit dieſer Begebenheit nur die ganze Kultur des Menſchen anheben; eine Begebenheit, die ſo klein und unbedeutend ſie auch ſcheinen mag, ſo wenig ſie vielleicht auch vorbereitet war, ſo groſs und nachtheilig auch die Folgen waren, die ſie *zunächſt* nach ſich zog, doch von den entſchiedenſten und bleibendſten Einfluſse auf das geſammte Reich moraliſcher Kräfte geweſen iſt.

Der Menſch ſollte nehmlich aus der Vormundſchaft des Naturtriebes heraustreten, die Grenze der Thierheit überſchreiten und durch freye moraliſche Handlungen Schöpfer ſeiner eignen Glückſeligkeit werden. Der weichliche unvollkommene Zuſtand, wo er blos dem Leitbande des Inſtincts folgte, ſollte verloren gehen, dieſe Unſchuld aber ſollte er wieder aufſuchen lernen durch ſeine Vernunft *), und als ein freyes, vernünftiges Weſen dahin zurückkehren, wovon er als Pflanze und als eine Creatur des Inſtincts ausgegangen war; aus einem Paradies der Unwiſſenheit und ſinnlichen Sclaverey ſollte er ſich, wäre es auch nach ſpäten Jahrtauſen-

*) Schiller, *über die erſte Menſchengeſellſchaft, ſ. kl. proſ. Schriften Th. 1. S. 349. ff.*

den, zu einem Paradies der Freyheit und der Erkenntniſs heraufarbeiten, einen ſolchen nehmlich, wo er dem moraliſchen Geſetze in ſeiner Bruſt eben ſo unwandelbar gehorchen würde, als er anfangs dem Inſtincte gedient hatte, als die Pflanze und die Thiere dieſem noch dienen. Was muſste alſo geſchehen, wenn er dieſem weitgeſteckten Ziele entgegen rücken ſollte? Sobald ſeine Vernunft ihre erſten Kräfte nur geprüft hatte, verſtieſs ihn die Natur aus ihren pflegenden Armen, oder richtiger, er ſelbſt, von einem Triebe gereizt, den er ſelbſt noch nicht kannte, und unwiſsend, was er in dieſem Augenblicke Groſses that, er ſelbſt riſs ab von dem leitenden Bande, und mit ſeiner noch ſchwachen Vernunft warf er ſich in das wilde Spiel des Lebens, nahte er ſich auf den gefährlichen Weg zur moraliſchen Freyheit. Dies war die erſte Aeuſserung ſeiner Selbſtthätigkeit, das erſte Wagſtück ſeiner Vernunft, der erſte Anfang ſeines moraliſchen Daſeyns. Dieſer Abfall des Menſchen vom Inſtincte, der zwar das moraliſche Uebel in die Schöpfung brachte, aber nur um das moraliſche Gute darin möglich zu machen, iſt ohne Widerſpruch die glücklichſte und gröſste Begebenheit in der Menſchengeſchichte, und wenn es auch für den nächſten Augenblick ein Fall, ein Abfall vom Inſtincte war, weil nehmlich der Menſch dadurch aus einem unſchuldigen Geſchöpf ein ſchuldiges, aus einem vollkommenen Zöglinge der Natur ein unvollkommenes moraliſches Weſen, aus einem glücklichen Inſtrumente ein unglücklicher Künſtler wurde, ſo müſsen wir doch von der andern Seite der Menſchheit zu dieſer Begebenheit Glück wünſchen, denn der Menſch wurde dadurch aus einem Sclaven des Naturtriebes ein frey handelndes Geſchöpf, aus einem Automat ein ſittliches Weſen, und mit dieſem Schritte trat er zuerſt auf

eine Leiter, die ihn, nach Verlauf von vielen Jahrtauſenden, zur Selbſtherrſchaft führen wird.

An Nachdenken, Erfahrung und Beobachtung gewöhnte ſich von jetzt an ſeine Seele immer mehr und mehr; Fleiſs, Thätigkeit und Mühe waren die nothwendigen Bedingungen eines ruhigen und zufriednen Lebens auf der Erde, und ohne ſie konnte er nicht einmal ſeine Naturtriebe befriedigen. Zwar muſste in dieſer angehenden Kindheit menſchlicher Kultur und bey den erſten Verſuchen der Vernunftthätigkeit eben dieſe Vernunft noch unzähligen Verirrungen ausgeſetzt ſeyn, und dadurch das moraliſche Uebel in die Welt kommen, denn dunkel und unvollkommen konnte ſie nur den Unterſchied zwiſchen Gut und Böſe, zwiſchen Recht und Unrecht, zwiſchen Wahrheit und Irrthum ahnen. Aber durch die erſten Spuren der Moralität ward auch in dem Menſchen ſein künftiges Leben in der Geſellſchaft vorbereitet und begründet. Und wenn auch der ſinnliche Trieb für die Befriedigung ſeiner Neigungen ſich zu iſoliren wünſcht, ſo wird doch eben durch dieſen Antagonism des Naturtriebes die Vernunft zu einer immer höhern und freyern Thätigkeit und zur Uebung ihrer moraliſchen Kräfte genöthigt. Das, was Geruch und Geſchmack dem Triebe der Nahrung ehmals als nützlich oder ſchädlich, als angenehm oder unangenehm vorgehalten hatten, wollte nun die Vernunft aus Erfahrung und Beobachtung beſtimmen, und ſelbſt den Geſchlechtstrieb wollte ſie unter ihre Leitung nehmen, und, da er bey den Thieren an eine gewiſse vorübergehende Periode gebunden iſt, ihn in der Menſchengattung verfeinern und dauerhafter machen, indem die mit der Vernunft erwachende Schaamhaftigkeit den Gegenſtand der Begierde den Sinnen entzog.

Je weiter aber die Vernunft ihre Rechte, zu deren dunklen Bewuſstſeyn ſie ſich langſam erhob, geltend zu machen ſuchte, je mehr traf ſie Widerſtand an. In dem Menſchen ſelbſt kämpften oft Sinnlichkeit und Vernunft einen ſehr ungleichen Streit, in der Auſsenwelt reichten die einzelnen Erfahrungen der Vernunft und ihre erſte aufgebotne Thätigkeit noch nicht hin, den Menſchen vor Gefahr, vor dem Eindringen der Elemente auf ſeine Organiſation und vor Noth und Bedürfniſs zu ſchützen, noch empfindlicher fiel ihm der aufgehobne Friede zwiſchen ihm und den Thieren, die nun die Vernunft als ſich unterworfen anſah und nach ihrem beliebigen Zwecke zu gebrauchen verſuchte. Aber mit dem erſten Verſuche des Menſchen, die Thiere nach ſeinen Abſichten zu gebrauchen, oder ſie wohl gar zu tödten, entfernte er ſie nicht nur von ſich, ſondern er empfand auch ihre Feindſeligkeiten, ihr Eindringen in ſeine Pflanzungen, ihre Angriffe auf ſeine kleinen Magazine, die er von Früchten angelegt hatte und noch nicht genug zu ſchützen wiſsen mochte. — Eben ſo machten die Verirrungen ſeiner noch unreifen, und nur mit wenigen Erfahrungen ausgeſtatteten, Vernunft manchen neuen Verſuch nöthig, wenn der erſte nachtheilig für ihn ausgefallen war. Und welch einen Eindruck muſste nicht beſonders die Wahrnehmung der Erſcheinung des Todes in der ſinnlichen Natur auf ihn machen? Schon mochten Krankheiten und Schmerzen, die er ſich, aus Unbekanntſchaft mit ſchädlichen oder nützlichen Gewächſen, Früchten, oder aus Mangel der gehörigen Bedeckung gegen den Angriff und Sturm der Witterung und Jahreszeiten, zuzog, ihn beängſtigt haben; noch ungleich mehr muſste ihn das Bild des Todes beunruhigen, die Dunkelheit und Ungewiſsheit der Zukunft ihn umſchwe-

ben, und ein mühſames, arbeitſames Leben ihm manchen bittern Augenblick verurſachen. Da konnte es denn geſchehen, daſs er ſich bisweilen in jenes Paradies der bloſsen Befriedigung des ſinnlichen Triebes zurückſehnte, aber im Ganzen war er ſchon zu edel dafür, und hätte er unter die ſtete Vormundſchaft des Naturtriebes wieder zurückkehren können, und wäre er wieder unter dieſelbe zurückgekehrt, ſo war doch ſeine Vernunft ſchon auf einen zu guten Wege, als daſs ſie nicht ſelbſt *von neuen* von dem Inſtincte hätte abfallen müſsen. Auch lohnten ihn nach der Thätigkeit neue eigne Freuden, denn die ſelbſt gebaute und gepflegte Frucht muſste ihn mehr erquicken, als der bloſse ſinnliche Genuſs; im Kampfe gegen die Thiere empfand er das höhere Gefühl ſeiner körperlichen Kraft und Stärke, und ſo im Kampfe der ſinnlichen Rohheit und der aufdämmernden Vernunft, muſste der Character der Menſchheit ſich in ihm emporarbeiten; denn eben ſo unvollkommen und mühſam muſste derMenſch auf Erden ſeine Bahn beginnen, wenn er ſich dereinſt ſelbſt ſeine höhere Reife und Bildung verdanken ſollte.

Nicht alſo als ein reifes, weiſes und heiliges Geſchöpf ging der erſte Menſch aus den Händen des Natur hervor, ſondern nur mit der Anlage, alles das Groſse zu werden und zu erreichen, was bey der Entwickelung und ſtufenweiſsen Ausbildung dieſer Kräfte in ſolch einem Weſen zur Reife gelangen konnte. In den Kindern des erſten Menſchenpaares zeigte ſich ſchon die Anſtalt der Natur zum häuslichen Leben der Menſchen. Neue Bedürfniſse, Erfahrungen und Kenntniſse werden dadurch veranlaſst, und alſo der Kreis der Thätigkeit menſchlicher Kräfte erweitert. Das ſanfte Gefühl älterlicher Zärtlichkeit bewirkte die Anhänglichkeit der Ael-

tern an den Kindern, und Bedürfniſs und Liebe feſselte die Kinder an ihre Aeltern. Hier im Kreiſe der erſten kleinen Menſchenfamilie bildete ſich ſchon die erſte *Tradition.* Die *Sprache* des erſten Menſchen, die anfangs blos ein Product der Empfindung geweſen war, und ſich durch Laute und Töne angekündigt hatte, wurde durch die erwachte Vernunft unter ihre Leitung genommen. Einfach und unvollkommen blieb ſie allerdings, aber ſchon erweiterte ſich ihr Umfang, ſchon muſsten ihre Töne vermehrt werden, da der Menſch die Bilder, die in ihm durch den von der Sinnlichkeit zugeführten Stoff zu Vorſtellungen, bewirkt worden waren, niedergelegt hatte und aufbewahren konnte im Gedächtniſse. Die neue Empfindung, die in ihm rege wurde und die mit einer ſchon gehabten verwandt, und ihr analog war, muſste jene bereits gehabte wieder erneuern, und für den Unterſchied zwiſchen beyden, muſste der Menſch ein gemeinſames Merkmal auffinden; Phantaſie und Gedächtniſs muſsten alſo zur Fortbildung der menſchlichen Sprache nothwendig beytragen, und die Vernunft ſich die Ueberarbeitung und höhere Richtung aller dieſer Bilder und Vorſtellungen, ſo wie die Beziehung derſelben durch Töne und Worte vorbehalten. Je kleiner daher der Kreis der Empfindungen des Menſchen war, je weniger Bilder noch in ſeinem Gedächtniſse niedergelegt waren, je weniger die Phantaſie neue Bilder aus den bereits eingegangnen und vorhandnen bildete, je weniger im Ganzen der Antheil der Vernunft an der Bildung der Sprache war, um ſo mangelhafter, dürftiger und ungebildeter muſsten auch die Töne ſeyn, durch die der Menſch ſeine Empfindungen und Vorſtellungen bezeichnete, um ſo ſinnlicher war ſeine ganze Sprache, die vielleicht anfangs blos aus einzelnen abgeriſsnen und

unter ſich nicht zuſammenhängenden Lauten beſtand. Je mehr Erfahrungen und Beobachtungen aber die Vernunft ſich verſchaffte, je mehr war ſie auch geſchäftig, dieſelben durch Töne auszudrücken, und in Worten darzuſtellen; unabhängig von den Bildern des Gedächtniſses und der Phantaſie, unabhängig von dem durch die Sinne in das Seelenorgan eingegangnen Stoffe zu Vorſtellungen, wagte ſie es, langſame Begriffe zu bilden, denen kein Bild der Sinnenwelt entſprach, und auch für dieſe muſste ſie einen Ton erfinden, natürlich hielt ſie ſich anfangs an die ſchon vorhandnen ſinnlichen, und ſtellte den abſtracten Begriff durch Worte dar, denen ſie ſich ſchon zur Bezeichniſs ſinnlicher Vorſtellungen bedient hatte. So muſste freylich die Sprache des Menſchen, ſogleich von ſeiner Wiegenzeit aus, das Gepräge der Sinnlichkeit erhalten, und nur ſpäterhin konnte der Einfluſs der Sinnlichkeit auf die Bildung neuer Töne und auf den Gebrauch gewiſser Worte, die früher ſinnliche Gegenſtände bezeichnet hatten, und aus Mangel an ihnen gehörig entſprechenden Lauten auch auf abſtracte Begriffe übergetragen worden waren, geſchwächt und vermindert werden. — Welche Veränderungen die *erſte* Sprache durchgegangen ſey, ehe ſie von der Armuth der Wiegenzeit menſchlicher Kultur ſich nur einigermaſsen emporarbeiten konnte, und wie langſam hier Fortſchritte geweſen ſind, kann in der Kulturgeſchichte ganz gleichgültig ſeyn, und aus Mangel an Spuren nicht genau beſtimmt werden, denn wo die Urkunden *beginnen*, da iſt ſchon die Sprache weiter fortgebildet und bereits der zweyte bedeutende Fortſchritt in der wiſſenſchaftlichen Kultur, die Erfindung der *Buchſtabenſchrift*, gethan. Hierher gehört nur die völlige Begründung des Factums, daſs der Menſch die

Sprache *ſelbſt* erfunden und gebildet habe, daſs er ſie, auf dem Gange der Natur, habe erfinden müſsen, und daſs der ſinnliche, unvollkommene und dürftige Anfang derſelben es völlig verbürge, daſs ſie mit der übrigen, nur mühſam ſelbſt errungnen, Kultur des Menſchen gleichen Schritt gehalten habe, und von den langſamen Vorwärtsſchreiten der letzten abhängig geweſen ſey; dafür bürgen auch alle Sprachen der Vorwelt, denen man die ſinnlichen Formen, die mannigfaltigen, aus Armuth an mehrern Tönen entſpringenden, Modificationen einzelner Worte, den Mangel an Bezeichnungen abſtracter Gegenſtände ſehr genug anmerkt.

Noth und Bedürfniſs, die den Menſchen ſchon auf andere Erfindungen hingeführt und ihn den Gebrauch gewiſser einfacher Werkzeuge gelehrt hatten, lehrten ihn nun auch die erſten Bezeichnungen ſeiner empfindungen und Vorſtellungen durch Töne und Worte. So entſtand denn der erſte, rohe, ſinnliche Umriſs der menſchlichen Sprache. In der erſten Menſchengeſellſchaft muſste ſie nun wohl gröſstentheils auf Tradition eingeſchränkt ſeyn, die von dem Vater auf den Sohn überging, und die in der Erzählung ſeiner Schickſale, Erfahrungen, Beobachtungen und Kenntniſse beſtand. Was er gethan und gelitten hatte, was ſich ihm als Naturerſcheinung aufgedrungen hatte, das legte er in dem Kreiſe ſeiner Kinder, vermittelſt ſeiner dürftigen Sprache, nieder; ſelbſt die Sittlichkeit des Menſchen muſste langſam in der erſten häuslichen Verbindung gewinnen, die Kinder ſelbſt ſich eine nothwendige Geſellſchaft ſeyn, und die Geſchwiſterliebe durch die Natur gebildet werden. Geſelligkeit, nähere Verbindung, gegenſeitige Liebe wurden ſchon durch die Verhältniſse der erſten kleinen Menſchengeſellſchaft möglich gemacht.

Na-

Digitized by Google

Natürlich ſuchte aber auch die erſte Menſchengeſellſchaft auf den nächſten und leichteſten Wege zu ihren Erfahrungen zu gelangen; ihre Bedürfniſse lehrten ſie gewiſse Beſchäftigungen kennen, und welche lagen dem Menſchen, für ſeinen Unterhalt und für ſeine Bequemlichkeit näher als *Ackerbau* und *Viehzucht?* In einer milden Gegend, bey einem wohlthätigen Klima und fruchtbaren Boden konnte es dem Menſchen nicht zu ſchwer fallen, gewiſse Fruchtfelder zu umzäunen und Thiere an ſich zu gewöhnen, mit denen er lebte und von denen er ſich nährte und kleidete. Die Pflege der zahmen Thiere, die Sorgfalt für ſeinen Acker, waren daher ſeine wichtigſten Beſchäftigungen. Aber bald zwang ihn die Noth auf Mittel zu ſinnen, um ſich vor den Anfällen der wilden Thiere ſicher zu ſtellen und ſie von ſeinen Pflanzungen abzuhalten; da er ſie nicht zu bezähmen vermogte, muſste er ſie durch Liſt, und wenn es ging, auch durch Gewalt und körperliche Stärke zu bändigen ſuchen. So entwickelte und bildete ſich auch die dritte Art der menſchlichen Beſchäftigungen, die wir ſogleich in den erſten Anfang menſchlicher Kultur verſetzen müſsen, die *Jagd. Ackerbau, Viehzucht*, und *Jagd* beſchäftigten alſo die erſten Menſchenfamilien vorzüglich. Dieſe Beſchäftigungen wirkten aber auch auf ihre Kultur und Ausbildung unmittelbar. Sanft und ruhig waren die Beſchäftigungen des Hirten, überall wo er hinkam, fand er Weide genug für ſeine Heerde, und ſo haben von jeher die Nomadenhorden ein einfaches Leben geführt, ohne eben ſehr zu verwildern, aber auch ohne je die höhern Bedürfniſse gefühlt zu haben. Mühſamer und beſchwerlicher war ſchon die Lebensart des Feldbauers; ohne gehörige Werkzeuge konnte er nur mit völliger Anſtrengung ſeiner körperli-

Digitized by Google

chen Kraft dem Boden die angemeſsne Fruchtbarkeit abgewinnen, und doch war er nicht ſicher vor dem Austreten der Flüſse, vor den Einbrüchen wilder Thiere, die ſeine Pflanzungen zerſtören konnten. Wenn daher ſein Character etwas niedergedrückt wurde und an dem Boden, den er anbaute, kleben blieb, ſo iſt dies aus ſeiner Lebensart ſelbſt wohl am leichteſten zu erklären. Roher und wilder als beyde aber wurde der Jäger; ſein Aufenthalt und ſeine Thätigkeit war an keinen beſtimmten Ort gebunden, er durchſtreifte die Gegenden, in welchen er, je mehr ſie beſetzt und angebaut wurden, durch die ſpätern Koloniſten der Ackerleute und Hirten, mit dieſen in häufige Kolliſionen kommen muſste. Die Begriffe von Recht und Unrecht, von Pflicht und Eigenthum waren noch nicht entwickelt; nichts galt und konnte damals gelten als Gewohnheit und das Recht des Stärkern, und daſs dies faſt allezeit auf der Seite des Jägers geweſen ſeyn mag, der im Kampfe gegen wilde Thiere ſeine körperlichen Kräfte geübt und geſtärkt hatte, läſst ſich wohl behaupten. Unter den erſten, auf der Erde ſich ausbreitenden, Kolonien der Menſchen konnten daher einige Feindſeligkeiten leicht entſtehen, und muſsten, bey dem Mangel an höhern ſittlichen Gefühle, das bloſs in der engern Geſellſchaft ſich weiter entwickeln und zur Reife gelangen kann, ſogar unvermeidlich eintreten. Denn ſelbſt zur Anerkennung der Rechte andrer Menſchen und zur Unterwerfung unter Geſetze kann der rohe Menſch bloſs durch Noth gezwungen werden. Durch Gewalt, Ueberlegenheit an Kraft, durch Stärke der Horde, durch Liſt oder Vergleich konnte nach und nach die Vertheilung des Eigenthums bewirkt werden, und wie die Jägerhorden zuſammenhielten, ſo hielten auch die Nomadenhorden zuſammen, weil ſie die Erfahrung gelehrt hatte, daſs ſie iſolirt gegen den Anfall der Jäger nichts aus-

Digitized by Google

richten konnten, und ihnen ihre zahm gemachten Thiere überlaſsen muſsten, wenn jene Mangel an wilden litten, oder es bequemer fanden, den Nomaden die zahmen zu rauben, als aufs Ungewiſse die wilden Thiere zu jagen.

So waren wahrſcheinlich die Beſchäftigungen der erſten Menſchenſtämme und weiter auswandernden Kolonien beſchaffen. Zwar kann der Anfang aller menſchlichen Kultur nicht mit apodictiſcher Gewiſsheit angegeben werden, aber wir müſsen dieſen erſten Anfang verzeichnen, um auf ihm das ganze Gebäude menſchlicher Kultur, zu den die ſpätern Zeiten die Materialien liefern, aufführen, und mit ihm die hiſtoriſchen Facta in Verbindung bringen zu können, die die früheſten bekannten und beglaubigten Perioden aufſtellen, die aber *von dem erſten Anfange* menſchlicher Kultur, an welchen ſelbſt keine Tradition hinaufreicht, ſorgfältig unterſchieden werden müſſen. Dreyfach waren die Bedingniſse aller menſchlichen Kultur, die *bürgerliche, religiöſe* und *wiſsenſchaftliche*. Zu der erſten gehörten häusliches, bürgerliches Leben, Staatsverfaſsung und Geſetzgebung; zu der zweyten die moraliſche Bildung des Menſchen, das Erwachen und die Fortſchritte ſeiner Vernunft, ſeine Beziehung auf höhere Weſen, der Kultus, der aus dieſer Beziehung hervorgeht; und die nothwendigen Erforderniſse religiöſer Reife ſind denn Anerkennung der gegenſeitigen Pflichten, Veredlung des Characters, Erziehung u. dergl. Zur wiſsenſchaftlichen Kultur kann freylich in der früheſten Periode noch nicht Gelehrſamkeit gerechnet werden, aber hieher gehören die Erfindungen und Künſte, z. B. Muſik und Inſtrumente, die, und wäre es auch anfangs nur einen entfernten, Einfluſs auf die Fortbildung der Kultur gehabt haben. An den erſten rohen Umriſs dieſer Kulturbedingniſse, wie ihn

Digitized by Google

die Wiegenzeit und das Kindheitsalter des menſchlichen Geſchlechts darſtellt, ſchlieſsen ſich dann die Reſultate der Geſchichte an, wie ſie am Ende des Mythen- und zu Anfange des heroiſchen Zeitalters aufgeſtellt und verzeichnet werden können.

Wie langſam nun durch die Vereinigung mehrerer Horden und Stämme, durch das Zuſammentreten verſchiedener Kolonien das eigentliche *bürgerliche* Leben und die durch daſselbe zu befördernde Kultur eingeleitet und vorbereitet worden ſey, kann nicht den Jahren nach beſtimmt werden; doch aber laſsen ſich die Mittelglieder einigermaſsen angeben, die das Vehikel zur bürgerlichen Kultur werden konnten.

Für die erſten Veranſtaltungen dazu, hatte die Natur ſelbſt geſorgt, indem das menſchliche Geſchlecht nur mit Einem Menſchenpaare begann. Dadurch war zwar anfangs die eheliche Verbindung zwiſchen Bruder und Schweſter nöthig geworden, es ſcheint ſich aber auch lange das, von der Natur ſelbſt gegebne, Beyſpiel der Monogamie in den erſten Menſchenfamilien erhalten zu haben. Auch war wahrſcheinlich das Verhältniſs der Anzahl zwiſchen beyden Geſchlechtern in den allererſten Zeiten ſo beſchaffen, daſs jeder nur eine Gattinn nehmen konnte, weil nur eine für ihn übrig war. Polygamie ſcheint ſchon einer etwas ſpätern Zeit anzugehören, als in der Anzahl der beyden Geſchlechter ein merkliches Miſsverhältniſs ſich zeigte. Das Leben der erſten Menſchen in der einfachen Ehe war alſo keine Folge ihrer Kultur; denn freylich kann es nicht geläugnet werden, daſs *ordentliche* Ehen, in einer Staatsverfaſsung ſchon eine höhere Sittlichkeit und Verfeinerung vorausſetzen. —

Eben ſo, wie die Ordnung der Ehen, richtete ſich auch ein gewiſses natürliches *Regiment* in der Geſellſchaft

von ſelbſt ein. Das *väterliche Anſehen* hatte die Natur gegründet, weil ſie das hülfloſe Kind von dem Vater abhängig machte, und es, vom zarten Alter an, gewöhnte, ſeinen Willen zu ehren. Dieſe Empfindung muſste der Sohn ſein ganzes Leben hindurch beybehalten; wurde er nun ſelbſt Vater, ſo konnte wieder ſein Sohn denjenigen nicht ohne Ehrfurcht anſehen, dem er von ſeinem Vater ſo ehrerbietig begegnet ſah, und ſtillſchweigend muſste er dem Vater ſeines Vaters ein gröſseres Anſehen zugeſtehen. Dieſes Anſehen des *Stammvaters* muſste ſich mit jedem neuen Anwuchs der Familie und mit jeder höhern Stufe ſeines Alters vermehren, und eine gröſsere Erfahrung, die Frucht eines ſo langen Lebens, muſste ihn, ohnehin über jeden, der jünger war, eine natürliche Ueberlegenheit geben. In jeder ſtreitigen Sache war daher der Stammvater die letzte Inſtanz und der Richter der Partheyen. So bildete ſich durch die Gewohnheit und durch die erſten häuslichen und Familienverhältniſse die natürliche, ſanfte Obergewalt, die man unter der patriarchaliſchen Regierung kennt, wo unter den Mitgliedern der Familien ſelbſt noch die allgemeine Gleichheit herrſchte, und blos Erfahrung und Alter einen höhern Einfluſs und ein gröſseres Anſehn gewährte.

Aber dieſe Gleichheit der erſten Menſchenfamilien konnte nicht lange beſtehen, und muſste bey einzelnen Familien eher unterbrochen werden, als bey andern. Die Ungleichheit der phyſiſchen Kräfte bewirkte bald unter den Menſchen die *Ungleichheit der Stände.* Der Schwächlichere konnte nicht das verrichten, was der Starke vermochte, und ſchon muſste das hohe Alter übertragen werden in der Arbeit von der jüngern Nachkommenſchaft. Auch war der eine thätiger und geſchickter als der andere; dem einen lohnte ein glücklicherer Erfolg als dem andern.

Digitized by Google

Die *Abhängigkeit der Menſchen* von einander fing an; der Beſitz einer gröſsern Heerde muſste mehrere Menſchen beſchäftigen, die doch Ein gemeinſchaftliches Oberhaupt anerkannten; der Ackerbau von einer zahlreichen Familie weiter angelegt und mit Vortheil betrieben, verſchaffte dieſer Familie ſchon gewiſse Vorzüge und eine bedeutende Ueberlegenheit über andere. Der Aelteſte der Familie war ihr Oberhaupt, und dieſes Stammregiment erbte fort vom Vater auf den Sohn. Der Begüterte lieſs bald den Armen für ſich arbeiten, zwar erhielt er ihn, aber durch des Armen Schweiſs ward jener nicht nur reich, ſondern auch der Herr deſſelben. Der Arme bedurfte des Beyſtandes des Reichen, und ſo traten ſchon die Verhältniſse zwiſchen Herrn und Knecht ein; je mehr ſich der Reichthum des erſtern vermehrte, um ſo höher ſtieg auch die Zahl ſeiner Knechte; und der Menſch, beſonders in den rohen Zuſtänden der Kultur, iſt geneigter dem andern zu dienen und zu gehorchen, (wenn er auch unzufrieden bey dieſen Verhältniſsen ſeyn ſollte) als ſich ſelbſt anzubauen und durch eigene Thätigkeit ſich zu heben. Ja die Geſchichte hat es in mehrern Beyſpielen beſtätigt, daſs Sclaven, die rebellirten, nicht lange anſtanden, einen aus ihrer Mitte zu ihrem Oberhaupt zu erwählen und neue Sclaven zu werden. Um den Sinn für Freyheit und Unabhängigkeit zu fühlen, muſs ſchon ein gewiſser Grad von Kultur vorausgehen; und der Menſch, bey allem ſeinen Eigennutze, iſt doch im Stande, der Sclave eines andern zu werden und zu bleiben, ſo lange ihn dieſer nur nährt und nicht gar zu grauſam behandelt, eben weil auf den niedrigſten Stufen der Kultur das Harte der Sclaverey und Knechtſchaft *an ſich* nicht gefühlt wird, denn die Empfindung der höhern Bedürfniſse fehlen in denſelben. So konnten ſich ſpäterhin die freygewordenen Iſraeliten wie-

Digitized by Google

der in die Sclaverey Aegyptens zurückſehnen, da ihr Geiſt zu ſehr niedergedrückt war, um ſich ſogleich zum Gefühle der Freyheit erheben zu können. —

Es läſst ſich daher wohl erklären, wie der Menſch, auf den niedrigſten Stufen der Kultur, nicht einmal den Verluſt ſeiner Freyheit hoch anſchlägt, ſondern ſogar im Stande iſt, freywillig der Knecht eines andern zu ſeyn *). Durch dieſe Unterwerfung vieler einzelnen Menſchen und durch die Abhängigkeit von einem Einzigen ward aber auch der Grund zum Deſpotismus gelegt, der ſchon in der häuslichen Geſellſchaft entſtehen und von hier auf die bürgerlichen Verhältniſse, die doch nur eine Erweiterung und Vergröſserung jener erſtern waren, übergetragen werden konnte.

Der Urſprung des *Deſpotismus* läſst ſich leicht ableiten von dem geringen Grade der Kultur des Oberherrns oder des Stammvaters ſelbſt, und von dem geringen Grade der Kultur derer, die er ſich unterwarf. Er ſah, auf welche leichte Art er reich und mächtig wurde; es arbeiteten andere für ihn, ſie unterwarfen ſich ihm gutwillig; er fühlte ſeine Ueberlegenheit über ſie, und lieſs ſie ihnen um ſo mehr empfinden, je roher er war. Stolz und Müſsiggang bewirken Neigung zum Laſter, und was hätte auch dieſem Hange des ſinnlich-rohen Menſchen Einhalt thun können? Die Ausſchweifungen des Herrn lernte bald auch der Sclave kennen, oder wurde vielleicht das Werkzeug, deſſen ſich der Herr bey der Befriedigung ſeiner Begierden bediente; die Vernunft war noch zu ſchwach, um den wilden Ausbruch der ſinnlichen Triebe zu leiten und zu ordnen; gegen andre Stämme und Familien gebrauchte der

*) Des Nachleſens werth iſt die mit philoſophiſchem Geiſte, und freymüthig geſchriebene Abhandlung von Viertaler, *über den Gang der politiſchen Kultur.* (*Th. I. S.585. ff.*)

angehende Deſpot ſeine Sclaven, um auch jene von ſich abhängig zu machen, und was er in ſeinem Hauſe gegen ſeine Weiber, Kinder und Knechte ſich erlaubte, wer wollte ihn daran verhindern? Noch ſicherte kein feſtes Eigenthum die gegenſeitigen Rechte einzelner Stämme; das Recht aller Barbaren, *der Wille des Stärkern* galt auch hier, und leicht läſst ſich die Unterwerfung und Unterjochung anderer ſchwächeren Stämme unter einem mächtigern und ſtärkern erklären, ſo wie auch das Entſtehen von Laſtern und Ausſchweifungen, die von dem Herrn ausgingen und ſich ſeinen Horden mittheilten. *Polygamie* und Verbindung mit den Weibern und Töchtern ſeiner Sclaven, muſste dem kleinen Deſpoten leicht fallen; doch war ihm die Tochter ſeines Knechtes zur Gattin zu niedrig, aber doch war ſie zur Befriedigung ſeiner Lüſte zu gebrauchen. Das Beyſpiel des Herrn wirkte auf ſeine Lieblinge, und von dieſen verbreitete ſich ſelbſt die Neigung zu Ausſchweifungen unter die Sclaven.

Genug, der *erſte* Schritt zur Kultur war mit traurigen Verirrungen begleitet, und wohl mag die alte ſemitiſche Urkunde Recht haben, wenn ſie die groſse Sittenverſchlimmerung und Laſterhaftigkeit mehrerer alten Stämme ſchildert; die Urſachen derſelben deutet ſie zwar nur dunkel an, eben weil der Concipient der Urkunde ſelbſt wahrſcheinlich ſchon durch Jahrhunderte, vielleicht auch durch Jahrtauſende, von den Begebenheiten getrennt war und ſie blos durch Traditionen kannte, aber man ſieht es doch in den Spuren der Ueberlieferungen, daſs das Uebergewicht der Sinnlichkeit über die Vernunft, daſs die Befriedigung der ſinnlichen Begierden Veranlaſsung zu dem Sittenverderben mehrerer weſtaſiatiſchen Horden gegeben habe. Nur langſam und ſpät konnte ſich aber der Menſch

Digitized by Google

auf einen beſsern Weg zurückfinden, und zwar durch das *nehmliche* Mittel, durch deſsen Miſsbrauch er früher in Sittenverderben und Laſterhaftigkeit gefallen war, nehmlich durch Kultur. Der erſte Verſuch war unglücklich ausgefallen, die erſten häuslichen und bürgerlichen Verhältniſse waren roh und für die Menſchheit ſelbſt nicht vortheilhaft; aber eben die übeln, mit den erſten Schritten verbundenen, Folgen nöthigten den erſten Menſchen weiter fortzuſchreiten, und dadurch gelang es ihm, eine leichtere Anſicht zu gewinnen und zu einer höhern Reiſe fortzugehen. Die alte angeführte Urkunde bringt auch eine, für das weſtliche Aſien nicht unbedeutende, Ueberſchwemmung auf die Rechnung dieſes weiter ſich verbreitenden Sittenverderbens; und zeigt eben dadurch, daſs die Compoſition des alten Mythus von dieſer Fluth, wie wir ſie gegenwärtig haben, einem ſpätern Zeitalter angehören müſse, wo man ſchon über die Urſachen jener phyſiſchen Erſcheinung gewiſse Reflexionen anſtellte und bereits ſo weit in der ſittlichen Kultur fortgeſchritten war, um ſich den Eintritt einer ſolchen phyſiſchen Begebenheit aus dem Miſsfallen der Gottheit an dem herrſchenden Sittenverderben zu erklären. Daſs die Tradition dieſe Ueberſchwemmung allgemein nennt; daſs die beyden, von einander zu unterſcheidenden, Fragmente in den ſemitiſchen Urkunden, die dieſe Begebenheit verzeichnen, in Rückſicht auf das Kolorit, das ſie characteriſirt, eben ſo verſchieden ſind, als in Hinſicht auf die Erzählung ſelbſt, wird *den* nicht befremden, der den Geiſt der Mythen des Alterthums aus dem richtigen Geſichtspuncte gefaſst hat, den wir oben angegeben haben.

Den Mythus von der Fluth bin ich daher geneigt zu denen zu rechnen, denen ein wirkliches phyſiſches Factum

zum Grunde liegt, wenn gleich die Verſchiedenheit der beyden Fragmente, die daſſelbe ſchildern, auf das ſpätere Zeitalter, wo daſſelbe in Schriftzeichen aufgenommen und auf die Nachwelt gebracht wurde, hinführet, daher ſich denn auch für die einzelnen Ereigniſſe bey der Begebenheit ſelbſt nichts aus dieſen Mythen argumentiren läſst; dagegen rechne ich *den* Mythus, der, nach der gewöhnlichen Meynung, die Geſchichte des Falles ſchildert, zu den Philoſophemen der damaligen Zeit, denen kein Factum *an ſich* zum Grunde liegt, (wenigſtens nicht in dem Geiſte des Dichters) wodurch aber doch das Daſeyn einer gewiſſen moraliſchen Erſcheinung erklärt werden ſoll, und ſo glaube ich denn, daſs dieſes Philoſophem von einem ſpätern Barden aufgeſtellt worden iſt, um das Daſeyn und den Urſprung des Uebels auf eine kindiſch-ſinnliche Art darzuſtellen. *Hiſtoriſch* würde dies Philoſophem ſeyn, wenn gewiſſe Traditionen von einer wirklich erfolgten Begebenheit in denſelben nicht verkannt werden könnten, ſo ſcheinen aber gewiſſe Bilder aus andern Traditionen über den Wohnort des erſten Menſchenpaares nur zur Verſtärkung des Kolorits aufgenommen worden zu ſeyn, und die ganze Erfinduug des Mythus zu den Philoſophemen des höhern Alterthums zu gehören, für welche wir freylich kein anderes Kriterium haben, als den Geiſt des Mythenalters ſelbſt. Da nun übrigens die Buchſtabenſchrift nur eine Folge und ſpätere Modification der Hieroglyphenſchrift ſeyn kann, ſo dürfte die Meynung, daſs dieſes Philoſophem zuerſt in Hieroglyphenſchrift dargeſtellt und ſpäterhin in Schriftzeichen übergetragen worden ſey, beſonders dadurch unterſtützt werden, daſs in dieſem Mythus ſich Spuren von Vorſtellungsarten treffen, die wahrſcheinlich für jene zu kindiſch und alſo früher ſind als das Zeitalter, wo die Buchſtabenſchrift erfunden wurde, die alſo

Digitized by Google

der Periode der Hieroglyphenſchrift anzugehören ſchei-nen *). —

Die Hirten und die Jäger waren nicht wie die Feldbauer an eine gewiſse Gegend nothwendig gebunden; doch konnten ihre eignen frühen Streitigkeiten und Auswanderungen in einzelnen Kolonien, wenn ſie auch in der Geſchichte aufbehalten wären, nicht in die Charakteriſirung der ſtufenweiſen Entwickelung und Fortbildung der menſchlichen Kultur gehören, weil ſie nur das einzige Verdienſt haben, daſs vielleicht *mehrere* und entlegnere Gegenden, nach und nach, durch ihre Kolonien angebaut worden ſind, dahingegen die Feldbauer und ihre Kolonien an dem mütterlichen Boden hängen blieben, und hier den erſten Grund zur nähern bürgerlichen Verfaſsung legten, zu der die Kolonien, die von Nomaden und Jägern ausgehen, nur ſchwerer ſich entſchlieſsen, beſonders da frühzeitig, ehe ſich noch in Aſien nach und nach feſte bürgerliche Verfaſsungen bildeten, die Herumſtreifungen und Wanderungen der Nomaden und Jäger leichter und ungeſtörter waren, als ſpäterhin. Bey den Nomaden oder Hirten erhielt ſich, ſo lange ſie *dieſes* Leben fortführten, auch die urſprüngliche patriarchaliſche Verfaſsung, und ſelbſt noch jetzt ſind dieſe Beduinen in Aſien ihren früheſten Vorfahren ſehr ähnlich. Bey ihnen iſt der Stammälteſte das Oberhaupt der Familie, der Richter und Regent der Horde; anders war es bey den Jägern, hier wurde der Klügſte, Verwegenſte und Kühnſte, der Stärkſte und Tapferſte, Anführer der Uebrigen; ihm fiel der gröſsere und beſſere Theil der Beute zu; unwillkührlich muſste ihn die wilde

*) Man vergleiche darüber Schelling, *antiquiſſimi de prima malorum humanorum philoſophematis Gen. 3. explicandi tentamen Tub.* 1792. Daſs dieſer Mythus *nicht* aus einer hieroglyphiſchen Tafel entwickelt worden ſey, behauptet dagegen Eichhorn i. d. *Bibl. d. bibl. Litt. B. 4. St. 5. S. 955. f.*

Digitized by Google

Horde, die nichts als Tapferkeit und perſönlichen Muth achtete, verehren, und wie nah grenzt nicht der Anführer einer oder mehrerer ſolcher Horden an den König, an einen König nehmlich, der nur einige Stämme unter ſich hat, und anfangs mit dieſen ſeinen Stämmen noch gar nicht einmal einen feſten Boden hat oder mit ihnen in bürgerlicher Geſellſchaft lebt. Wenn ſolche wilde Jägerhorden, die gewöhnlich gebürgiſche Gegenden lieben, ſich zum bürgerlichen Leben, unter der Leitung ihres Anführers, entſchlieſsen ſollen, ſo müſsen ſie ſich *in bereits angelegte* bürgerliche Verfaſsungen herabziehen und mit ihnen ſich verbinden können; wilde gebürgiſche Jägerſtämme errichten keine Staaten und bauen keine Städte, dagegen aber dringen ſie in bereits angelegte Staaten und erbaute Städte ein, und vermiſchen ſich mit den Eingebohrnen. Da nun gewöhnlich mehr Civiliſation und doch etwas Kultur in den von Feldbauern und von einem ackerbauenden Volke angelegten Staaten Statt findet, ſo erhalten auch dieſe wilden hier eindringenden Horden in dieſen Gegenden, und durch die Verbindung mit policirterern Stämmen, etwas Kultur, und ſehr oft ſtöſst man in der früheſten Geſchichte auf das Eindringen ſolcher wilden Horden in bereits beſtehende kleinere Staaten, die blos eine andere Regierungsform dadurch erhalten, indem der Anführer des eindringenden Stammes ihr König wird und die vorgefundene regierende Familie unterdrückt, übrigens aber entlehnen dieſe Horden gewöhnlich erſt Kultur, oder doch wenigſtens einen Anſtrich derſelben, von ihren Beſiegten, und dieſe gewinnen wieder inſofern durch dieſe Eroberer, in wiefern dieſelben gewöhnlich nicht bey der Unterjochung dieſes kleinen Staates allein ſtehen bleiben, ſondern auch mehrere benachbarte Reiche ſich unterwerfen, und, indem ſie dieſe verſchiednen klei-

Digitized by Google

nen Reiche durch *ein* Band der Geſetzgebung, Staasverfaſsung und des religiöſen Kultus zu Einem Ganzen zu verbinden, die ſchnellere gemeinſchaftliche Kultur derſelben durch dieſe Verbindung und gegenſeitige Näherbringung bewirken.

Die erſte Bildung kleiner Staaten möchte ich daher den *ackerbauenden* Stämmen beylegen, wodurch auch die erſte höhere Kultur vermittelt wurde, denn ackerbauende Stämme, die in bürgerlichen Verhältniſsen leben, ſind nicht ohne alle Kultur. Die Revolutionen aber, die dieſe kleinen Staaten frühzeitig ſchon durchgehen, die Verbindung mehrerer derſelben zu Einem, möchte ich am leichteſten durch das Eindringen der Jägerhorden, erklären, deren Sturme die civiliſirten Bewohner der Ebnen nicht leicht zu widerſtehen vermögen; wenn nun gleich Anfangs das Eindringen dieſer Stämme der Kultur der bereits gegründeten und beſtehenden kleinen Staaten nicht wohlthätig zu ſeyn ſcheint, ſo wird doch zweyerley Gutes dadurch bewirkt, einmal: daſs die eindringenden Stämme ſelbſt etwas Politur und Civiliſation hier kennen lernen und annehmen, dann: daſs, wie ſchon erinnert wurde, durch ihre Eroberungen mehrere kleinere Staaten näher verbunden werden, daſs das getheilte Intereſse zwiſchen ihnen dadurch aufgehoben und eine gemeinſchaftliche höhere Blüthe der bürgerlichen Kultur vermittelt wird.

Unter den ackerbauenden Stämmen iſt gewöhnlich die Regierungsverfaſsung ariſtokratiſch, und meiſtentheils ſind es *Prieſter*, die an der Spitze derſelben ſtehen, oder doch wenigſtens genau mit dem Könige verbunden ſind; ſo in *Aram*, in *Indien*, in *Aegypten*, in *China*, in *Paläſtina*; alle ackerbauende Völker laſsen ſich von Prieſtern leiten; handelnde und kriegeriſche Völker hängen mehr von einzelnen reichen und angeſehenen Familien,

Digitized by Google

auch von einzelnen tapfern und angeſehenen Bürgern ab; ſo die *Phönicier*, *Karthaginien er*, *Römer* und *Griechen*; bey einwandernden wilden Horden ſind einzelne Anführer Regenten, ſo *Nebukadnezar*, *Arbaces*, *Cyrus*; ſo bey den *Mogolen* und *Tartaren*, der aber dann gewöhnlich mit dem Prieſterſtande des beſiegten Volkes ſich verbindet, wie in *Aram*, in *Indien*, in *Aegypten* und *Sina*; bey Nomaden aber bleibt immer noch die patriarchaliſche Gewalt, ſo bey den *Arabern*, *Aethiopiern* und andern *Beduinen*; der Emir iſt zugleich Prieſter des Stammes und Repräſentant der Gottheit; während des Ueberganges aber einer nomadiſchen Horde zur bürgerlichen Civiliſation wechſelt die oberſte Gewalt zwiſchen Prieſtern und einzelnen Anführern, (ſo bey den *Hebräern*, als ſie in Paläſtina eindrangen) bis endlich das getheilte Intereſse ſich ganz zum Vortheil entweder des Prieſter- oder des Heldenregiments endigt, wie z. B. in der *Dalailama*-Regierung, oder beyde, anfangs getheilte, Intereſse verſchmolzen und verbunden werden, wie in *Aegypten* und *Paläſtina*, wo das ackerbauende Volk unter der vereinigten Leitung der Hierarchie und des Deſpotismus ſtand. Dies ſind denn die bürgerlichen Verfaſsungen, die während dieſes Zeitraums bey den bekannten Völkern, die auf Kultur Anſpruch machen, getroffen werden; denn an *eigentliche* Republiken und Demokratien kann ich mich, ſelbſt in *Griechenland* und *Rom* in dieſer Periode nicht gewöhnen; wo *Ephoren*, *Archonten* und *Suffetten*, ein kleiner Ausſchuſs, oder ein *Themiſtocles*, *Epaminonda*, *Piſiſtratus*, *Perikles*, *Alcibiades* etc. auftreten; wo das Konſulat jährlich wechſelt, und Tribunen und andere öffentliche Aem-

Digitized by Google

ter die Regierung nur unter ſich theilen, da kann in der That keine Demokratie und keine eigentliche Republik getroffen werden; — *Oligarchie* oder *Ariſtokratie* — dies ſind die hochgeprieſsnen Modificationen des Alterthums, und wenn auch die Kultur durch dieſe Verfaſsung in *Rom* und *Griechenland* gezeitigt wurde, ſo haben doch, von der andern Seite, die, durch ſie bewirkten Bürgerkriege, und das getheilte Staatsintereſse, auch dieſe üppige, frühgereifte Blüthe der Kultur bald wieder unterdrückt, und es bleibt immer noch die Frage, ob die langſam gereiftere äſthetiſche und bürgerliche Kultur in Griechenland und Rom nicht wohlthätiger und bleibender für dieſe Nationen geweſen wäre als dieſe üppige, reizende aber ſchnell entſchwundene, jugendliche Blüthe; es iſt noch die Frage, ob, wenn die bürgerliche und wiſsenſchaftliche Kultur in dieſen Staaten *ſpäter* reifte, ſie nicht wohlthätiger geweſen ſeyn würde, indem ſie dann wahrſcheinlich mit der philoſophiſchen und religiöſen Kultur in *eine* Periode gefallen wäre, da dieſe hingegen in dieſen Staaten, erſt langſam eintrat, als jene bereits verblüht und ſchon wieder erloſchen war; denn als Philoſophen in Rom und Griechenland die Volksmythologie verbeſserten, und beſsere und lichtere Begriffe in Umlauf brachten, war bereits die bürgerliche Freyheit und die reizende Blüthe der Künſte und ſchönen Wiſsenſchaften verlohren gegangen, und jene reichte nicht hin, die Kultur des Ganzen zu erhalten und das bereits Verlorne wieder zurückzuführen, um dadurch eine *vereinte Reiſe der Kultur* zu bewirken, da die Kultur dieſer Völker bis jetzt *einſeitig* geweſen war, und mehr nur die niedern Kräfte des Menſchen in Thätigkeit geſetzt, als ſeine ganze höhere Reiſe eingeleitet und umſchloſsen hatte.

Digitized by Google

Uebrigens zwingt die Noth und der Boden den Menſchen ſelbſt zur Thätigkeit und zur Kultur. Dieſe Kultur hängt aber ganz von der Beſchäftigung ab, welcher der Menſch ſeine Thätigkeit widmet. So wird der Ackerbauer weit eher für eine gewiſse Kultur empfänglich, als der Jäger und Nomade; denn einmal entwickelt ſich mit dem Feldbaue der Begriff des Eigenthums, wenigſtens in Rückſicht auf den Boden; und da die ackerbauenden Stämme gewöhnlich in einer bürgerlichen Verbindung leben, ſo hört hier die Selbſthülfe auf, und die Gewohnheit oder die Entſcheidung eines ihrer Aelteſten entwickelt ſchon das erſte dunkle Gefühl, und legt den entfernten Grund zu dem Bedürfniſse *Geſetze* und *Rechte* zu haben. Zugleich begünſtigt der Feldbau und das vereinigte geſellſchaftliche Leben mancherley Erfindungen und die erſte Blüthe der Künſte; die bürgerliche Geſellſchaft weckt mehrere Bedürfniſse, und nöthigt ihre Mitglieder zu Anſtalten und Einrichtungen, die zur Sicherheit und Bequemlichkeit ihres Lebens, ſo wie zur Begründung eines gewiſsen gemeinſchaftlichen Wohlſtandes dienen. Sind einmal mehrere Stämme zum Ackerbau in einer gewiſsen Gegend vereinigt, ſo darf man ſicher erwarten, daſs ſie nicht lange auf der niedrigſten Stufe der Kultur ſtehen bleiben werden, und darauf führt die ſchnelle Blüthe derſelben in den auf Feldbau gegründeten Staaten, z. B. in *Indien* und *Aegypten*, deren früheſte Kultur ſich *ſo* weit im Alterthume verliert, daſs keine Geſchichtsannalen an dieſelbe hinaufreichen. Es läſst ſich daher leicht erklären, warum eine ſo groſse Verſchiedenheit der Kultur zwiſchen dieſen früheſten bürgerlichen Geſellſchaften und den herumwandernden und oft in ihr Gebiet einfallenden Nomadenhorden angetroffen wird.

Der

Digitized by Google

Der Boden ſelbſt aber kann mehrere Stämme und benachbarte Kolonien zum Feldbau nöthigen, wenn nehmlich die Lage und die Gegend zu Auswanderungen, bey anwachſender Volksmenge der Stämme nicht bequem iſt, wie z B. in den Gegenden zwiſchen den Euphrat und Tigris, am rothen Meer, in Aegypten, in Sina, an der Weſtküſte von Aſien, überhaupt in den aſiatiſchen, von Bergen umgebenen, Thälern, oder in den fruchtbaren, von groſsen Flüſsen eingeſchloſsenen, Ebnen. Das Klima und der Boden lockt ſeine Bewohner zum Anbau an, und erleichtert ihnen denſelben; und die gemeinſchaftliche Verbindung bewirkt den langſamen Fortſchritt der Kultur. So muſsten z. B die aſiatiſchen Stämme, die in ſpätern Zeiten in Europa einwanderten, ſich hier bald fixiren und ihre ehemalige Rohheit mit den erſten Graden der Kultur vertauſchen, weil, in dieſen ſtark bewohnten Gegenden, einwandernde Horden durchaus nicht auf die Dauer ihr Glück beym Nomadenleben und wilden Herumſtreifen finden können.

Uebrigens läſst ſich auch über die früheſten Anfänge der übrigen Bedingniſse der Kultur *in der Geſellſchaft*, kein *feſtes* Reſultat ziehen, weil z. B. die Erfindung der Muſik und einiger Werkzeuge zum Feldbau, die erſten Verſuche in der Baukunſt, in der Bilderſchrift in die früheſte Verfaſsung des bürgerlichen Lebens gehören können, aber ihre Fortbildung und ſtufenweiſe Vervollkommnung erſt einer ſpätern Zeit angehört.

Später als die ackerbauenden Stämme erreichen die Jäger und wilden herumſtreifenden Horden einige Grade der Kultur. Den Wilden und Barbaren muſs der thieriſche Inſtinct zur Thätigkeit hinführen; Hunger und Durſt müſsen den Troglodyten zur Arbeit nöthigen,

und der Ausbruch wilder Leidenſchaften, beſonders der Wolluſt und Rachſucht, zwingt langſam den Wilden zur Thätigkeit. Zwar iſt ſeine Thätigkeit dann roh und niedrig, und gewöhnlich entladet er ſich der Fülle ſeiner thieriſchen Kraft im Kriege; durch Angriffe von eben ſo wilden und rohen Nachbarn, durch die Ueberfälle derſelben wird ihm Thätigkeit abgezwungen, und roh wie die Thiere, mit denen er lebt, iſt ſein Betragen. Sein Verſtand macht die erſten Verſuche zum Nachdenken, und Grauſamkeit, Rache und Wuth lehren ihn erfinderiſch ſeyn. Ja ſeine Wuth kann ſo weit gehen, den Feind, den er erbeutet, zu freſsen, denn immer konnte er es ihm nicht verzeihen, daſs ſeine Angriffe ihn aus der thieriſchen Indolenz zur Thätigkeit und zur Vertheidigung, zum Kriege, nöthigten. Aber, ſo grauſam auch die Kriege von Barbaren geführt werden mögen, ſo müſsen doch Barbaren ſogar im Kriege etwas Kultur annehmen, denn ſelbſt das Zuſammentreten mehrerer Barbaren gegen den gemeinſchaftlichen Feind bewirkt den erſten dürftigen Anfang der Kultur, die allezeit aus der Verbindung des Menſchen mit andern Menſchen hervorgeht. Und aus der Barbarey des Krieges hat die Geſchichte mehrere Völker und Horden zum bürgerlichen Leben hervorgehen ſehen; denn ſelbſt die Erfindungen des Krieges, Dichtkunſt und Muſik, die Tapferkeit in demſelben, die Bewunderung groſser, kühner Thaten, der ſich ſelbſt der Wilde nicht entziehen kann, bringen unvermerkt die kriegeriſchen Horden über die erſte und niedrigſte Stufe der Kultur hinüber. Die Empfindungen werden aufgeregt, durch Uebung werden ſie veredelter, und langſam wird durch ihre Verfeinerung die höhere Wirkſamkeit der Vernunft vorbereitet; denn natürlich muſs die niedere Kraft (die Sinnlichkeit) *das* beginnen, was die höhere enden ſoll.

Digitized by Google

Die erſten bürgerlichen Verbindungen lehrt uns alſo die Geſchichte in Thälern, die von Bergen begränzt ſind, und in Ebnen, die von Flüſsen eingeſchloſsen ſind, ſuchen; ſchneller kann nun aber unter den auswandernden Kolonien die Kultur auf Inſeln und in Küſtenländern gedeihen und reifen, eben weil auch dieſe durch ihre Lage zu einer höhern Thätigkeit und Anwendung ihrer Kräfte von der Natur ſelbſt genöthigt werden. Handel und Schiffahrt bewirken bald einige Fortſchritte der Kultur, aber wie die Erfahrung zeigt, mehr in Rückſicht auf eine gewiſse beſsere Form der bürgerlichen Geſellſchaft, und in Rückſicht auf Erfindungen und Künſte, als in Rückſicht auf moraliſche Kultur; man erinnere ſich nur an die handelnden Völker der alten Welt, an die Phönicier, an die Karthaginienſer, an die Aethiopier, ja auch an die Griechen, die bey allen Fortſchritten in der bürgerlichen und äſthetiſchen Kultur in der religiöſen und ſittlichen zurückblieben. Dagegen wird die letztere eher bey ackerbauenden Völkern fortſchreiten, wenigſtens wird bey dieſen mehr für ſie gethan, denn ſie wird gewöhnlich bey allen alten ackerbauenden Völkern ganz mit der bürgerlichen Verfaſsung vereint angetroffen; nicht als wenn die bürgerliche Verfaſsung *auf* Religion gegründet wäre — nein, in die bürgerliche Verfaſsung wird ein gewiſser religiöſer Kultus übergetragen, und da dieſer ohne einen gewiſsen iſolirten Stand nicht beſtehen könnte, ſo hat der religiöſe Kultus eben ſo eine eignen Vorſteher, als wie ſie die Ausübung der Geſetze hat; Prieſter und Deſpoten waren daher gewöhnlich die Vormünder der Völker, ſehr oft vereinigte ſie ein gemeinſchaftliches Intereſse, und Klugheit auf beyden Seiten lehrte ſie die Regierung des Volkes unter ſich theilen. Die Religion war aber natürlich in den erſten Pe-

Digitized by Google

rioden der Kultur ein bloſser Ceremoniendienſt, und ein Inbegriff blos *ſtatutariſcher* Geſetze, die ganz auf *dieſe* bürgerliche Verfaſsung angelegt waren, und eben zu *dieſem* Volke, zu dieſem Boden paſsten. So finden wir die indiſche, die ägyptiſche, die perſiſche, die hebräiſche Religion; mit der Staatsverfaſsung erhielt ſich und fiel dieſer religiöſe Kultus, und machte ſpäterhin der fortſchreitende Geiſt der Zeiten eine Umbildung und Fortführung der bürgerlichen Verfaſsung nöthig, oder geſchah die politiſche Revolution von Auſsen her durch das Eindringen eines fremden, kriegeriſchen Stammes; ſo muſste auch entweder die alte religiöſe Verfaſſung antiquirt und nach den höhern Bedürfniſsen eines ſpätern Zeitalters fortgeführt werden, oder wenn ſie ſich erhielt, und die Prieſter der Volksreligion ſich in das Intereſse der Eroberer zu finden wuſsten, ſo antiquirte doch endlich die Natur ſelbſt die früheſten, unvollkommnen und dürftigen Begriffe, die für das ſpätere und reifere Zeitalter nicht mehr hinreichten. So ſank die ägyptiſche Prieſterreligion ſpäterhin in ihr eignes Dunkel zurück, ohngeachtet ſie ſelbſt unter Pſammetich und unter den Perſern ſich zu erhalten gewuſst hatte; die jüngern Griechen, die ſchon durch Pſammetichs Verbindung mit Ausländern in Handelsangelegenheiten einen Weg hieher gefunden hatten, leiteten durch ihre mitgebrachte Kultur dieſen Verfall unabſichtlich ein, der endlich unter den Ptolomäern ganz erfolgte. Und, um ein anderes Beyſpiel anzuführen, ſo wandern noch jetzt die Juden mit ihrem Moſes auf der Erde unter allen Völkern herum, die die Natur ſelbſt aus ihrem Mutterlande verſtieſs, weil ihre religiöſe Kultur, auf bloſse ſtatutariſche Geſetze gegründet, wohl *jenem* frühen Zeitalter anpaſste, in welchen ihnen Moſes die Geſetze mittheilte

und ganz auf ihre damaligen Verhältniſse berechnete; die aber ſpäterhin antiquirt werden muſsten, da die Verfaſsung, auf die ſie einzig angelegt waren, aufgehoben wurde, und zu der neuen Einrichtung, der, auf ein ackerbauendes, eben aus dem heroiſchen Zeitalter ſich mühſam zu einer etwas höhern Kultur emporarbeitendes, Volk berechnete, Decalogus nicht mehr paſste.

Dieſe allgemeinen Bemerkungen müſsen uns die Reſultate über die bürgerliche Kultur einzelner Völker ſehr erleichtern, die ſich oft ſo ähnlich ſind. Wir haben dann nicht nöthig, bey jedem das nehmliche zu wiederholen, und verzeichnen nun z. B. bey allen *ackerbauenden* Völkern blos im Einzelnen die Verhältniſse, wodurch ſich das eine von dem andern unterſchied, und wodurch es entweder früher oder ſpäter zu *ſeiner* eigenthümlichen Kultur fortgeführt wurde. So haben wir dann nicht jedesmal nöthig zu erklären, warum bey ſo vielen Völkern die Religion, oder mehr nur der religiöſe Kultus, ſo genau mit der bürgerlichen Verfaſſung zuſammenhing und auf blos ſtatutariſchem Geſetze beruhte; wir haben uns bereits über dieſe Erſcheinung und über das empiriſche Factum der ſo öftern Verbindung der Hierarchie und des Deſpotismus erklärt, als daſs wir dann nicht ſogleich blos die einzelnen Modificationen dieſes Verhältniſses eben bey dieſem Volke darſtellen ſollten.

Was alſo die *bürgerliche Kultur* betraf, ſo konnte ſie bey ackerbauenden Stämmen weit ſchneller reifen als bey andern Horden, die nur durch Noth und Bedürfniſs nach und nach, und äuſserſt langſam etwas von ihrer Barbarey und Wildheit ſich entfernen, bey ihrem Eindringen aber in policirte Staaten der vorgefundnen Kul-

Digitized by Google

tur nicht widerſtehen können, ſondern nothwendig von ihren Beſiegten lernen müſsen. Doch erreicht immer auch die bürgerliche Kultur keinen zu hohen Grad, ſobald die Stämme noch iſolirt, und wäre es auch in *kleinen* Staaten und in Städten, neben einander wohnen; das getrennte Intereſse derſelben bewirkt Eiferſucht und Kriege, und Kriege ſind der Kultur *in* der bürgerlichen Verfaſsung mehr nachtheilig als wohlthätig; ganz anders iſt dies aber der Fall bey Jägerhorden und wilden Stämmen, die erſt der Krieg zur Thätigkeit bringen muſs. Einen höhern Schwung und eine wohlthätigere Richtung nimmt die ganze bürgerliche Kultur, wenn ein groſses Land und ſeine mehrern, ehemals iſolirten Stämme oder Staaten nun (gewöhnlich durch einen Eroberer) verbunden und zu einerley Geſetzen, zu einer gemeinſchaftlichen Thätigkeit und zu einer freyern Betreibung der Wiſsenſchaften und Künſte, des Handels, der Schiffahrt u. dergl. gebracht werden. Dies ſicherte und erhielt die aramäiſche Kultur, die unter dem Namen der ſyriſchen, weit hinab bis in die chriſtliche Aere reicht; dies machte, wenn ſie auch unvollkommen war und blieb, doch die indiſche, ſineſiſche und ägyptiſche Kultur ſo dauerhaft, wo die vielen kleinen Stämme und Dynaſtien alle nach und nach zu einer gemeinſchaftlichen Regierung verbunden wurden; und gewiſs, Griechenlands Kultur, die durch das getheilte Intereſse der iſolirten kleinen Staaten ſo üppig aufblühte und ſo viel für die Zukunft hoffen lieſs, hätte länger beſtanden, wenn es, einige Jahrhunderte vor dem macedoniſchen Philipp, in dem Zeitalter der ganzen jugendlichen Kraft der Griechen *einem* Manne gelungen wäre, Griechenland zu Einem Staate zu vereinigen. Der getheilte Handel, die iſolirte Kultur, die Fortſchritte der einzel-

nen kleinen Reiche hätte dann einen gemeinſchaftlichen höhern Umſchwung, eine gemeinſchaftliche Richtung erhalten, zu deren gröſsern und wohlthätigern Folgen ſchon durch die gemeinſchaftliche Abkunft, durch Eine Sprache, durch einerley Klima und Boden der Grund gelegt gewesen wäre.

Nomadenhorden, als ſolche, ſtehen immer auf einer der niedrigen Stufen der Kultur, ſowohl in bürgerlicher als religiöſer Hinſicht, aber da ihre Lebensart einfach iſt, ſo verwildern ſie auch nicht ganz, und nähern ſich, durch ihren Umgang mit emporblühenden Staaten, einer etwas höhern Kultur; ſo z. E. iſt der Einfluſs, den der Exkurs der Nomadenhorde des Abrahams nach Aegypten hatte, nicht ganz bey derſelben zu verkennen, und wenn auch nur der einzige Ritus der Beſchneidung die Folge davon geweſen wäre.

Die Blüthe der Künſte wird mehr in republicaniſchen Staaten und in Küſtenländern angetroffen als bey ackerbauenden Völkern; Phönicier und Griechen haben in dieſer Hinſicht ungleich gröſsere Verdienſte als Indier, Hebräer und Aegypter, und das Groteske, das Koloſsaliſche in den Kunſtwerken der letztern zeigt von der Einförmigkeit ihres Geſchmacks, der bey ſeefahrenden und handelnden Völkern durch die Mannigfaltigkeit der Naturgegenſtände ſelbſt verbeſsert und modificirt wurde. Dagegen hat die Geſchichte gelehrt, daſs ackerbauende Völker in Rückſicht auf ſittlich-religiöſe Kultur, dieſe mehr mit der bürgerlichen verbinden, und zwiſchen beyden nicht die Iſolirung eintreten lieſsen, die uns das Alterthum bey handelnden und ſeefahrenden Völkern darſtellt; der *ſittliche Character* und die *religiöſe Verfaſsung* der Aramäer, der Indier und der [H]ebräer haben, während dieſer Periode, weſentliche

Vorzüge vor den gleichzeitigen Phöniciern, Griechen und Afrikanern.

Die *Fortbildung* der religiöſen Kultur in ackerbauenden Staaten findet aber auch bald ihr ganz eignes Hinderniſs in dem Intereſse *des* Stammes, der nach und nach die Ausübung des religiöſen Kultus und überhaupt die ganze Leitung der religiöſen Kultur als Monopol anſieht, des *Prieſterſtandes;* wo wir Staatsverfaſsungen treffen, da finden wir auch Prieſter, ſie ſind für die angehenden bürgerlichen Verbindungen in religiöſer Hinſicht eben ſo unentbehrlich, als es in bürgerlicher Hinſicht die Obrigkeiten ſind. So wenig wir fragen *dürfen*, *wie* ein Volk Obrigkeiten erhalten habe, eben ſo wenig verlegen dürfen wir über den Urſprung des Prieſterordens ſeyn. Auch möchte dieſer Prieſterſtand immer während der Kindheit und während des Knabenalters der menſchlichen Kultur die Vormundſchaft des moraliſchen Theiles dieſer Kultur geführt haben, denn jetzt paſsten dem Grade der Reife der Völker noch keine höhern religiöſen Begriffe an, als dieſe kindiſchen und dieſe einfachen ſinnlichen Gebräuche; aber laut muſs die Kulturgeſchichte über ihn klagen, daſs er dem fortſchreitenden Geiſte der Zeiten und der Völker nicht nachgeben, ſondern ſie ewig bey der Kindheitskultur ſtehen laſsen wollte. Dadurch geſchah es, daſs die ſittliche Bildung und religiöſe Reife der Menſchheit aufgehalten wurde, und hätten dieſe nicht *einzelne Männer* voll Kraft und Geiſt fortgeführt, ſo würden mehrere Völker noch auf der nehmlichen niedrigen Stuffe der Kultur und unter der Leitung der Prieſter ſtehen, auf welcher Stuffe und in welchen Verhältniſsen wir noch jetzt *diejenigen* Völker finden, die

Digitized by Google

dieſer einzelnen Männer ſpäterhin ermangelten und alſo auf dem Kindheitsgrade der ſittlichen Kultur ſtehen blieben, wie z. B. die Indier und Sineſen; beſonders war dies der Fall bey ſolchen Völkern, die auſser dem Drängniſse mit andern Nationen blieben; denn wenn auch gewiſse Völker nicht ſelbſt ſolche Männer aufſtellten, ſo erhielten ſie doch durch die Verbindung mit andern Nationen das Reſultat *der* moraliſchen Kultur, die durch dieſe Religionsſtifter bey jenen bewirkt worden war; dies ſehen wir z. B. bey der Verbreitung des Chriſtenthums und des Islamismus unter Völkern, die der einzelnen beſsern Lehrer ermangelten. —

Unvermerkt haben wir uns den Bemerkungen über die Fortſchritte *der moraliſch-religiöſen Kultur* genähert; auch hier wollen wir erſt im Allgemeinen den Gang verzeichnen und die Grade angeben, die dieſe Kultur durchging, bis zu Ende dieſer Periode; denn da auch hier der menſchliche Geiſt in der ſtufenweiſsen Entwickelung und Ausbildung ſeiner religiöſen Begriffe ſich ſehr ähnlich, und gröſstentheils gleichgeblieben iſt, ſo dürfen wir denn nur die einmal begründeten Behauptungen auf das *einzelne* Volk übertragen, und hier, ohne die Gründe, warum eben dieſer Gang ſo und nicht anders erfolgte, im Einzelnen zu wiederholen, blos das *Eigenthümliche dieſes Volkes* in ſeiner religiöſen Bildung darſtellen, und ſeine Verdienſte um die geſammte Fortbildung der moraliſch-religiöſen Kultur, während dieſer Periode, charakteriſiren. Dahingegen durch die Verzeichnung des ganzen Ganges des menſchlichen Geiſtes, wie er zu religiöſen Begriffen gelangt, wie er ſie entwickelt und fortbildet, welche Stuffen und Grade er in der Entwickelung derſelben durchgeht, als Eingang zu den nachfolgenden Unterſuchungen, die

Ueberſicht der ſucceſsiven Bildung und Reife religiöſer Begriffe erleichtert und befördert werden ſoll.

Natürlich müſsen wir, bey der Characteriſirung der ſtufenweiſsen Entwickelung und Fortbildung moraliſch-religiöſer Begriffe, von der Anlage des Menſchen zur Moralität und Religion ausgehen, und dieſe finden wir in ſeinem intelligiblen Character, in ſeiner Vernunft, die in ihrer höhern Ausbildung und Reife ſich ſelbſt ein Geſetz aufgiebt, und vermittelſt deſselben einen Zweck zu realiſiren vorſchreibt, durch den ſie erſt mit ſich ſelbſt *einig* werden und über ihre Verhältniſse auf Erden aufgeklärt werden kann *). Da aber dieſem intelligiblen Character die Sinnlichkeit entgegenſteht, die ſich durch Neigungen und Triebe ankündigt, ſtatt daſs die Vernunft alles auf ein Geſetz zurück führte, das aber freylich in frühern Zeiten der Kultur nur dunkel geahndet und keinesweges lichtvoll gedacht werden konnte; da ferner eben in der erſten Periode der menſchlichen Kultur, die vom Unvollkommnen und Mangelhaften anhebt, und ſo zum Beſsern und Edlern ſtufenweiſse fortſchreitet, die Sinnlichkeit, als die niedere und zuerſt hervorſtechende Kraft, das Uebergewicht über die Vernunft behauptet, die Vernunft aber erſt in dem Zeitalter ihrer höhern Reife *aus ſich ſelbſt* eine reine moraliſche Religionswiſsenſchaft bilden kann; ſo läſst ſich ſchon aus dieſer Beobachtung leicht zurückſchlieſsen auf den Grad der religiöſen Kultur, mit dem der menſchliche Geiſt begonn, als noch die Sinnlichkeit das Uebergewicht über die *kaum erwachte* Vernunft behauptete. Doch muſste die letztere bereits erwacht ſeyn, ſie muſste be-

*) Die nähere Entwickelung dieſer Anlage des Menſchen zur Religioſität, als eines der wichtigſten Bedingniſse ſeiner geſammten Kultur, habe ich in der *Einleitung* aufgeſtellt.

reits mit der Sinnlichkeit *kämpfen*, denn ohne einen gewiſsen Einfluſs und Antheil der Vernunft, er mag nun auch noch ſo klein und unbedeutend geweſen ſeyn, iſt ſelbſt nicht einmal der erſte roheſte ſinnliche religiöſe Kultus möglich.

Da nun die Religion ein Werk der Kräfte des Menſchen ſeyn, und durch alle Stufen ſeiner moraliſchen Kultur gleichen Schritt mit dieſer halten muſste, ſo konnte auch die Religion des ſich ſelbſt überlaſsnen Menſchen, in den früheſten Zuſtänden, nicht anders als die unvollkommenſte und mangelhafteſte ſeyn. Verlebt die geſammte Kultur des Menſchen eine Wiegenzeit und ein Kindheitsalter, ſo muſs auch ſeine religiöſe Kultur an dieſe Verhältniſse gebunden ſeyn. Um uns nun einen Begriff von dem erſten Anfange der religiöſen Kultur zu machen, müſsen wir theils den erſten Kampf der Vernunft mit der Sinnlichkeit in den jungen Weltankömmlingen beobachten, ohngeachtet auch dieſem Kampfe nunmehr ſo manches zu Hülfe kommt, was dem erſten Menſchen nothwendig abgehen muſste, theils müſsen wir die Relationen und die Beobachtungen der neuen Reiſebeſchreiber (jedoch mit Kritik und Vorſicht) über die religiöſe Kultur, die ſie bey den Menſchen auf den entfernteſten Inſeln des weſtlichen und ſüdlichen Oceans, wahrſcheinlich nicht eben weiter als auf der allerniedrigſten Stufe menſchlicher Kultur, ſtanden, übertragen auf jenen erſten Anfang aller religiöſen Kultur unter den Menſchen. Aber auch ihre Unterſuchungen müſsen gehörig geprüft und gewürdigt werden, weil mehrere von der Abweſenheit eines ſinnlichen religiöſen Kultus bey dieſen Inſulanern, oder aus Unbekanntſchaft mit ihrer Sprache, wo ſie den eigentlichen Ausdruck zur Bezeichnung einer Gottheit vermiſsten, verleitet wurden, ihnen *alle* Reli-

gion abzuſprechen, eine Meynung, die, wegen der Anlagen des Menſchen zur Moralität und Religioſität, ſchlechterdings ſehr problematiſch bleibt, und tiefer begründet werden muſs, wenn ſie ſich mit den pſychologiſchen Reſultaten über die allmählige Ausbildung der menſchlichen Kräfte vereinigen laſsen ſoll.

Daſs übrigens die Bildung und Entſtehung der Religion der Thätigkeit der menſchlichen Seelenkräfte ſelbſt überlaſsen und an die Geſetze der menſchlichen Denkkraft gebunden ſeyn ſollte, und wenn der Schöpfer nicht ſelbſt ſeine erhabnen Anſtalten zur geſammten Reife der Menſchheit zerſtören und aufhalten wollte, auch nothwendig daran gebunden ſeyn *muſste*, darf wohl, nach den neuern Aufklärungen über dieſen Gegenſtand, nicht erſt weiter ausgeführt werden. Von den möglichſt und gedenkbar unvollkommenſten und mangelhafteſten Vorſtellungen ging die menſchliche Kultur aus, mithin auch die religiöſe; dafür ſpricht nicht nur die Armuth der menſchlichen Sprache, je mehr ſie ſich der Wiegenzeit unſers Geſchlechts nähert, die ſpäterhin ſelbſt für die beſsern Begriffe, die ſie ſich mühſam errungen hatte, immer nur noch ſinnliche Bezeichnungen kannte, ſondern auch die unzähligen Fehlgriffe der Verirrungen, durch die der menſchliche Geiſt in religiöſer Hinſicht nur langſam einige Schritte weiter vorwärts zu thun im Stande war. Wohin ſollten ſich auch dieſe ehemaligen reinern Begriffe ſo bald verlohren haben? und welche Abſicht hätte dann wohl die höchſte Intelligenz bey ihrer Mittheilung haben können, wenn ſie vorausſehen muſste, daſs ſie ſich unter den Menſchen, ohnmöglich würde erhalten können *)?

*) Man vergleiche damit die ſchätzbaren Unterſuchungen, die Vogel darüber angeſtellt hat, in ſeinem *Verſuche über die Religion der alten Aegypter und Griechen. S. 15. ff.*

Ob aber wirklich den erſten roheſten Anfängen der religiöſen Kultur unter den Menſchen ein Zuſtand vorhergegangen ſey, wo der Menſch aller Spur von Religion und ſelbſt des unvollkommenſten Kultus ermangeln muſste, von welchem wir doch ſeine religiöſe Kultur ausgehen laſsen müſsen, weil wir unter dem unvollkommenſten religiöſen Kultus keine Stufe und keine Spur von Religioſität antreffen, dürfte wohl nur ſchwer behauptet werden können, weil das Verhältniſs der menſchlichen Kräfte gegen einander zwar auf eine unverhältniſsmäſsige Bildung derſelben in den erſten Kulturperioden, und auf ein Uebergewicht der Sinnlichkeit über die Vernunft hinführt, von der andern Seite aber doch eben aus dieſem wechſelſeitigen *Kampfe*, aus dieſem Wageſtücke der menſchlichen Vernunft und dem erſten Verſuche der moraliſchen Freyheit, nothwendig die erſten dürftigſten religiöſen Begriffe (die allezeit auf *moraliſchem* Grunde und Boden keimen, wovon ſelbſt der erſte Menſch nicht ausgenommen war), hervorgehen muſsten *). Die Geſetze, an die die Bildung des menſchlichen Geiſtes gebunden iſt, und das Verhältniſs der Sinnlichkeit zur Vernunft, das nothwendig zur Religion, und wäre es auch die mangelhafteſte, führen muſs, ſcheinen *für* die Behauptung zu ſprechen, daſs kein Volk je ganz der Religion ermangelt hat.

Wenn nun die Sinnlichkeit beſonders hervorſtach bey den erſten Menſchen, ſo wie ſie auch noch bey allen wilden Völkern und minder gebildeten Individuen das

*) Eben deswegen weiche ich hier von Vierthaler (Th. I. S. 281. ff.) ab, ohnerachtet ſeine S. 285. f. aufgenommene Erzählung wohl einer nähern Prüfung verdiente. Auf die Auctorität alter Philoſophen und auf den *Conſenſum omnium populorum* rechne ich aber eben ſo wenig als er.

Uebergewicht über die Vernunft behauptet, ſo muſsten auch die aus ihr entſtehenden Neigungen und Triebe, ſo wie die daher reſultirenden Empfindungen an der erſten Bildung religiöſer Begriffe den vorzüglichſten Antheil haben. Ich würde auf die Empfindungen der Dankbarkeit und Liebe, und auf ihren Antheil an der Bildung jener Begriffe Rückſicht nehmen, wenn der rohe Naturmenſch ſich nicht weit leichter und früher der ſtärkern Empfindung der *Furcht*, als der ſchon veredelten und ſpäter eintretenden Empfindung der Dankbarkeit und Liebe überlieſs. (Der *Grund* alſo, *warum* wir berechtigt ſind, von der Empfindung der Furcht die religiöſe Kultur der Menſchheit anheben zu laſsen, liegt in dem durch die kritiſche Philoſophie erſt völlig richtig verzeichneten, Verhältniſse der Sinnlichkeit zur Vernunft.) Der Menſch, deſsen Vernunft noch ganz die Periode der Unmündigkeit verlebt, kennt noch nichts höheres, als die Befriedigung ſeiner ſinnlichen Bedürfniſse. Was dieſe beeinträchtigt, erregt ſeine Aufmerkſamkeit, beſonders aber wird dieſe durch ſchreckliche Naturbegebenheiten erregt, die ſeine Perſon und ſeinen Unterhalt in Gefahr ſetzen. Er iſt zu unwiſsend, zu wenig neugierig und zu wenig im Nachdenken geübt, als daſs er ihre *natürlichen* Urſachen erforſchen könnte. Ungehindert wirkt alſo in ihm die höchſt merkwürdige Nothwendigkeit, unter welcher alle Menſchen ſtehen, ſo lange ſie im Denken blos ſich an die Erſcheinungen der Natur halten, die Nothwendigkeit, alle Naturereigniſse von *abſichtlicher Veranſtaltung* abzuleiten. Sein Geiſt iſt aber noch zu ungebildet und zu ſchwach, als daſs er dieſe Veranſtaltung in dem Willen eines unkörperlichen Welturhebers aufſuchen könnte. Er bleibt alſo bey den Gegenſtänden der Natur *ſelbſt* ſtehen, die

ihn in Schrecken geſetzt haben und in Furcht erhalten, und ſchreibt die fürchterlichen Wirkungen, die ſie hervorbringen, ihrer eignen Macht und ihrer eignen Abſicht zu, z. B. dem Strome oder dem Meere die Ueberſchwemmung, und dem mit Wolken bedeckten Berge das Gewitter. Nun kann er aber dieſen ſinnlichen Gegenſtänden keine andern und höhern Abſichten beylegen, und keine andern und beſsern Leidenſchaften zuſchreiben, als die er ſelbſt hat. Noch ſteht er aber auf dem niedrigſten Grade der moraliſchen Kultur; noch ſteht der moraliſche Inſtinct ſogar unter der uneingeſchränkten Leitung des ſinnlichen Triebes; er findet daher die nehmlichen niedrigen und dürftigen Abſichten, Neigungen und Leidenſchaften bey dieſen Gegenſtänden, die er ſelbſt hat, und hoft ſie daher eben ſo zu gewinnen, wie er ſelbſt zu gewinnen iſt, durch Geſchenke nehmlich oder durch Opfer. Dem rohen Naturmenſchen, bey dem ſich die gröbſten und niedrigſten Leidenſchaften und Empſindungen zuerſt entwickeln, iſt dieſer unvollkommenſte und erſte Anfang aller Religion der angemeſsenſte. Die Folgezeit hat die ſinnlichen Gegenſtände, die der rohe Naturmenſch verehrt (denn Gottheiten ſind es noch nicht), *Fetiſchen* genannt; die erſte Stufe der Religion würde daher der *Fetiſchismus* ſeyn. — Doch man will dieſe Gegenſtände, die auf das Wohl oder Wehe des Naturmenſchen einen ſo bedeutenden Einfluſs haben, ſich näher bringen; man möchte ſie in ſeiner Wohnung aufſtellen. Da man nun den gröſsern, ſinnlichen Gegenſtand nicht dahin translociren kann, ſo weiſs auch hier die rohe Sinnlichkeit des Naturmenſchen Rath zu ſchaffen, und darum wählt er kleinere Gegenſtände, als *Symbole* der gröſsern: ſo wird der Stein das Symbol eines Felſen u. dergl. Friedlich lebt nun der Menſch mit

ſeinen Gottheiten in einer Wohnung, er opfert ihnen und verehrt ſie, ſo lange ſeine Geſchäfte (es ſey nun Ackerbau oder Viehzucht etc.) wohl gelingen, denn dann ſchreibt er dies ihrem wohlthätigen Einfluſse zu. Da aber die ſinnlichen Gegenſtände, die er in ſeinem Hauſe unter Symbolen verehrt, eben ſolche Leidenſchaften haben als er, ſo ſchreibt er auch das Unglück, das ihn trifft, auf ihre Rechnung, und leitet auch dies von ihrer *abſichtlichen* Veranſtaltung ab. Er ſucht daher nun entweder durch wiederholte Geſchenke die Fetiſchen zu verſöhnen, oder er läſst ihnen auch wohl den Ausbruch *ſeiner* niedrigen Leidenſchaften empfinden, um ſich an ihnen für das erlittene Unrecht zu rächen. So gab es Wilde, die ihre Fetiſchen zerhackten, denn Rachſucht iſt bey den Barbaren ein Hauptzug des Characters. Dieſer Fetiſchismus hat ſich nun auch noch jetzt beſonders in Afrika erhalten; auf der Küſte von Guinea findet man kaum zwey Neger, die denſelben Fetiſch und auf die nehmliche Art verehrten. Jeder Hausvater hat dort ſeine eigene Gottheit, die ſeiner Laune und ſeinen Begriffen entſpricht. Dieſer wählet ein Stück grünes oder rothes Holz zu ſeinem Fetiſch; ein anderer beugt ſeine Knie vor dem Zahne eines Hundes, eines Tigers, einer Zibethkatze, eines Elephanten. Wieder andere verehren ein Ey, ein Vogelbeinchen, den Kopf eines Huhns, einer Ziege oder ſo etwas. Sogar vor einer Fiſchgräte, vor einem Bockshorn, das voll mit Koth gefüllt iſt, und andern niedrigen Objecten dieſer Art werfen ſie ſich anbetend nieder *). „Selbſt die chriſtliche

*) Mehrere intereſsante Beyſpiele über den Fetiſchismus hat VIERTHALER geſammelt und aus Reiſebeſchreibungen beygebracht. *Th. I. S.* 355 - 371.

liche Welt iſt nicht frey von dieſer groben Verirrung des menſchlichen Verſtandes *). Nicht nur alle die abergläubigen Menſchen machen ſich ihrer ſchuldig, die Reliquien und Amulete bey ſich tragen, um Glück zu haben oder Gefahren abzuwenden, ſondern die in den Leib Chriſti verwandelte Hoſtie iſt ein wirklicher Fetiſch, ein körperlicher Gott, zu dem das Gebet nicht nur kräftiger iſt, wenn er bey groſsen Landesgefahren öffentlich ausgeſetzt wird, ſondern der auch als Fetiſch bey gewiſsen Gelegenheiten gebraucht wird, um durch ſeine Gegenwart zu helfen, z. B. wenn man ihn um ein brennendes Haus trägt."

Man ſieht, daſs unvollkommene und niedrige Begriffe über die höhern unſichtbaren Weſen dem Menſchen auf den niedrigen Stufen der Kultur eigenthümlich ſind, und daſs dieſe niedrigen Stufen der religiöſen Kultur nicht blos in den Zuſtänden der Wildheit, ſondern, nur in andern Modificationen, auch unter policirtern Völkern angetroffen werden. Von dem Fetiſchismus ſieht man leicht den Uebergang zu Haus- und Familiengöttern; die kleinern Gegenſtände, die als Symbole der gröſsern aufbewahrt wurden, werden bald, wenn die Kunſt in Holz oder Stein zu ſchneiden nur etwas vervollkommt wird, auch etwas anders modificirt; der Neger kniet vor ein Paar Hölzern, die mehr Fratzen ſind, als einem Götzen ähnlich ſehen; anders waren daher ſchon dieſe gröſsern Symbole ſinnlicher Gegenſtände bey den Griechen und Aſiaten, die die Künſte fortgebildet hatten.

Um nun dieſen Fetiſchen, dieſen rohen, kleinen, ſinnlichen Gegenſtänden eine beſsere Geſtalt und Form geben und ſie im Hauſe aufbewahren zu können, woher wollte man das Muſter dazu entlehnen, als von der körper-

*) Remers Handb. der ältern Geſchichte. S. 137 f.

lichen Geſtalt des Menſchen? Werden die Götter noch mit allen menſchlichen Leidenſchaften und Kräften gedacht, ſo müſsen ſie auch körperliche Geſtalt, ſo gut wie die Menſchen, haben. Nicht ſo wohl *als unſichtbare* Weſen, ihrer Natur nach, als vielmehr als *abſichtlich-verborgne* denkt ſich der kindiſche menſchliche Verſtand dieſelben. Sind ja die höhern Weſen von den Menſchen verſchieden, ſo iſt es nicht ſowohl in Rückſicht auf die Eigenſchaften und Kräfte ſelbſt, als daſs dieſe ihnen blos in einem höhern Grade als den Menſchen beygelegt werden. Iſt körperliche Stärke ein vorzügliches Verdienſt des rohen, ſinnlichen Menſchen, und ſchlummern noch die höhern moraliſchen Anlagen ganz in ihm, ſo muſs auch Macht die vorzüglichſte Eigenſchaft der höhern Weſen ſeyn, und ſo müſsen ſie in moraliſcher Hinſicht eben ſolche Karrikaturen ſeyn, als der Menſch ſelbſt, auf den niedrigen Stufen der ſittlich-religiöſen Kultur iſt.

Daher darf uns auch bey dem Wilden und an dem rohen Sohne der Natur die Verehrung eines *böſen Weſens* nicht befremden. Es iſt kein von Natur böſes Weſen, das er ſich denkt; denn dieſer Begriff iſt viel zu abſtract für ihn, und kann blos durch Mittheilung von philoſophirenden Menſchen von ihm auf Auctorität angenommen werden. Aber ſo wie in ihm die niedrigen Leidenſchaften und Triebe das Uebergewicht über die edlern und beſsern haben, die nur langſam und ſehr ſpät ſich in ihm entfalten können, ſo ſind auch die höhern Weſen (die unſichtbaren, oder richtiger: die abſichtlich-verborgnen Gegenſtände), die er verehrt, ſo voll niedriger und unwürdiger Leidenſchaften, daſs die Schilderung, die er von ſeinen Gottheiten macht, eben wegen ihrer moraliſchen Unvollkommenheit, bey dem denkenden Menſchen den Begriff und Gedanken eines moraliſchen *böſen* Weſens

hervorbringt. Dies fühlt aber der Wilde und der ungebildete Menſch nicht; er verehrt eine Gottheit, wie ſie ſeinen Bedürfniſsen und Begriffen, und ſeiner eignen Reife anpaſst, denn in ſeinen Göttern und in den Vorſtellungen von ihnen mahlt ſich der Menſch.

Da nun aber die Götter, während dieſer erſten Periode, dem Menſchen noch ſo ähnlich und ſo nahe ſind, da er alle Erſcheinungen und Wirkungen in der Natur von ihrer unmittelbaren Veranſtaltung ableitet, und rings um ſich her ſolche Weſen, die nur eine Stufe höher ſtehen als er, findet; ſo iſt von der Vermenſchlichung der Götter zu der *Vergötterung der Menſchen* nur ein kleiner Schritt. Und dieſer Schritt zur Apotheoſe wird wahrſcheinlich noch auf zweyerley Art erleichtert.

Einmal wird bey dem Wilden und rohen Naturmenſchen perſönliche Tapferkeit, Muth und Stärke ſehr geſchätzt; wer ſich in dieſer Hinſicht bleibende Verdienſte erwirbt und beſonders vor ſeiner Horde auszeichnet, wird von dem rohen Naturmenſchen ſchon ſtillſchweigend, bey ſeinem Leben, eine Stufe über ſich ſelbſt geſetzt; er räumt ſeinem Anführer einen gewiſsen Vorzug vor ſich ein, er geſteht ihm gewiſse Rechte zu, auf die er freywillig reſignirt. Die Bändigung und Bezähmung wilder Thiere und andre dergleichen für die erſte Menſchengeſellſchaft vortheilhafte Ereigniſse waren *zu* wichtig für ſolche Horde, als daſs ſie nicht eine nähere Einwirkung und Verbindung der höhern Weſen mit dieſen Menſchen hätten annehmen ſollen, ohnerachtet ſie weit davon entfernt waren, nur etwas über dieſe Verhältniſse oder über die Art einer ſolchen Verbindung philoſophiren zu können. Dies lieſs der kindiſche Verſtand des Menſchen unentſchieden. Deſto tiefer aber hätte ſich ſeiner Phantaſie das Bild der

Thaten eingedrückt, die er ſich aus bloſser menſchlicher Kraft nicht erklären konnte; hatten nun dieſe Thaten dieſem Menſchen Achtung und Einfluſs ſchon bey ſeinem Leben verſchafft, ſo erhielt ſich auch das Andenken derſelben nach ſeinem Tode; man konnte ſich noch nicht an den Gedanken gewöhnen, daſs dieſer Einfluſs auf ſeine Horde und auf ſeinen Stamm aufgehört haben ſollte; war dieſer Menſch nun ſchon vorher ausgezeichnet verehret worden, ſo war nur ein kleiner Schritt zu dem Gedanken: er kann ja auch zu den höhern Weſen übergegangen und unter ſie aufgenommen geworden ſeyn, die die Schickſale der Menſchen leiten, und die ohnedies *nicht weit über* die Menſchen erhaben waren. Da man ſich die Gottheiten, die höhern Kräfte, noch ſo ſinnlich und unvollkommen dachte, warum ſollte nicht ein, im Sinne des Naturmenſchen, ausgezeichneter und verdienter Menſch unter ſie aufgenommen, und alſo apotheoſirt werden können? So kennt das Alterthum mehrere Götterſöhne, mehrere Abkömmlinge der höhern Weſen, beſonders Staaten- und Religionsſtifter, die nach ihrem Tode apotheoſirt wurden. Man denke an einen *Brama, Oſiris, Herkules, Romulus, Numa, Henoch, Elias etc.* ſelbſt die Sage von dem Tode *Moſis* nähert ſich dieſen Vorſtellungen. Die *Apotheoſe* iſt dieſem Zeitalter nichts Ungewöhnliches und Auffallendes, weil die Begriffe der Menſchen von den höhern Weſen roh und unvollkommen ſind. Daher entſteht aber der Kultus der Vorfahren, und das Aufbehalten der Symbole der Manen in den Familien; der Stammvater ward bald der Schutzgott der Familie, und auf ſeine Intercesſion wurde viel gerechnet; der ehemalige Stifter des Staates oder der Religion, wurde der Schutzgott des ganzen Volks, und ſeine Interceſ-

ſion bey den höhern Weſen, unter die er aufgenommen wurde, war bedeutend und einfluſsreich *).

Die Apotheoſe wird aber auch noch durch den *ſinnlichen Kultus* erleichtert, der bey jeder Horde getroffen wird, und um ſo roher und ſinnlicher ſeyn muſs, je niedriger der Grad der Kultur iſt, auf welchem dieſe Menſchen ſtehen. Bey iſolirten Familien, wo dieſer Kultus in einzelnen Geſchenken oder *Opfern* beſteht, und Anfangs ganz einfach iſt und bey weitem noch nicht unter ſo verwickelten Modificationen erſcheint, als ſpäterhin, iſt der Stammvater Repräſentant und Executor dieſer Opfer, die, wenn ſie in die verflochtenern Verhältniſse der *bürgerlichen* Geſellſchaft übergehen, auf einen ganzen Stand übergetragen werden müſsen, wo denn freylich die *Prieſter* dann eine andre Geſtalt dem religiöſen Kultus geben, als dieſer damals hatte, da er noch in einzelnen Familien fortgeführt und von dem Stammälteſten adminiſtrirt wurde. Gewohnt eine dunkle Vorſtellung von der Beziehung der Gottheit auf den Opfernden zu unterhalten, und ihn, den Repräſentanten des Stammes, in einem nähern Verhältniſse zu ihr zu denken, wird leicht der Gedanke vermittelt, daſs dieſes Stammoberhaupt, nach dem Tode, ſelbſt unter die höhern Weſen aufgenommen worden ſey. *Lebende* Menſchen können aber nie, als ſolche, Gegenſtände der göttlichen Verehrung werden; Verſtorbene hingegen ſind der Apotheoſe fähig. Daher die *Todesart* ſelbſt, oder die Sagen, die ſich bey dem Stamme darüber verbreiten, Veranlaſsung dazu werden können. Und ſind nicht die Kanoniſationen der Heiligen in der römiſchen Kirche noch

*) Ich brauche dieſe Begriffe nicht bis auf die ſpätern Zeiten herab zu verfolgen; die *Mythologie des Volks* bleibt ſich, bey mannigfaltigen Modificationen, im Ganzen doch bey *allen* Völkern gleich.

jetzt ſolche Apotheoſen, die ihren Grund in einem verfeinerten Fetiſchismus haben? —

Die *Opfer*, auf die der rohe Naturmenſch fiel, und die ſein erſter religiöſer *Kultus* waren, ſind ſo alt, als der Fetiſchismus ſelbſt. Sie entſprangen aus *einer* Quelle, aus der Rohheit und Unvollkommenheit ſeiner ſinnlichen Leidenſchaften und moraliſchen Begriffe. Denn freylich die *verwickeltern* Modificationen der Opfer ſind erſt in der bürgerlichen Geſellſchaft zu ſuchen, und verdanken dem Prieſterſtande ihr Daſeyn und ihre Fortbildung. Brachte die Furcht den Menſchen zur Religion, und waren die niedrigſten und unedelſten Empfindungen bey dem rohen Sohne der Natur die erſten und hervorſtechendſten, ſo führten ihn auch die nehmlichen rohen Empfindungen zu den Opfern. Dachte er ſich die höhern Weſen ſo moraliſch-unvollkommen, als er ſelbſt war, ſo muſsten auch ihre Leidenſchaften ſo leicht als die ſeinigen erregt werden; und da Rache, Wolluſt und alle niedrige thieriſche Triebe ihn jetzt zunächſt characteriſirten, ſo war es kein Wunder, daſs er ſie auch ſeinen Gottheiten beylegte, und hier eben ſo, als unter ſich, das Leben in wilder Ehe, die entehrendſten Grauſamkeiten und unmoraliſche Handlungen in Menge vorfand. Die Leidenſchaften ſeiner Gottheiten muſsten aber auch auf eben die Art zu beſänftigen ſeyn wie die ſeinigen; *ihn* konnten Geſchenke beſtechen, *er* war durch Opfer und Gaben zu verſöhnen; warum hätte er nicht das nehmliche auch von ſeinen Gottheiten erwarten ſollen? Uebrigens dachte er ſich dieſelben mächtiger als ſich; der Ausbruch ihrer Leidenſchaften konnte ihm ſchaden; ſeltne und fürchterliche Erſcheinungen in der Natur (der Donner, die Ueberſchwemmung etc.), wozu er die naheliegenden phyſiſchen Urſachen noch nicht aufzufinden und dieſe aus ewigen Naturgeſetzen zu erklären

verſtand, ſchienen ihm ihren Zorn und ihre Rache anzukündigen; jede unglückliche Begebenheit, die ihn zufällig oder auch durch ſeine eigne Schuld traf, führte er auf ſie zurück; jeder Wetterſchlag, der die Saat des Feldbauers traf; jede Seuche, die in der Heerde des Hirten wüthete, war ihm ein ſicheres Kennzeichen von dem Zorne und der rächenden Einwirkung der unſichtbaren höhern Kräfte.

Er *opfert* ihnen daher, aber er opfert jetzt nur *periodiſch;* nur wenn ihn eben die Plage ſtrifft, die er auf keine andre Art ſich erklären kann; noch iſt der Opferdienſt kein *bleibender* Kultus; dies wird er erſt dann, wenn ſich in dem Menſchen der Gedanke bildet, daſs er wohl, oft ſich unbewuſst, den Zorn der verborgnen höhern Kräfte auf ſich ziehe, und daher ſtete Urſache habe, ſie zu beſänftigen und zu verſöhnen. Dieſer Gedanke findet aber vorzüglich erſt in der bürgerlichen Geſellſchaft ſtatt, wo unglückliche Kriege, ſeltne Naturphänomene u. d. gl. zu beſtändigen Ausſöhnungen Veranlaſsung geben und überhaupt der Prieſterſtand die Expiation des Volkes auf ſich genommen hat. Beſtändige und feſtliche Opfer, die zur Erhaltung einer gewiſsen groſsen Begebenheit angeſtellt ſind, können daher wahrſcheinlich erſt in der bürgerlichen Geſellſchaft eintreten und durch einen beſondern Stand, durch Jongleurs, Bonzen oder Leviten, genug durch Prieſter, vermittelt werden. Bis die Menſchen in dieſe bürgerlichen Verhältniſse treten, opfert jeder Menſch ſelbſt, wenn er es nöthig zu haben glaubt, er hat ſeinen eignen Fetiſch, und dies iſt noch immer der Fall bey den rohen Völkerſchaften, die die neuern Reiſenden noch nicht einmal in bürgerlicher Geſellſchaft trafen. Der Fetiſchismus hat alſo auch ſogar ſeine Grade, und muſs durch Prieſter in den erſten Anfängen der bürgerlichen Geſell-

ſchaft etwas weiter ausgebildet werden, als dies in dem rohen Naturzuſtande ſelbſt möglich war.

Nach der Richtung und der ſucceſsiven Entwickelung der Neigungen und Triebe des rohen Naturmenſchen zu urtheilen, muſsten *Sühnopfer* früher ſtatt finden, als Dankopfer, weil die Furcht, die niedrige Leidenſchaft, eher erwacht, als die feinere und edlere, die Empfindung des Dankes. In wiefern alſo die letztere Empfindung ſpäter in dem Menſchen erwacht, und ſchon einige Modificationen der andern niedern Empfindungen vorausſetzt, in ſofern iſt auch der Schluſs in der Natur des menſchlichen Geiſtes ſelbſt gegründet, daſs Sühnopfer früher waren, als Dankopfer, ohngeachtet die letztern wahrſcheinlich auch ſchon damals ſtatt fanden, als Opfer blos noch ein Kultus der einzelnen Familien und Stämme, und noch nicht in die bürgerliche Geſellſchaft ſelbſt übergegangen waren. Nicht alſo erſt durch Prieſter ſcheinen die Dankopfer aufgebracht, wohl aber durch ſie eben ſo, wie der ganze religiöſe Kultus, modificirt und erweitert worden zu ſeyn.

Ueber die *Verſchiedenheit der Opfer* und der *Materialien* dazu, ſcheinen die Beſchäftigungen der rohen Söhne der Natur den beſten Aufſchluſs zu geben. Jeder opfert von dem was er hat; denn ſeine Gottheit kann es nicht verlangen und erwarten, daſs er ihr etwas anders opfern ſoll, als was ihm eigenthümlich iſt, was er durch ihr Wohlwollen hat, da er ja überall um ſich in der ſichtbaren Natur, und in jedem ſinnlichen Gegenſtande, unſichtbare, verborgne Weſen zu finden wähnt. Um nicht durch den Zorn und die Rache der, als beleidigt geglaubten, Gottheit ſeine ganze Heerde zu verlieren, opfert lieber der Hirt ſein beſtes und liebſtes Thier; denn auf keine andre Art glaubt er das höhere zornige Weſen beſänftigen

zu können; er opfert aber das beſte und liebſte, weil er glaubt, daſs die höhern Weſen eben ſo, wie er, *dieſes* Thier lieben und vorziehen würden, und weil er überhaupt nichts höheres und beſſeres opfern kann. Er würde aber gewiſs nicht das beſte Lamm zum Opfer bringen, wenn er ſich nicht vor der *Macht* der Unbekannten fürchtete. — Der Feldbauer hingegen opfert die beſten Früchte, die er eingeſammelt hat, und giebt lieber einen Theil derſelben freywillig hin, um nicht durch die unbekannten höhern Weſen das nächſte Jahr die ganze Ernte zu verlieren. — Der Jäger opfert einen Theil der gemachten Beute, und im Kriege gelobt er wenigſtens den mächtigen Unbekannten, wenn ſie ihn unterſtützen und den Sieg verleihen würden, einen Theil der zu erhaltenden Beute; oft war er ſelbſt roh genug, die Götter um dieſen Theil betrügen zu wollen, denn konnte *er* hintergangen und getäuſcht werden, ſo konnten es auch ſeine Götter; als aber ſpäterhin die Prieſter das, was zum Opfer beſtimmt war, erhielten, um es den Göttern darzubringen, ſo nahmen ſich dieſe der Sache natürlich mehr an, und beſtraften die, die ſich an ihnen verſündigten und ihnen etwas, was der Gottheit einmal durch ein Gelübde gewidmet war, unterſchlagen wollten, im Namen der Gottheit mit aller Strenge.

So lange als noch die Sinnlichkeit die überwiegende und herrſchende Kraft iſt, ſo lange kann auch die *Würde des Menſchen* nicht richtig geſchätzt werden; kaum daſs man den Werth des Lebens eines Menſchen etwas höher anſchlägt als das Leben des Thieres, an das der Wilde und der rohe Sohn der Natur durch das Uebergewicht und den Ausbruch ſeiner niedrigen Leidenſchaften und Triebe ohnedies nahe genug angränzt. Iſt der rohe Menſch einmal gewöhnt, die Thiere zu ſeinen Zwecken

zu gebrauchen, ſo iſt der Schritt, beſonders in den Zeiten, wo die Sclaverey herrſchend iſt, und wo man die Würde der menſchlichen Natur noch nicht hoch anſetzt, zum *Menſchenopfer* nicht zu weit. Die rohe Horde, die noch nicht einmal die im Kriege gefangnen Feinde als Sclaven gebrauchen kann, da ſie ſelbſt noch keinen feſten Sitz hat, ſondern wild herumſtreift, will theils an dieſen Feinden ihre Rache kühlen, theils auch ſie für die Zukunft ſich unſchädlich machen, da ſie, wenn ſie am Leben bleiben, doch immer befürchten muſs, daſs ſie ſich einmal in Freyheit ſetzen könnten; das Ermorden und Schlachten der Kriegsgefangnen nach errungenem Siege iſt daher ein Gebrauch, der noch jetzt bey allen rohen Nationen angetroffen wird. Ihre barbariſche Freude, ihre viehiſche Wuth kann wohl ſo weit gehen, bey der Siegesmahlzeit das Fleiſch ihrer ermordeten Feinde zu verzehren, und daher lieſse ſich wohl auch der fürchterliche Gebrauch des Menſchenfreſsens erklären, der ſich in der Folge ſogar noch bey mehrern Horden erhält, da Alterthum und Gewohnheit ihn einmal ſanctionirt haben. — Doch dieſe Siegesfeyer iſt gewöhnlich zugleich ein Dankfeſt gegen die oberſte Gottheit der Horde, die ihnen den Sieg verſchaft hat. Jene Menſchenopfer, jenes Schlachten der gefangnen Feinde wird daher zur *religiöſen* Handlung, indem beyde Handlungen auf einen Tag fallen und in der Siegesfeyer zuſammentreffen. Was Anfangs zufällig wahrſcheinlich zuſammentraf, das Sieges- und Dankfeſt nehmlich der wilden Horde und das Ermorden ihrer Feinde zum Denkmal des Sieges, das wurde ſpäterhin unzertrennlich verbunden. Ja der Barbar geht ſo weit, die Feinde, die er im Kriege zu erbeuten *hoft*, ſeiner Gottheit ſchon *vor* der Schlacht zu widmen; glaubt man doch der Gottheit nichts Höheres opfern zu können als Menſchen, und noch überdies iſt ja die Gott-

heit, der Fetiſch, der der Nation den Sieg über die Feinde verſchaft hat, eine Nationalgottheit, die eben deswegen auch die Feinde der Nation als *ihre* Feinde anſehen muſs, und der es eine Freude iſt, wenn ſie dieſe Feinde an ihren Altären bluten ſieht. Jeder Krieg wird daher gewöhnlich Sache der Nationalgottheit und in ihrem Namen geführt; und eben deswegen ſind die Kriege der Barbaren ſo blutig, weil ſich ihre barbariſche Religion mit in das Spiel miſcht. Religionskriege ſind in ältern und neuern Zeiten allezeit die fürchterlichſten und ſchrecklichſten geweſen; denn der rohe Menſch glaubt ſeine Gottheit nicht mehr ehren zu können, als durch Greuelthaten, die ſeine Leidenſchaften begünſtigen, und aus den rohen Empfindungen, die zuerſt in ihm erwachen und das Uebergewicht erhalten, hervorgehen.

Bey wilden Horden darf uns alſo die Erſcheinung der Menſchenopfer nicht befremden; aber wie kommen ſie in die bürgerliche Geſellſchaft? Wie können ſie ſich ſelbſt in policirtern Staaten erhalten? — Wenn Menſchenopfer noch in der bürgerlichen Geſellſchaft fortdauern, ſo iſt dies einmal ein Zeichen, daſs dieſe bürgerliche Geſellſchaft wahrſcheinlich aus der Vereinigung mehrerer wilden Horden entſtanden iſt, bey denen ſchon jener barbariſche Ritus, während der Periode ihrer gröbern Rohheit, ſich vorfand. Die Civiliſirung der Horde ſelbſt kann nur ein Werk der Noth geweſen und ſehr langſam vor ſich gegangen ſeyn, denn Barbaren gehen nur ſchwer in beſsere Verhältniſse über, und nehmen nur äuſserſt langſam mildere Sitten an. Ja es können Wiſsenſchaften und Künſte eher Eingang bey ihnen finden, als beſsere Sitten und richtigere religiöſe Begriffe. Auch ſorgen gewöhnlich die Druiden, die ſie aus den rohen Zuſtänden in die civiliſirten Verhältniſse mitbringen, dafür, daſs die ſittlich-religiöſe Kultur zurückbleibe und nur höchſt langſam reiſe. Wo

daher einmal jener Ritus eingeführt war, da erhält er ſich auch, nach der Analogie aller wilden Horden, lange noch in beſſern politiſchen Verhältniſſen. Der zweyte Grund dazu iſt aber auch der, daſs ſich die Menſchen nur äuſserſt ſchwer entſchlieſsen, ältere Begriffe und Ceremonien, beſonders in religiöſer Hinſicht, zu antiquiren; der Nimbus der Heiligkeit umſchwebt ſie einmal, die Prieſter unterſtützen ſie ihres eignen Intereſſe wegen; wenn daher nicht das Bedürfniſs, ſich zu beſſern und richtigern Begriffen zu erheben, *ganz allgemein* gefühlt und anerkannt wird, ſo iſt kein Antiquiren jener Gebräuche und Vorſtellungen zu erwarten, beſonders wenn die Nation der *einzelnen* groſsen Männer, der Lehrer und Religionsſtifter und Verbeſſerer ermangelt, durch die bey mehrern Völkern in ſpätern Zeiten ein höherer Umſchwung des Geiſtes, in ſittlich-religiöſer Hinſicht, bewirkt worden iſt. Wo aber weder das Bedürfniſs der religiöſen Fortbildung, das vorzüglich durch zweckmäſsige Geſetze, durch richtige Beſtimmung der bürgerlichen Verhältniſſe u. d. gl. geweckt und genährt werden kann, gefühlt, noch auch die herrſchende Religion durch einzelne Lehrer fortgebildet wird, da erhalten ſich gewöhnlich in der Volksreligion die Züge der ehemaligen Barbarey und Rohheit lange, und daher kann, weil jede Religion, ſobald ſie mit einer eigentlichen (wäre es auch mit einer rohen und unvollkommnen) bürgerlichen Verfaſſung in Verbindung gebracht und auf die Auctorität einer Nationalgottheit durch gewiſſe Diener derſelben mitgetheilt und aufrecht erhalten wird, *poſitiv* genannt werden muſs, der Gebrauch der Menſchenopfer ſelbſt in poſitiven Religionen der Vorwelt gefunden werden. Wegen den innigen Verhältniſſen zwiſchen der bürgerlichen Konſtitution und den religiöſen ſtatutariſchen Geſetzen, wird der Feind des gemeinen Beſtens, er ſey nun im Kriege erbeutet oder es

werde ein Mitglied der Geſellſchaft ſelbſt, als ein Verbrecher befunden, am Altar der Gottheit hingerichtet. Bürgerliche Verfaſsung und Religion ſind jetzt noch unzertrennlich verbunden, und ſind es auch bey allen Völkern, die an unwürdigen religiöſen Begriffen und an einem ſinnlichen Ceremoniendienſte hangen bleiben. Dieſes Hinrichten des Feindes oder Miſsethäters am Altar der Gottheit iſt aber noch kein eigentliches Menſchenopfer, ſondern die Vollziehung *der Strafe* auf eine Art, die einem noch rohen, und erſt in policirtere Verhältniſse übergehenden, Volke angemeſsen iſt.

Wenn nun aber einmal ſich das Volk an den Gedanken gewöhnt hat, daſs der Miſsethäter der erzürnten Nationalgottheit geopfert werden müſse; wenn es nichts Entehrendes darinn findet, der Gottheit das Beſte, was ſie opfern kann, in Zeiten einer allgemeinen Noth, darzubringen, und ihren Zorn, auf deſsen Rechnung die allgemeine Plage gebracht wird, zu beſänftigen, ſo kann man ſich wohl auch in ſolchen Zeiten entſchlieſsen, fürs Wohl des Ganzen und zur Ausſöhnung der Nationalgottheit, einen Menſchen, und zwar gewöhnlich einen Unſchuldigen, ein Kind, als das Beſte und Reinſte, was man der Gottheit geben kann, aufzuopfern. Menſchenopfer iſt daher diejenige Handlung, da eine Nation die beſten Leute ausſucht und ſchlachtet, um den Zorn der Götter zu beſänftigen. So oft nun bedenkliche Zeiten und Landplagen wiederkehren, ſo oft wiederholt man auch dieſen ſchrecklichen Ritus, und daher kann es denn geſchehen, daſs es Geſetz wird, an einem gewiſsen Tage des Jahres dieſen Gebrauch zu wiederholen. Wie ſehr er verbreitet geweſen ſey, lehrt die alte Geſchichte faſt bey allen rohen Völkern in hellern oder dunklern Spuren. Phönicier, Karthaginienſer, Griechen, beſonders aber die aſiatiſchen

Völkerſchaften und die rohen Horden im nördlichen Europa, auch Gallier, Celten und Teutſche haben dieſen fürchterlichen Ritus in ihre rohe Religion aufgenommen gehabt. Und zum Belege, daſs er beſonders die Religion eines Volkes während ſeines heroiſchen Zeitalters, oft ſelbſt noch in bürgerlichen Verhältniſsen, characteriſire, wenn nehmlich die Horden, die ſich zu bürgerlichen Verhältniſsen vereinten, zuſammenfloſsen aus wilden Stämmen und nicht vom Ackerbau ausgingen, finden wir noch, bey der Entdeckung Weſtindiens, die Mexikaner an dieſem Ritus hängen; dagegen hatten ſich die Peruaner ſchon von demſelben entfernt, denn ihre Staatsverfaſsung war wahrſcheinlich auf Ackerbau gegründet geweſen, ſtatt daſs die mexikaniſche aus wilden, gebürgiſchen Horden zuſammengefloſsen war. Ackerbauende Nationen ſind früher einer höhern Kultur empfänglich und ſchaffen früher als andre dieſen fürchterlichen Ritus ab, weil ſich das moraliſche Gefühl bey ihnen eher als bey andern entwickelt. Daher war dieſer Gebrauch der Menſchenopfer, als er noch bey den Phöniciern und andern Aſiaten in ihre Religion verflochten war, in Aegypten damals ſchon antiquirt, als Abraham und andre Stämme mit Aegypten bekannt wurden; ein Beweis mehr, daſs auch dieſer auf Ackerbau gegründete Staat ſchon ſehr frühzeitig die niedrigſten Grade der Kultur durchgegangen haben müſse, weil die Volksmythologie, als andre Aſiaten und die jüngern Griechen ſie kennen lernten, bereits eine ſpätere Modification des Fetiſchismus, der *Thierdienſt*, war, den wir ſogleich weiter unten darſtellen werden. — Bey den Menſchenopfern, die bey gewiſsen Feyerlichkeiten wiederholt werden, liegt alſo die allgemeine Idee zum Grunde, daſs die Gottheit durch Opfer verſöhnt werden könne, und daſs dies beſonders der Fall ſeyn müſse, ſobald

ihr das Edelſte und Beſte dargebracht werde. Freylich wird ein Volk, das Geſchmack an Menſchenopfern finden und ſie in ſeinen religiöſen Kultus aufnehmen kann, noch auf keiner höhern Stufe der moraliſchen Kultur ſtehen, dieſe muſs vielmehr noch ſo niedrig ſeyn, als wie ſie im Kindheits- und heroiſchen Zeitalter iſt; denn ſobald die Sitten bey einer Nation nur etwas milder wurden, ſo fühlte man auch das Gräſsliche dieſes Gebrauchs, und ſchafte ihn durch Geſetze ab. Aus dem Geiſte der Reiſe *dieſes* Zeitalters angeſehen, wird, beſonders in der Nachbarſchaft der Phönicier, der Gedanke Abrahams, ſeinen Sohn zu opfern, auch nicht befremden können; die Völker, mit denen er auf ſeinen Nomadenzügen in Verbindung kam, Aramäer und Phönicier, gingen einmal von dem Gedanken aus, daſs der Gottheit das Beſte und Liebſte geopfert werden müſse, und ſo war, an ihren Feſten, ihnen das Leben der Kinder und die Unſchuld der Mädchen nicht einmal heilig, beyde wurden der Gottheit zu Ehren geopfert und dargebracht.

Doch bleibt der Fetiſchismus nicht immer bey den niedrigſten Modificationen ſtehen, blos ſinnliche Gegenſtände als höhere Weſen zu verehren; ſchon noch ehe die Menſchen dieſe religiöſen Begriffe in die bürgerlichen Verhältniſse mitbrachten, erhielt er die Veränderung, daſs auch vergötterte Menſchen als Fetiſchen verehrt würden. Der Kultus der Verſtorbenen ging über und wurde verbunden mit dem Kultus der ſinnlichen, als Gottheiten verehrten, Gegenſtände der Natur. Die kleinern Symbole dieſer Gegenſtände erhielten durch die Fortſchritte der Kunſt bald eine andre Form, und da der Menſch blos zwiſchen Thiergeſtalt und Menſchenform zu wählen hatte, ſo wurden auch ſeine Hausgötter bald unter dieſen Symbolen aufgeſtellt. Als nun die einzelnen Stämme und

Digitized by Google

Familien in bürgerliche Verhältniſse übergingen, ſo behielt jede Familie und jeder Stamm zwar ſeinen eignen Fetiſch, ſeinen eigenthümlichen Schutzgott, aber der Staat im Ganzen verlangte eben ſo gut *ſeinen* Schutzgott, wie ihn das Individuum hatte, *der Fetiſch des Staates wurde dadurch Nationalgottheit und alle particuläre Gottheiten, ſo wie die Gottheiten der Individuen, dieſer Nationalgottheit untergeordnet.* In wiefern nun der Entſchluſs einzelner Stämme und Familien in bürgerliche Verbindungen zuſammen zu treten, ſchon einen gewiſsen höhern Grad der Kultur vorausſetzt, in ſofern gehörte auch ein höherer Grad der Kultur dazu, die mehrern einzelnen Gottheiten Einer unterzuordnen, und dieſe als die *höchſte* und vorzüglichſte dieſes Volks zu verehren. So roh und ſinnlich als der Menſch ſelbſt während dieſer erſten Periode der ſittlich-religiöſen Kultur iſt, ſo roh und ſinnlich iſt auch ſein Kultus; Sühn- und ſpäterhin Dankopfer, auch Menſchenopfer, Gelübde und Feſte ſind die Arten ſeiner Verehrung.

Der *Thierdienſt* und der *Sterndienſt* ſind Anfangs nur verſchiedne Modificationen des Fetiſchismus, ſpäterhin erhalten aber beyde eine beſsere Form. Der rohe Naturmenſch hat ſich von der Nutzbarkeit der Thiere, beſonders aber einiger Arten derſelben, ſo lebhaft überzeugt, er gränzt ſelbſt in Rückſicht auf ſein Leben, auf ſeine ſinnlichen Triebe, auf die Befriedigung ſeiner gröbern und niedrigern Bedürfniſse ſo nahe an ſie, daſs, da er einmal ſinnliche Gegenſtände als Symbole höheres Weſen verehrt, er auch kein Bedenken trägt, Thiere als ſolche zu verehren. Ueberhaupt da er überall in der Natur *qualitates occultas* zu finden gewohnt iſt, ſo müſsen

beſon-

beſonders die *Kunſttriebe* der Thiere, denen er ſelbſt ſeine erſten Kunſtfertigkeiten verdankt und ablernt, ſeine Aufmerkſamkeit auf ſich ziehen; der ganz rohe Menſch glaubte eine gewiſse Ueberlegenheit des thieriſchen Verſtandes in der Aeuſserung dieſer ihrer Natur eingeſenkten Kunſttriebe zu entdecken; daſs ſie nicht ſprechen, erklärt er als abſichtliches Stillſchweigen, und da *ſeine* erſte Sprache nichts anders ſeyn konnte, als abgeriſsne Laute, die durch die natürlichen Empfindungen hervorgebracht wurden, ſo kann er ſich auch wohl die einzelnen Töne der Thiere erklären. In dieſen ſeinen bedeutungsvollen Mitbewohnern der Erde glaubte er nun abſichtlich verborgne höhere Weſen zu entdecken; ſo wie er aber jeden andern Fetiſch (Holz, Stein etc.) behandelt, ſo behandelt er auch die Thiere als Fetiſchen, d. h. er trägt kein Bedenken das Symbol ſeiner Gottheit zu ſeinen Abſichten zu gebrauchen; er zerſchlägt bisweilen ſeinen Fetiſch, er ſchlachtet die Thiere, ohngeachtet doch auch eigentlich gewöhnlich nur *gewiſſe* Thierarten verehret und für heilig gehalten wurden, da hingegen andere zum beliebigen Gebrauche beſtimmt waren. Als Reſte dieſer Art des Fetiſchismus, wo nehmlich ſelbſt die unſichtbaren höhern Weſen durch Thiere (als ſinnliche Gegenſtände) zu den Menſchen ſprachen, finden wir die Pferde des Achills redend; nicht als Pferde können ſie dies, ſondern ſie reden, weil ſie Fetiſchen, weil ſie überthieriſche Weſen ſind, (tiefer darf freylich über einen Gegenſtand nicht philoſophirt werden, dem keine Philoſophie zum Grunde lag), ſie fangen von ſelbſt an zu reden, um den Menſchen über die Zukunft zu belehren; und dieſe Fälle ſind in der Geſchichte alter Völker nicht ſelten; ſo ſpricht die Eſelin Bileams; und

ſelbſt die Schlange des Paradieſes ſcheint ein ſolcher Fetiſch zu ſeyn, der, als ein überthieriſches Weſen die Menſchen belehrt und klüger macht. Und eben aus dieſem Geſichtspunct, mit dieſen Begriffen über den Geiſt des Alterthums, müſsen wir die moraliſchen Sentenzen in dem Munde der Thiere, in der äſopiſchen Fabel, erklären, denn wahrſcheinlich war die Vorſtellung, durch Thiere belehrt zu werden, älter als die äſopiſche Fabel, erhielt ſich aber in der Volksmythologie, durch das Vehikel des Thierdienſtes als eines Zweiges des Fetiſchismus, bis auf ſpätere Zeiten herabgeführt, noch lange in Anſehen.

Der Thierdienſt, als eine Modification (nicht eben als Ausartung) des Fetiſchismus erhält ſich aber beſonders in der Volksreligion der ackerbauenden Völker, z. B. der Aegypter, Indier, Aramäer, eben weil dieſe die Nutzbarkeit der Thiere noch näher kennen und ſchätzen lernen, als die handelnden und ſchifffahrenden Völker; und eben weil dieſen Fetiſchen, dieſen ſinnlichen Symbolen unſichtbarer Gegenſtände, geopfert, und eine Thierart beſonders als Fetiſch der ganzen Nation, (der Stier in Aegypten) und als Symbol der Nationalgottheit verehret wird, ſo läſst es ſich erklären, wie in der bürgerlichen Geſellſchaft (wo allein erſt eine *poſitive*, d. h. eine, auf willkührlich oder nicht? angenommene Auctorität gegründete, Religion möglich wird), der Thierdienſt habe zur poſitiven, oder Volksreligion werden können.

Eine andere Modification des Fetiſchismus iſt der *Sterndienſt*, der aber *nur ſo lange* Fetiſchismus heiſsen kann, als der Menſch die Geſtirne als *ſinnliche* Gegenſtände verehrt. Es gehört nehmlich kein hoher Grad der Kultur dazu, um den Einfluſs der Geſtirne, beſonders der Sonne, auf die Fruchtbarkeit der Erde zu ent-

decken; ſelbſt dem Wilden ſcheint ſich dieſe Beobachtung aufzudringen. Dieſer Sterndienſt heiſst aber *Zabäismus*; denn der Fetiſchismus geht nach und nach über in die *zweyte* Stufe der religiöſen Kultur, die bereits ſchon durch ihn vorbereitet wurde; denn Zabäismus iſt eigentlich eine *aſtronomiſche* Religion, die ſich auf eine vorhergegangene Kenntniſs von dem Verhältniſse und dem Laufe der Geſtirne gründet; dieſe Kenntniſs kann nun der Naturmenſch ſich nicht ſelbſt verſchaffen, ſelbſt nicht einmal in der bürgerlichen Geſellſchaft; ſie muſs ihm *mitgetheilt* werden; wo wir daher im Alterthume auf Zabäismus, als Volksreligion ſtoſsen, da war ſie nicht von dem Volke erfunden, ſondern von einem gewiſsen Stamme ihm mitgetheilt und gewöhnlich geſchah dies durch die Prieſter, die eine gewiſse Kenntniſs von dem Laufe und dem Verhältniſs der Geſtirne gegen einander ſich verſchafft hatten. Aber gewöhnlich war und blieb der Zabäismus *bey dem Volke* nur Fetiſchismus, d. h. das Volk betrachtete die Geſtirne nur als *ſinnliche* Gegenſtände, wie es den Fels, den Baum etc. anſah; und ſo wie es ſich von den letztern Symbole gemacht und in Häuſern und Tempeln aufgeſtellt hatte, eben ſo verfertigte es von den Geſtirnen Symbole, und das Bild der Sonne wurde beſonders bey ſehr vielen alten Völkern als *der Fetiſch* der Nationalgottheit verehrt. Das, was man eigentlich Zabäismus nennen ſollte, die höhere und ausgebreitetere Kenntniſs von den Geſtirnen ſelbſt, war gewöhnlich nur ein Monopol der Prieſter und darinn dürfte wohl zunächſt die *Prieſterreligion* der Aegypter und ſpäterhin auch der Perſer beſtanden haben, die zwar, gegen die Volksmytholo-

Digitized by Google

gie, oder gegen den *poſitiven* Fetiſchismus gehalten, gewiſse Vorzüge, beſonders in den frühſten Zeiten der Kultur haben, und ſich auf eine gewiſse höhere Kultur, die dieſem Stande eigenthümlich war, gründen mußte, die aber, als die Prieſter ſpäterhin bey den einmal gemachten Reſultaten ſtehen blieben, und ihre Begriffe nicht weiter fortführten, auf einmal fiel, als die höhere Kultur der jüngern Griechen, die ſie nach Aegypten und Perſien mitbrachten, dieſe Prieſterweisheit verdunkelte, ſo daſs die Inhaber derſelben ihre Geheimniſse und ihre myſteriöſe Religion, die ſie ſo abſichtlich vor dem Volk verbargen, nun auf einmal an die fortgeſchrittene Vernunft der Ausländer verrathen ſahen, und wollten ſie nicht durch dieſe beſchämt werden, ihre Myſterien in ein noch tieferes Dunkel verhüllen und eine Zeitlang zu retten und zu erhalten ſuchen muſsten, bis dieſe, nun an die mündig werdenden Völker verrathne, Weisheit in ihrem Dunkel unterging, und von der Natur ſelbſt, die das Werk der Menſchenbildung fortführen, und nicht durch Jongleurs, Bonzen und ägyptiſche Prieſter aufhalten laſsen wollte, antiquirt wurde. Die Braminen- und ſineſiſche Prieſterreligion iſt bekannt geworden, und ſie wird weiter unten in Parallele mit der Volksmythologie geſtellt werden; die ägyptiſche Prieſterweisheit iſt aber in ihrem eignen Dunkel untergegangen. Doch wenn aus den Spuren, die von der übrigen Kultur dieſes Standes (z. B. daſs die Aerzte unter ihnen waren, und daſs ſie wahrſcheinlich die Buchſtabenſchrift kannten und blos das Volk bey der Hieroglyphenſchrift, die ſeiner groben Mythologie anpaſste, erhielten) vorhanden ſind; wenn ferner von dem Verhältniſs der Prieſterreligionen anderer Völker zur poſitiven Religion des Volkes, ein Schluſs gemacht werden darf auf das Verhält-

niſs der ägyptiſchen Prieſterreligion zur herrſchenden Volksmythologie, (da nehmlich die Prieſterreligion niemals *ganz iſolirt* von der Volksreligion, ſondern allezeit nur als das *höhere* Reſultat, und als die philoſophiſchen Grundſätze für jene Mythen enthaltend, erſcheint,) ſo dürfte wohl der Kultus des Oſiris und der Iſis, der in dieſer Prieſterreligion ſtatt gefunden haben ſoll, darauf hinführen, daſs man mit der höhern Kenntniſs der Geſtirne und ihres Laufes, beſonders den Kultus, der, nach den *damaligen* Begriffen, beyden *vornehmſten* Geſtirne, der Sonne und des Mondes, verbunden hab; indem man nicht ſowohl dieſe Geſtirne als Gottheiten ſelbſt unter jenen Symbolen, ſondern als das belebende Princip der Natur (die Sonne) und als die erzeugende Natur (der Mond) verehrte, und dann würde der Oſiris der ägyptiſchen Prieſterreligion dem Jehova der Hebräer und dem Jupiter der Griechen, Iſis aber der Aſtarte der Aramäer und der Venus der Griechen ähnlich ſeyn, indem die Symbole dieſer Gottheiten die Volksreligion characteriſirten, die abſtracten Begriffe aber, die ihnen der reifere Verſtand der einzelnen Weiſen zum Grunde legte, das Eigenthum blos *eines* Standes waren, der ſie in einer dunklen Sprache und in eignen Schriftcharacteren (der Buchſtabenſchrift) vortrug. Die ägyptiſche Prieſterreligion würde daher eine *aſtronomiſche* Religion, oder der reine *Zabäismus* geweſen ſeyn, der, eben der höhern Kenntniſse wegen, die er vorausſetzt, immer nur eine philoſophiſche (wäre es auch eine mangelhafte) Religion für Wenige blieb, und in dieſer Hinſicht würde Plessings Behauptung von dem Daſeyn einer philoſophiſchen Prieſterreligion in Aegypten, nur auf einem andern Wege, bewieſen und begründet ſeyn. Da nun das Volk die Geſtirne gewöhnlich

überall nur als Fetiſchen verehrt, und mit dieſer Verehrung niemals höhere und richtigere Vorſtellungen über die Geſtirne verbunden hat; ſo dürften wir wohl annehmen, daſs der *Zabäismus* die älteſte *philoſophiſche* Religion geweſen ſey, die zwar aus dem Fetiſchismus hervorging und durch ihm veranlaſst wurde, die aber niemals Volksreligion werden konnte, eben weil ihre abſtracteren Lehren nicht *der* Verſinnlichung, die das Volk verlangt, empfänglich ſind, und weil das, *was* das Volk davon begreifen kann, nichts anders iſt als eine beſsere Modification des Fetiſchismus, wo nehmlich an die bereits bekannten und gewöhnlichen Fetiſchen ſich noch Symbole von den Geſtirnen anſchlieſsen, indem man auch in den letztern, unbekannte höhere Weſen ſucht, ſo wie man ſie in den, den ſinnlichen Gegenſtänden der Natur zum Grunde liegenden, phyſiſchen Urſachen auffand.

Durch dieſe Unterſuchungen gewinnen wir denn das Reſultat, daſs jede Volks oder poſitive Religion, allezeit auf Auctorität mitgetheilt, und auf Auctorität (gewöhnlich der Prieſter als Diener der authoriſirenden Nationalgottheit) angenommen und geglaubt wird, und daſs ſie unter keiner andern Bedingung *Volks*religion werden könne, als wenn ihre Lehren einer gewiſsen Verſinnlichung (die in den frühern Zeiten der Kultur gröber und einförmiger iſt, als in den ſpätern) fähig ſind; denn nur dann qualificirt ſie ſich für die Befriedigung der Bedürfniſse des ſinnlich-rohen Haufens. Sollen nun ſpäterhin, bey den langſamen Fortſchritten des menſchlichen Geiſtes, demohngeachtet die ältern Vorſtellungen berichtiget, verbeſsert und durch neue verdrängt werden, ſo können dieſe blos unter der nehmlichen Bedingun Eingang finden; auch ſie müſsen auf Auctori-

tät bekannt gemacht und angenommen werden, und die Sinnlichkeit des Volkes muſs durch einen gewiſsen, freylich nunmehr veredelten, Kultus, der aus jenen Begriffen hervorgeht, beſchäftigt werden können.

Ehe wir nun die Art ſelbſt, *wie* die Volksreligion veredelt worden ſey, näher kennen lernen, ſo müſsen wir den Grund aufſuchen, *warum* ſie einer Veredlung bedurft habe. Ehe wir zeigen, welche Begriffe der menſchliche Verſtand nun errang, müſsen wir uns die Erſcheinung des Fortſchrittes in religiöſen Begriffen aus den allgemeinen Geſetzen erklären, an welche alle menſchliche, beſonders aber die ſittlich-religiöſe, Kultur gebunden iſt. Zugleich werden wir das Vehikel, durch welches dieſe beſsern Begriffe in Umlauf kamen, den in der alten Welt unter allen Völkern verbreiteten Glauben an *Offenbarungen* und *Wunder* genauer kennen lernen, und unſern Blick auf die Perſonen werfen müſsen, die ſich dieſer Offenbarungen, dieſer Wundergaben, dieſer Orakelausſprüche rühmten. Wir ſprechen hier *im Allgemeinen*, und können mit einzelnen Völkern, z. B. mit den Iſraeliten, durchaus keine Ausnahme machen, da in der Kulturgeſchichte der Menſchheit uns alle Völker *gleich* gelten müſsen, da die Kultur *aller* an die *nemlichen* Geſetze gebunden geweſen iſt, da die *Kriterien*, die wir für die Prüfung der Offenbarung und der damit verbundenen Umſtände aufſtellen werden, auf *alle* Offenbarungen der Vorwelt ohne Unterſchied, nur freylich *mehr oder minder*, paſsen, je nachdem der Grad der Kultur, den dieſes Volk in ſittlich-religiöſer Hinſicht bereits erreicht hat, gering oder bedeutend war.

Fetiſchismus war die erſte poſitive Religion geweſen; ſie war mit den einzelnen Stämmen und Familien

Digitized by Google

in das bürgerliche Leben und in die Staatsverfaſsungen übergegangen, und ſo wie die Obrigkeiten die Geſetze, als ein iſolirter Stamm, exekutirten, ſo war auch die Verwaltung des religiöſen Kultus, der Opfer u. dergl. einem iſolirten Stamme, den Prieſtern, zugefallen. So ſehr nun auch dieſe das Volk am Gängelbande der Sinnlichkeit führten, und für ihr Intereſse zu beſtimmen wuſsten, ſo hatten ſie *ſelbſt* doch öfters beſsere und reinere Begriffe angenommen, die ſie aber abſichtlich vor dem Volke verbargen. Doch auch dies ſcheint nicht bey allen der Fall zu ſeyn; denn daſs z. B. die Leviten keine myſteriöſe Religion für ſich hatten, ſcheint nicht in den Vorzügen der hebräiſchen Volksreligion gelegen zu haben, die Urſache war wahrſcheinlich die eigene Rohheit und Unwiſsenheit der hebräiſchen Prieſter, ſo daſs ſie die moſaiſchen Vorſchriften nicht einmal ſelbſt gehörig verſtanden, vielweniger eine von ihnen verſchiedne und höhere Prieſterreligion hätten aufführen ſollen. So ſehr nun aber auch dieſer Orden gewöhnlich vor dem Volke ſeine beſsern Begriffe verbarg, ſo konnte er doch nicht verhüten, daſs nicht durch die gröſsere Uebung und Entwickelung der niedern Kräfte des Menſchen, zu welcher in der bürgerlichen Geſellſchaft und in den mannigfaltigen Modificationen derſelben, (dem Ackerbau, dem Handel, den Künſten und andern Geſchäften) Stoff und Veranlaſsung genug war, das langſame Erwachen und die ſtufenweiſse Reife der höhern Kräfte eingeleitet und vorbereitet wurde. Zwar kann das Erwachen der Vernunft durch Prieſter lang aufgehalten und ihre Wirkſamkeit verdunkelt werden, aber endlich läſst ſie ſich doch nicht länger zurückdrängen, ſie erwacht und es regen ſich in dem Menſchen neue und höhere Bedürfniſse, die er vorher nicht kannte. In ihrem Gefolge werden die niedern Triebe und Leidenſchaften, (Furcht, Rache,

Zorn etc.) in ihre Gränzen zurückgewieſen, und für die höhern und beſsern Empfindungen, (der Dankbarkeit, Liebe, Achtung) öfnet ſich das menſchliche Herz. Durch die Begriffe, die bis jetzt im Umlaufe ſind, können nun aber dieſe höhern Bedürfniſse nicht mehr befriedigt werden, kaum daſs ſich die reifende Vernunft durch die Prieſter noch bey der herrſchenden Mythologie erhalten läſst. Sobald ihr aber, bey einmal gefühltem Bedürfniſse, etwas Beſseres *angeboten* wird, ſobald ergreift ſie es auch.

Da aber das Gefühl der höhern Bedürfniſse nur durch die Uebung der niedern Kräfte vorbereitet und möglich gemacht wurde, ſo muſs auch nothwendig der höhere und beſsere Unterricht, den der Menſch nun erhalten ſoll, ſich ganz an ſeine bisherigen Begriffe anſchlieſsen; das Neue muſs ihm unvermerkt *gegeben* werden, es muſs aber ganz natürlich aus den bereits bekannten Begriffen hervorzugehen ſcheinen. So finden wir denn oft in der herrſchenden Mythologie, in einem ſpätern Zeitalter, einige Verbeſserungen angebracht, die der reifere Verſtand vornahm, der aber noch nicht Kraft und Muth genug hatte, das *ganze* alte Religionsgebäude, das er bis jetzt ruhig bewohnte, zu antiquiren; er verbeſsert und berichtigt daher nur das Nothwendigſte; nur das, was ſich durchaus nicht mehr mit ſeinen richtigern Vorſtellungen vereinigen läſst, wird verändert, und gewöhnlich die bisherige Vorſtellung ſo *gedeutet* und geformt, daſs ihr ein beſserer und *ſpäterer* Begriff untergelegt werden kann. So kamen die *Allegorien* in die Mythologien des Alterthums; der menſchliche Verſtand wollte die *poſitive* Religion, an die er einmal gewöhnt war, die er unter einer höhern Auctorität promulgirt glaubte.

und von den Prieſtern mit Nachdruck vertheidigt ſah, nicht auf einmal abrogiren; was ſich vertheidigen und halten laſsen konnte, das lieſs er jetzt noch unberührt, was durchaus aber zu ſeinen, nun errungenen, beſsern Vorſtellungen nicht mehr paſste, das wurde allegoriſirt. Allegoriſirt wird alſo dann nur eine Volksreligion, wenn das Bedürfniſs des Menſchen das völlige Antiquiren derſelben nöthig machte; aus Schonung aber gegen ſie und aus Achtung gegen die höhere Auctorität, (die ihr nach der Lehre der Prieſter und nach der Meynung des Volkes zum Grunde liegt,) wird ſie blos den gegenwärtigen Begriffen durch eine *willkührliche* Deutung angepaſst; auch fühlt man es nicht, daſs man allegoriſirt, weil der menſchliche Verſtand eben in dieſer Periode ſeiner Thätigkeit noch kein Kriterium hat, um ältere und ſpätere Meynungen zu vergleichen, und ſo aus dem Geiſte der Vorwelt ſelbſt *den* Grad der religiöſen Kultur, der *damals* ſtatt finden muſste und der von dem gegenwärtigen ganz verſchieden iſt, gehörig abzuſondern.

Nun fragt es ſich aber, *wer* dieſe beſsern Begriffe, für die das Bedürfniſs der Menſchen ſpricht, mittheilen und dem Volke bekannt machen ſoll? Die Prieſter gewiſs nicht, die würden dabey gegen ihr eignes Intereſse verſtoſsen. Uebrigens, da die herrſchende Volksreligion unter der Auctorität der Nationalgottheit promulgirt und angenommen worden iſt, da ihre Symbole in den Tempeln verehrt werden, und ihr Blitz und ihr Donner in den Händen der Prieſter ruht: wer wird es wagen, das Volk zu beſsern Begriffen fortzuführen, und die poſitive Religion zu reinigen? — Die Geſchichte der Menſchheit zeigt, daſs es *einzelne* Männer, voll Kraft und Muth, waren, die ihr Zeitalter aus dem Schlummer weckten, und die, wenn ſie ihre Zeitgenoſsen reif

für das Gefühl der höhern religiöſen Bedürfniſse fanden, mit glücklichem Erfolge die beſsern Begriffe, die ſich in ihnen ſelbſt entwickelt hatten, mittheilten und weiter verbreiteten. Nicht daher bloſs in den Zeitaltern des gänzlichen *Verfalls* der Moralität, ſondern auch in den Perioden des ſtark gefühlten moraliſchen *Bedürfniſses*, das durch die Volksmythologie nicht völlig befriedigt werden konnte, traten ſolche einzelne weiſe Männer auf, und ertheilten ihre höheren *moraliſchen* Belehrungen. Doch da auch ſie, *durchaus im Geiſte ihres Zeitalters* angeſehen werden müſsen, ſo lehrten ſie im Namen der Nationalgottheit; eine hohe Weihe der Natur, ein gröſseres Maaſs von geiſtigen Kräften; ein glückliches Zuſammentreffen mehrerer Umſtände bey der Entwickelung und frühen Bildung dieſer Kräfte; ein feuriger Blick, der die Lücken in den herrſchenden Begriffen durchdrang und nicht eher befriedigt war, als bis er ſie, nach ſubjectiver Ueberzeugung, ausgefüllt hatte; eine ungewöhnliche Wärme für alles, was Sittlichkeit und Religion betraf (welches beſonders in *den* Zeitaltern auffallen muſste, die ſich durch ein groſses Sittenverderben auszeichneten); dies alles nun vereinigt in *einem* Manne, der nicht aus ſeinem Zeitalter und aus den herrſchenden Zeitbegriffen *herausgehoben*, ſondern nur mit jenen Anlagen und mit jener Bildung in *ſeinem* Zeitalter gefaſst und angeſehen werden ſoll; — in einem Manne, der ſeine Ueberlegenheit über die Prieſter ſeines Volks, d. h. über die Vormünder der ſittlichen Kultur ſeiner Nation, fühlt, und die tiefe Indolenz des gemeinen Haufens ſelbſt wahrnimmt; — in einem ſolchen Manne ſollte ſich nicht der Gedanke bilden können, darf *er* eben von der Nationalgottheit beſtimmt ſeyn,

Digitized by Google

beſsere Begriffe, deren ſein Zeitalter ermangelt, in Umlauf zu bringen, und ſie im Namen und auf Auctorität der Nationalgottheit, als ihr *unmittelbarer* Geſandter mitzutheilen? Er, als der unmittelbare Geſandte, von deſsen Sendung das Volk ſich durch den Geiſt, mit dem er ſpricht, und durch die Lehre, die er bekannt macht und mittheilt, überzeugt, ſollte nicht von dem Volke eine Stufe höher geſetzt werden, und höher geſetzt werden müſsen, als die Prieſter, die die *gewöhnlichen* Geſandten der Gottheit, und die *mittelbaren* Interpreten ihres Willens ſind? Sey's alſo auch immer, daſs dieſen Mann die Prieſter anfeindeten, da er ſich geradezu ihrem Intereſse entgegenſtellt, ſo werden ſie doch nichts gegen ihn ausrichten, denn das Volk neigt ſich auf ſeine Seite, und hört die Stimme der Nationalgottheit in ſeinen Ausſprüchen. Langſam müſsen die Prieſter, wenn ſie ihren Vortheil verſtehen, nachgeben, und ihr altes Syſtem ſelbſt etwas modificiren nach dem Geiſte der neuern Zeit.

Völker aber, die dieſer einzelnen unmittelbaren Geſandten der Gottheiten ermangelten, und deren moraliſch religiöſe Kultur unter der Vormundſchaft ihres Prieſterſtandes blieb, haben nie einen höhern Grad der Reife, als den des Kindheitsalters erreicht; auf *dem* Puncte, zu welchem *Brama* die Indier führte, ſind ſie ſtehen geblieben; der nemliche Fall iſt es mit *Sina*. Ohne jene einzelnen Männer wären keine beſsern religiöſen Begriffe unter den Völkern der Vorwelt verbreitet worden, und durch dieſelben iſt erſt die religiöſe Kultur der ſpätern Zeit, und ſelbſt *unſre* Reife, möglich geworden, darum ſind wir dieſen Männern unſre Aufmerkſamkeit und unſre Achtung ſchuldig, denn ſie haben die *Mittelglieder* der moraliſchen Kultur herbey-

geführt, ohne die die moraliſche Reife nie zur Vollendung ſich würde haben erheben können. Sey's alſo auch immer, daſs ſie in ihrem Zeitalter noch nicht alles enden konnten, ſey's immer, daſs auch in ihren Belehrungen ſich eine gewiſse *Stufenfolge* vorfindet, ſo thaten ſie doch, was ſie konnten; ſie erweiterten die Vorſtellungen, die ihren Zeitgenoſsen von Kindheit auf angebildet worden waren, und wenn ſie auch an dieſe ihre beſſern und richtigern anſchloſsen, ſo konnte doch ein ſpäteres, reiferes Zeitalter wohl die neuere Lehre von den ältern Vorſtellungen trennen. Dieſe Weiſen ſprachen daher im Namen der Gottheit, und waren ſelbſt, nach den damaligen Zeitbegriffen, überzeugt, daſs auf eine, ihnen ſelbſt unbekannte und unbegreifliche, Art, die Gottheit durch ſie ſpreche und auf ſie wirke; ſie belebten daher den Geiſt der Nation, *) und gaben ihr eine höhere Richtung; beſonders da ſie auf Moralität hinwirkten, und nur bey der Annahme ihrer beſsern Begriffe den Schutz und die Segnungen der Nationalgottheit, im Gegentheil aber auch Unglück und Strafen im Namen der Gottheit ankündigten. Oft gaben ſie treffende Winke (wie z. B. die iſraelitiſchen Propheten), daſs der ſinnliche Ceremoniendienſt verändert werden, und die Menge von Opfern wegfallen müſse, daſs überhaupt nur Sittlichkeit und Tugend, nicht aber Opfer und Gebräuche die Gottheit verſöhnen und den Menſchen ihr Wohlgefallen verſchaffen könne.

*) Was ich hier nur andeuten kann, habe ich in meiner *Kritik der Religionsphiloſophie und Exegeſe unſers Zeitalters*, §. 4. §. 9. §. 14. und §. 15. weiter aus einander geſetzt, welchen ich darüber nachzuleſen bitte. Ein wichtiger Abſchnitt *über Prieſter und Prieſterinnen der Wilden* verdient bey [illegible] Th. II. S. 453. ff. verglichen zu werden.

Das, was ſie alſo das Volk lehrten, war *Offenbarung;* denn es war Mittheilung deſsen, was das Volk bis jetzt noch nicht kannte und was es aus eigner Kraft auch nicht erringen konnte; es war frühere Mittheilung deſsen, was nur erſt ſpät und langſam der menſchliche Geiſt ſelbſt erreicht haben würde; und da ſie ſelbſt die mitwirkenden pſychologiſchen Urſachen, durch die ihr Geiſt eben dieſe Richtung nahm, ſich nicht erklären konnten, ſo waren ſie ſelbſt überzeugt, daſs, wenigſtens während der Augenblicke der Begeiſterung, ein höheres Weſen auf ſie wirke und durch ſie ſpreche, da dieſe Augenblicke auch ihnen *ſelten* waren, und ſie das, was während derſelben in ihnen vorging, nicht auf völlig lichte Begriffe, ſondern mehr nur auf dunkle Gefühle und ſtarke Ahndungen zurückführen konnten. Durch ſie wurde nun aber ein groſser Schritt in der religiöſen Kultur weiter vorwärts gethan. Denn wenn auch ein Volk bereits in den niedern Zuſtänden ſeiner Kultur Barden hatte, die die Volksmythologie durch Lieder fortführten und den erſten höhern Schwung in der Moralität bewirkten, ſo war doch die höhere Mittheilung beſserer Begriffe durch unmittelbare göttliche Geſandten erſt in den nähern bürgerlichen Verhältniſsen möglich. Denn während der niedern Grade der Kultur iſt bey einem Volke ſelbſt nicht einmal viel für die Fortbildung der Moralität zu thun; und jede wahre Offenbarung, die unſre Achtung in der Geſchichte der Vorwelt verdienen ſoll, muſs doch *auf moraliſchem Grund und Boden* angelegt ſeyn. Durch die Offenbarnng, die den Völkern widerfuhr, wurden nun zunächſt ihre unvollkommenen und dürftigen Begriffe über die Gottheit veredelt und berichtigt; Anfangs hatten die Gottheiten mit den Menſchen zugleich die Erde bewohnt; auch die Götter waren den Menſchen

ganz ähnlich geweſen, ſie hatten unter ſich in den nehmlichen Verhältniſsen geſtanden, wie jene; junge und alte, männliche und weibliche, ehelos, in geſchloſsner und wilder Ehe, wie jedesmal das Volk war, das ſich in einer Beziehung auf dieſe höhern Weſen dachte; auch ſie folgten, wie die Menſchen, ihren Leidenſchaften, und lebten in Feindſchaft oder in Frieden, kabalirten einander entgegen, oder arbeiteten gemeinſchaftlich zu einem Zwecke hin. Sie empfanden alles für die ſichtbaren Menſchen, was dieſe für einander empfanden; Liebe, Freundſchaft, Zorn, Widerwillen, u. dergl. Doch fand auch ein Unterſchied zwiſchen dieſen Gottheiten ſelbſt ſtatt, denn ſpäterhin waren Menſchen unter ſie aufgenommen worden, die eine Stufe *unter* den höhern Gottheiten ſtanden; es fanden daher Untergottheiten ſchon frühzeitig Statt; durch dieſe konnte man bey den höhern intercediren. — Je näher die Menſchen einander in der bürgerlichen Geſellſchaft rückten, je richtiger ihre Begriffe von Recht und Unrecht, von Sittlichkeit und Laſter wurden, je mehr wurden auch ihre Vorſtellungen von den Gottheiten berichtigt. So wie mehrere Stämme unter Ein gemeinſchaftliches Oberhaupt vereinigt wurden, ſo muſsten auch mehrere Klaſsen der höhern unſichtbaren Weſen unter Einem Regenten vereinigt werden; je mehr die Menſchen ſelbſt die gröbern thieriſchen Ausſchweifungen vermieden, um ſo mehr wurden auch ihren Gottheiten beſsere Handlungen untergelegt; der Regent konnte in ſeinem Staate nicht überall ſelbſt zugegen ſeyn, er hatte ſeine Diener und Boten, und behielt ſich blos die Ueberſicht des Ganzen vor; ſo auch die Götter; der Mythus ſagt, ſie verlieſsen die Erde, die ſie vormals mit den Menſchen zugleich bewohnt hatten; (d. h. der Fetiſchismus oder die herrſchende Volksreligion wurde nach und nach verbeſsert und berichtigt)

ſie hatten aber die Erde mit den Menſchen in dem Zeitalter der rohen, unwiſsenden Kindheit (der Mythus nennt es das *goldne* Zeitalter) zugleich bewohnt, wo man noch kein Bedürfniſs kannte, als das ſinnliche, das man ſogleich zu befriedigen ſuchte. Da die Gottheiten nun nicht ſelbſt mehr auf der Erde erſcheinen, oder ihre Erſcheinungen wenigſtens ſeltner werden, und blos bey auſserordentlichen Gelegenheiten möglich ſind, ſo ſenden ſie ihre Boten an die Menſchen, die theils ſelbſt Götter, (Merkur etc.) theils apotheoſirte Menſchen und Götterſöhne ſind, theils würdigen ſie auch einzelne Menſchen ihres nähern Umgangs und ihrer Mittheilung. Da der Olymp bevölkert wurde, ſo ſtiegen Genien und Engel zu den Menſchen herab; groſse, edle, kühne Menſchen waren durch die Mitwirkung und durch den Einfluſs einer höhern Kraft gezeugt worden, denn alles Auſserordentliche, Groſse und Uebernatürliche, alles was aus den gewöhnlichen, *damals* bekannten, Naturgeſetzen nicht abgeleitet und erklärt werden konnte, wurde auf die Rechnung der höhern Weſen gebracht. *Helden* alſo, *Regenten*, *Propheten*, *Barden* und *Religionsſtiſter* waren daher, im Geiſte der Vorzeit, ſolche *Götterſöhne*, und ſo ſah das griechiſche und hebräiſche Alterthum Genien und Engel, in Geſtalt ſchöner Jünglinge, herabſteigen und ſich mit den Jungfrauen verbinden, wodurch denn die Erſcheinung ungewöhnlich weiſer und ausgezeichneter Menſchen in religiöſer und bürgerlicher Hinſicht, nach den Begriffen des Alterthums erklärt wurde.

Je weiter aber der menſchliche Geiſt in ſeiner Bildung fortſchritt, um ſo mehr entfernte er ſich von der groben Volksmythologie. Die Erſcheinungen der Gottheiten

-heiten ſelbſt hören nach und nach ganz auf; ihre Boten erſcheinen nur in *auſserordentlichen* Fällen; das ſchnelle Entſtehen einer Peſt oder eines Unglücks, die unvermuthete Rettung aus einer groſsen Gefahr, wird vielleicht noch auf die Mitwirkung der Genien gebracht; nur noch im *Traume* wirken die unſichtbaren höhern Mächte auf die Menſchen; ihre Lieblinge (Helden, Religionsſtifter, Dichter etc.) werden durch Götterſöhne oder durch Engel erzeugt und während ihres Lebens unterſtützt. Daher der hohe Schwung ihrer Begeiſterung, die das Volk anſtaunt; daher die neue Wahrheit, die unter dieſer Geſtalt noch nicht auf der Erde gelehrt worden war; daher die ſtarke, kräftige Ahnung und Vorherſehung der Zukunft, und ihre Verzeichnung in hohen idealiſchen Bildern. Das Alterthum, einmal gewöhnt jede ungewöhnliche Handlung, jeden ſeltenen und auſserordentlichen Gedanken, durch das unmittelbare Mitwirken einer Gottheit zu erklären, war auch überzeugt, daſs die Gottheiten *beſondre* Menſchen auserwählt hätten, denen ſie ſich mittheilten; Menſchen nehmlich, denen die Natur ſchon eine hohe Weihe gewährt hatte, Menſchen mit groſsen Anlagen und Kräften, mit dem Sonnenſchwunge des Genies, das um ſo ſeltner, deſsen Aeuſserungen um ſo unerklärbarer waren, je weniger zweckmäſsig und völlig angemeſsen in der Vorzeit die Ausbildung und höhere Richtung groſser Naturanlagen ſeyn konnte. Bey allen dieſen groſsen Anlagen des Geiſtes war es aber doch unvermeidlich, daſs nicht die Phantaſie, beſonders im Orient, oft die Vernunft hätte überwiegen müſsen; Fremdlinge oder einzelne ausgezeichnete Menſchen in jeder Periode treten alſo auf und lehren, und wiſsen vielleicht in dem Augenblicke der Mittheilung, in den Momenten der Ekſtaſe ſelbſt nicht, was

Digitized by Google

mit ihnen vorgeht; die Bilder ihrer Einbildungskraft ſind ſtärker als die abſtracten Begriffe der Vernunft, die dem dunkeln Gefühle zum Grunde liegen; ſie können ſich die Bildung der neuen Begriffe nicht aus pſychologiſchen Gründen erklären, ſie können den Traum und die durch ihn bewirkten idealiſchen Vorſtellungen, die feinern Kombinationen deſſelben, nicht nach den allgemeinen Geſetzen des Denkens auflöſen; ſie zerhauen daher den Knoten, und ſchreiben dem neuen Gedanken, der ihrer Seele vorſchwebt, der Wirkung eines höhern Weſens zu. So treten denn einzelne, glücklich organiſirte, über die Lethargie ihres Zeitalters emporragende, Menſchen unter ihren Zeitgenoſsen auf; höhere Kenntniſse flieſsen von ihrem Munde; Erfindungen der Kunſt und Bequemlichkeit machen ſie ihren Zeitgenoſsen werth und theuer; ſie ſelbſt leiten nicht von ihren höhern Anlagen und dem glücklichen Zuſammentreffen mehrerer Umſtände die höhern Kenntniſſe her, die ſich in ihnen entwickeln; das hohe Beſtreben, ſie andern mitzutheilen, iſt ihnen nur durch die Dazwiſchenkunft und Mitwirkung eines höhern Weſens erklärbar, ſie ſehen ſich alſo *ſelbſt* als Abgeſandte der Gottheit an die Menſchen ihres Zeitalters an, und legen ſich ſelbſt die Vorherſehungsgabe bey.

Bey nicht gewöhnlichen Anlagen des Geiſtes, bey einem lebhaften Ahnungsvermögen, bey kühnen dichteriſchen und in einer leicht empfänglichen Phantaſie niedergelegten Bildern, bey einer richtigen Anſicht der gleichzeitigen Begebenheiten, läſst es ſich nun wohl erklären, wie dieſe Menſchen einen hellern und ſchärfern Blick, als ihre rohen und ſinnlichen Zeitgenoſsen, haben in die Zukunft thun können; es läſst ſich erklären, wie der Seher dieſen Blick thun konnte, ohne ſelbſt ſich das, was er dachte und ſagte, lichtvoll entwickelt zu haben; das, was

er ſagte, zeichnete er ins Ideal, er ſtellte es in ſymboliſcher oft dunkler Sprache dar (eine Folge der Begeiſterung;) und wuſste, wenn die Momente der Entzückung vorbey waren, oft ſelbſt nicht, was er eigentlich vorher verkündigt hatte. *Weiſsagung* oder *Orakelſpruch* iſt alſo *) keine beſtimmte Formel, die der Prophet auswendig lernte; kein Bild, das er, abgeriſsen von aller menſchlichen Faſsungskraft und dem Zuſammenhange, als gemalte Geſtalt irgend einer Sache oder Perſon ganz genau darſtellt. Weiſsagung iſt vielmehr ein *dunkles Symbol*, eine *ſtarke Ahnung* künftiger Zeit, die ſich entweder in eine trübe oder helle Ausſicht verliert, ein bedeutungsvoller Wink von dem, was da kommen ſoll, der um ſo zuverſichtlicher gegeben werden kann, je umfaſsender der Geiſt des Sehers die Wahrſcheinlichkeit zu berechnen und nach der Analogie auszuſpähen vermag, je mehr ſein heller, ſcharfſinniger Geiſt über die Stumpfheit, Trägheit, Sorgloſigkeit und Unbeſinnlichkeit ſeines Zeitalters hervorragt und weite Blicke um ſich wirft, ſtatt daſs der beſchränkte Verſtand des Zeitalters kaum gewahr wird, was vor den Füſſen liegt. Dieſe Ausſicht in die Zukunft kann entweder heller oder dunkler ſeyn, in Wünſchen und Verheiſsungen, oder in Vermahnungen, Warnungen und Drohungen beſtehen, und es kommt hier hauptſächlich darauf an, in welchen Zeitumſtänden der Prophet, welcher eine Weiſſagung gab, lebte und ſprach, in welcher Verbindung er jenes Bild oder jene Ausſicht darſtellte; denn er ſpricht jederzeit nur im Geſichtskreiſe ſeiner Zeit und nach den Veranlaſsungen, die er vor ſich fand. Daher dürfen auch ſeine Worte und Winke gerade nur ſo weit gedeutet wer-

*) Dieſe meiſterhafte Darſtellung verdanke ich D. Zieglern in Henkens *Magazin*. *Th.* 1. *S.* 57. *ff.*

den, als in der Geſchichte ſeiner Zeit und ſeiner Lage Veranlaſsung zu dem ächten Sinne derſelben gefunden wird.

Das Volk, dem dieſe Weiſsagung, dieſes Orakel in dem Augenblicke der Begeiſterung mitgetheilt wurde *), dachte ſich aber die Verbindung des Sehers mit dem unſichtbaren Weſen ſo enge, daſs ſeine Bruſt, während der Begeiſterung wenigſtens, als Aufenthalt der mit ihm ſo eng verbundnen Gottheit angeſehen wurde. Und wie wollte auch der unwiſsende Pöbel ſich einen richtigen Begriff von dieſem Zuſtande der Begeiſterung machen können, da nur einzelne Menſchen in jedem Zeitalter dieſe hohe Weihe der Natur, dieſe trefflichen Anlagen des Geiſtes erhalten können, mit denen ſich dann glücklich zuſammentreffende Umſtände noch vereinigen. — In den Zeiten, da Orakel und Weiſsagung entſtanden, waren ſie nicht an *einen* Ort, ſondern an die Perſon gebunden, die man für den Vertrauten der Gottheit hielt. Auch hatten ſie bey ihrem Anfange nicht die nachmalige berüchtigte Zweydeutigkeit, denn die erſten Seher waren nicht Betrüger, ſondern edle kräftige Menſchen, die an Anlagen und geiſtiger Kraft weit über ihr Zeitalter erhaben da ſtanden, die dem Schwunge ihrer Begeiſterung folgten und ihren Bildern eben das Helldunkel gaben, in welchem ſie ſelbſt die Zukunft dachten; früher waren die Orakel beſtimmt, denn man war noch roh genug, der Gottheit eine abſichtliche Unwahrheit, ohne daſs es ſie beſchimpfte, zuzutrauen. Man war alsdann vielmehr bemüht, die Gottheit durch Opfer und Geſchenke zu verſöhnen, und zu bewegen, daſs ſie doch nunmehr eine *wahre* Belehrung über die Zukunft mittheilen möchte.

*) Man vergleiche meine *Grundlinien zur pragmatiſchen Weltgeſchichte*. S. 125. f.

Als aber der Blick der Menſchen ſpäterhin heller wurde, als mit der Entwickelnng ihrer moraliſchen Anlagen und Kräfte auch ihre Gottheiten moraliſcher wurden, ſo befriedigte ſie die bloſse Entzückung des Sehers nicht; ſie maſsten ſich vielmehr an, die Vorherverkündigung zu prüfen, und den Orakelſpruch der Prüfung der Vernunft zu unterwerfen, die ſchon zu reif war, um nicht Unwahrheiten der Gottheit unwürdig zu finden. Demohngeachtet aber wollten ſich die Orakel erhalten und die Zukunft vorherverkündigen; da nun, beſonders bey *einigen* Völkern, die Prieſter die begeiſterte Perſon in ihr Intereſse zu ziehen gewuſst hatten, und die Orakelſprüche nach ihren Abſichten (und alſo nicht *zu moraliſchen Zwecken und zur Fortbildung der ſittlich-religiöſen Kultur der Menſchheit*) leiteten: ſo wurden die letztern zweydeutig, um ihre Urheber nicht in zu groſsem Verdacht eines unmoraliſchen Betruges zu bringen, bis ſie endlich ſich nicht länger vor dem Lichte der fortſchreitenden moraliſchen Kultur halten konnten, und überall nach und nach verſtummten.

Ohngeachtet nun die Prieſter faſt bey allen Völkern die Orakel an ſich zu ziehen gewuſst hatten, (man erinnere ſich an das *Urim und Thummim* der Iſraeliten, an das Orakel des *Jupiter Ammon*, an die *ägyptiſchen*, beſonders durch die göttlichen Ochſen, an das *aramäiſche* Orakel der *Aſtaroth*, an die zu *Delphi*, zu *Dodona*, zu *Epheſus* und an die Höhle des *Trophonius*,) ſo konnten ſie doch nicht verhindern, daſs nicht einzelne Weiſe ſich als Geſandte der Gottheit ankündigten, und in ihren Namen ſprachen. Dies waren die *Propheten* der Iſraeliten; die *Religionsverbeſserer* der übrigen aſia-

tiſchen Völker, ein *Zoroaſter*, *Brama*, *Confucius*, *Mohammed;* und die *Philoſophen* der Griechen und Römer, die, nur durch einen andern Gang der Darſtellung ihrer Begriffe, ſich von jenen unterſchieden. Die Belehrungen, die durch dieſe Männer in ihrem Zeitalter verbreitet wurden, waren nun moraliſchen Inhalts, und bezogen ſich auf Sittenverbeſſerung und Mittheilung richtigerer Begriffe über das Verhältniſs der Menſchen zur Gottheit und über die Zukunft. Sie hatten auf die Prieſterreligion und Volksmythologie den bedeutendſten Einfluſs, aber die Prieſter konnten ſich gewöhnlich ihnen nicht mit Glück widerſetzen, weil jene die auſserordentlichen Geſandten der Gottheit waren, und das Volk an ihren Lehren hing. Selbſt die Könige, die gewöhnlich die Organe der Prieſter waren, muſsten ihr Anſehen fürchten, denn mit männlichem Sinn ſprachen ſie gegen den Deſpotismus und die Ausſchweifungen ihrer Zeit.

Das was ſie alſo lehrten und mittheilten, war auf moraliſchem Grund und Boden angelegt, und eine Offenbarung von Wahrheiten und Begriffen, durch welche die Tugend und ſittliche Vervollkommnung ihres Zeitalters bewirkt werden ſollte. Dieſe Menſchen paſsten daher ganz zu dem Plane der erziehenden Vorſehung, die langſam und ſtufenweiſs das menſchliche Geſchlecht zu lichtern und beſſern Begriffen fortführt; und indem ſie die Menſchen dem Zeitalter entgegenführte, wo ſie ſelbſt nach Grundſätzen würden handeln können, ohne der Gefahr, ſich zu verirren und ihr moraliſches Ziel zu verfehlen, ausgeſetzt zu ſeyn, ſo waren dieſe Offenbarungen, *die Veranſtaltungen der Erziehung der Vorſehung, die Menſchen aus der nothwendigen, aber unverſchuldeten, moraliſchen Unmündigkeit heraus, und ſie*

Digitized by Google

durch die, der jedesmaligen Faſsungskraft und den Bedürfniſsen eines Zeitalters angemeſsne, Belehrung dem moraliſchen Endzwecke der Welt entgegen zu führen. Sie hörten auf, als die menſchliche Vernunft reif genug geworden war, um die Begriffe, die ihr jetzt nur durch einzelne Weiſe mitgetheilt worden waren, ſelbſt aufzufinden und feſtzuhalten; keine Offenbarung hat daher alſo etwas mitgeheilt, was nicht der menſchliche Geiſt, durch eigne Prüfung und durch ſeine Fortſchritte in der ſittlich-religiöſen Kultur ſelbſt hätte auffinden können; nur daſs ſie dies früher und zu einer Zeit gab, wo der menſchliche Geiſt zu dem eignen Auffinden noch nicht reif, die Verbreitung dieſer mitgetheilten Wahrheit aber von den wichtigſten Folgen für den Fortſchritt der Kultur war. Jede Offenbarung daher, die *nicht* auf moraliſchem Grund und Boden angelegt war, iſt falſch, und hielt die Kultur der Menſchheit auf. Wahre Offenbarungen aber, d. h. Mittheilung von Begriffen über *moraliſche* Gegenſtände durch einzelne Menſchen, ſind wichtige und wohlthätige Erſcheinungen in der Kultur der Menſchheit, und waren das Vehikel, durch das richtigere Begriffe früher unter den Menſchen verbreitet wurden. Wenn nun dieſe Mittheilung moraliſcher Begriffe, um ihnen bey dem ſinnlichen Theile des Zeitalters Eingang zu verſchaffen, von auſserordentlichen Naturbegebenheiten begleitet wurde, die aus den *damals* bekannten Naturgeſetzen nicht erkläret werden konnten, ſo können dieſe Wunder nur inſofern *hiſtoriſch* für *wahr* anerkannt werden, in wiefern durch ſie *moraliſche* Begriffe bey ihren Zeitgenoſsen in Umlauf kamen, denn blos für dieſen Zweck kann die Gottheit Ereigniſse veranſtalten, die ein ſinnliches Zeitalter aus dem Schlummer wecken, und indem ſie nicht in

ihren Urſachen von ihm begriffen werden und aus der ihm bekannten Ordnung der Natur nicht erklärt werden können, das Vehikel ſind, ſeine Aufmerkſamkeit auf die moraliſchen und höhern Begriffe hinzuleiten, die in ihrer Begleitung mitgetheilt und bekannt gemacht werden.

Die Offenbarungen vermindern ſich aber und hören in der Kulturgeſchichte gänzlich auf, je näher der Menſch dem Zeitalter kommt, wo er aus der moraliſchen Unmündigkeit heraustreten und nach Grundſätzen handeln ſoll; der nemliche Fall war es mit den Wundern; je mehr der menſchliche Geiſt die ſeltnern und auſserordentlichen Naturbegebenheiten auf gewiſse allgemeine Geſetze zurückführen lernte, je weiter er alſo in ſeiner Kultur fortſchritt, um ſo mehr verminderten ſie ſich, und gehören daher blos in die niedern Perioden der moraliſchen Kultur, durch die die höhere und ſpätere Reife des Menſchen eingeleitet und der Knabe zum Jüngling und Mann erzogen wurde, wo er denn das Elementarbuch der Kindheit antiquiren und ſich an die reifern, nun errungnen Begriffe halten kann und ſoll.

Dies *Veralten* früherer religiöſer Begriffe iſt aber in der moraliſchen Welt eine zu merkwürdige Erſcheinung, als daſs ſie ganz übergangen werden könnte. So wie nach der Teleologie der Natur alles *periodiſch* blüht, gedeiht und reift, ſo iſt dies auch der Fall mit den Erſcheinungen, die unter der Teleologie der moraliſchen Welt ſtehen. Ihre Geſetze können nicht auf einmal, ſondern ſucceſsiv realiſirt werden, und der Geiſt des Menſchen muſs durch niedre Perioden der Bildung zu höhern und reifern Perioden fortgeführt werden. Die frühern Begriffe, die, in religiöſer Hinſicht, unter dem Volke herrſchten, ſie mögen nun an bloſse mündliche Traditionen, oder an gewiſse Urkunden gebunden ſeyn, reichen in ſpätern Zei-

ten nicht mehr hin, die ſittlichen Bedürfniſse des Menſchen zu befriedigen. Begierig faſst er daher den Unterricht des Propheten auf, und *verbindet* Anfangs die neuere beſsere Lehre mit den Vorſtellungsarten, an die er bisher gewöhnt war. Aber dieſes Verbinden iſt nur ein Hülfsmittel für eine kurze Zeit; er hat nemlich jetzt Begriffe aufgenommen, die mit ſeinen vorigen geradezu im Widerſpruche ſtehen, und wo er durchaus, *um mit ſich einig zu werden*, jene oder dieſe antiquiren und aufgeben muſs. Nach den Geſetzen nun, an welche der Fortſchritt des menſchlichen Geiſtes gebunden iſt, werden die ältern Begriffe proſcribirt und wenn auch dies nur langſam geſchehen und immer noch manches, aus Vorliebe für ſie, von denſelben beybehalten und in eine gezwungne (durch Allegorie hervorgebrachte) Verbindung mit den neuern und beſsern Vorſtellungen gebracht werden ſollte; ſo iſt doch ſchon einmal der Anfang gemacht, auch in der poſitiven Religion und in der Volksmythologie mehrere Begriffe zu antiquiren, die bereits veraltet ſind und ſich an dem Lichte einer beſsern Kenntniſs nicht länger halten und fortführen laſsen.

Dieſes Antiquiren früherer religiöſer Vorſtellungen geht aber um ſo leichter von ſtatten, wenn dieſe Begriffe noch nicht *ſchriftlich* aufbehalten, ſondern blos mündlich fortgepflanzt worden ſind; unvermerkt giebt man ſie auf, und ſelbſt der Prieſterſtand gewöhnt ſich dann allmählich an beſsere Begriffe; ſind aber dieſe Vorſtellungsarten in heilige Urkunden niedergelegt, ſo hat ihr Antiquiren mit ungleich gröſseren Schwierigkeiten zu kämpfen; denn die Prieſter hängen allezeit an dem Buchſtaben, und wenn ſie auch ſelbſt eine von der Volksmythologie verſchiedne *myſteriöſe* Religion haben ſollten, ſo dringen ſie doch mit aller Wärme und mit allem Nachdruck, den ſie nur

im Namen der Nationalgottheit behaupten können, auf die Beybehaltung der ältern Begriffe, und da dieſe auf höhere Auctorität gegeben ſind, ſo würde es ihnen auch gelingen, wenn nicht die Propheten, oder die auſserordentlichen Geſandten, das Volk, im Namen der nehmlichen Gottheit, zu beſſern und richtigern Begriffen fortführten. Nun verſucht man zuerſt, da die grammatiſche Erklärung alter Schriften noch in der Wiege liegt, durch das Hineintragen eines beſſern und ſpätern Sinnes in die Worte der ältern Urkunden, ſie ſo zu deuten, daſs die neuere Vorſtellung auch in ihnen gefunden wird; dieſe allegoriſche Deutung älterer Religionsurkunden iſt ein Palliativmittel auf eine Zeitlang, bis neuere und ſpätere Lehrer auftreten, und das Volk wieder einen Schritt weiter fortführen; dann muſs endlich das Volk, ſo ſchwer es auch daran geht, die ältern Urkunden, das frühe Elementarbuch als unzureichend *ganz* antiquiren, oder wie *Leſsing* ſagt, zu dem Spielzeuge der Kindheit legen, denn in dem Kampfe, den die Auctorität der alten Urkunden mit den richtigern moraliſchen Reſultaten der ſpätern Zeit beginnt, muſs, zur Ehre der Vernunft und zum Beſten der Menſchheit, der Sieg doch endlich auf der Seite der letztern ſeyn. Sobald aber Völker der ſpätern Lehrer und der wiederholten Fortbildung in der moraliſchen Kultur ermangeln, ſobald bleiben ſie auch bey dem *erſten* Schritte, bey der allegoriſchen Interpretation der alten Urkunden, die allezeit der völligen Antiquirung derſelben vorausgeht, ſtehen; ſo z. B. ſehen wir die Indier noch ihren *Vedam*, die Hebräer noch ihren *Moſes*, die Perſer ihre *Zendbücher* allegoriſch erklären, und wie lange haben nicht die ſpätern Griechen in ihrem *Homer* die ganze Weisheit und religiöſe Kultur gefunden, die ſie doch nur erſt durch Allegorie in ihn hinein erklären muſste.

Daſs alſo religiöſe frühere Begriffe in ſpätern Zeiten antiquirt werden müſsen, iſt eine Folge der fortſchreitenden Aufklärung der Menſchheit in moraliſcher Hinſicht, und ſelbſt geoffenbarte Religionen ſind dieſem Schickſal unterworfen *), in wiefern nehmlich auch Offenbarungen nur in einer gewiſsen Stufenfolge die höhere Kultur und moraliſche Reife der ſpätern Zeit einleiten und vorbereiten, und in *dem* Zeitalter, in welchem ſie mitgetheilt und den Menſchen zum erſtenmale bekannt gemacht werden, mit dem Maaſse der Geiſteskultur, das dieſes Volk eben jetzt beſitzt, in der innigſten Verbindung ſtehen müſsen. Nach den ewigen Geſetzen alſo, nach welchen die moraliſche Bildung der Menſchheit nur ſtufenweiſs und langſam reift, erfolgt das Antiquiren der poſitiven Religionen der Vorzeit in dem Zeitalter der höhern moraliſchen Reife. Uebrigens *waren alle poſitive Religionen des Alterthums aufs innigſte mit der Staatsverfaſsung verbunden, und nur gewöhnlich durch eine bedeutende politiſche Veränderung konnte die moraliſche und religiöſe Fortbildung vorbereitet werden; darum finden wir gewöhnlich Religionsſtifter oder Religionsverbeſserer kurz* **vor** *oder gleich* **nach** *dem Eintritte der Umbildung einer bürgerlichen Verfaſsung.* Man denke an *Brama*, *Confucius*, *Zoroaſter*, *Moſes*, *Socrates*, *Jeſus*, *Mohammed* etc. Die Umſtände, die zu der Fortbildung der bürgerlichen Verfaſsung hinwirken, führen auch gewöhnlich eine Umbildung in religiöſer Hinſicht herbey. —

*) Man vergleiche Eichhorns *Bibliothek der bibl. Lit.* *Th.* 5. *S.* 234. *f.* und meine *Kritik der Religionsphiloſophie* etc. *S.* 44. *ff.*

Genau müſsen aber in der Kulturgeſchichte der Vorwelt die Fortbildungen und Verbeſserungen der *Volksreligion* von der *Privatreligion* einiger wenigen Menſchen oder Stämme unterſchieden werden. So war die Prieſterreligion gewöhnlich nur das Eigenthum einzelner Menſchen, und die Begriffe, die wir bey dieſem Stamme finden, dürfen wir nicht als allgemein verbreitet in dem damaligen Zeitraume anſehen. So wenig wir auch die ägyptiſche Prieſterreligion näher kennen, ſo hatten doch auch die Prieſter der Indier, der Sineſen etc. ihre geheime Weisheit, und *Myſterien* ſind faſt ſo alt als die menſchliche Kultur ſelbſt; d. h. es gab von jeher Menſchen, die durch höhere Kenntniſse und gröſsere Talente ſich vor ihren Zeitgenoſsen auszeichneten; ſie hielten ſich zuſammen und ſonderten ſich von dem groſsen Haufen ab; durch Prüfung der Fähigkeiten des Verſtandes, auch durch körperliche Fertigkeiten ſtand dem, der dieſe Prüfungen beſtand, die Aufnahme in die Myſterien offen; ſo finden wir ſchon bey dem *Orpheus* gewiſse Myſterien, die nie in Griechenland ganz aufgehört haben, wenn ſie gleich hier ein anderes Kolorit erhielten, und wahrſcheinlich auch, wegen des *hier* ganz eigenthümlichen Verhältniſses der Religion zum Staate, einen andern *Zweck* hatten, als im Oriente; im Oriente machten Prieſter und Regenten ihres Vortheils wegen gemeinſchaftliche Sache und die Myſterien waren für die Könige und Prieſter das unſichtbare Vehikel einer vereinigten Wirkſamkeit; Religion und Staatsverfaſsung knüpfte hier das innigſte Band. Dies war nun in *dem* Grade nicht der Fall in Griechenland; die Staatsverfaſsung bedurfte hier nicht ſo der Religion, um aufrecht erhalten zu werden, als wie im Oriente; die Volksreligion lag ſchon den Zwecken des Staates etwas entfern-

Digitized by Google

ter, wenn man ihr gleich auch ſpäterhin noch die frühere gemeinſchaftliche Abſtammung und nähere Verbindung, wenigſtens doch in den allgemeinen *Volksfeſten*, anſah; in republikaniſchen Verfaſsungen, wie z. B. in Griechenland und Rom, hatten die Prieſter, zwar immer verhältnifsmäſsig, Anſehen genug bey dem gemeinen Haufen, aber doch bey weitem nicht *die* Auctorität, die ſie in deſpotiſchen, beſonders orientaliſchen Staaten, erreicht hatten. Die Myſterien der Griechen waren daher wahrſcheinlich mehr zu *politiſchen* als zu religiöſen Zwecken angelegt; ſie waren mehr beſtimmt einer Parthey ſtill entgegen zu arbeiten und hingen bald vom Intereſse der Ariſtokraten, bald der Demokraten ab. Wenigſtens konnte bey den Myſterien, in welche Alcibiades aufgenommen wurde, nicht religiöſe Fortbildung der *nächſte* Zweck ſeyn. —

Die Volksreligion, als ſolche, bedarf ſtets einer Verbreitung ihrer Lehren auf Auctorität und eines ſinnlichen Kultus, der mit den Lehren, durch ein mehr oder minder enges Band verbunden iſt. Soll nun alſo die Volksreligion verbeſsert werden, ſo muſs der Fetiſchismus, der rohe, ſinnliche Bilderdienſt, mit ſeinen mannifaltigen, ſinnlicheu Symbolen antiquirt, die Opfer abgeſchafft, und die Prieſter in Lehrer des Volks umgebildet werden. Die Lehren ſelbſt müſſen zwar noch immer auf Auctorität mitgetheilt und angenommen werden, dieſe Auctorität wird aber um ſo reiner und höher, je würdiger die Begriffe von der Gottheit ſind, auf deren Auctorität die neue Lehre promulgirt wird. Der ſinnliche Kultus kann und muſs auch veredelt werden, je nachdem die beſsern Empfindungen die Oberhand gewinnen über die niedrigen und unreinen; zu dieſen Fortſchritten der Volksreligion, zur Antiquirung des gröbſten Fetiſchismus, wurde nun bey den meiſten Völkern,

während dieſer Periode noch, der Grund gelegt, die höhere Entwickelung derſelben aber fällt in die folgenden Zeitalter. Noch immer blieb ſie ein Konvolut von mündlichen Ueberlieferungen und von Mythen, die bald hiſtoriſchen, bald philoſophiſchen Urſprungs waren; und eine ungeheure Maſse von Gebräuchen betäubte die Sinnlichkeit des ungebildeten Menſchen.

Doch die Fortſchritte der *Privat*- oder *philoſophiſchen Religion*, die genau von der herrſchenden Volks- oder *poſitiven* Religion unterſchieden werden muſs, verdienen auch noch eine kurze allgemeine Ueberſicht bis wir ſie im Einzelnen bey den verſchiedenen Völkern in ihren mannigfaltigen Abſtufungen und Entwickelungen näher kennen lernen und charakteriſiren werden. Hier werden wir denn finden, daſs *Philoſophie* und *Privatreligion* aufs innigſte vereinigt geweſen ſind, und daſs, in wiefern alle Philoſophie mit den *höhern Unterſuchungen* über Weltall, Gottheit, menſchliche Seele und Fortdauer des Menſchen nach dem Tode begonn, (welche *Ideen* auch mehr oder minder hell der Volksreligion zum Grunde lagen) eben das Intereſse an dieſen groſsen Gegenſtänden, den menſchlichen Geiſt veranlaſst habe zu philoſophiren. Die Erde, ihr Umfang und ihre Beſchaffenheit brachte ihn zu mathematiſchen Unterſuchungen; die Himmelskörper auf ähnliche Unterſuchungen und auf aſtronomiſche Reſultate, aus denen die erſte *Privatreligion*, der *Zabäismus* hervorging. Das Daſeyn der vorliegenden Welt, die Schöpfung derſelben erregte beſonders den Forſchungsgeiſt des jugendlich philoſophirenden Verſtandes, und die mislungenen Verſuche und Verirrungen eines *Thales*, *Anaximander etc.* lehren es, wie weit man noch in Rückſicht auf etwas gereinigtere Begriffe über

Weltanfang, Welturſache und über die Beſtimmung des menſchlichen Geiſtes zurück war. Demohngeachtet muſsten dieſe Verirrungen vorausgehen, ehe die erſtern, würdigern und beſsern Vorſtellungen, die eine *natürliche* Religion (die aber *nie* poſitive oder Volksreligion werden kann, ſondern allezeit Privat- oder philoſophiſche Religion bleiben muſs *),) begründen können. Man würde ſich aber ſehr irren, wenn man von den einzelnen Männern, die in frühern Perioden ſich zu beſsern religiöſen Begriffen, durch ſubjectives Beſtreben, emporſchwangen, auf die Reihe ihrer Zeitgenoſsen einen Schluſs machen wollte. Neben einem *Thales, Pythagoras, Socrates, Cicero,* herrſchte die gröbſte Mythologie und der ſinnlichſte religiöſe Kultus.

Von der Wahrnehmung der Geſetz- und Zweckmäſsigkeit in der Natur, die ſchon den Zabäismus, die erſte philoſophiſche Religion, veranlaſst hatte, war der Schluſs auf *Einen* Welturheber leicht; aber auch hier ſollte der menſchliche Verſtand nur ſtufenweiſs weiter vorwärts dringen, und nur erſt nach mannigfaltigen Verirrungen die Spur der Wahrheit finden. Die erſte Philoſophie des Menſchen, die nur einige Schritte über die Volksreligion, über den Fetiſchismus, erhoben daſteht, war bloſser Materialismus, und wenn man ſich auch die Seele des Menſchen von der gröbern Hülle des Körpers etwas verſchieden dachte, ſo wurde das denkende Subject doch immer nur als eine feinere Materie gedacht, und auch der Welturheber muſste materiell ſeyn. Da nun ſchon eine höhere Richtung des menſchlichen Geiſtes dazu gehört, um eine *von der Welt,* als Einem Ganzen, *verſchiedne* Urſache

*) Den Beleg zu dieſer Behauptung findet man in meiner *Kritik der Religionsphiloſophie etc.* §. 10. beſonders *S. 254. ff.*

als Urheber derſelben zu denken, ſo war die erſte Philoſophie über Gott nothwendig *Pantheismus*. Die Natur war ewig in ſich ſelbſt und durch ſich ſelbſt; und in ihr lag das belebende Princip, das man Weltſeele eben nach der Analogie nannte, wie man in dem Menſchen die gröbere und die feinere Materie unterſchied. Die Betrachtung der Natur als Eines Ganzen, führte hin auf eine Urſache derſelben, die in ihr ſelbſt enthalten, und dem Weſen nach nicht von ihr unterſchieden iſt.

Werden nun dieſe philoſophiſchen Unterſuchungen einzelner denkender Menſchen bekannter, ſo nimmt zwar auch das Volk, in ſeine poſitive Religion, auf Auctorität den Begriff eines Einigen Welturhebers auf, da es ſchon gewohnt iſt, eine Nationalgottheit zu denken, die nun zugleich über die Schutzgottheiten anderer Völker erhoben, und als die *höchſte* Gottheit dargeſtellt wird; (*Jehova, Jupiter etc.*) der Pantheismus aber ſelbſt, in wiefern er auf phyſiſchen Unterſuchungen und Schlüſsen beruht, kann nie Volksreligion werden, und die Gottheit, die aus dieſem pantheiſtiſchen Syſtem in die poſitive Religion übergeht, wird hier ſogleich nationaliſirt, ſo daſs ihr ſelbſt Untergottheiten beygelegt werden; bloſs ſo viel wird durch die Aufnahme dieſes Begriffs in die Volksreligion gewonnen, daſs an die Spitze der verſchiednen Gottheiten, die man gewöhnlich in Klaſsen gebracht hat, Eine *höchſte* Gottheit geſtellt wird, die *alles* hervorbrachte und ihre Eigenſchaften beſonders dieſem Volke offenbart hat, indem ſie nach dem Willen der Prieſter, zur Nationalgottheit erhoben worden iſt.

Daſs aber die erſte Philoſophie Pantheismus geweſen und von dem Materialismus ausgegangen ſey, wird jeder zugeſtehen, der die erſten griechiſchen Philoſopheme

der

der joniſchen Schule näher kennen gelernt hat. Eben ſo mangelhaft als die Pſychologie, Phyſik und Theologie der erſten Philoſophen war, die ſo genau, durch die herrſchenden Begriffe *über die Materie*, zuſammenhingen, war auch ihre *Ethik*. So wie ihre Phyſik blos in einzelnen Bemerkungen über die Producte der Natur und den Lauf der Geſtirne beſtand und einſeitige Kosmogonien hervorbrachte, ſo beſtand ihre Ethik auch blos aus fragmentariſchen moraliſchen Sentenzen. Dieſe Gnomenſprache, die mitgetheilten Maximen erregen aber in ihrem Zeitalter Aufſehen und begründen die *Volksmoral*, die nie, ſelbſt ſpäterhin nicht, ein *Syſtem* ausmachen kann, ſondern allezeit in einzelnen abgeriſsenen, unzuſammenhängenden, obgleich nach und nach *verbeſſerten*, Sentenzen beſteht. Solche Gnomen lagen der Ethik der ſogenannten ſieben griechiſchen Weiſen zum Grunde, bey denen man wohl vergeblich nach einer tiefen Weisheit und einem vollſtändigen philoſophiſchen Syſteme, in welcher Rückſicht es auch ſey, ſelbſt den *Pythagoras* nicht ausgenommen, ſuchen dürfte. Auf ſolchen Sentenzen beruhte die Volksmoral, die *Brama*, *Confucius*, *Zoroaſter* ihre Völker lehrten: der Dekalogus, und die ganze jüdiſche Gnomologie, ſelbſt in den ſpätern Zeiten ihrer höhern Kultur, iſt Beleg dazu, und *Jeſus* und *Mohammed* haben eben ſo wenig, als die übrigen aſiatiſchen Religionsſtifter ein Moral*ſyſtem* gelehrt, ſondern, blos an populären, einzelnen Ausſprüchen und Sentenzen lief ihre *practiſche* Verbeſserung der vorgefundenen Volksreligion hinab. Und eben dadurch wurden ſie *Volkslehrer* und Reformatoren der poſitiven Religion; durch Aufſtellung eines neuen Mo-

ralſyſtems hätten ſie blos auf die Kultur der Privat-religion hingewirkt, die aber in jedem Zeitalter ganz von der herrſchenden Volksreligion verſchieden war. Der Einfluſs ihrer Lehren und die Folgen ihrer Erſcheinung würden dann zwar immer in der geſammten Geſchichte der moraliſchen Kultur der Menſchheit gewürdigt werden müſsen, aber ihre Syſteme würden eben ſo gut durch jüngere und beſsere moraliſche Principien antiquirt worden ſeyn, wie dies Schickſal die Syſteme eines *Plato* und *Ariſtoteles* traf; übrigens ſcheint auch *im Oriente* überhaupt die *ſyſtematiſche* Behandlung der wichtigſten Angelegenheiten und Zwecke der Menſchheit nicht erwartet und geſucht werden zu müſsen; denn früher kannte der Orient gar kein Syſtem, als aber die ſpätern Griechen über das weſtliche Aſien und Aegypten ihre Lehren und Syſteme verbreiteten, ſo machten auch Orientaler den Verſuch zu ſyſtematiſiren; wie einſeitig er aber ausgefallen und miſslungen ſey, ſieht man in dem Syſteme der Kabbaliſten und der Neuplatoniker. Durch die Veredlung und Fortbildung der Volksmoral, wenn es gleich auch nur durch Gnomen und einzelne Sentenzen geſchah, wurde doch viel für die Kultur der Menſchheit gewonnen, indem der gröſsere Theil derſelben durchaus für Speculation und Zurückführung auf Principien keine Empfänglichkeit hat, ſondern die Wahrheiten, die er annehmen ſoll, in einem leichten Gewande, und mit der möglich gröſsten Popularität vorgetragen verlangt. In der ſtufenweiſen Entwickelung und Fortbildung moraliſch - religiöſer Begriffe werden daher die Verdienſte jener Religionsſtifter oder Verbeſserer der Volksreligion immer bleibend ſeyn und eine gehörige Würdigung verdienen. *Sorgfältig muſs die Verbeſſerung der Volksmoral oder der poſitiven Religion*

unterſchieden werden, von den iſolirten Verſuchen einzelner Männer, durch Speculation zu eigentlich philoſophiſchen Reſultaten zu gelangen. Privatreligion, durch philoſophiſche Unterſuchungen für einzelne wenige hinreichend, iſt *in jeder Periode* von der Volksreligion verſchieden geweſen; natürlich, daſs in *den* Zeiten, wo die Volksreligion ganz mangelhaft und unvollkommen war, auch die philoſophiſche Religion nicht viel höher ſtehen konnte, und daſs eben der Unterſchied zwiſchen der Privatreligion der ägyptiſchen Prieſter und der Akademie ſtatt finden muſste, der ſich zwiſchen dem Thierdienſt der Aegypter und der, mit Plato gleichzeitigen, griechiſchen Mythologie vorfand. — Der *Atheismus* im neuern Sinne des Wortes, als eine eigentliche philoſophiſche Denkart, fällt durchaus nicht auf die Philoſophie dieſes Zeitalters; das, was man ſpäterhin in der Geſchichte der philoſophiſchen Meynungen dieſer Zeit mit dieſen Namen geſtempelt hat, war eigentlich Pantheismus, und eine Verirrung des jugendlichen menſchlichen Verſtandes, der ohne gehörige Hülfsmittel ſchon frühzeitig über die wichtigſten Angelegenheiten unſers Geſchlechts aufgeklärt ſeyn wollte.

Die Philoſopheme über *zwey Principe*, über ein gutes und böſes, die wir aus der Privatreligion der aramäiſchen Weiſen und aus den Grundſätzen des *Zoroaſters* in die Volksreligion übergehen ſehen, ſcheinen in ihrer höhern Vollendung mehr dem kommenden Zeitraume anzugehören, da Zoroaſter, der dieſen Lehren den philoſophiſchen Anſtrich gab, wahrſcheinlich erſt unter Darius lebte; daſs aber die erſten Lineamente zu

dieſer Meynung ſchon früher bereits vorhanden waren, ſcheint aus den Philoſophemen zu erhellen, die die Juden aus dem Exil, unter Cyrus Regierung, mit zurückbrachten. Vielleicht, daſs alſo in dem frühzeitig ſchon kultivirten Aram dieſe Meynung durch ihren Prieſterſtand, der unter dem Namen der *Chaldäer* bekannt iſt, verbreitet worden war und durch den baſtrianiſchen Zoroaſter, der, als dieſe Reiche durch die Perſer zu Einer Oberherrſchaft vereinigt worden waren, in Aram leicht ſich bilden und dann in Perſien als Reformator der Volksreligion auftreten konnte, von hier entlehnt und weiter ausgebildet wurde. Denn die Volksreligion, die er in Perſien lehrte oder nur verbeſserte, war, ſo wie *alle* aſiatiſche poſitive Religionen des früheſten Alterthums, blos Staatsreligion und auf *dieſe* bürgerliche Verfaſſung, auf dieſe Satrapenregierung berechnet, die, als die bürgerliche Verfaſsung dieſes Reiches ſank, als Volksreligion nothwendig auch ihre Sanction und ihre Wirkſamkeit verlieren muſste.

Es fragt ſich aber nun, wie man auf die Lehre von zwey Principien hat kommen können? — Nach dem Gange der Entwickelung des menſchlichen Geiſtes zu urtheilen, ſcheint das Auffinden *dieſer* Meynung ihm näher zu liegen, als man vielleicht glaubt. Die Anſtalten zur Glückſeligkeit der Lebendigen auf der Erde, die Betrachtung der Natur, beſonders unter Arams ewig heiterm Himmel, muſsten nothwendig den menſchlichen Verſtand, ſobald er nur etwas durch Kultur ſich von den erſten kindiſch-ſinnlichen Begriffen losgewunden hatte, (und dies war in dem frühzeitig kultivirten Aram eher möglich, als in dem übrigen weſtlichen Aſien) auf den Gedanken eines guten, verſtändigen und mächtigen Weſens führen, dem dieſe ordnungsvolle Welt ihre

Einrichtung verdankt. Selbſt die Fragmente von Kosmogonien, die *Beroſus* (deſsen Glaubwürdigkeit ſonſt eben nicht vorzüglich iſt), aufbehalten hat, zeigen von würdigern Begriffen, als die gewöhnlichen Kosmogonien Aſiens und nähern ſich den ähnlichen Fragmenten in den ſemitiſchen Urkunden. Ohngeachtet nun das Leben des Beroſus ſelbſt wahrſcheinlich ſpäter angeſetzt werden muſs, ſo ſammlete er doch wahrſcheinlich eben ſo, wie der Sammler des Pentateuch, auch die frühen Fragmente ſeiner Nation, und da dieſe ſchon etwas würdigere Begriffe (im Geiſte der damaligen Zeit) über Schöpfung und Welturheber enthalten, ſo können wir wohl mit Recht hievon auf die frühere aramäiſche Kultur und die mit ihr verbundnen beſsern Begriffe von der Gottheit ſchlieſsen.

Aber eine andere Unterſuchung, die vorzüglich den Orient beſchäftigte, war beſonders die, woher *das Böſe* in der Welt ſey? Das Daſeyn deſselben lieſs ſich nehmlich nicht mit der Annahme und mit dem Begriffe einer wohlthätigen Gottheit vereinigen, und das Buch *Hiob*, das auch in dieſes Zeitalter wahrſcheinlich fällt, ſo wie die Philoſopheme eines *Aſaph* (Pſalm 73), zeigen, daſs dieſer Gegenſtand von mehrern Philoſophen jener Zeit gewürdiget und unterſucht worden ſey, nur daſs der Gang der Unterſuchungen ſelbſt immer bey jedem Volke eine eigne Richtung nahm, je nachdem die Männer kultivirt waren, die an der Spitze deſselben ſtanden und die Unterſuchungen leiteten. Aſsaph und der Verfaſser des Buchs Hiob reſultiren darüber, daſs es dem Böſen doch am Ende nicht wohl gehe, und daſs ſich auf dieſe Art die Gottheit wegen ihrer Prüfungen des Frommen völlig rechtfertige. Aramäer ſcheinen aber die Unterſuchung ſich dadurch erleichtert zu haben, daſs ſie

Digitized by Google

den Urſprung und das Daſeyn des Uebels ableiteten von einem böſen Princip, das zwar nicht gleich ewig ſey mit dem wohlthätigen Urheber der Natur und der Glückſeligkeit, das aber demohngeachtet beſonders in der materiellen Welt wirken könne und ſie hervorgebracht habe. Dagegen werde, denn das eigentliche Emanationsſyſtem iſt dem Oriente ſchon frühzeitig bekannt, einſt alles dahin zurückkehren, von wo es ausgegangen ſey; zurückkehren in die Fülle des Lichtes desjenigen Weſens, das der Urheber alles Guten und Edlen iſt.

Die Lehre von der *Emanation* ſelbſt, ſcheint eine frühe Erfindung des Orients und aus den Dichterbildern über das gebährende Chaos u. d. gl. hervorgegangen zu ſeyn; aber nur ſpäterhin erhielt dieſe Lehre eine ſyſtematiſche Hülle und eine tiefere Begründung; früher war es nur der Verſuch des kindiſch-philoſophirenden Verſtandes ſich unter einem ſinnlichen Bilde das Daſeyn und den Urſprung der Welt zu erklären.

Das frühеſte Alterthum philoſophirte alſo aus einem dunkel gefühlten *moraliſchen* Intereſse, welches für vernünftige Weſen den Grund und die erſte Veranlaſſung aller Philoſophie enthält. Die phyſiſchen, mathematiſchen und pſychologiſchen Reſultate hingen daher gewöhnlich von den ſubjectiven Meynungen ab, die man ſich über Schöpfung der Welt und Welturſache machte. Wie kindiſch und unvollkommen aber dieſe philoſophiſchen Verſuche waren, leuchtet vorzüglich daraus ein, weil ſie eben davon ausgingen und darüber etwas feſtſetzen wollten, was die Philoſophie unſrer Tage als für die Spekulationen ganz unerreichbar dargeſtellt hat.

Digitized by Google

Die Begriffe von den Gottheiten werden alſo in den Religionen des Alterthums, ſowohl in den poſitiven als in den Privatreligionen, nur langſam veredelt und verbeſsert, je nachdem ſich die *ſittlichen* Gefühle und Begriffe in den Menſchen weiter entwickeln. Die Gottheiten des Wilden, deſsen hervorſtechende Empfindungen Furcht, Rache, Zorn etc. ſind, und der nur äuſſerſt ſelten eine Spur von Dankbarkeit und Liebe blicken läſst, ſind ſo roh wie er; aber ſchon in die Empfindung der älterlichen Zärtlichkeit, deren auch der Wilde empfänglich iſt, hat die Natur die Pflege und weitere Entwickelung des moraliſchen Gefühls gelegt. Langſam werden daher den Gottheiten beſsere Eigenſchaften beygelegt, und indem die Menſchen tugendhafter werden, ſo werden es auch die Götter, die ſie verehren.

Welche Modificationen und Schickſale das Dogma von der Gottheit in den früheſten Perioden der Kultur durchgegangen ſey, ehe nur einige würdige Begriffe über den Urheber der Welt in Umlauf kamen und weiter verbreitet wurden, hat dieſe Darſtellung wo möglich characteriſiren ſollen. Sie iſt der Verſuch, dieſe religiöſen Meynungen *ſo* darzuſtellen, wie theils die Analogie des geſammten Ganges der menſchlichen Bildung, theils die abgeriſsenen hiſtoriſchen Data darüber, uns den Leitfaden darbieten, Licht, Ordnung und Einheit in das verflochtene Konvolut der Fortbildung der moraliſchen Kultur zu bringen. —

Dunkler ſind dagegen die früheſten Spuren über die Entwickelung und Ausbildung des *zweyten Dogma der moraliſchen Religion;* dunkler die erſten Ahnungen und Ideen über *Unſterblichkeit* und Fortdauer nach dem Tode. Der Begriff der *Unſterblichkeit*, als ſol-

eher, der blos auf moraliſchen Grund und Boden angelegt, und erſt durch die erhabne Darſtellung des Sittengeſetzes, als ein Factum im Bewuſstſeyn ſeine letzte Begründung erhalten kann, fällt nun freylich (wenn wir nicht mit dem Worte ſpielen, und für ganz ungleiche Begriffe einen und denſelben Ausdruck gebrauchen wollen) nicht in die erſte Periode der religiöſen Kultur, ſondern iſt erſt in dem Zeitalter der höhern moraliſchen Reife möglich, wo man ſich, vermittelſt der Teleologie der moraliſchen Welt, den Zuſammenhang derſelben und die Realiſirung des moraliſchen Weltplans in derſelben lichtvoll entwickelt hat. Eine dunkle Ahnung, eine kindiſch ſinnliche Erwartung und Hoffnung, daſs es doch mit dem Tode nicht ganz aus ſeyn *möchte*, die in dieſer Periode in einigen unvollkommnen Modificationen angetroffen wird, iſt noch kein Glaube an Unſterblichkeit. Ganz früh, in dem Zeitalter, wo der Fetiſchismus die Religion des ſinnlichen Menſchen war, iſt wohl der Glaube an die Zukunft und an Fortdauer nach dem Tode gar nicht zu ſuchen; zweyerley ſcheint aber doch dieſe Hoffnung *vorbereitet* und *eingeleitet* zu haben. Einmal das *Andenken* und die Rückerinnerung an beſonders verdienſtvolle Männer, an Familienoberhäupter, die man (ohne doch an Fortdauer nach dem Tode *ſubjectiv* zu glauben) unter die verborgnen Weſen verſetzte, von deren Einfluſse man den Gang ſeiner Schickſale ableitete. Der erſte Verſuch einer Apotheoſe, der aus dem Gedanken der Verdienſte eines einzelnen Mannes um dieſen Stamm hervorging, ſcheint nach und nach den Gedanken veranlaſst zu haben, daſs auch wohl *andre* Menſchen und nicht bloſse Familienoberhäupter nach dem Tode fortdauern könnten. Aber unter die *höhern* Weſen konnte man doch dieſe Verſtorbenen nicht

alle aufnehmen, darum muſste man einen andern Ort des Aufenthalts für ſie auffinden, und ſo bildete ſich für die Schatten, für den beſsern materiellen Ueberreſt (Seele) des materiellen Körpers, ſpäterhin ein Reich der Schatten. Dann konnte aber auch das Bild der Verſtorbenen *im Traume*, deſsen feinere Combinationen der rohe ſinnliche Menſch ſich nicht erklären kann, in ihm den Gedanken hervorbringen, daſs auch nach dem Tode ein Leben möglich ſey. Von der Ausbildung dieſes Gedankens lieſse ſich daher wohl ſchon der frühzeitig vorkommende Kultus, der den Vorfahren erzeigt wird, ableiten, und der ſelbſt rohen Völkern eigen iſt, nur daſs daraus nicht gefolgert werden darf, daſs, wenn der rohe Menſch einigen ſeiner ausgezeichneten Vorfahren, die Fortdauer nach dem Tode beylegt, dies auch der Fall *für alle damals lebende Menſchen* ſey. So wird z. B. von dem ſinnlichen Menſchen ein *früher*, oder ein von ſeltnen Umſtänden (Tödtung durch Blitze etc.) begleiteter Tod als eine merkwürdige Erſcheinung angeſehen; war nun beſonders der Mann, den er traf, wegen ſeiner Moralität oder wegen einer gewiſsen Verbindung mit den höhern Weſen (oder mit der Nationalgottheit) ein bekannter und geachteter Menſch (Henoch, Elias) ſo war der Schritt zur Apotheoſe leicht. Gern wendete man ſich nun mit ſeinen Bitten an dieſe Verſtorbenen, gern wünſchte man ihre Interceſsion bey den höhern Weſen, und eine ruhige, ehrenvolle Hinfahrt, wie ſie, war der Wunſch der ihnen nachfolgenden Familienoberhäupter.

Iſt dieſe Periode das *Kindheits*alter der moraliſchen Kultur, ſo können auch die Begriffe über die Zukunft bey den Völkern noch nicht edler und reicher ſeyn, als ſie es bey dem Kinde ſind. Sorglos verlebt dies ſeine

Jahre, unbeſorgt ob gänzliche Vernichtung oder Uebergang in einen andern Zuſtand es nach dem Tode erwartet; ſo auch der Menſch während dieſer Periode; das Intereſse an dem Gedanken der Fortdauer ſetzt ſchon eine Ausbildung der beſsern moraliſchen Empfindungen voraus, die erſt in der Mitte und gegen das Ende dieſer Periode möglich iſt. Das Kind denkt noch ſelten an den Tod, und welchen Begriff will es auch mit dem Gedanken der Fortdauer verbinden? Eben ſo der Menſch während dieſer erſten Kulturperiode; das höhere moraliſche Bedürfniſs iſt einmal noch nicht in ihm entwickelt. Noch ſpielt er mit Worten und Bildern, und was er darüber annehmen ſoll, das muſs ihm von einzelnen Menſchen mitgetheilt werden. Und wer könnte dies ſeyn, als die Jongleurs und Prieſter des Fetiſchismus, die die Orakel und die Leitung der geſammten religiöſen Richtung des Volkes an ſich gezogen haben?

Die Fortbildung der Begriffe von einer Fortdauer nach dem Tode hält aber gleichen Schritt mit der Entwickelung der geſammten *moraliſchen* Kultur des Menſchen und mit den Begriffen, die er über die Gottheit aufnimmt und weiter fortführt. Auf *doppelte* Art haben ſich aber dieſe Begriffe über die Zukunft überhaupt frühzeitig ſchon modificirt; theils durch die Ausbildung eines *Schattenreichs*, theils durch die Aufführung der Meynung von der *Seelenwanderung*, ohngeachtet die ſpätern Begriffe ſorgfältig von dem rohen und unvollkommenen Anfang derſelben getrennt werden müſsen. So gab es auch Völker der Vorwelt, die für den Begriff der Fortdauer noch gar nicht reif waren; ſo lernten ihn die Hebräer erſt am Ausgange ihres heroiſchen Zeitalters kennen, denn ihre, durch Moſen promulgirte, Konſtitution beruht blos auf ſinnlichen und irrdiſchen Stra-

fen; die Sünde des Vaters wird noch von der Nationalgottheit an Enkel und Urenkel gerochen, und weil der Zorn derſelben nicht an dem Sündigenden ſelbſt hinlänglich befriediget werden kann, da derſelbe *nicht* fortdauert, die Strafen der Gottheit ihn alſo nicht in einen zweyten Daſeynszuſtand verfolgen können, ſo müſſen die Nachkommen die Schuld der Vorfahren empfinden und büſsen. Wie roh und unvollkommen ſind nicht dieſe Begriffe, die ganz kahl und unwiderleglich in der moſaiſchen Verfaſsung vorliegen. Aber bald nahm dieſes Volk, vielleicht von den Phöniciern, die wegen ihrer Felſenhöhlen und Felſengräber in Canaan dieſen Gedanken leicht bilden konnten, den Gedanken eines Schattenreiches an, in welches der feine materielle Ueberreſt hinabſteigt, wo jeder Schatten ſeine vorigen Neigungen und Empfindungen behält, aber ohne alle Kraft iſt, und wo die Schatten ſich alle gleich ſind. Auf dieſe Vorſtellungen führen die Ausdrücke hin, womit in dieſer Periode der Character, das Weſen der Seele nach dem Tode bezeichnet wird, רוח, *ειδωλον*, *σκια*, *φαντασμα*, *umbra*, *ſimulacrum*, *fumus*, *nebula etc.* Bey jedem Volke modificiren ſich aber freylich die Begriffe von dieſem Schattenreiche anders. Anders werden dieſe Begriffe von den jungen hebräiſchen Dichtern in den Prophetenſchulen ausgebildet, und in der nächſten Periode die Ideen von dem Meſsiasreiche daran angeſchloſsen; anders mahlet Homer ſein Reich der Schatten, wo ſelbſt die Schatten noch verwundbar ſind, woraus denn in der griechiſchen Volksreligion ſpäterhin die Vorſtellungen von dem Elyſium und Tartarus hervorgehen; wieder anders bildet der Teutſche, in einer weit jüngern Periode, aber auf der *nemlichen* Stufe der Kultur, ſein Walhalla, wo die Geiſter der Väter vom wilden Eber ſchmauſ-

ſen, und aus den Hirnſchalen ihrer erſchlagenen Feinde Bier und Meth trinken. Ob in Aegypten die Idee dieſes Schattenreichs bekannt geweſen ſey, läſst ſich weder geradezu behaupten, noch ſchlechthin läugnen. Die Katakomben, die Sorgfalt der Aegypter für die todten Körper, der Kultus der Mumien, ſcheint auf eine ſolche Idee zu führen, da aber die Hebräer, die doch einige hundert Jahre unter und mit ihnen gelebt hatten, nicht die geringſte Spur davon mitbringen, und ſelbſt ihr Geſetzgeber Moſes dieſe Idee zu ignoriren ſcheint, ſo läſst ſich wohl annehmen, daſs Aegypten in Rückſicht auf religiöſe Kultur zwar frühzeitig ſchon, und eher als andre Völker, einige Schritte gethan habe, dann aber ſtill geſtanden ſey, und daſs ſowohl ihre Prieſterreligion als die Volksmythologie des groſsen Haufens ſpäterhin nicht fortgeſchritten ſey. Und jener Mumienkultus läſst ſich recht leicht, nicht von dem Gedanken der Fortdauer nach dem Tode, ſondern von der Anerkennung und dem erhaltenen Andenken der Verdienſte bedeutender Vorfahren ableiten. *Ueberhaupt kann uns der Kultus, den rohe Nationen ihren groſsen Vorfahren erzeigen, nie* (wenn nicht andre Momente ſich damit vereinigen) *berechtigen, von demſelben auf den, unter ihnen verbreiteten, Glauben an Fortdauer nach dem Tode zu ſchlieſsen.* Auch wird der letzte Gedanke, wenn er einmal durch Prieſter mitgetheilt und in die Volksreligion aufgenommen iſt, von dem Volke, ſo lange es noch nicht zu beſseren moraliſchen Begriffen reif geworden iſt, blos nachgebetet, ohne daſs ſich der Einfluſs dieſer Hoffnung in ſeinem Leben oder in ſeinem Character zeigte.

Eine andre wichtige Modification des Glaubens an die Zukunft iſt aber die Lehre von der *Seelenwanderung.*

Digitized by Google

Auch ſie muſste, ſollte ſie in die Volksreligion übergehen, von Prieſtern erfunden und mitgetheilt werden; um ſie aber auffinden zu können, muſste der menſchliche Geiſt einen andern Weg nehmen, als bey der Bildung der Ideen eines unterirrdiſchen Schattenreichs.

Je mehr ſich nehmlich der Menſch von der groſsen Ordnung und Zweckmäſsigkeit in der Natur überzeugt; je mehr er hier Verſtand und Einheit auffinden lernt; je mehr er Geſetzmäſsigkeit antrifft, und die Kreisbewegung der Naturkräfte, der Jahreszeiten, aus dieſer Geſetzmäſigkeit erklärt; je richtiger ſeine Begriffe über den Urheber der Natur werden und er die mehrern einzelnen Gottheiten Einer höchſten Gottheit unterordnet und dieſe gewöhnlich mit der Natur ſelbſt als Eins denkt; um ſo näher liegt ihm auch die Idee, daſs, da die Seele materiell ſey, und alles Materielle an die Geſetze der ewigen Kreisbewegung gebunden iſt, auch die Seele, nachdem ſie ihre gegenwärtigen Verhältniſse im Tode verläſst, übergehen werde in einen andern Zuſtand, in einen andern Körper. Noch iſt aber die Erde dem Menſchen ſein Weltall; und wenn er auch einige Begriffe von den Geſtirnen hat; ſo bleibt ihm doch die Erde der Mittelpunct des Weltalls, und jene Himmelskörper als bevölkert anzunehmen, iſt noch ein zu kühner Gedanke für den jugendlich-philoſophirenden Verſtand. Er hat ſeinen künftigen Zuſtand näher liegen, auf der Erde will er bleiben und hier mehrere Zuſtände der Reinigung und Prüfung durchgehen, ehe er zu dem allbelebenden Princip, ehe er ins Pleroma zurückkehren kann mit dem beſsern Theile ſeiner Natur, von dem er ausgegangen war. Sobald alſo die gegenwärtige körperliche Organiſation im Tode aufgelöſet wird, ſobald hofft er auch eine Wanderung in einen neuen Körper. Der Glau-

be an eine ſolche Wanderung der Seelen in andre Körper bildet ſich aber auch verſchiedentlich aus. Unter drey Modificationen erſcheint er in der Geſchichte; einmal in der Idee, daſs die Seele des Menſchen bereits mehrere Thierkörper durchgangen ſey und von unten auf ſich erhebe; dann, daſs der Menſch zur Belohnung oder zur Strafe, überhaupt zur Reinigung und Läuterung in Thierkörper nach dem Tode übergehe; die Wanderung von oben herab; eine Idee, die bey Völkern nicht befremden konnte, wo der Thierdienſt gewöhnlich und gewiſse Thierarten heilig, ja Symbole der Untergottheiten waren; endlich daſs die Seele wieder in einen menſchlichen Körper übergehe und ſo ihre Wanderung in der Runde mache *). In Indien finden wir die erſten Spuren und die frühe weitere Verbreitung dieſer Meynung. Bey dem glücklichen Klima dieſes Landes, bey der ewig jungen Natur in dieſen Gegenden, bey der wahrſcheinlich frühen Bevölkerung derſelben; warum ſollte der menſchliche Verſtand dieſen Verſuch nicht ſchon in der Kultur ſeiner frühern Jugend haben thun können, da von der Betrachtung der Ordnung und Zweckmäſsigkeit der Natur und der Verwandtſchaft der Materie des menſchlichen Körpers mit der geſammten materiellen Welt, der Schritt dazu nicht weit iſt? — Im Oriente hat ſich dieſe Meynung weit verbreitet und unter mehrern Völkern bis auf unſre Zeit erhalten; ein Beweis, daſs, weil ſie dieſe Meynung nicht antiquirt und zu einer höhern Form entwickelt haben, ſie noch nicht zu einer höhern Kultur reif geworden ſind, und immer

*) Die nähere ſcharfſinnige Entwickelung dieſer Meynung hat Herder geliefert im erſten Bande ſeiner *zerſtreuten Blätter* in drey Geſprächen. Ob es aber wohl Lessings mit den letztern §§ in ſeiner *Erziehung des Menſchengeſchlechts* Ernſt geweſen ſeyn ſollte? —

noch auf der einmal, und zwar ſchon frühzeitig, erreichten Stufe derſelben ſtehen geblieben ſind.

Mannigfaltige Verirrungen des menſchlichen Geiſtes in Rückſicht auf die Entwickelung und Fortbildung dieſes groſsen Gedankens an Fortdauer nach dem Tode werden uns, unter verſchiedenen Geſtalten, in den nächſten Perioden entgegen kommen; der konſequente Gang der Stoiker bey ihren Unterſuchungen, und ihr erſchütterndes Reſultat; daſs, wenn die Tugend ihre Würde behaupten ſolle, keine Zukunft ſeyn könne, wird uns aber mehr Achtung einflöſsen als das Meſsiasreich, dieſe politiſch-religiöſe Idee der Juden und der Chiliasmus der erſten chriſtlichen Kirche; mehr als das myſtiſche Geſchwätz der heiligen Väter über das neue Jeruſalem und mehr als die Ackommodation der aufblühenden philoſophiſchen Syſteme zu der jedesmaligen kirchlichen Orthodoxie, bis wir denn in der Dogmengeſchichte der moraliſchen Religion *den* lichten Punct erreichen, wo die Vernunft auf ihrem konſequenten Gange und durch ihre eigne Kraft geleitet, den moraliſchen Weltplan, der ihr zu realiſiren geboten iſt, im moraliſchen Glauben umſchlieſst, und über dieſe hohe Forderung nicht eher mit ſich einig werden kann, als bis ſie ſich zu dem feſten Glauben der *Unſterblichkeit* im *vollen* Sinne des Wortes erhebt.

Um zu dieſem erhabnen Ziele zu gelangen, muſste freylich die Vorzeit manche Verirrungen beſtehen, manchen Kampf beginnen und manchen Verſuch wagen, der, ſo viele Anſtrengung menſchlicher Kräfte er auch in *ſeinem* Zeitalter erfordern mochte, doch im Ganzen nur *langſam* zur Fortbildung der geſammten Maſse religiöſer Begriffe hinwirkte. Die Characteriſtik dieſer frühen

Verſuche des menſchlichen Verſtandes über religiöſe Begriffe aufgeklärt zu werden, die Darſtellung der mannigfaltigen Verirrungen deſselben in dieſer erſten Periode, wo ſeine Kräfte noch ſo wenig im Ganzen geübt waren, muſste freylich *länger* ausfallen, und, *ſo weit es geſchehen konnte*, völlig dargeſtellt werden, nach der Analogie der Bildung des Individuums und nach philoſophiſchen Grundſätzen, die auf den Anfang der Kultur des menſchlichen Geiſtes angewendet werden; denn in der Kulturgeſchichte, die auf philoſophiſchen Principien beruht, nimmt die moraliſch-religiöſe Kultur *den erſten und wichtigſten Platz* ein, weil die höchſte Würde, die der Menſch erreichen kann, blos auf der Ausbildung ſeiner moraliſchen Anlagen beruht, und weil die practiſche Vernunft in ihm das höchſte wirkſame Vermögen iſt; daher muſs auch ſie *verhältniſsmäſsig am meiſten gewürdigt werden, ſie muſs ein ungetheiltes Intereſse für alle Weſen unſrer Gattung haben*, und in einer Kulturgeſchichte, die *auf rein ſittlichen Principien* beruht, reicht es nicht hin, die einzelnen Fragmente dieſer fortſchreitenden Begriffe in den verſchiedenen Perioden aufzuſuchen, ſondern, wo möglich, Ordnung in die einzelnen Relationen zu bringen, ſie unter ſich *zu einem Ganzen* zu verbinden und die *Gründe* aufzuſuchen, *warum* der menſchliche Geiſt, nach den ewigen Geſetzen, an die ſeine geſammte ſittliche Kultur gebunden iſt, *eben dieſen* und keinen andern Gang nehmen konnte und warum er *dieſe* Verirrungen und Fehler beſtehen muſste, ehe er das Ziel ſeiner Reife im hellen Lichte, wär's auch nur im Ideale, vor ſich erblicken konnte. Daher denn dieſe weitläufige Erörterung, da

die

die Kulturgeſchichte der Menſchheit *kein intereſſanteres Schauſpiel, keine höhere Thätigkeit menſchlicher Kräfte, keine reichere und gröſsere Maſse von Erfahrungen für die künftige Richtung der religiöſen Kultur des Menſchen irgend woher entlehnen kann*, als aus der philoſophiſchen Darſtellung des Ganges, wie der menſchliche Geiſt mühſam, aber doch *durch eigne Kraft*, durch ſelbſtthätiges freyes Wirken der Vernunft, und alſo *aus ſich ſelbſt* die moraliſchen Geſetze entwickelte und das einfache, auf moraliſchen Grund und Boden angelegte, Religionsgebäude aufführte, das der Menſchheit die erhabenſte Würde und die künftige völlige Realiſirung ihres hohen Weltplans zuſichert. —

Die *dritte* Modification und Bedingung der geſammten menſchlichen Kultur, die *wiſsenſchaftliche* und *äſthetiſche*, gibt während dieſer Periode noch nicht das intereſsante Schauſpiel, bey dem der Forſcher der folgenden Perioden ſo gern verweilt. Noch ſind *Gelehrſamkeit*, *Künſte* und *Wiſsenſchaften* faſt überall nur im Keimen, noch ringen die Erfindungen und Fortbildungen derſelben mit tauſend Beſchwerlichkeiten und Hinderniſsen, und Noth und Bedürfniſs müſsen auch hier den Menſchen zuerſt lehren, wie er ſich auf der Erde anbauen und einrichten ſoll, um bequem und ruhig leben zu können. Was Ackerbau, Viehzucht, Jagd und die Erfindungen des häuslichen Lebens anbetraf, ſo hingen dieſe nothwendig von den Fortſchritten der bürgerlichen Kultur ab; was die *Wiſsenſchaften* betraf, ſo werden ſie nur gegen das Ende dieſer Periode ſo bemerkbar, daſs wir uns in dem nächſten Zeitraume bey einigen Völkern eine höhere Blüthe derſel-

ben verſprechen können; was endlich die *Künſte* anbetrifft, ſo hingen einige theils von dem Leben der Menſchen in der Geſellſchaft, andre von dem Beſtreben des Menſchen nach Bequemlichkeit, wieder andre von ſeinen religiöſen Fortſchritten ab.

Was uns nun an ihnen am meiſten intereſsiren muſs, das wäre nächſt der Erfindung der *Sprache*, beſonders die Erfindung die Worte der Sprache und ganze Begriffe in gewiſse Charactere zu kleiden, und für ſinnliche Gegenſtände und abſtracte Ideen Zeichen zu erfinden, durch welche die einmal gehabten Vorſtellungen von denſelben aufbehalten, wieder erneuert und andern mitgetheilt werden konnten. Unter den Fortſchritten der wiſsenſchaftlichen Kultur nimmt ihres unermeſslichen Einfluſses auf die geſammte Bildung des Menſchen die Erfindung der Schriftzeichen die erſte Stelle ein, die freylich Anfangs blos in *Bilderſchrift* und plumper Mahlerey und Nachbildung ſinnlicher Objecte beſtand, dann aber in *Steinſchrift* und in eine verflochtenere *Hieroglyphenſchrift* und endlich in *Buchſtabenſchrift* überging, bis der menſchliche Verſtand in neuern Zeiten den groſsen Verſuch wagte, dieſe Charactere durch die Erfindung der Drucktypen auſserordentlich zu vervielfältigen und weit leichter in Umlauf zu bringen.

So wie Noth und Bedürfniſs den erſten Anfang aller menſchlichen Erfindungen bewirkt haben, und jeder Anfang unvollkommen und mangelhaft ſeyn muſste, ſo war dies auch der Fall mit der Erfindung der *Schriftzeichen*. Der Menſch, vielleicht erſt im häuslichen Leben, bemerkte allmählig, daſs ſich ſeine Begriffe und Erfahrungen häuften; nach und nach vergröſserten ſich ſeine Genealogien und Traditionen, mit denen er in ſeiner Kindheit am

liebſten ſpielt; den Eindruck gewiſser phyſiſcher Erſcheinungen will er doch auch auf die Nachkommenſchaft bringen, und der mündliche Unterricht in einer noch armen Sprache reicht nicht mehr hin, alle ſeine Vorſtellungen aufzubehalten, und die niedergelegten Bilder ſeiner Phantaſie getreu ſeinen Kindern und Nachkommen zu überliefern. Ein dunkles Bedürfniſs führt ihn daher auf die Erfindung, für ganze Ideenreihen, für mehrere Begriffe, für Naturbegebenheiten und Genealogien eigne Zeichen aufzuſtellen, und ſo entſteht die erſte *Bilderſchrift*; arm, plump, ſinnlich und roh, wie die Sprache des Menſchen und der Kreis ſeiner Kenntniſse iſt, aber doch die erſte Vorbereitung der ſpäteren verflochtenern Schriftzeichen. Da die Sprache des Menſchen ganz ſinnlich und ein Werk ſeiner eignen Erfindung war, ſo muſste nothwendig auch ſeine erſte Schrift ganz das Gepräge der Sinnlichkeit und Unvollkommenheit tragen. So wie dort die feinern Bezeichnungen fehlten, ſo fehlten ſie auch hier; genug, der menſchliche Verſtand muſste Schritt vor Schritt weiter vorwärts rücken und langſam, was er werden ſollte, erringen; ſeine erſte rohe Bilderſchrift, zu der er wahrſcheinlich ſinnliche Gegenſtände wählte, weil dieſe ihm am nächſten lagen, und weil ſie auch die erſten ſinnlichen Naturtöne der Empfindungen und die erſten, durch die Sinnlichkeit bewirkten, Begriffe am beſten kopirten, ging nach und nach über in ſymboliſche Schrift; und ſo läſst ſich der Urſprung der *Hieroglyphenſchrift* als eine Abkürzung und Verbeſserung der erſten rohen Bilderſchrift erklären. An ſich ſcheint Hieroglyphenſchrift nicht *heilige* Schrift geweſen zu ſeyn; durch ihre Anwendung aber auf die Gegenſtände der Volksmythologie, auf Kosmogonien, Genealogien der Götter und apotheoſirter Men-

ſchen, durch ihren Gebrauch von den Prieſtern (weil das rohe Volk in den erſten Zuſtänden der Kultur ſie nicht einmal zu gebrauchen und gehörig zu ſchätzen wuſste, ſondern ſie lieber als ein Monopol den Prieſtern überlieſs,) gewann freylich die Hieroglyphenſchrift ein heiliges und myſteriöſes Anſehen, das ſie Anfangs weder haben konnte noch ſollte. Späterhin trug noch manches dazu bey, beſonders aber, daſs die figürliche Bedeutung körperlicher Bilder dem Unkundigen eben ſo räthſelhaft ſeyn muſs, als eine ganz fremde Sprache, wenn gleich die Naturtöne, die in derſelben zum Grunde liegen, ihm vollkommen bekannt ſind, eben weil ihre Anwendung auf unſinnliche Gegenſtände in beyden willkührlich iſt, obgleich eine gewiſse Analogie zum Grunde lieget; die Schwierigkeit bey der Entzifferung der Hieroglyphen eines Volkes beruht aber gröſstentheils auf der Unbekanntſchaft mit dem Verhältniſs, welches dieſes Volk zwiſchen den bekannten Naturtönen und Naturbildern hervorgebracht und feſtgeſetzt hat. Die Sonne, die das Zeichen des Jahres war, war auch oft das Symbol der Gottheit; die gekrümmte Schlange das Symbol der Ewigkeit, der Löwe das Zeichen der Tapferkeit. Doch war das Anſehen dieſer Schrift auch nicht bey allen Völkern gleich bedeutend und groſs; und andre, die ſchon, da ſie als Colonien von bereits gebildeten Völkern ausgingen (z. B. die Griechen von den Phöniciern) Buchſtabenſchrift mitnehmen konnten, haben ſie nicht gebraucht und ſchätzen gelernt. Ueberhaupt, wo die Bilder- und Hieroglyphenſchrift herrſcht, da trifft der Geſchichtsforſcher auch noch die *niedrigen* Grade der bürgerlichen und religiöſen Kultur an; denn für verflochtenere Begriffe, die aus einer reichen Sprache hervorgehen, (die aber wieder nur das Product des höhern bürgerlichen Lebens und der weitern Entwickelung der religiöſen Vor-

ſtellungen iſt) reicht die im Ganzen arme und unbehülfliche Hieroglyphenſchrift nicht hin; um die Maſse der Ideen, die ſich auf ihn zudrängt, und die er theils nicht mehr im bloſsen Gedächtniſse faſsen und behalten, theils nicht in den *gröſsern* und *langſam nur zu zeichnenden* auch *zu vieldeutigen* Hieroglyphen niederlegen kann, doch nicht zu verlieren und ſie ſowohl für ſich als für andre aufzubehalten, ſo erfindet er eine Abkürzung dieſer Hieroglyphenſchrift, und das, was ehmals gröſserer ſinnlicher Character war, wird nun verkleinert und in einem verkürztern Zeichen dargeſtellt. So ſcheinen beſonders die morgenländiſchen Schriftcharactere aus Hieroglyphenſchrift entſtanden zu ſeyn, und, als der erſte Schritt, ſich von der nicht mehr zureichenden Hieroglyphenſchrift zu entfernen, zwiſchen derſelben und den ſpätern noch kürzern abendländiſchen Schriftzeichen mitten inne zu ſtehen. *Buchſtabenſchrift* iſt alſo, dem Gange der Kultur des menſchlichen Geiſtes gemäſs, nur ein ſpäteres Product deſſelben; die Fülle und der Vorrath ſeiner abſtracten Begriffe und der in ſeinem Gedächtniſse niedergelegten Bilder muſs ihn nöthigen, ſie kürzer und leichter als bis jetzt darzuſtellen, und der *Thaaut* oder *Hermes* der Vorwelt, er mag nun einem Volke angehören, welchem er will, genug er hat die Menſchheit, durch die Erfindung der Buchſtabenſchrift, einen beträchtlichen Schritt in der Kultur weiter vorwärts gebracht. Da nun die Traditionen ihn von Aegypten ausgehen laſsen, da die Phönicier ſelbſt die Mittheilung der Buchſtabenſchrift einem Fremdling zuſchreiben; da an dieſer Küſte Aſiens die Buchſtabenſchrift früher ausgebreitet war, als noch das übrige Aſien an Bilder- und Hieroglyphenſchrift hing; da die Hebräer, als ſie von Aegypten auswanderten, zwar nur die rohe Steinſchrift (durch den Dekalogus) kannten und

kennen lernten, in ihrem heroiſchen Zeitalter aber ſchon der Gebrauch der Buchſtabenſchrift bey ihnen vorgefunden wird; ſo dürften wohl dieſe verſchiedenen Momente darauf hinführen, daſs in Aegypten, ohnehin dem Sitze früherer Kultur, auch früher als bey andern Völkern, das Bedürfniſs gefühlt worden ſey, die Hieroglyphenſchrift abzukürzen. Wer konnte aber dies Bedürfniſs hier zuerſt fühlen? Der rohe Haufe der Aegypter doch wohl nicht, der an ſeiner ſinnlichen Mythologie hieng, der in Symbolen und Hierogl phen ſeine Gottheiten verehrte und ſeine unvollkommnen Begriffe von ihnen dadurch bezeichnete? Auf jeden Fall dürfen wir dies eher in der Mitte der Prieſterkaſte erwarten. Ihre beſsern, wenigſtens von der Volksmythologie und dem groben Thierdienſte verſchiednen, Begriffe, ihr Zabäismus oder ihre Privatreligion, die vom Fetiſchismus ſo weit entfernt war, ſcheinen wohl auch den Verſuch nöthig gemacht zu haben, für dieſe höhern Begriffe richtigere und beſsere Charactere zu erfinden, durch die ſie bezeichnet und dargeſtellt werden könnten. Ueberhaupt ſcheint der Begriff des einigen oder höchſten Gottes (der immer ſeine Untergottheiten haben kann) die Erfindung und den Gebrauch der Buchſtabenſchrift nach ſich zu ziehen, denn der Gedanke des *Supremi Dei* iſt doch allezeit abſtract und geht hervor aus der Betrachtung der Natur als Eines Ganzen; für einen ſolchen und ähnliche abſtracte Begriffe reicht nun die ſymboliſche Zeichnung durch Hieroglyphenſchrift nicht hin; um abſtracte Begriffe darzuſtellen, muſs der Menſch die Buchſtabenſchrift wählen, und daher ſcheint ſich auch das hiſtoriſche Factum erklären zu laſsen, daſs faſt überall mit *dem* Zeitraume, wo ein Volk, oder doch ein Stand deſselben, ſich zu dem Begriffe des einigen Gottes erhob, bey ihm der Gebrauch der Buchſtabenſchrift eingeführt und verbreitet wur-

Digitized by Google

de. Wenn nun nicht hiſtoriſche Momente faſt darauf hinführten, daſs die Mittheilung der Buchſtabenſchrift nur von Einem Volke ausgegangen und ſo zu andern gekommen ſey, ſo würde es auch nicht ungereimt ſeyn, anzunehmen, daſs, auf dem nemlichen Wege des erhaltenen Bedürfniſses, mehrere Völker zugleich die Buchſtabenſchrift hätten auffinden können; und wenn wirklich Indien frühzeitig ſchon dieſelbe gekannt hat, ſo würde ſie dort eben ſo ein Erzeugniſs der fortſchreitenden Kultur geweſen ſeyn, die beſonders durch die Auffindung des Begriffs eines einigen Natururhebers im Emanationsſyſtem der Braminen eine beſsere Richtung erhielt, als wie ſie aus einer andern Prieſterreligion, aus dem Zabäismus der ägyptiſchen Prieſter, nur freylich etwas ſpäter, hervorgegangen zu ſeyn, und ſich über das weſtliche Aſien verbreitet zu haben ſcheint. Unabhängig von einander, konnte aus der nemlichen in den Geſetzen, an welche die menſchliche Kultur gebunden iſt, gegebnen und durch ſie bewirkten, Reiſe gewiſser religiöſer Begriffe die Erfindung der Buchſtabenſchrift als Reſultat hervorgehen.

Was nun Wiſsenſchaften und Künſte betrift, ſo finden wir ihr Aufblühen am früheſten bey *den* Völkern, wo wir auch den Urſprung der bürgerlichen und moraliſchen Kultur zu ſuchen hatten; *Indien, Sina, Aegypten, Aram, Phönicien, Paläſtina, Griechenland*, und die verſchiedenen Kolonien dieſer Völker in *Karthago, Aethiopien, Italien* etc. haben während dieſer langen Periode des Mythenalters bereits wiſsenſchaftliche und artiſtiſche Kultur, aber freylich characteriſirt ſie ſich in ſehr verſchiedenen Modificationen, und bey jedem Volke erſcheint ſie in einer andern Geſtalt. Der Beſitz der eigentlichen Wiſsenſchaften war bey den meiſten alten, beſonders aſiatiſchen, Völkern das Eigenthum eines einzigen Standes,

der Prieſterkaſte, geworden, die gewöhnlich das politiſche, religiöſe und ſcientifiſche Intereſse bunt genug zu vereinigen wuſste. Dagegen ſchritten auch Wiſsenſchaften und Künſte, wo ſie nicht unter der Vormundſchaft der Prieſter ſtanden, weit ſchneller und leichter fort, denn ihrer Blüthe und Reife that ihre genaue Verbindung mit dem Intereſse des Staates und der Volksreligion nicht wohl; darum blühten ſie ungleich ſchöner in Griechenland als am Nil empor; denn nicht blos an einen gewiſſen Boden ſind Kultur und Barbarey gebunden, es kommt alles auf die Richtung an, die der menſchliche Geiſt erhält, um aus einem ſchmutzigen Hölenvolke die Phönicier zu bilden, die in Rückſicht auf Handel und Schiffarth Lehrer dreyer Welttheile ſeyn und zur Kultur der Menſchheit in mehrerer Hinſicht weſentlich hinwirken ſollten; um ſpäterhin in den teutſchen Wäldern ein kräftiges Volk zu erziehen, das dem ſinkenden Römer ſeine Kultur entwenden und im Norden zu einer höhern Reife und ſchönern Palingeneſie bringen ſollte, als je in Rom möglich war, wo nur der, aus der ganzen Welt zuſammengeſtohlne, Reichthum aufgeſtellt, bewundert und genoſsen, nicht aber *genützt* wurde.

Die Künſte, die zu den Bedürfniſsen und Bequemlichkeiten des häuslichen Lebens, zum Feldbau, zur Fiſcherey, zur Jagd, auch zum Kriege erforderlich waren, als z. B. die Bearbeitung der Metalle, finden wir ſchon frühzeitig etwas kultivirt; wichtiger muſs uns, ihres Einfluſses wegen auf den Character und die Stimmung der Nationen, die Erfindung der *Dichtkunſt* und *Muſik* ſeyn. Zwar darf von ihrem erſten Anfang noch bey weitem das nicht erwartet werden, was ſie ſpäterhin wurden, aber dem rohen ſinnlichen Menſchen that auch der erſte unvollkommene Verſuch wohl, und befriedigte ſeine nicht

zu weit getriebenen Bedürfniſse. Da die Dichtkunſt zunächſt mit den Empfindungen ſich beſchäftigt, und das Erwachen, die Modificationen derſelben ſo wie die Veränderungen eines empfindenden Weſens in einer maleriſchen ſinnlichen Sprache darſtellt, ſo läſst ſich ihr Urſprung ſehr leicht während *der* Periode der Kultur erklären, wo die Sinnlichkeit die hervorſtechende Kraft iſt, und die Empfindungen ihr freyes und ungebundenes Spiel treiben. Da mahlt nun die kühne Einbildungskraft und ringt mit der armen Sprache, und darum wird durch die Dichter die Sprache erweitert und berichtigt; die Zeit des Dichtens fällt alſo bey dem Individuum ſowohl als bey ganzen Völkern, allezeit in die Periode der Jugend, wo die niedern Kräfte hervorſtechen, denn die reifere Vernunft beſchneidet zu ſehr den Flügel der Phantaſie. Die Blüthe der Dichtkunſt fällt daher auch bey ganzen Völkern in die Periode des heroiſchen Zeitalters und der Jugend; ſie erhält ſich freylich bey dem einen länger, als bey dem andern, im Ganzen aber gehört ſie der ſchönen Reife der *niedern* Kraft an, die verdunkelt wird und werden muſs, ſo bald die Vernunft in ihre Rechte eintritt und die Völker zu dem männlichen Zeitalter fortführt. Die Vernunft verwirft aber keinesweges die Dichtkunſt und ihre Schweſter die Muſik, denn ſie muſs ja, ſogar bey der Ausführung des Endzwecks der Menſchheit, der Sinnlichkeit das Mitbeſtimmungsrecht zugeſtehen; ſie ſchränkt ihre üppige Blüthe nur etwas ein, und ordnet ihren Zweck dem höhern Zwecke des Ganzen unter; daher läſst es ſich denn erklären, warum in den Heldenaltern der Völker die Kultur der Dichtkunſt begonn, warum ihre reizendſte Blüthe in das Zeitalter der angehenden und höhern Jugend fiel, und ſie eben hier ihre ſchönſte Geſtalt erreichte, warum aber auch ſpäterhin dieſe Blüthe ſinken konnte, wenn nem-

lich die Völker eine immerwährende Jugend verliehen, und nicht nach den Geſetzen der Natur zu einem reifern Zeitalter fortſchreiten wollten.

Mahlte die Dichtkunſt die Empfindungen durch Worte, ſo ſtellt ſie die *Muſik* durch Töne dar, die durch eine andre Harmonie den Menſchen entzücken, als durch den bloſsen Wohlklang der Wortſtellung. Hat jede Empfindung ihren Ton, ſo muſs die ordnungsvolle und künſtliche Verbindung derſelben zu Einem Ganzen, das Verſchmelzen der einzelnen Töne zu einer allgemeinen Harmonie, natürlich einen tiefen Eindruck auf das Gemüthe des Menſchen machen, das, wegen ſeines eignen Bedürfniſses durch Töne ſeine Empfindungen auszudrucken, ſo emfänglich für die Harmonie der kunſtvoll verflochtnen Töne iſt. Daher kann ſelbſt der Barbar, der rohe Sohn der Natur, der Gewalt und dem Zauber der Töne nicht widerſtehen; ſeine Empfindungen liegen noch roh und einfach in ihm; ihren Ton ſprechen die Töne der Saiteninſtrumente und des Geſangs an; die Verwandtſchaft zwiſchen beyden thut ihm wohl, und um ſo wohler, je weniger er ſich den Grund der Verwandſchaft und die Urſache ſeines neuen Wonnegefühls erklären kann; er wird überwunden durch ſeine *eignen* Empfindungen, die die Darſtellung fremder Empfindungen durch Töne und Geſang weckt und belebt, und indem ſeine Sinnlichkeit einen höhern Schwung nimmt und zu einer gröſsern Wirkſamkeit und Thätigkeit fortgeführt wird, ſo wird er ſelbſt civiliſirter und ſanfter. Durch die Veredlung der Sinnlichkeit kann alſo das Erwachen und die künftige Reife der Vernunft eingeleitet und möglich gemacht werden, daher haben auch Dichtkunſt und Muſik hingewirkt zu dem Erwachen der höhern Kräfte des menſchlichen Gemüthes. Den tiefen Eindruck, den die Bilder der Dichtkunſt in

dem Gedächtniſs und in der Phantaſie zurücklaſsen, macht die Muſik von einer andern Seite auf das menſchliche Herz. Die Miſchung und leicht verſchmolzne Farbengebung der Töne erweicht das Herz und macht es der edelſten Eindrücke empfänglich. Durch die Kultur der Sinnlichkeit, durch die Veredlung ihrer Triebe, durch die Erhöhung ihrer Empfindungen, wurde alſo die moraliſche Bildung unter den Menſchen unvermerkt eingeleitet und vorbereitet. Der Krieg ſcheint beſonders mehrere Gedichte und die Erfindung verſchiedner Inſtrumente veranlaſst zu haben, und das, was Anfangs ein Werk der rohen Sinnlichkeit der Wilden geweſen war, (der Krieg ſelbſt) wurde nach und nach durch die Umſtände, die ihn begleiteten, durch die Thätigkeit, die er verlangte, durch die Erfindungen, die er nöthig machte, durch die Bekanntſchaft mit andern Stämmen, die er hervorbrachte, durch die wechſelſeitige Hülfe, die ſich Menſchen leiſten muſsten, durch den dichteriſchen Geiſt, der von den Barden auf die Nation übergieng, durch die Rhapſodiſten, die die Thaten der Helden in Liedern aufbehielten und feyerten, das Mittel der höhern Kultur. So windet ſich aus dem Schlechtern das Beſsere, Edlere und Reifere, aus den niedern Zuſtänden der Kultur der höhere und vollkommnere, und aus der Entwickelung der Sinnlichkeit die eingeleitete Bildung der höhern Kraft des menſchlichen Gemüthes los.

Mahlerey, Zeichen- Bildhauer- Baukunſt und *Tanzkunſt* ſind mit der Dichtkunſt und Tonkunſt nahe verwandt und durch ein gemeinſchaftliches Band verbunden, eben weil ſie aus der Kultur der Sinnlichkeit, als der gemeinſamen Quelle hervorgehen. Auch ihr Anfang war ſchwach und unbedeutend; der Schatten gab vermuthlich Anlaſs zur erſten Zeichnung; die Bequemlichkeit beym Baue und die Sorgfalt die Organiſation der den

Elementen zu ſchützen, gieng bald über in künſtlichere Gebäude, die Fleiſs, Natur, Regelmäſsigkeit, Pracht und Geſchmack noch mehr zu heben und zu verſchönern wuſste. *Tanz* iſt übrigens eine ſehr frühe Erfindung der Menſchen, und regelloſe Kreisbewegungen ſind ſchon dem Wilden eigen, ſowohl bey häuslichen Freudenfeſten, als auch bey öffentlichen und religiöſen Verhandlungen. Die nähere Bekanntſchaft mit dem Reizenden der menſchlichen Form und dem Ideale der Schönheit, die ſie für die Kunſt darbietet, gewährte, bey einem genialiſchen Künſtler, der Mahlerey und Bildhauerkunſt die hohe Richtung und den wohlthätigen Schwung, die ſie z. B. in Griechenland nahmen. Einfachheit, getreue Nachbildung der Natur, glückliche Miſchung und Haltung der Farben, ein lebendiges Kolorit, eine weiſe Vertheilung von Schatten und Licht können der ältern Mahlerey nicht abgeſprochen werden. Die *Redekunſt* erhob ſich beſonders in den republikaniſchen Verfaſsungen, doch fällt ihre höhere Blüthe in Griechenland und Rom erſt in die beyden nächſtfolgenden Perioden, bey den orientaliſchen Völkern traten nur bisweilen einzelne Männer auf, die theils in poetiſcher, theils in religiöſer Rückſicht Gebrauch von den höhern Gaben der Beredſamkeit machten, die ihnen die Natur mitgetheilt hatte.

Die *Geſchichte* konnte während dieſer Periode nichts anders als Traditionen und Geſchlechtsregiſter enthalten, die vom Vater auf den Sohn übergingen. Je weiter ſie ſich ins Alterthum hinauf verlieren, um ſo mehr ſind ſie durch die verſchiedenſten Hände gegangen, um ſo mehr haben ſie aus den verſchiedenſten Perioden Zuſätze und entſtellende, an ſie ſpäterhin angereihte neue, Sagen mitgebracht. Die Reihe von Jahr*tauſenden*, die dieſe erſte

Periode umſchlieſsen, wo ſo viele Völker ihre Exiſtenz, ihre erſte Verfaſsung, ihre früheſte Kultur erhielten, kann aber durchaus nicht genau beſtimmt werden; bis auf Cyrus iſt die Geſchichte ein Konvolut von Mythen, das zwar, näher an dem Zeitalter des Cyrus, lichter, reichhaltiger und geordneter wird, das aber demohngeachtet dem Forſcher, dem es um Zuſammenhang und lichtvolle Ueberſicht der Begebenheiten zu thun iſt, nicht befriedigt. Die Unſicherheit der Chronologie während dieſer Periode wird aber noch mehr bey *allen* Völkern ohne Unterſchied durch die fabelhaften Sagen *von dem langen Leben der Menſchen* vermehrt. Zugeſtanden, daſs die Organiſation der Menſchen damals noch nicht durch Ausſchweifungen und Leidenſchaften erſchüttert, noch nicht durch die Verhältniſſe der bürgerlichen Geſellſchaft in ihrer Reife und Dauer aufgehalten worden war; zugeſtanden, daſs bey einfachen Bedürfniſsen, bey einfacher Nahrung unter einem milden Klima, bey einem thätigen Leben in der freyen Natur, das Leben der erſten Menſchen bey weitem nicht den ſpätern Krankheiten und dem frühen Tode ſo ſehr ausgeſetzt war, und daſs Kraft und Stärke von dem nicht entnervten Vater auf ſeine blühende Generation überging; ſo laſsen ſich bey der Annahme von ewigen Naturgeſetzen, an die die Bildung und Dauer unſrer Organiſation gebunden iſt; bey dem einmal feſtgeſetzten Verhältniſse zwiſchen der moraliſchen und phyſiſchen Bildung der menſchlichen Kräfte, durchaus die dunkeln und ſich ſelbſt widerſprechenden Sagen von dem langen Leben der erſten Generationen, die doch auf einmal auſserordentlich herabgeſetzt werden, ſobald nur wenigſtens die *erſte* Periode des Mythenalters verlebt iſt, — nicht anders erklären, als durch ungewiſse und vergröſserte Sagen, die in den frühſten Traditionen, an welche die erſte menſchliche Kultur gebunden iſt, nicht

befremden dürfen, und deren Deutung und Auflöſung durch Mondjahre oder durch eine künſtlich angelege Chronologie mehr für das Genie des ſpätern Erfinders, als für den Geiſt des früheſten Alterthums ſpricht. Daſs die orientaliſchen Völker ſelbſt ſehr unter ſich verſchieden ſind in Rückſicht auf die Maſse dieſer Sagen, rührt wahrſcheinlich von der Menge der Traditionen her, die von frühern Zeiten auf ſpätere herabkamen; wo ſich wenige erhalten hatten, (z. B. bey den Semiten,) da wurden die wenigen zuſammengedrängt und dadurch die Chronologie der erſten Periode ſehr kurz angeſetzt; andere hatten reichhaltigere Materialien (z. B. die Sineſen) dieſe wurden ſpäterhin noch mehr durch Zuſätze erweitert und vergröſsert, bis ſie in Hieroglyphen oder Buchſtabenſchrift übergingen, und das Anſehen derſelben, als der geſammten Genealogie der Vorfahren und der frühern Geſchichte des Volkes, noch mehr ſtieg und auf die Nachkommenſchaft gebracht wurde. Bis zur Erfindung der Hieroglyphen und Buchſtabenſchrift hatte für die Deutung und Erweiterung dieſer Sagen die Phantaſie freyes Feld, und nun kam es auf den Zufall oder auf die Sorgfalt einiger Stände und Stämme an, ob mehr oder weniger aus den frühern Traditionen aufbehalten wurde. Der Character dieſer Sagen ſelbſt iſt im Ganzen unbeſtimmt; als Monumente des Alterthums, als Ueberreſte der alten Sprache und Denkart, in welchen ſich der Geiſt und die Philoſophie einer frühen Periode erhalten hat, ſind ſie uns willkommen; als *ſicher leitende* Quellen der Geſchichte Anfangs *ganz* unbrauchbar, und ſpäterhin nur in Rückſicht auf den Umriſs einer ganzen Stammgenealogie anzuwenden, denn die *einzelnen* Theile der *hiſtoriſchen* Mythen möchte die lange Ueberlieferung eben ſo entſtellt haben, als bey den phyſiſchen und philoſophiſchen Mythen keine richtigen

Begriffe über Natur- und moraliſche Erſcheinungen vorausgeſetzt werden können, um auf die Richtigkeit des äuſsern oder innern Factums, das ſie ſchildern, ſchlieſsen zu wollen. Beglaubigter werden aber freylich die Stammſagen, ſobald ſie in Annalen ſogleich aufgenommen werden, und die Buchſtabenſchrift bereits bekannt iſt; dieſe verdienen dann einen groſsen Vorzug vor jenen, die der erſte Geſchichtsſchreiber der Nation aus alten Traditionen und mehrern vorgefundenen Materialien ſammlet, und der ſpätern, nun beglaubigtern Geſchichte vorſetzt. So kann ein und derſelbe Schriftſteller völligen Glauben in der gleichzeitigen Geſchichte verdienen, die er getreu überlieſern konnte; dahingegen die Mythen, die er an die Spitze derſelben ſtellt, um das hohe Alterthum und die Abkunft ſeines Volkes von einem berühmten Stamme zu belegen (ein Hang, der allen orientaliſchen Völkerſchaften gemein iſt) der ſtrengſten Prüfung erſt unterworfen werden müſsen, und ſie für die frühere Geſchichte doch immer nur in *einzelnen* Zügen brauchbar werden können. Daſs dies der Fall beſonders mit den Annalen der hebräiſchen Geſchichte ſey, die *Moſes* Namen tragen, braucht wohl nicht erſt erinnert zu werden. Wollen wir den, durch die hiſtoriſche Kritik über allen Zweifel erhobenen Grundſatz, daſs alle alte Völker viel von dem Urſprunge und der Stiftung ihrer Verfaſsungen fabeln und ſie bis ins höchſte Alterthum hinaus verſetzen, nicht eben ſo gut auch auf die, doch wahrhaftig nicht etwa ausgebildetere und reifere, jüdiſche Nation anwenden? Soll dieſe eine Ausnahme machen? *Muſste* ſie ſich nicht eben ſo gut, wie alle alte Völker, an die Sagen und Traditionen ihrer Vorfahren halten? Waren wohl dieſe Sagen rein und lauter bis auf *die* Zeit gekommen, wo ſie Moſes den ſpätern Annalen ſeines Volkes vorſetzte? Welche Chronolo-

ſie muſste nicht bis auf dieſe Zeit Statt gefunden haben; da die Urkunden wohl von Jahren und hohem Leben, aber nichts von angeſtellten Unterſuchungen über den Lauf der Geſtirne referiren, ohne welche doch weder ein Sonnen- noch ein Mondjahr richtig verzeichnet werden kann? — Freylich waren bis jetzt die ſemitiſchen Urkunden die *älteſten* bekannten; vielleicht daſs aber das *indiſche* Alterthum gleichzeitige und noch ältere kennt, wenn nur die heilige Sprache der Indier mehr bekannter und die höhere Kritik ſchon auf ſie angewendet wäre! Denn daſs ein früher kultivirteres Volk auch frühere ächte, religiöſe und hiſtoriſche Documente haben könne und haben müſse, iſt wohl ein Schluſs, der völlig den philoſophiſchen Unterſuchungen über den *Geiſt* des Alterthums konſequent gemacht wird. Jene ſemitiſchen Urkunden tragen freylich für uns das Gepräge des früheſten Alterthums; folgt aber wohl daraus, daſs die Traditionen, aus denen ſie zuſammengeſetzt wurden, rein und unverfälſcht bis auf die Zeit des erſten Koncipienten derſelben kamen? Folgt aus den würdigern Vorſtellungen von der Gottheit, die in ihnen herrſchen, daſs die hiſtoriſchen Data, die ſie aufſtellen, ohne Lücken und ohne Vergröſserung ſind? Folgt nicht vielmehr aus den etwas reinern Begriffen, (gegen andre bey gleichzeitigen aber rohen Völkern gehalten) die in ihnen vorkommen, daſs ſie in ein ſpäteres (in Verhältniſs aber gegen andre Urkunden doch immer *freylich* noch in ein ſehr altes) Zeitalter gehören? — Sollten denn dieſe Bemerkungen nicht die Ueberzeugung bewirken können, daſs wir nicht bey den bloſsen Buchſtaben dieſer alten Fragmente und Stammſagen ſtehen zu bleiben Urſache haben, daſs ihre Namen und Jahrzahlen nicht untrüglich ſind, daſs vielmehr auch bey ihnen Lücken,

Män-

Mängel und Vergröſserungen eben ſo gut möglich waren, als bey den alten Sagen anderer Völker der Vorwelt? — Moſes nahm ſie deswegen auf, weil er in ihnen doch die älteſten Spuren der Geſchichte *ſeines* Volkes vorfand; ihm mangelten vollſtändige hinreichende Nachrichten aus den früheſten Zeiten deſſelben, ſo muſste er freylich mit dieſen *Fragmenten* zufrieden ſeyn. — Da übrigens *Herodot* und andere Griechen, ſobald ſie die Geſchichte orientaliſcher Völker ſchreiben, nur in ſofern glaubwürdig ſeyn können, in wiefern es von dem guten Willen der Relatoren (z.B. der ägyptiſchen Prieſter etc.) abhing, ob ſie wahre und ächte Nachrichten ſammlen konnten, ſo folgt doch wohl auch daraus, daſs ſie, was die *ältere* Geſchichte, beſonders von Völkern betrifft, die ſie nur ganz kurz und flüchtig kennen lernten, bey weitem nicht auf die Auctorität Anſprüche machen können, welche ihnen dann mit Recht zukommt, wenn ſie auf die Geſchichte ihres Zeitalters oder ihres eignen Volkes kommen. Es wird in der That, was die Geſchichte Aegyptens, Arams, Indiens, Phöniciens betrifft, immer noch *zu viel* auf die ungleich jüngern Griechen gebaut, und wirklich blos — weil ſie Griechen ſind; mit ihrer Auctorität wird dann jede ſpätere Hypotheſe ſogleich niedergeſchlagen, die Licht und Ordnung ins Ganze bringen könnte, und die zu dem Geiſte der damaligen Zeit und zu der Lage der Dinge ungleich mehr paſste, als die abgeriſsnen und halbwahren Nachrichten, die ſie, man weiſs nicht einmal aus wie viel verſchiedenen Ueberlieferungen, aufſtellen, da ſie ihre Quellen oft nicht einmal nennen. Und doch glaubt man gewöhnlich, das *höhere* Alterthum durch *ſie* völlig aufklären zu können. —

Handlung und *Schiffahrt*, die Folgen engerer bürgerlicher Verhältniſse, bewirkten auch den erſten Anfang in der *Erdkunde*, und Phönicier, Karthaginienſer und Griechen haben ſich durch ihre Seereiſen und Entdeckungen beſonders, während dieſer Periode, um ſie verdient gemacht; ohnerachtet ſelbſt die vorzüglichſten Schriftſteller dieſer Zeit, ja auch Reiſende keine richtigen Begriffe von weit entferntern Ländern haben und immer fabeln, ſo bald ſie von Gegenden ſprechen, die nicht in näherer Verbindung mit *den* Völkern ſtanden, unter denen ſie jetzt lebten. Daſs noch jedes Volk ſeine *terram incognitam* hatte, darf uns nicht befremden, und alle Nachrichten einzelner, beſonders weſtlicher, Schriftſteller, z. B. von Indien, müſsen darnach gewürdigt werden, und können kein ſicheres Urtheil über die Verfaſsung dieſes Volkes, das jetzt noch faſt gar nicht beſucht wurde, darbieten. So kühn nun auch immer die Seereiſen der Phönicier und Karthaginienſer geweſen ſeyn mögen, ſo bleibt doch unentſchieden, ob ſie nach Strabo, ganz Afrika bereits *frühzeitig* ſchon umſchifft haben. Die *Mathematik* und ihre höhern Erfindungen unterſtützten jetzt die geographiſchen Unterſuchungen noch nicht, darum konnten ſie auch nicht ſo ſchnell fortſchreiten als ſpäterhin. Kaum daſs ihre Mathematik eine nothdürftige Berechnung der Monate und des Jahres herausbrachte, und da dieſe Berechnung nicht das Reſultat des erſten Jahr*tauſends* geweſen ſeyn kann, ſo folgt für die Chronologie und für die gewöhnlich *ſo ſichere und feſte* Anſetzung der geſammten Jahre, welche dieſe Periode umſchlieſsen ſoll, nicht eben viel Vortheilhaftes.

Die *Arzneywiſsenſchaft* lag während dieſer Periode noch ganz in ihrer Kindheit; zwar gab es Aerzte, die

ſich mit Heilung beſchäftigten, aber ihre Kenntniſs war blos empiriſch und aus Mangel an richtigen Erfahrungen und Beobachtungen auf Aberglauben, Mitwirkung magiſcher Kräfte u. d. gl. gebaut. Nothwendig muſste die Religion und die entſtellten Meynungen in derſelben, während dieſer Periode, der Medicin ſchaden, da in den meiſten Staaten die Prieſter auch dieſe Wiſſenſchaft an ſich zu ziehen gewuſst hatten. So wurden z. B. in Aegypten immer bleibende Recepte in den Tempeln aufbewahrt, wornach die Prieſter heilten, und daſs anatomiſche Verſuche hier ihr Glück nicht machen konnten, läſst ſich aus dem Mumienkultus leicht erklären. Und die Griechen, die den Aegyptern ihre mediciniſchen Reſultate verdankten, haben auch nur erſt ſpäterhin ſich über ihre Lehrer erhoben. — —

Nach dieſen allgemeinen Reſultaten, die uns die Geſetze, an welche die Fortbildung und ſtufenweiſe Entwickelung der Kultur unſers Geſchlechts gebunden iſt, während dieſer Periode angeben und die Anſicht der einzelnen Modificationen derſelben bey den verſchiednen Völkern erleichtern ſollen; (da doch im Ganzen es immer der Geiſt des Menſchen iſt, welcher fortſchreitet und kultivirt wird, und der nach einerley Geſetzen das nemliche Spiel, nur unter den mannigfaltigſten Formen und Geſtalten wiederholt) wollen wir denn die *eizelnen Modificationen bey den Völkern* ſelbſt aufſuchen, wo wir um ſo kürzer ſeyn können, da alle auf dieſem Wege zum Ziele gehen, da ſie alle an dieſe Bedingniſſe der Kultur in bürgerlicher, moraliſch-religiöſer und wiſſenſchaftlich äſtheriſcher Hinſicht gebunden ſind, und ähnliche Verſuche, verwandte Bemühungen ſich um ſo leichter aus jenen *Geſetzen* erklären und auf jene *Reſultate*

zurückführen laſsen, die wir bereits für die Fortbildung und Reife der menſchlichen Kultur während dieſer Periode aufgeſtellt haben.

Die originelle Kultur *Indiens* zieht zuerſt unſre Aufmerkſamkeit auf ſich. Ueber die früheſte Bevölkerung dieſer Gegenden, über das hohe Alter einer gewiſſen Kultur in denſelben, iſt ſchon weiter oben das nöthige beygebracht worden. Es kommt hier blos darauf an, das Eigenthümliche ihrer Kultur zu würdigen, und die Momente, die ſie begründen, zuſammen zu ſtellen. Die groſse indiſche Nation beſtand ſchon früh und beſteht auch noch jetzt, aus mehrern *Kaſten;* der richtige Begriff der Kaſten iſt aber der, daſs es eigentliche Völker*ſtämme* ſind, die Anfangs in den niedern Zuſtänden der Kultur in dieſen Gegenden iſolirt lebten; Stämme, wovon der eine ſich mit Feldbau, der andere mit Viehzucht, der dritte mit Fiſcherey u. d. gl. wahrſcheinlich beſchäftigte. Dieſe Stämme lernen ſich, bey gröſserer Volksmenge derſelben, näher kennen, langſam erwacht das Bedürfniſs, zu Einer Geſellſchaft gemeinſchaftlich verbunden zu werden, und ſo muſsten in die bürgerlichen Verhältniſse die früher ſchon vorhandnen Kaſten übergehen, und hier nur in nähere Verbindung, in eine gewiſse Subordination und Rangordnung gebracht werden. Die mangelhafte und unvollkommene Verfaſsung der einzelnen alten Stämme blieb, an ihre Spitze wurde blos ein gemeinſchaftliches Oberhaupt geſtellt, und die frühern Kaſten durch einige neuentſtehende vermehrt, wovon die eine den Regenten und ſeine Diener, eine andre aber die Prieſter des Volkes umſchloſs. Bey andern Völkern wurden dieſe beyden wieder auf das innigſte verbunden, ſo daſs ſich Deſpotismus und Hierarchie gewöhnlich die Hände boten; dies war

aber der Fall in Indien nicht ſo ganz, wo die *Braminen*, wahrſcheinlich die beſten Prieſter des Alerthums und der ſpätern Zeit, ſanft und ſtill ein ſanfter Volk erziehen und bilden, das Jahrtauſende lang unter ihrer Leitung die *nemliche* Richtung, die nemliche Verfaſsung beybehalten hat, ohne nur das Bedürfniſs einer höhern Fortbildung zu empfinden. Der ſanfte, unverdorbne und milde Geiſt dieſes Volkes intereſsirt auf einen Augenblick; bedenkt man aber, daſs ſeit mehrern Jahrtauſenden dieſes Volk noch keinen Schritt weiter vorwärts in ſeiner religiöſen Bildung und bürgerlichen Verfaſsung gethan hat; daſs es, ſeitdem es ſeine frühſten religiöſen Veränderungen, wahrſcheinlich durch Fremdlinge, erlebte, keinen ſeiner Begriffe antiquirt hat, und ſich bey der Anhänglichkeit an denſelben wohl befindet; daſs ſelbſt das öftere Eindringen und Vermiſchen mehrerer fremder und wilder Horden keine Umbildung ihrer religiöſen Begriffe, wohl aber eine Veränderung ihrer Regierungsform (nicht ihrer ganzen bürgerlichen Verfaſsung, die Kaſten blieben, blos die alte regierende Familie ward unterdrückt durch die Sieger) hat bewirken können: ſo darf es uns wohl nicht wundern, daſs endlich die Natur dieſe groſse blühende Gegend der Adminiſtration gebildeter Europäer überlaſsen zu wollen ſcheint. Denn allezeit giebt die Natur den alten, welken Stamm auf, um eine neue Jugendblüte hervorzubringen, und ein friſches junges Volk dahin zu führen, wo mit unerweichlicher Halsſtarrigkeit ſich ein altes Volk ihren Geſetzen entziehen und ſeine frühere Verfaſsung nicht antiquiren will. Mit Anſtrengung ſeiner letzten Kraft widerſteht zwar dieſes Volk noch dem Eindringen der Europäer, aber ſie wird erſchöpft und die Spuren der alten Verfaſsung in einem nordweſtlichen

Winkel zuſammengedrängt werden, wie dies der Fall ſchon mit der alten perſiſchen Religion früherhin war.

Eine groſse Menge religiöſer Schriften in der Samſcrit oder heiligen Sprache iſt nur das Eigenthum der Braminen, die überhaupt, wie dies der Fall gewöhnlich bey allen Prieſterorden war, die Kultur als Monopol behandeln. Sie wurden bald die erſte Kaſte, und ſelbſt alle politiſche Weisheit eignete ſich der Stamm der Prieſter zu. Die Menge von Fabeln über die erſte Mittheilung ihrer religiöſen Begriffe durch *Brama*, der zugleich als der Erfinder der Schreibekunſt und mehrerer Künſte aufgeſtellt wird, verrathen den Geiſt der Kindheit der Kultur und des hohen Alterthums. Eine zweyte Umbildung ihrer religiöſen Denkart geſchah wahrſcheinlich durch einen Fremdling *Wiſchnu*, der auch noch immer mit göttlichem Anſehen verehrt wird. Da ihre langſamen Fortſchritte in der Kultur es doch endlich nöthig gemacht haben, daſs ſie ihre frühern Mythen und Traditionen *allegoriſch* interpretiren muſsten, und da ſo mannigfaltige, ihrem Geiſte nach ſehr verſchiedne, Commentare über ihre heiligen Bücher ausgearbeitet worden ſind, ſo läſst es ſich, bey dem gegenwärtigen Mangel an Bekanntſchaft mit ihrer heiligen Sprache und der Mittheilung ihrer Religionsbücher (was als Hochverrath bey ihnen gilt) wohl nicht ſo bald erwarten, daſs wir mit dem *ſucceſsiven* Fortſchreiten ihrer religiöſen Kultur aufs Reine kommen werden. Ein höheres Syſtem von Weisheitslehren läſst ſich aber am wenigſten hier erwarten, da ſchon lang die Religionslehrer dieſes Volkes in ihrer Kultur Stillſtand gemacht haben, und ihre moraliſchen Sentenzen durchaus das frühere Zeitalter und die Anhänglichkeit an der Gnomenſprache des Orients verrathen.

Digitized by Google

Doch finden ſich bey ihnen mehrere religiöſe Secten. Der Orient iſt überhaupt die Wiege gewiſser überſpannter aſcetiſcher Begriffe; ein geringer Grad religiöſer Bildung, das dem ganzen Oriente eigenthümliche Uebergewicht der niedern Seelenkräfte über die höhern, ein mildes Klima und ein fruchtbarer Boden machen es hier gewiſsen Menſchenklaſsen leicht, ein *unthätiges*, beſchauliches Leben zu führen. Ihre Ausartungen, Thorheiten, Kaſteyungen und Schwärmereyen ſind aus der Geſchichte der Eſsäer, der Eremiten, der chriſtlichen Mönche und unzählig anderer Ausgeburten eines verſchobnen Verſtandes bekannt. In Indien iſt wahrſcheinlich der *Urſprung* dieſer Lebensart und das Entſtehen dieſer Secten zu ſuchen; ältere und neuere Reiſende erzählen viel von den Thorheiten der Sarmanen und Gymnoſophiſten, und ſchon zu Alexanders Zeiten verbrannte ſich einer dieſer aſcetiſchen Schwärmer ſelbſt lebendig.

Das ſtille Volk, das an den Ufern des Ganges wohnt, hat ſich ſelbſt ſehr oft unter das Joch des Deſpotismus einheimiſcher und einwandernder Regenten ſchmiegen müſsen, und — willig geſchmiegt. Gutmüthig und tolerant iſt der Indianer, ſeine bürgerliche und religiöſe Kultur paſst dieſem Boden an, iſt hier entſtanden, einheimiſch geworden, und dem ganzen Character der Nation angebildet; die tiefen Züge, in denen ſie ſich bey derſelben durch die Anhänglichkeit an ihre Prieſter, an ihre Gebräuche und Feſte, an ihre Mythen und Pagoden ankündigt, rühren von der Erziehung her, die ganz in den Händen der Braminen iſt. Sanftmuth, Höflichkeit, Keuſchheit und Mäſsigung geht von einer Generation auf die andre über, aber freylich fehlt der Nation der höhere Schwung; ihr Leben iſt ein harmloſes Pflanzenleben ängſtlich und beſorgt im Kleinlichen; friedlich baut es

ſeinen Boden und bildet im Einzelnen an ſeinen Künſten fort; ſelbſt die niedern Stämme lernen leſen, rechnen und ſchreiben, aber gewiſs, wären Europäer nicht dahin gekommen, dieſe Nation verträumte immer noch länger ihre ewige Kindheit; es fehlt ihr der innere Trieb, die rege Kraft, der unaufhaltbare Drang zur Vervollkommnung; ſie gleicht einem kränklichen geſchickten Kinde, mit dem man Mitleiden hat, deſsen Kraft aber erſtorben und verwelkt iſt, das ſich nicht wieder zum höhern Geſundheitsgefühl erheben kann, dem jede Anſtrengung ſchwer fällt, das keinen höhern Schwung beginnen kann, und langſam und matt dahin welkt, wenn die letzte Kraft, die es aufzubieten vermag, nicht mehr hinreicht, dem Gifte zu widerſtehen, das an der Wurzel des innern Lebens nagt.

Die Vertheilung der Lebensarten in Indien unter erbliche Stämme bewirkt einen auſserordentlichen Zwang und ſchlieſst faſt alle Verbeſserung und Vervollkommnung der Künſte aus; mit der auffallendſten Verachtung behandeln ſie den niedrigſten ihrer Stämme, er iſt aller Religion und Menſchenrechte beraubt. — Und willig trägt dies Volk ſein Loos; denn ſeine Lehre von der Seelenwanderung, die, bey einer höhern Richtung und Darſtellung, gewiſs der Fortbildung des ſittlichen Charakters mehr wohlthätig als nachtheilig ſeyn könnte, kriecht am Boden; die Materie der Körper iſt nur das Mittel zur Reinigung des Geiſtes, es iſt Nothwendigkeit, die Härte des Schickſals zu erdulden, der Menſch büſst in ſeiner gegenwärtigen Lage ehemalige Vergehungen etc. Begriffe dieſer Art, frühzeitig ſchon durch die Braminen den Kinderſeelen eingeſenkt, drücken dem das Gemüth nieder und verdüſtern den Geiſt der Nation. Ihr ſtumpfes Dahinergeben an ein ewiges Fatum hält noch

mehr ihre Thätigkeit und den freyern Umſchwung ihrer Kräfte auf.

Sind gleich die Lehren der Braminen nicht eben unedel, ſo ſind ſie doch im Ganzen unvollkommen; ihr Brama iſt kein ganz unmoraliſches Weſen, aber doch ſteht dem belebenden Princip ein böſes und zerſtörendes Weſen entgegen; und wenn gleich die ſpätere Braminenallegorie die früheſte Mythologie verbeſserte (ein Fall, der bey mehrern Völkern eintrat, und durch den, eben ſo wie die indiſche, auch die griechiſche Mythologie das Anſtöſsige verlieren, und für ein reiferes Zeitalter accommodirt werden ſollte) ſo blieb es doch immer Mythologie, eine fehlerhafte ſagenreiche Theorie, in welcher die Geſchichte der Religion den gröſsten Platz einnimmt. Iſt nicht aber das bey den meiſten Religionen, deren Stiftung ſich im Alterthum verliert, der Fall geweſen, daſs Religion und die *Geſchichte derſelben*, in ältern Urkunden genau verſchmolzen, auch ſpäterhin nicht getrennt wurden? Darum konnte aber auch die Braminenmoral nicht zuſammenhängend ſeyn, denn ſie war theils Volksmoral, theils ſtand ſie im Dienſte der Mythologie. *Wenn nicht Moral ohne Rückſicht auf Religion iſolirt aufgeführt wird, ſo erhält weder die Menſchheit eine Moral noch auch eine Religion, die ihren Bedürfniſsen entſpricht.*

Viel Gebräuche hat die indiſche Religion mit allen, im hohen Alterthum geſtifteten, Religionen gemein; die Annahme unzähliger Dämonen verbürgt es dem Geſchichtsforſcher, wie nur langſam mehrere Gottheiten Einer untergeordnet worden ſind; denn wenn die höhern Weſen die Erde verlaſsen, wenn der Götterſtaat in den Himmel verlegt wird, ſo können ſie doch noch erſchei-

rien und gewiſsen Menſchen ſich mittheilen; ſo behalten ſie noch gewiſse heilige Oerter; ſelbſt die Luft wird durch ſie bevölkert, und da die höhern Weſen ſich mittheilen können, *wenn* und *wie* ſie wollen, ſo darf nur der Menſch ein unerklärbares Ereigniſs vorfinden, um eine hinreichende Urſache zu haben, die Superos ins Spiel zu ziehen. Der noch immer herrſchende Thierdienſt führt auf eine lange Dauer des Fetiſchismus hin; und ihre zahlreiche Litteratur würde, bey näherer Bekanntſchaft zwar keine groſse Bereicherung für *unſre* eigne Bildung ſeyn, (dies iſt aber auch der Fall nicht eben bey der Auffindung andrer alten Monumente des Alterthums geweſen;) wohl aber würden wir, da dieſes Volk frühzeitig Kultur gehabt hat und ſich immer in derſelben gleich geblieben iſt, für den ſucceſsiven Gang des menſchlichen Geiſtes in der Entwickelung ſeiner religiöſen Begriffe gewiſs mehr Aufſchluſs erhalten, wenn dieſe Litteratur und beſonders der heilige Theil derſelben in unſre Hände fiele. Denn da dieſes Volk wirklich noch auf dem Grade der bürgerlichen und ſittlichen Kultur ſtehet, wo es die gelehrten Griechen nach dem Zeitalter Alexanders fanden, (denn früher kennen dieſe Indien nur dem Namen nach und aus Fabeln und Träumen,) ſo muſs die erſte Umbildung ihrer religiöſen Begriffe, ſo müſſen die Modificationen ihrer Volksmythologie bereits in frühere Perioden fallen und in den heiligen Büchern aus dieſer Periode die Spuren dieſer Veränderung aufgefunden werden können. Hier könnte nun der Forſcher der Kulturgeſchichte aus reinen Factis lernen, wie der Fetiſchismus nach und nach durch den Geiſt des Volkes ſelbſt veredelt wird, ein Fall, der blos in Indien möglich ſeyn konnte, weil hier die religiöſe Kultur dem Boden einheimiſch war und bey andern Völkern die Fortbildung

der Volksreligion durch das Drängniſs der benachbarten Völker, und durch den Druck von auſsen her, bewirkt wurde.

Das *Emanationsſyſtem*, die erſte philoſophiſche Prieſterreligion, auf die der menſchliche Verſtand in mehrern Gegenden *zugleich* kam, (ohne daſs z. B. Thales und andre Weiſe von Indien aus ihre Begriffe darüber entlehnt hätten) iſt auch den Braminen eigen; ihr höchſter Gott, dem die übrigen Dämonen untergeordnet ſind, iſt die Seele, das belebende Princip des Ganzen; mit dieſer Vorſtellung haben ſie ihre Lehre von der Fortdauer nach dem Tode, die bey ihnen die Meynung von der *Seelenwanderung* iſt, genau verbunden, und ſo lehren ſie, daſs die Seele zur Reinigung und Prüfung ſo lange aus einem Körper in den andern übergehen müſse, bis ſie würdig gefunden wird, zu ihrem Urquell zurückzukehren, und ſich mit *dem* wieder zu vereinigen, von dem ſie ausging. Mangelhafte *Kosmogonien* und eine ungeheure *Chronologie*, verbunden mit der Eintheilung der Dauer der Welt in vier Zeitalter hängen in den alten Sagen mit dieſer Religionstheorie zuſammen. Ihre *Moral* iſt ſentenziös und unzuſammenhängend; nichts deſto weniger enthält und verbreitet ſie manche würdige Begriffe. So lehren ſie folgende Sentenzen, die wir in Sina, Griechenland und Paläſtina etc. wieder treffen werden: Ein Weiſer muſs ſich von allem unabhängig zu machen ſuchen, und zu dem Ende gegen Tod und Leben unempfindlich ſeyn. — Das gegenwärtige Leben iſt dem Weiſen eine bloſse Empfängniſs, der Tod aber iſt ihm die Geburt zu dem wahren Leben, daher muſs er ſich durch mannigfaltige Uebungen auf denſelben vorbereiten. — Alles, was dem Menſchen zuſlöſst, iſt an

ſich weder gut noch böſe; nur die Einbildung macht es dazu. — Dasjenige Leben iſt das glücklichſte, welches am wenigſten bedarf. — Wer mit dem, was er hat, zufrieden iſt, bedarf weiter nichts. — Die wahre Weisheit macht den Menſchen gegen Schmerz und Vergnügen unempfindlich; der Leib muſs daher durch Arbeit und Beſchwerden abgehärtet werden, damit der Menſch deſto fähiger werde, das allgemeine Beſte ſowohl, als ſein eignes zu befördern. — Man muſs keinen Tag vorüber gehen laſsen, ohne etwas Gutes zu thun. — Die Begierden ſind das letzte Gewand, welches der Weiſe abwerfen muſs, wenn er Gott ſehen will. — Die Aehnlichkeit dieſer Grundſätze mit gewiſsen griechiſchen Philoſophemen iſt nicht zu verkennen; der Schluſs würde aber übereilt ſeyn, die Reiſen einiger frühern griechiſchen Philoſophen blos deshalb bis nach Indien reichen zu laſsen, weil einige Verwandtſchaft zwiſchen ihren Vorſtellungen und der Braminenlehre angetroffen wird. Der menſchliche Geiſt bleibt, bey allen Modificationen im Einzelnen, doch im Ganzen immer den nemlichen Geſetzen ſeiner Bildung treu. Es darf uns daher nicht befremden, in mehreren Gegenden der Erde die nemlichen Meynungen aufgeſtellt zu ſehen. Der Gang der Koloniſation der Erde ſpricht aber bisweilen ſelbſt für den Uebergang gewiſser Begriffe von einen Volke zu dem andern, beſonders ſcheint dies der Fall zu ſeyn bey der Verwandtſchaft der ägyptiſchen und indiſchen Kaſten, ſo wie bey der Abſtammung der ſineſiſchen Kultur aus Indien.

Klima und Boden haben hier manche nützliche *Kunſt* und *Wiſsenſchaft* veranlaſst, weit ſind aber die Indianer in keiner fortgeſchritten. Die weſtlichen Aſiaten, die wahrſcheinlich Anfangs erſt von ihnen lernten,

Digitized by Google

haben ihre Lehrer weit übertroffen, und ſelbſt die hochgerühmte indiſche Aſtronomie, zu der der ewig heitre Himmel Indiens Veranlaſsung genug geben konnte, iſt doch auf den niedrigſten Stufen ſtehen geblieben, da ſie noch immer mit Aſtrologie hier verbunden wird. Die Braminenerziehung, die dieſes Volk bildet, hat zwar den Geiſt deſselben mild und ſanft, aber auch, wie jede Prieſterregierung, zur Unterjochung reif gemach. Der Stamm der Krieger ward unkriegeriſch, und den Europäern das Eindringen und Feſtſetzen am Ganges leicht. Vielleicht daſs die Kulturgeſchichte der Menſchheit nach einigen Jahrhunderten hier eine *andere* Kultur zu ſchildern haben wird, denn nach einem ewigen Naturgeſetze wird endlich dieſer ſchon erſtorbne Stamm, der Jahrtauſende dahin welkte und zu ſeinem Sturze nur noch eines mächtigen Sturmes bedurfte, der lebendigen Kraft weichen müſsen, die jugendlichen Geiſt und höhere Kultur über dieſe Gegenden verbreiten wird. Die Natur, die allen ihren Kindern gleich gütige Mutter iſt, läſst ſich keinen Stillſtand ihrer Kräfte abzwingen; *die* Organiſation, die ſich ihrer Palingeneſie entziehen will, erliegt endlich dem Umſichgreifen einer jüngern Form und erſtirbt auf der Erde unter ekelhaften Zuckungen. Indien, das ſich ſo lange gleich geblieben und faſt ganz auſser dem Drängniſse der Völker geblieben iſt, intereſsirt uns ſpäterhin in der Kulturgeſchichte nicht weiter; kein neues Reſultat gibt uns dieſer milde Himmelsſtrich mehr, ſeine und Sina's Kultur werden nur *einmal* verzeichnet, denn Kinder ſpielen in der Geſellſchaft der reifern Jünglinge und des ernſten Mannes eine kleinliche, einförmige Rolle.

Mit ihren Religionsbüchern ſind die Indier eben ſo verfahren, wie die Hebräer mit ihrem Moſes und die

Moslem mit ihrem Koran; ihre Commentare und Allegorien darüber zeigen von der nothdürftigen Prieſternachhülfe, wenn der Geiſt der Nation weiter fortſchreitet. Zu der Menge ihrer religiöſen Gebräuche, gehört auch das harte Geſetz der Verbrennung des Weibes nach dem Tode des Mannes, das wahrſcheinlich als Strafe oder aus Schwärmerey in Umlauf kam, und ſich, zur Schande der Menſchheit, bey einem übrigens ſanften Volke ſo lang erhalten, und wahrſcheinlich ſeinen Grund beſonders in den herrſchenden Vorſtellungen von dem Fatum und der Reinigung durch Seelenwanderung hat. —

Sina, das eine gewiſse Aehnlichkeit mit Indien hat, und wahrſcheinlich dieſer Gegend ſeine Bevölkerung verdankt, mag auf Indien, da es eben ſo wie jenes *nur einmal* in der Kulturgeſchichte aufgeführt werden kann, ſogleich folgen. Die frühe Bevölkerung dieſes öſtlichen Winkels Aſiens machte auch hier eine frühe Kultur möglich, beſonders da die Kolonien, die im höchſten Alterthume ſich hier zuſammenfanden, durch Auswanderungen ſich ihrer Lage nach nicht ſchwächen konnten. Wenn es nun auch der Analogie nach indiſche Kolonien geweſen wären, die ſich hier anbauten, ſo muſste doch bey dieſer Lage, bey dieſem Boden, unter dieſem Klima, und bey den eigenthümlichen Verhältniſsen, die dieſe ganze Gegend, eben ſo wie in Aegypten, nöthig machte, auch ein eigenthümlicher Character ſich hier bilden, der alle Geſchäfte und die geſammte Kultur dieſes Volkes durchdrang. Die bürgerliche Verfaſsung iſt auf Ackerbau gegründet, und alle Künſte und Erfindungen, die zur ſorgfältigern Betreibung des Ackerbaues erfordert werden, treffen wir bey den Sineſen frühzeitig an. Der Character des Volks iſt

Fleiſs; aber nicht genialiſche Thätigkeit, nicht Schwung, hoher Sinn und männliche Kraft, bezeichnet dieſen Fleiſs; er iſt aufs Kleinliche gefallen, er wühlt in ſeinen Bergen, zieht ſorgfältig Kanäle, mahlt und ſpielt mit Kleinigkeiten, erfindet und modificirt ſeine Hieroglyphenſchrift faſt bis ins Unendliche: ſo hat dieſes Volk ſchon Jahrtauſende geſpielt; wilde Horden ſind hier eingedrungen und haben ſich mit den urſprünglichen Kaſten, die wahrſcheinlich Anfangs auch iſolirte, und erſt ſpäterhin zuſammengetretene und unter Eine Regierung vereinigte, Völkerſtämme waren, vermiſcht; die Sineſen ſind aber dadurch nicht tapferer geworden, ihr Fleiſs ſollte ſie gegen die Waffen der Barbaren ſchützen und eine ungeheure Mauer gegen die Tartarey, mit unglaublicher Mühe aufgeführt, diente zu nichts, als daſs ſie von neuen wilden Horden durchbrochen wurde. Was innern Handel, Betriebſamkeit, Gebäude, öffentliche Anſtalten, Brücken, Kanäle, Tempel, u.d.gl. betrifft, da wird immer Sina die Achtung des Forſchers der Kulturgeſchichte verdienen; Fiſcherey, Seidenbau, Porcellan, Pulver und Bley, Hieroglyphen und Buchſtabenſchrift, Buchdruckerkunſt, Schiffbau und andere Künſte, kannten die Sineſen gewiſs früher, als die Europäer; aber es weht in ihren Erfindungen kein feſter Geiſt, kein hoher Sinn; niedlich und fein ſind ihre Geſchäfte und Verbeſſerungen; ihr Geiſt iſt zu einer hohen, freyen Richtung verdorben, der Deſpotismus iſt hier einheimiſch geworden, und man kann mit der Natur nicht darüber rechten, daſs er hier mit ſeinen Greueln getroffen wird, denn die Sineſen leben ruhig und zufrieden unter dieſem Drucke, und ſo, als wenn er eben ihrer Kultur und der Reife ihres Geiſtes anpaſste. Ihr kriegeriſcher Muth, ihre Denkkraft erliegt und vertrocknet auf den warmen

Oefen, auf welchen ſie ſchlafen und von dem warmen Waſser, daſs ſie trinken, und alle höhere Wiſsenſchaften, alle Beſchäftigungen, die ohne gröſsere Anſtrengungen des Verſtandes nicht zu einem höhern Grade der Kultur gelangen können, ſind bey dieſem Volke auf der Kindheitsſtufe ſtehen geblieben, ſo z. B. die Aſtronomie, die Religion, die Philoſophie. Selbſt ihre niedern Geiſteskräfte ſind verſchrumpft und verſchoben zu einem höhern Schwunge, ſonſt würde die Phantaſie ihre Muſik und Dichtkunſt fortgebildet haben, aber dieſe liegen eben ſo wie jene Wiſsenſchaften in der langen Kindheit. Blos was mechaniſchen Fleiſs, kein langes Nachdenken, keine reife Beurtheilungskraft verlangt, kann ihnen gelingen.

Leichter als in Indien läſst ſich hier die *Privatreligion* von der Volksmythologie unterſcheiden. In Indien verhinderten zwey Umſtände daran; einmal das Dunkel, in welches alle die Lehren gehüllt ſind, die die Prieſter in ihren heiligen Schriften aufbehalten und die an keinen Ausländer verrathen werden; dann aber auch weil die Braminen die einzigen Lehrer der Nation ſind und wahrſcheinlich derſelben nach und nach, *einiges* aus ihrer Privat- oder philoſophiſchen Religion mitgetheilt haben, denn die Lehre von der Emanation und der Seelenwanderung gehörten gewiſs urſprünglich der Privatreligion der Braminen und nicht der Volksmythologie an. Aber in Sina erfuhr die Bildung der religiöſen Ideen mehrere Schickſale. Weit entfernt die Uebertreibungen der Sineſen ſelbſt, noch auch die der Miſsionairs, zu unterſchreiben, und die ungeheuren Fabeln ihres Mythenalters zu verkennen, ſo iſt doch nicht zu läugnen, daſs ſchon frühzeitig, ehe noch andre Völker in

ihren

ihren *erſten* Kolonien gewiſse Gegenden beſetzten, hier einige Veränderungen in der religiöſen Bildund nöthig geworden waren. Alle Traditionen der Sineſen von einer, urſprünglich hier einheimiſch geweſenen reinen, natürlichen Religion ohngeachtet, muſsten gewiſs auch ſie von dem groben Fetiſchismus, der erſten niedrigſten Stufe aller religiöſen Kultur, ausgehen; ihre heiligen Bücher berühren zwar nur in dunklen Spuren dieſe Periode, denn freylich während des Fetiſchismus ſind die Völker noch zu roh, um eigentliche Religionsbücher zu haben. Sinnlicher Kultus, eine groſse Maſse von Gebräuchen characteriſirte aber ihre frühſte Mythologie. Dieſe rührte von *Laokium* her, von deſsen himmliſcher Abkunft nach Art aller orientaliſchen Völker, ſehr viel gefabelt wird. Als Fremdling (Bramine) kam er wahrſcheinlich hieher, und ſtiftete die poſitive Religion unter den nun vereinigten Kaſten, deren einzelne Kolonienmythologie nun nicht mehr für die, in der zuſammengetretnen Geſellſchaft erhöhten Bedürfniſse hinreichte. Die durch ihn aufgeführte Mythologie würde aber verändert durch einen zweyten Religionsſtifter, deſsen Grundſätze auch noch jetzt die herrſchende Religion der Sineſen ausmachen, und durch die Prieſter oder Bonzen erhalten werden; es war die Lehre des *Fo*; ſeine Schickſale, ſeine Apotheoſe iſt in die Volksmythologie zugleich mit ſeinen Begriffen über die Tugend, die Zukunft, das Fatum etc. übergegangen; dürftig und mangelhaft waren die Begriffe dieſes Erlöſers der Sineſen, von denen die Bonzen behaupten, daſs er Gott geweſen, und aus Liebe zu den Menſchen, Menſch geworden ſey. Die *Privatreligion*, die die Bonzen nebenbey haben, und aus einem eſoteriſchen Unterrichte ihres Fo ableiteten, geht, in Rückſicht auf ein Princip, von *dem Nichts*

oder der *Leere* aus, aus welchem alles entſtand, und in welches alles einſt zurückkehrt. Alle Elemente, alle Körper und Geſchöpfe machen einen Theil deſselben aus, und alles gehört dieſer ewigen, einigen Subſtanz an. (Es iſt das Emanationsſyſtem der Braminen unter einer andern Modification.) Dieſes Princip hat keine Macht, keine Gedanken, keine Eigenſchaften, es iſt in ſteter Ruhe. Die *Moral* die aus dieſer Religionstheorie hervorging, konnte nicht anders als gemächlich ſeyn. Wer Glückſeligkeit erlangen will, muſs daher tiefen Betrachtungen und einem beſchaulichen Leben ſich überlaſsen; denn iſt der groſse Geiſt in beſtändiger Ruhe, ohne Wirkſamkeit, ohne Vermögen, ohne Erkenntniſs, ſo müſsen die Geſchöpfe, die einſt zu ihm zurückkehren wollen, nichts verſtehen, nichts thun, nichts verlangen. Sieg über die Leidenſchaften, Streben nach dieſer Ruhe, macht alſo der Gottheit ähnlich und bereitet auf jenen Uebergang zu ihr vor.

Von dieſer Privatreligion der Prieſter unterſcheidet ſich die ſchon früher verbreitete *Privat*religion des *Confucius*, der wahrſcheinlich mit Pythagoras gleichzeitig lebte. Seine Lehre beſtand nicht in einer Abſchaffung der Volksreligion, ſondern beſonders in einer Berichtigung der *einzelnen* moraliſchen Maximen und Sentenzen derſelben, da er den theoretiſchen (*mythologiſchen*) Theil auf ſeinem Werthe beruhen lieſs. Die Spekulation war nicht ſeine Sache, und weder er, noch ſein Zeitalter zur Aufführung eines Moralſyſtems reif. Seine Gnomen und moraliſchen Sentenzen ſind aber *nie* Volksreligion geworden, ſondern immer nur das Eigenthum *einzelner* Anhänger und Klaſsen geweſen; bey ſeinem Leben erlitt er von den Prieſtern der Volksreligion viel Verfolgung, nur ſpäterhin ſtieg ſeine Verehrung und ohngefähr in dem

Zeitalter, wo Jeſus lehrte, wurden ihm zuerſt Tempel errichtet und Feſte zu ſeiner Verehrung angeſtellt. Es kann von ihm nicht mehr erwartet werden, als er für ſeine Nation und im Geiſte ſeines Zeitalters leiſten konnte; wären mehrere Männer wie er, ſpäterhin unter dieſem Volke aufgetreten, ſo hätte ſich doch vielleicht die Nation langſam erholen und etwas in ihrer Reife fortſchreiten können; aber ihr Erlöſer iſt noch nicht erſchienen, und die göttliche Verehrung des Fo zeigt von dem groſsen Stillſtande, den ihre Kultur ſeit Jahrtauſenden gemacht hat. — Ohngeachtet bey den ſineſiſchen Religionsvorſchriften wegen der Uebertreibungen der Bonzen und dem Hange zu unwahren und fabelhaften Erzählungen bey der ganzen Nation das frühere und ſpätere nie ganz ſicher wird unterſchieden werden können, da manches, was Bonzen und Jeſuiten ins Alterthum verſetzen, ungleich ſpätern Urſprungs ſeyn dürfte, ſo iſt doch das hohe Alter und der frühe Anfang ihrer religiöſen Kultur nicht abzuleugnen. — Die Vorſchriften des Confucius, gleichen denen der Braminen, des Dekalogus, des Korans, der ſieben Weiſen, und beziehen ſich auf geſellſchaftliches und häusliches Leben; folgende Sentenzen ſcheinen uns Confucius Geiſt darzuſtellen: Es iſt nicht genug, die Tugend zu kennen, man muſs ſie lieben; es iſt aber noch nicht genug, ſie zu lieben, man muſs ſie beſitzen. — Derjenige, welcher am Morgen die Stimme der Tugend gehört hat, kann am Abend ſterben; dieſem Menſchen wird es nicht gereuen, gelebt zu haben, und der Tod wird ihm keine Strafe ſeyn. — Es giebt drey Dinge, die der Weiſe verehren ſoll: die Geſetze des Himmels, groſse Männer, und die Reden rechtſchaffener Leute. — Der Weiſe genieſset unendlich Vergnügen, denn die Tugend hat ihre Süſsig-

Digitized by Google

keiten mitten unter den Beſchwerden, von welchen ſie umgeben iſt. — Iſs nicht aus Luſt, die du bey dem Eſsen finden kannſt, iſs zur Erſetzung deiner Kräfte, und zur Erhaltung deines Lebens, welches du vom Himmel bekommen haſt. — Erinnere dich allezeit, daſs du ein Menſch biſt, daſs deine menſchliche Natur gebrechlich iſt, und daſs du leicht fallen kannſt; ſo wirſt du niemals fallen. — — In neuern Zeiten hat die chriſtliche Religion einigen Eingang bey den Sineſen gefunden, d. h. ſie haben ihre Mythologie mit der Mythologie der katholiſchen Kirche vertauſcht. Uebrigens herrſcht im Ganzen Toleranz gegen die verſchiednen religiöſen Meynungen in Sina.

Dieſe religiöſen Begriffe haben nun in dieſen groſsen, an 25 Millionen Menſchen umſchlieſsenden, Lande mehrere Jahrtauſende lang den menſchlichen Geiſt beſchäftigt, und doch iſt dieſes blos vegetirende Volk nicht reif dadurch geworden, endlich einmal die verjährten Vorſtellungen zu antiquiren und beſsere an ihre Stelle zu ſetzen; noch immer reichen ſie für ſeine Bedürfniſse hin, und Deſpotismus und Bonzen arbeiten gemeinſchaftlich daran, daſs nie das Verbeſsrungsgefühl, in bürgerlicher und moraliſcher Hinſicht bey dieſem Volk erwache. Was hilft daher die *frühe* Kultur dieſes Volkes, wenn eine ewige Kindheit daraus hervorgeht? Auch dieſes Volk gibt in der Geſchichte einen ekelhaften, widerlichen Anblick, es verdient den Platz nicht, den es einnimmt, da ſeine ſchlummernden Kräfte nur in einer verſchrumpften Sinnlichkeit vegetiren; ein kräftiger Stamm muſs einſt auf dieſem Boden verpflanzt werden. Da eine gewiſse Kultur früh ſchon hier einheimiſch war, ſpäterhin aber nur *rohe* Völkerſchaften einwanderten, ſo läſst es ſich freylich erklären, warum die Sineſen auf dieſer Stufe der Kindheit ewig ſtehen bleiben, und auf ihre alte Verfaſsung ſo ſtolz werden

konnten; die Völker nemlich, mit denen ſie der Zufall in Verbindung brachte, waren *noch ungebildeter als ſie ſelbſt.*

Das ſineſiſche Reich iſt daher eine balſamirte Mumie *), mit Hieroglyphen bemahlt und mit Seide umwunden; ihr innerer Kreislauf iſt wie das Leben der ſchlafenden Winterthiere. Daher die Abſonderung, Behorchung und Verhinderung jedes Fremden; daher der Stolz der Nation, die ſich nur mit ſich ſelbſt vergleicht und das Auswärtige weder kennt noch liebt. Es iſt ein Winkelvolk auf der Erde, vom Schickſale auſser dem Zuſammendrang der Nationen geſetzt, und eben dazu mit Bergen, Wüſten und einem beynah buchtloſen Meere verſchanzt. Auſser dieſer Lage würde es ſchwerlich geblieben ſeyn, was es iſt; denn daſs ſeine Verfaſsung gegen die Menſchen Stand gehalten hat, beweiſet nichts, als daſs ſie in ſich ſelbſt gegründet war, und daſs die rohern Ueberwinder zu ihrer Herrſchaft einen ſolchen Lehnſtuhl kindiſcher Sclaverey ſehr bequem fanden. Sie durften nichts daran ändern, ſie ſetzten ſich darauf und herrſchten. Alles hängt in ihrer Sprache an regelmäſsigen Kleinigkeiten, und die ganze gelehrte Denkart der Sineſen iſt in künſtliche und Staatshieroglyphen vermahlt; unglaublich muſs der Unterſchied ſeyn, mit dem dieſe Schriftart allein ſchon auf die Seele wirkt, die in ihr denkt. Sie entnervt die Gedanken zu Bilderzügen, und macht die ganze Denkart der Nation zu gemahlten, oder in die Luft geſchriebenen willkührlichen Characteren. Nur der Regelmäſsigkeit im gebahnten Gleiſe, dem Scharfſinn in Beobachtung des Eigennutzes und tauſend ſchlauer Künſte, der kindiſchen Vielthätigkeit

*) Das treffende Urtheil Herders im *dritten* Theil ſeiner *Ideen etc.*

ohne den Ueberblick des Mannes iſt in Sina der Weg geöffnet.

Eine traurige Gegend unſers Planetens, wo der Verſuch zur Kultur geſchah, und der menſchliche Geiſt doch auf halbem Wege, als habe es ihm gereuet, ſtehen blieb, öde und unfruchtbar für die Reife des Ganzen liegt dieſe aſiatiſche Strecke, und Jahrtauſende laufen ab, ohne der Nachwelt ein frohes Reſultat zu hinterlaſsen und eine erquickende Ausſicht für die Fortbildung des menſchlichen Geiſtes in dieſer Gegend zu eröffnen. Wie die erziehende Natur auch hier ihren Plan realiſiren und die rächende Nemeſis den Verſtoſs gegen ihre ewigen Geſetze ahnden werde, können wir noch nicht vorherſehen; mit Wehmuth und Rührung, aber auch mit Unwillen und verhaltnem Verdruſse, verlaſsen wir zwey Völker, die die Menſchheit ewig daran erinnern werden, *daſs Fortſchritt ihr Ziel und ihre Beſtimmung ſey;* und gehen fort zur Characteriſirung der Kultur eines dritten, das bey der gröſsten Analogie mit dieſen beyden, eben ſo auch den Hang mit ihnen gemein hatte, eine beſtändige Kindheit zu verleben.

Aber mit *Aegypten* wollte es die Natur anders; denn hier zwiſchen zwey groſsen und bevölkerten Welttheilen, hier, wo der Handel ſich concentriren ſollte, muſste auch dies groſse Volk unter das Drängniſs von Umſtänden und Verhältniſsen geſetzt werden, die es in der Folge einen andern Weg gehen, und eine, von Indien und Sina ganz verſchiedene, Richtung in der Kultur nehmen lehrten. Es darf hier nicht erſt wiederholt werden, was ſchon weiter oben, über die Kolonien, die Aegypten wahrſcheinlich anbauten, geſagt worden iſt. Es kommt hier

Digitized by Google

vorzüglich darauf an, die ſo widerſprechenden Momente ihrer religiöſen, bürgerlichen und wiſſenſchaftlich-äſthetiſchen Kultur, wo möglich, unter Einem lichten Geſichtspunct zu bringen.

Die einzelnen Kaſten, die ſpäterhin zu einer bürgerlichen Verbindung gebracht wurden, waren wahrſcheinlich früher eben ſo viel einzelne kleine Völkerſtämme und Kolonien von Hirten, Jägern, Feldbauern etc. Ihre frühere Beſchäftigung blieb, und das Band, das ſie vereinigte, war ein politiſch-religiöſer Kultus. Dieſen verdankten ſie ihren Jongleurs, ihren Prieſtern. Man frage nicht ängſtlich, wo kamen dieſe bey den älteſten Aegyptern her? man hat nicht nöthig ſeinen Urſprung erſt in Meroe zu ſuchen; wo die Menſchen aus den niedrigſten Hordenverhältniſsen heraustreten und nur etwas reif werden zur bürgerlichen Verbindung, da finden wir auch Prieſter, klügere Menſchen aus ihrer Mitte ſelbſt, die dieſen Kultus, den in den erſten Anfängen des Fetiſchismus das Oberhaupt, der Anführer der Horde, verwaltete, an ſich zogen und mit ihm, bey ihren natürlichen Anlagen eine gewiſſe Superiorität über die noch rohere Horde erlangten. Wer hätte wohl den Grönländern, den Südinſulanern, den Nordaſiaten Prieſter gegeben? Oder ſollten die erſten ägyptiſchen Nomaden einen groſsen Vorzug vor dieſen unkultivirten Stämmen behauptet haben? — Die Beſorgung des Kultus im Fetiſchismus kommt in die Hände einzelner Menſchen, die ſich ſogleich ſelbſt von den übrigen Kaſten iſoliren, und eine eigne Kaſte ausmachen, die natürlich die erſte und oberſte Kaſte wird, und den Einfluſs, den ſie einmal, während den niedrigſten Perioden der Kultur erlangte, auch ſpäterhin behauptet, da dieſe Kaſte alle Wiſſenſchaften an ſich gezogen hat, und vermittelſt derſelben eine geheime Kenntniſs für ſich behält, und nur

in die Volksreligion ſo viel davon übergehen läſst, als ſie für gut findet.

Die Verſchiedenheit der Lebensart und des Wohnorts der erſten Kaſten in Aegypten, lag theils in dem Lokalen ſelbſt, denn die Kaſte der Fiſcher muſste nothwendig in der Nähe des Nils wohnen; theils in der Politik des herrſchenden Prieſterſtandes; der aber wahrſcheinlich frühzeitig in Aegypten eben ſo roh war, als die Jongleurs der Wilden, und nur nach und nach, eben ſo wie das Volk, das er leitete, fortſchreiten muſste, wozu ihm dieſe Gegend und dieſer Boden die nächſte Veranlaſsung gab. Denn die ganze Kultur, die hier reifte, iſt lokal; auf keinem andern Boden würde *dieſe* Mythologie, dieſer ungeheure *allegoriſche* Aberglauben, *dieſe* Prieſterweisheit, *dieſe* Art der Baukunſt u. dergl. entſtanden ſeyn; der Character der Nation hat ſich, nach der Natur, die um ſie her iſt, ſchwer und düſter gebildet, und ſich ihrer ganzen Verfaſsung eingedrückt. Da nun aber, nach den Geſetzen aller menſchlichen Bildung, die Sinnlichkeit zuerſt, Verſtand und Vernunft aber ſpäter erwachen, ſo iſt es freylich ein eigner Anblick, den hier die Kultur der Sinnlichkeit in der Bildung und Erfindung einer ſo ſchwerfälligen Mythologie, ſo ängſtlich ſteifer Feſte und Gebräuche, ſo lebensloſer und von allem Jugendreitze entſtellter Kunſtwerke gewährt. Man ſieht, die Sinnlichkeit dieſes Volkes hat mit der Natur um ſich her gerungen, aber Talent und Genie ging dieſen Nomadenſtämmen ab; die Sinnlichkeit drang mit der Reichhaltigkeit und Fülle ihrer Bilder nicht hindurch, und Dauerhaftigkeit ſollte die Stelle der Schönheit und des lachenden Geſchmacks vertreten.

Die Kaſten, die ihre urſprüngliche Einrichtung dem Lokale verdankten, ſcheinen ſpäterhin durch Politik noch weiter ausgebildet und durch Geſetze die Gränzen zwiſchen

Digitized by Google

denſelben noch ſchärfer gezogen worden zu ſeyn. *) Da nun ſpäterhin noch eine Kaſte der Dollmetſcher hinzukam, als die Griechen mit Aegypten bekannter wurden unter der Regierung des Pſammetichs, ſo könnten wohl auch früherhin, ſelbſt nicht einmal alle von *Herodot* angegebne Kaſten, ſich ſchon vorgefunden haben, eine Meynung, die dadurch noch mehr beſtärkt wird, weil einige Schriftſteller nur drey, andre (mit dem *Diodor*) fünf und wieder andre (mit *Herodot*) ſieben angeben. Anfangs ſcheinen mehrere gleichzeitige Dynaſtien in Aegypten geblüht zu haben, die ſpäterhin, mit der gänzlichen Iſolirung des Prieſterſtandes, in einen völligen Deſpotismus überging. Denn wahrſcheinlich hatte auch jede einzelne Dynaſtie, ihre eignen Prieſter und daher könnte wohl die groſse Menge von Ländereyen herrühren, die der Prieſterſtand in ganz Aegypten beſaſs. Doch muſste dieſe Kaſte ſchon frühzeitig groſse und weſentliche innere Veränderungen erlitten haben, jede politiſche Revolution muſste auf ſie zurückwirken, oder ſie vielmehr am erſten treffen; und keine empfindlicher, als die durch Pſammetich, durch fremde Hülfe, errungne Alleinherrſchaft Aegyptens. Ihr politiſcher Einfluſs muſste dadurch, wo nicht vernichtet, doch ſehr verringert werden. Bey der darauf folgenden Umformung des ägyptiſchen Nationalcharacters, oder wenigſtens der ägyptiſchen Politik, (da Pſammetich durch beſoldete Ausländer zur Alleinherrſchaft ſich empor geſchwungen hatte und dieſe Griechen, der Sicherheit wegen, bey ſich behielt,) würde ſie ſich wahrſcheinlich, auch ohne gewaltſame Erſchütterungen, allmählig *dem* Zuſtande genähert haben, in dem ſie ſchon in Herodots Zeitalter erſcheint, wo ihr von ihrer vorigen Herrſchaft und

*) Ueber alle dieſe Gegenſtände hat Heeren ein treffendes Licht verbreitet. S. 365. ff.

Digitized by Google

Macht weiter nichts als die Documente übrig waren. Einzelne Verſuche, ihren vorigen Einfluſs auf die Regierung wieder zu gewinnen, ſchlugen fehl, und die perſiſche Unterjochung unter Cambyſes, am Anfang der nächſten Periode, trug noch mehr zur Verminderung ihres Einfluſses bey. Die fremden Eroberer waren die natürlichen Feinde der *herrſchenden* Kaſte, und es iſt zu verwundern, daſs ſie bey dieſen wiederholten Stürmen, die ſie ausſtehen muſste, nicht gänzlich zu Grunde gegangen iſt; doch ſtützte ſie beym Volke, wenn auch ihr politiſcher Einfluſs vermindert und aufgehoben wurde, die Adminiſtration des Kultus im herrſchenden Fetiſchismus. *Herodot* alſo, und noch mehr die Schriftſteller, aus denen *Diodor* geſchöpft hat, ſahen nur den Schatten ihrer vormaligen Herrlichkeit und Gröſse. *) Die Prieſter waren über ganz Aegypten verbreitet und an Familien gebunden, daher erblich. Auch konnten die Söhne der Prieſter des Vulkans zu Memphis nicht in das Prieſterkollegium zu Heliopolis kommen, ſo wenig als die Söhne der letztern in das Kollegium des erſtern. Jeder Tempel hatte nemlich groſse Ländereyen, deren Einkünfte die zu demſelbigen gehörigen Prieſter zogen, deren Vorfahren einſt dieſen Tempel erbaut, ſich die benachbarten Stämme zu Unterthanen gebildet, und dieſe Felder urbar gemacht hatten. Die zu jedem Tempel gehörige Prieſterſchaft war wieder unter ſich auf das genaueſte organiſirt. Aus ihrer Mitte wurden alle Staatsbedienungen beſetzt, und da die wiſſenſchaftlichen Kenntniſſe

*) Ob ich gleich in Rückſicht auf die Abſtammung der ägyptiſchen Prieſterkaſte und überhaupt in Rückſicht auf die urſprüngliche Bevölkerung Aegyptens von Heeren abweichen muſs, ſo folge ich doch gern ſeinen lichtvollen Reſultaten über einzelne Gegenſtände, die in meinen *Grundlinien* nur dunkel dargeſtellt ſind. Man ſehe ſ. *Ideen etc.* S. 368. f.

der Aegypter durch das Lokale gebildet waren, und unmittelbare Beziehung auf die Bedürfniſse des Volkes hatten, ſo waren ſie auch in den ausſchlieſsenden Beſitz davon. Sie waren Richter, Aerzte, Zeichendeuter, Baumeiſter, und ſo gering auch ihre Kenntniſse in mehrern *einzelnen* Feldern der Wiſsenſchaften geweſen ſeyn mögen, ſo lag doch die Betreibung der Wiſsenſchaften überhaupt ausſchlieſsend und einzig in ihrer Mitte. Sie waren keine vom Staate beſoldete Menſchenklaſse, ſondern nächſt den königlichen Domainen die vornehmſten Landeigenthümer, welches letztere die Soldatenkaſte nur unter gewiſsen Einſchränkungen war. Dieſe wohnte in Niederägypten und ſcheint erſt durch die letzten ägyptiſchen Regenten dahin verſetzt worden zu ſeyn, wenigſtens früher, als dieſe Gegenden erſt dem Nil abgewonnen wurden und Aegypten überhaupt nur ſchwach bevölkert war, ſcheint auch der Soldatenſtand noch nicht ſeine ſpätere Organiſation gehabt zu haben. Dieſe ſcheint er beſonders dem Staate von Memphis (der gewöhnlich Unterägypten beherrſchte) verdankt zu haben; dieſer Staat war nicht nur einer der mächtigſten in Aegypten, ſondern auch ſehr früh zu Eroberungen geneigt. Hier war die Soldatenkaſte alſo unentbehrlich; hier konnte ſie am beſten gedeihen. Ihre innere Organiſation iſt aber faſt ganz unbekannt geblieben. Einen vorzüglichen Grad von militäriſcher Bildung ſcheint ſie nie erhalten zu haben; wie konnte ſie dies auch in einem Staate, wo ſie nur die *zweyte* Kaſte war? *) — Die übrigen Kaſten der *Gewerbe treibenden Bürger, der Ackerleute, der Schiffer, der Hirten,* waren wieder völlig iſolirt, und waren die untern Volksklaſsen, durch welche die Bearbeitung des Bodens, die Errichtung der Kunſtwer-

*) Heerens *Ideen etc.* S. 386.

ke, unter der Leitung der Prieſterkaſte betrieben wurde. Die Kaſte der *Dollmetſcher* entſtand erſt in Pſammetichs Zeitalter, denn dieſer wollte die Nation gräciſiren, und lieſs daher eine beträchtliche Anzahl ägyptiſcher Kinder, durch die ins Land gerufenen Griechen, erziehen, und ſie in griechiſcher Sprache und griechiſchen Sitten unterrichten. Die Nachkommen derſelben bildeten dieſe Kaſte, da die ſo erzognen Kinder von der Nation in keine Kaſte aufgenommen wurden, aus Haſs und Stolz; da nun Aegypten ſeit Pſammetichs Zeiten von Griechen häufig beſucht ward, und nicht blos neugierige Fremdlinge hieher kamen, ſondern Kaufleute, beſonders in Naucratis ſich niederlieſsen, ſo war auch eine Menſchenklaſse nöthig, die beyde Sprachen verſtand, und die Geſchäfte der Griechen beſorgen oder auch den Fremden wirklich als Interpreten dienen konnte. *) Die Kaſte der Hirten ſcheint aber bey den Aegyptern eben ſo verhaſst geweſen zu ſeyn, als bey den Indiern die Parias.

Die ägyptiſchen *Nomen* oder Landesdiſtricte waren urſprünglich eben ſo viele unabhängige Prieſterſtaaten, und dieſe Nomenabtheilung konnte nicht eher allgemeine Landesabtheilung werden, als bis ganz Aegypten, oder die verſchiedenen einzelnen Staaten, die es umfaſste, zu Einem groſsen Reiche verbunden wurden. Jongleurs gewöhnten die herumſtreifenden Nomaden zuerſt zur genauern Verbindung, und erlangten, durch die Verwaltung des religiöſen Kultus, bald die Ariſtokratie, die, als auch Wahl, Erbfolge oder Uſurpation den einzelnen Völkerſchaften Regenten gaben, und alſo kleine Dynaſtien ſich bildeten, demohngeachtet den König von ſich abhängig zu machen und in ihr Intereſse zu ziehen wuſste. Doch konnte auch

*) Ebend. S. 391.

dies nicht überall der Fall ſeyn, und einzelne Fürſten ſcheinen mehr als andre von der Prieſterkaſte beſonders abhängig geweſen zu ſeyn. Die Ausbildung des Bodens, die Eindämmung des Nils gab Mittelägypten Kultur und hob Niederägypten aus dem alten Nilſchlamme hervor. Theben war daher gewiſs früher angebaut als Memphis; beyde aber die vorzüglichſten Staaten Aegyptens. Mit dem Einfalle eines äthiopiſchen Eroberers, etwa ſechzig Jahr vor Pſammetich, beginnen die groſsen Veränderungen, die nun in der ägyptiſchen Verfaſsung eintreten. Denn nach der äthiopiſchen Herrſchaft verſuchte ein Prieſter des Vulkans, *Sethon*, die getrennte Macht des Oberprieſters und Königes zu vereinigen, und wahrſcheinlich wäre die Prieſterregierung dadurch auf einmal wieder ganz begründet worden, wenn er nicht die Soldatenkaſte durch die Einziehung ihrer Ländereyen gegen ſich aufgebracht hätte. — Die Aegypter entziehen ſich daher ſeiner Regierung, und die Tradition läſst eine Regierung von zwölf Fürſten errichten, an welcher Staatsveränderung die Soldatenkaſte wahrſcheinlich den gröſsten Antheil hatte, bis, mit Hülfe der griechiſchen Miethtruppen, Pſammetich die Alleinherrſchaft erhält. Er hatte eine groſse politiſche Parthey gegen ſich, und muſste durch Fremde behaupten, was er durch ſie errungen hatte. Von groſsen Folgen für die Kultur des Volkes und die nunmehrige Verbindung mit Ausländern war die Niederlaſsung der Griechen in Aegypten. Griechen waren der Kern der ägyptiſchen Heere, da die ſchon durch Sethon, noch mehr durch Pſammetich, beleidigte Soldatenkaſte die Auswanderung der Unterwerfung vorzog. Dagegen neigte ſich Pſammetich auf die Seite der Prieſterkaſte. — Alle ägyptiſche Regenten von Pſammetich bis auf Amaſis wünſchten Syrien und Phönicien zu erobern; aber jugendlich kräftige Chaldäer unter Nebu-

kadnezar und andern Eroberern, hatten den nemlichen Gedanken; das gedoppelte Intereſse machte die Völker aufmerkſam auf einander und zu gegenſeitigen Feinden, wobey endlich, als Aram perſiſche Provinz und die babyloniſche Dynaſtie durch Cyrus geſtürzt war, Aegypten den Kürzern zog. So war ohngefähr die bürgerliche Kultur Aegyptens während dieſer Zeit; ſie durchging mehrere Veränderungen und lag in den Händen der Prieſterkaſte, die das politiſche und religiöſe Intereſse zu verbinden ſuchte.

Da die religiöſe Kultur Aegyptens mit der niedrigſten Stufe, mit dem Fetiſchismus anhob, und der Nil der oberſte Landesfetiſch war, da übrigens dieſes Volk mit andern, an Fetiſchismus hängenden, Völkern es gemein hatte, daſs es ſeine ſpätern beſsern Ideen an die bereits bekannten *anſchloſs*, und ſo frühere, und mithin rohere und ſinnlichere, mit ſpätern, beſsern und richtigern, verband, ſo läſst ſich ſchon daraus ſchlieſsen, daſs die Anſicht der ägyptiſchen Volks- oder poſitiven Religion ſehr gemiſcht, und aus mehreren ganz heterogenen Theilen zu Einem Ganzen verbunden geweſen ſeyn müſse. Die Mythologie oder *Volksreligion* der Aegypter ging daher den ganz rohen unvollkommenen Gang des Fetiſchismus; kein künſtliches Syſtem iſt ihre poſitive Religion, ſondern ein buntes Gemiſch früherer und ſpäterer Begriffe, welche nach der eigenthümlichen Richtung der Nation ſymboliſch dargeſtellt und in Hieroglyphen gekleidet wurden, die, bey der ſpätern *allegoriſchen* Deutung der frühern Begriffe, ein Fall der bey alten Religionsbegriffen ſo *gewöhnlich* und *natürlich* iſt, daſs er uns durchaus nicht mehr befremden kann, oft ſelbſt nicht mehr verſtanden wurden, weil der eigentliche Schlüſsel dazu, die frühern kindiſchen Begriffe, nach und nach verloren gegangen war.

Mythen aus dem Zeitalter der Kindheit der Kultur, Rückſicht auf das Lokale, (den Nil, etc.) Belehrungen der Prieſter, waren die Quellen der Volksreligion. Da aber wegen der groſsen Unbeſtimmtheit der *Hieroglyphenſchrift*, an welche die Volksmythologie in Aegypten gebunden war, mit einem Character und Symbol oft mehrere und ganz verſchiedne religiöſe Begriffe bezeichnet wurden; ſo muſste auch dieſe ganze poſitive Religion ein ſo abentheuerliches, oft auch, in den Augen des Fremden, erhabnes Anſehen erhalten, daſs er hohe Weisheit da erwartete, wo nur *ein allegoriſcher Fetiſchismus unter einer groſsen Maſſe ſymboliſcher Charactere und dunkler Zeichen* gefunden werden kann.

Da nun der Fetiſchismus von ſinnlichen Gegenſtänden ausgeht, ſo war wohl der Kultus des Nils das erſte, was von dem Lokale in den ſinnlichen Kultus ägyptiſcher Nationen übergehen konnte. Da ferner Thiere, aus mehrern Gründen, Gegenſtände des Fetiſchismus ſeyn, und ſpäterhin auch noch als Symbole unſichtbarer Weſen beybehalten werden können; da es auch der Fall ſeyn kann, daſs das Symbol eines Thieres als der *Manitu* eines *ganzen* Thierſtammes verehrt wird; ſo darf uns auch dieſe Modification des ägyptiſchen Fetiſchismus, der *Thierdienſt*, nicht befremden. *Verſtorbne* können von dem rohen Menſchen leicht als Fetiſchen verehret und *apotheoſirt* werden, beſonders wenn dieſe ehemals als Regenten oder Prieſter ſich bleibende Verdienſte um das Volk erworben haben, und ſo ſcheint die *Apotheoſe*, beſonders in der ägyptiſchen Mythologie, gar nicht verkannt werden zu können. Daſs noch der Kultus eigner ſymboliſcher Weſen und ein *gewiſſer Zabäismus*, in wiefern er aus dem Fetiſchismus hervorgeht und eine Modification deſſelben, nicht in

wiefern er eine philoſophiſche Privatreligion iſt, damit verbunden worden ſey, daſs nemlich die Aegypter einige Geſtirne als *ſinnliche* Gegenſtände (*Fetiſchen*) verehrt haben, ſcheint die Mythologie der Aegypter, beſonders in ihrer *ſpätern* Geſtalt, zu beſtätigen; vielleicht daſs auch ſpäterhin mit den Griechen unter Pſammetich, *griechiſche Volksbegriffe* über Gottheiten nach Aegypten kamen; und aus dieſen mannigfaltigen Quellen floſs nach und nach *die* Mythologie zuſammen, die ſich in Aegypten bildete, und welcher der eigenthümliche Geiſt der Nation das eigne Gepräge aufdrückte, wodurch dieſe poſitive Religion wirklich *Originalität* erhalten hat, wenn man gleich ſyſtematiſche Haltbarkeit und Ordnung durchaus in derſelben vergeblich ſucht, und nicht Kunſt, ſondern Zufall und Bedürfniſs die Verbindung der heterogenen Theile zu einem nothdürftig zuſammengeflickten Ganzen hervorbrachte. Auch können wir durchaus mit der Entwickelung *der einzelnen Vorſtellungsarten* in derſelben nicht aufs Reine kommen, da uns die frühern Schriften dieſes Volkes fehlen und ſpäterhin, eben wegen des Zuſammenfluſses ſo ganz heterogener Theile, die *Grundzüge und Nachträge* nicht gehörig unterſchieden werden können.

Die Volksreligion Aegyptens war alſo Fetiſchismus, und hing von mannigfaltigen Gebräuchen ab, die ſpäterhin durch eigentliche groſse Feſte zu Ehren der vorzüglichſten Götter vermehrt wurden und eine höhere Form erhielten. Uebrigens erhielt dieſer Fetiſchismus auch hier ſo wie bey andern Völkern Zuſätze, und als die moraliſche Kultur zu weit fortſchritt, als daſs der frühere und roheſte Fetiſchismus hinreichen konnte, die religiöſen

Bedürf-

Bedürfniſse zu befriedigen, ſo *allegoriſirte* man die *alte Mythologie* und ergänzte ſie durch neue Begriffe. Die vorzüglichſten allgemeinen Gottheiten, die in ganz Aegypten verehrt wurden, waren *Oſiris und Iſis*, wahrſcheinlich *apotheoſirte Mythen*, nach Art der griechiſchen und indiſchen Götter. Die Traditionen von ihnen erhielten bald ein religiöſes Dunkel, und die Prieſter waren die einzigen Interpreten dieſer Mythen. Daſs die Bekanntſchaft mit den Griechen ihrer Mythologie, eben ſo wie ihren Handel und ihrer *ganzen* Kultur, eine neue Richtung gegeben haben müſse, iſt wohl unleugbar. Der Umgang mit einem kultivirten Volke drückt allezeit einen Theil der herrſchenden Begriffe eines unkultivirten nieder, und modificirt ſie anders; darum ſcheint auch die allegoriſche Deutung der Mythen eben in dieſes Zeitalter zu fallen, wo die Prieſter genöthigt wurden, um die Nation nicht ganz gräciſiren zu laſsen, etwas von ihren beſsern, bis jetzt abſichtlich verborgnen, Begriffen mitzutheilen, eben weil ſie in dieſem Drängniſse ſich nicht anders helfen konnten, und ſo wenig als ſie ihre *ganze* Privatreligion mittheilen, auch eben ſo wenig die Volksmythologie der Griechen herrſchend werden laſsen wollten.

Die *Privatreligion der Prieſter* ſelbſt ſcheint, wenn wir von ihren Fortſchritten in der Arzneykunde, der Baukunſt, auch ihre Fortſchritte in der religiöſen Kultur ſchlieſsen dürfen, nicht *die* Bewunderung zu verdienen, die ihr der groſse Haufe gewöhnlich dargebracht hat. Sie wand ſich aus dem Fetiſchismus los, und beſtand zwar wohl in *beſsern* und richtigern Begriffen, als die waren, die in der Volksmythologie angetroffen wurden;

ſie war gewiſs allezeit *einige Schritte weiter vor*, als das Volk, das die Prieſter auf einer niedrigern Stufe der Begriffe erhalten wollten und leicht erhalten konnten; kein *eigentliches philoſophiſches Syſtem* iſt aber in ihren Schulen nicht zu ſuchen; einmal fehlte ihnen die Kraft des Geiſtes dazu, der eine andere Richtung und des Zuſammentreffens von mehrern glücklichen Umſtänden bedarf, (wie ſie im Alterthume *nur einmal* und das in Griechenland zuſammentrafen) um aus ſich ſelbſt ein konſequentes und haltbares Syſtem zu bilden; dann war aber auch ihre Aufmerkſamkeit zu ſehr auf den Staat gerichtet, ihre Weisheit ſuchte blos die Verbindung des religiöſen und politiſchen Intereſse zu bewirken, als daſs ſie Zeit und Gelegenheit gehabt hätte, in der Religion eine höhere, kräftigere Richtung zu nehmen. Es läſst ſich ſehr gut gedenken *), daſs die nemliche Gottheit in der Volksreligion Symbol für einen ſinnlichen Gegenſtand und in der Prieſterreligion Symbol für einen intellectuellen Begriff (wenigſtens *ſpäterhin*) war; Oſiris konnte ſehr gut in der Volksmythologie, die ganz von Lokalbegriffen ausging, Symbol des befruchtenden Nils, und doch zugleich in dem aſtronomiſchen Sinne (in der Prieſterreligion, die beſonders Zabäismus, gegründet auf phyſiſche Reſultate, geweſen zu ſeyn ſcheint) Symbol des Sonnenlaufes, Iſis, in jener, Symbol der fruchtbaren Erde, und doch zugleich, in dieſem, Symbol des Mondlaufs ſeyn. Daſs frühzeitig *nicht* durch Ausländer, ſelbſt nicht durch *Orpheus* **), die ägyptiſche Prieſterreligion eine eigne Richtung und

*) Man vergleiche Heerens *Ideen etc.* S. 428. ff. beſonders S. 434.

**) Die ſcharfſinnige Hypotheſe von Vogel, im angef. Werke, der ich aber aus Gründen nicht folgen kann.

mehrere Zuſätze erhalten habe, iſt wohl erwieſen; die Aehnlichkeit, welche die jüngern Griechen zwiſchen ihrer höhern Religion und der ägyptiſchen Prieſterreligion vorzufinden glaubten, beruhte doch nur auf dem Zuſammenhalten der Relationen ägyptiſcher Prieſter (die ſich nie *ganz* entdeckten) und der gereinigtern Begriffe bey den gebildeten Griechen, im Ganzen aber auf der Aehnlichkeit des menſchlichen Geiſtes, mit welcher er, einmal geweckt zur Kultur, (und dies war der Fall ſowohl in Aegypten als in Griechenland) ſich gleich bleibt auf den *niedern* Stufen der religiöſen Bildung, eben weil er allezeit vom Schlechten und Unvollkommnen beginnt, und nur ſtufenweiſs und langſam ſich zu beſsern Begriffen erhebt.

Die *Hieroglyphenſchrift*, die ſo einförmig und ſo wenig mannigfaltig iſt, muſste zu ſolchen Verwechſelungen und *allegoriſchen* Deutungen der Begriffe noch mehr Veranlaſsung geben; und dennoch blieb ſie das einzige Mittel der Mittheilung und Verbreitung der poſitiven Religion; und ſelbſt in der Prieſterreligion mochte nur erſt ſpäterhin mit ihren Characteren ein beſserer und höherer Sinn, eine neue Deutung verbunden worden ſeyn, indem man wahrſcheinlich ihren Umfang erweiterte. Die Gottheiten des Volkes wurden in dem Zabäismus mit den neu aufgefundnen aſtronomiſchen Reſultaten in Verbindung gebracht, und wahrſcheinlich, als der menſchliche Verſtand ſo weit fortgeſchritten war in ſeiner Bildung, um die einzelnen höhern Weſen einer höchſten Gottheit unterzuordnen, und als er den Begriff der Natur als Eines ganzen, beſtehend aus unzählig einzelnen Theilen, auffaſste, wurde damals auch das Bedürfniſs, die Hieroglyphenſchrift zu einem lebhaftern Gebrauche

Digitized by Google

und für die Darſtellung der neu aufgefundnen Begriffe zu modificiren, beſonders lebhaft gefühlt, und bewirkte die Buchſtabenſchrift. Denn daſs die ägyptiſchen Prieſter vermittelſt der letztern ihre beſsern Begriffe von einem einigen Gotte, von den höhern Naturkräften, bey ihrem Stamme erhielten und in ihren Myſterien verbreiteten, ſcheint ganz dem Gange der Fortbildung des menſchlichen Geiſtes und den Geſetzen, an welche derſelbe gebunden iſt, zu entſprechen. — Uebrigens brachte ſie Moſes zu ſeinem Volke; und er, der am Hofe unter Prieſtern lebte, und durch ſie gebildet war, wo hätte *er* ſie wohl kennen gelernt, wenn er ſie nicht von hier entlehnte? woher hätte die rohe Horde der Iſraeliten am Ende des heroiſchen Zeitalters ihre Bildung erhalten und ihre Geſchichte frühzeitig aufbehalten können, wenn nicht wenigſtens Moſes den Gebrauch der Buchſtabenſchrift in der Mitte *eines* Stammes (der Leviten) niederlegte, der ihn, als das Volk etwas reifer wurde, weiter mittheilte und verbreitete.[1]

Die ägyptiſche Prieſterreligion ſcheint, in Angemeſsenheit des ganzen Characters der Nation, nur ſehr langſam verbeſsert worden zu ſeyn, und ſpäterhin eine Zeitlang faſt gar keine Fortſchritte gemacht zu haben, da einmal das Volk an dem Leitbande einer allegoriſirten Mythologie (Fetiſchismus) ſich gängeln lieſs, und der Prieſterſtand mit politiſchen Projecten und Veränderungen in der Regierungsform zu ſehr beſchäftigt war. Abgeſchnitten von andern, wenigſtens kultivirten Völkern, ſah dieſer die Weisheit ſeiner Myſterien für das *non plus ultra* des philoſophiſchen Scharfſinns an, und Volk und Prieſter blieben bey ihren einmal angenommenen Begriffen ſtehen. Dagegen war während dieſer Zeit der jugendliche Geiſt der Griechen fortgeſchritten, und, durch

ſtete Staatsveränderungen, auch in der religiöſen Kultur genöthigt worden fortzuſchreiten. Als daher unter Pſammetich ſchon, noch mehr aber ſpäterhin, ſelbſt griechiſche Philoſophen Aegypten beſuchten, ſo ſahen *im Ganzen* die ägyptiſchen Prieſter ihre Privatreligion, ihre Myſterienweisheit an die Ausländer, aber nicht durch Meineydige und Abtrünnige, ſondern durch den nicht aufzuhaltenden Gang, der ſich weiter entwickelnden Vernunft, verrathen; ein Phänomen, das ſich die ägyptiſchen Prieſter nicht anders zu erklären wuſsten, als daſs von Aegypten aus dieſe Weisheit zu den Griechen gekommen ſeyn müſse, und daſs die ganze griechiſche Volksmythologie ein Abkömmling der ägyptiſchen, ſo wie die Philoſophie der Griechen ein Zweig der ägyptiſchen ſey.

Da aber die Weisheit ihrer Myſterien durch die reifere Vernunft ſelbſt aufgedeckt worden war, ſo verlangte es durchaus der Vortheil der Prieſter, den Anſtrich und die Auſsenſeite des Geheimniſsvollen immer ſtärker gegen Ausländer und Uneingeweihte zu behaupten, beſonders da mehrere politiſche Stürme nicht eben der Prieſterkaſte in dieſem Zeitalter günſtig waren. Sie beſtand lange den gefährlichen Sturm mit dem fortſtrebenden Geiſte der Zeit; doch war endlich die Macht der Eroberer und das ſtufenweiſse Heranreifen der Eingebornen an die Annahme der beſsern, durch Ausländer in Umlauf gekommenen, Begriffe nicht mehr zu verhindern; kaum erhielt ſich noch ein Schatten der ehemaligen Prieſtergröſse, und ihre Geheimniſse ſind, (ſo konſequent bleiben ſich Prieſter!) mit ihnen zugleich erloſchen, ohne daſs ihr Geiſt auf die Nachwelt gekommen wäre, die nur in dunklen Spuren, die kaum durch die Analogie der geſammten menſchlichen Bildung zu erra-

then ſind, ahnen kann, bis wie weit dieſe Prieſterweisheit wahrſcheinlich gegangen ſey. — *Frühzeitige* Kultur iſt dieſem Stamme gewiſs nicht abzuſprechen, aber bald ſtand er ſtill, und ſeine gänzliche Abſonderung von allen Ausländern und von aller fremden Kultur, machte ihn bald ſtolz, und bewirkte, daſs er zwar ſeine Originalität behielt, aber auch im Dunkel unterging, als die Natur ſeine Weisheit durch die Fortſchritte des menſchlichen Geiſtes im Auslande hatte einholen und übertreffen laſsen. Seine frühern Meynungen zu antiquiren und fortzuführen konnte er ſich nicht entſchlieſsen, alſo gab es kein anderes Mittel, als die geheimniſsvolle Hül e o lange als möglich zu behaupten, das Aeuſserſte für dieſelbe zu wagen und endlich der höhern Kultur zu unterliegen. Daſs aber die Prieſter, nach der Bekanntſchaft des Volkes mit den Griechen, ſelbſt in Rückſicht auf die herrſchende Mythologie etwas nachgaben, und vielleicht die allegoriſchen Deutungen vervielfältigten, iſt wohl auſser Zweifel; aber dieſes Mittel half nicht lang und reichte nicht hin, die groſse Umbildung abzuwenden, die dieſer Gegend bevorſtand, und die nur unter Pſammetich, Amaſis und andern eingeleitet, unter Alexanders Nachfolgern aber realiſirt wurde.

Bey den ſo geringen Spuren und Ueberreſten von der ägyptiſchen Prieſterweisheit, bey dem allmähligen Verlöſchen derſelben mit der Kaſte ſelbſt, war es kein Wunder, daſs nicht ſpäterhin dieſe Myſterien von der einen Seite weit mehr geprieſen und erhoben wurden, als ſie es verdienten, (da ſie doch nicht mehr Kultur enthalten konnten, als der Geiſt des Zeitalters und der Nation erlaubte,) und von der andern blos zu Gaukeleyen, zu rohen Machinerien herabgewürdigt worden

ſind. Sie entſprachen dem Geiſte und der Kultur *ihrer* Zeit; weder ſpäte griechiſche, jugendlich-üppige Philoſophie, noch roher Fetiſchismus konnte ihr Character ſeyn! Der Geiſt des Volks liebte *ſymboliſche Sprache, lokale Allegorie, dunkle Begriffe in einer ſchweren Sprache.* Der Grund dazu lag ſchon in der Hieroglyphenſchrift, die, vielleicht, ſelbſt nach der Erfindung der Buchſtabenſchrift, ſich doch immer noch, nur unter verwickeltern Modificationen, ſelbſt in der Prieſterreligion erhielt. Die Hieroglyphen auf ihren Pyramiden und in dem Labyrinthe haben wahrſcheinlich Bezug auf ihre Traditionen und Genealogien, und ſtanden mit der Volksmythologie in Verbindung; dagegen iſt alles untergegangen, was uns die philoſophiſche Prieſterreligion dieſes Volkes enthüllen könnte. Verunglückt ſind unzähliche Deutungen einzelner Spuren; Witz und Kunſt haben alles erſchöpft, einen jüngern Sinn in die Begriffe eines Volkes hineinzutragen, die wir nicht näher kennen und die gewiſs, wenn wir ſie kennten, ganz von unſrer Denkart verſchieden und noch mehr verſchieden ſeyn würden, als die Philoſopheme des übrigen Orients. Die Myſterien des Oſiris und der Iſis und ihre Prieſter ſind untergegangen; aber doch war Kultur und *menſchliche* Kultur der Geiſt, der in ihnen wehte; dieſe Kultur hatte auch wahrſcheinlich damals ſchon die niedrigſten Grade überlebt, und doch antiquirte ſie die Natur, da ſie neben einem jungen Zweige nur als veraltet und ſich ſelbſt überlebend dageſtanden hätte. Der Genius der Menſchheit, der über die geſammte menſchliche Kultur wacht, laſse ihr Andenken nicht ganz erlöſchen, denn auch ſie wirkte hin zur allgemeinen Maſse einer ſpätern höhern Kultur und Reife!

Die übrige *wiſſenſchaftliche* Kultur war ebenfalls ein Eigenthum der Prieſter, ihre Traditionen ſcheinen, wenigſtens von der Bildung der Dynaſtien an, durch *Manethon* getreu aufbehalten worden zu ſeyn. Als Aerzte hatten die Prieſter wahrſcheinlich keine groſsen Fortſchritte gethan, denn ihr Glaube an die Fortdauer der Einwirkung der Seele auf den Körper (der nicht ſowohl auf Seelenwanderung, ſondern mehr auf ein Schattenreich führt, zu dem die Sandwüſten um ſie herum die Bilder gewähren konnten,) erlaubte keine anatomiſchen Unterſuchungen und bewirkte den berühmten Mumienkultus. — Schönheit der Natur war in einem Lande wie Aegypten, für das die Natur nur ſo äuſserſt wenig gethan hatte, nicht zu erwarten. Mehr ſahen die Eingebornen auf das Feſte, Rieſenhafte und Groteske, auf eine Vollendung, die durch nie zu erſchöpfenden Fleiſs zu erreichen war, die durch das Koloſsaliſche ihres Unternehmens ſich Jahrtauſende erhalten konnte und jedem Angriff der Elemente beſtand. Die Spuren dieſes Geſchmackes zeigen ſich im Labyrinthe, in den Obelisken und Pyramiden; der Steinhaufe, der Anfangs das Begräbniſs eines verehrten Todten gegen das Aufwühlen wilder Thiere ſchützen ſollte, ward durch die Kunſt eine Pyramide oder Ehrenſäule, und ihre Felſenmaſsen lieferten Steine genug zur Errichtung dieſer Kunſtwerke. Sie ſind nicht die Beweiſe eines Volkes an Unſterblichkeit, ſondern eines *Kultus des Verſtorbenen* nach dem Tode, der entſtehen und ſich einigermaſsen fortbilden kann, ohne nur die entfernte Idee von der *Fortdauer* dieſes Verſtorbnen zu unterhalten: *dieſe* iſt nur das Product einer *ſpätern* Zeit. Daſs nun die Aegypter in dem Baue dieſer Pyramiden *) andre Völker übertrafen, hatte

*) Man vergleiche Herders *Ideen* etc. Th. 3. S. 141. f.

mit dem dauerhaften Baue ihrer Tempel und Katakomben einerley Urſache. Sie beſaſsen nemlich Steine genug zu den Denkmalen, da das meiſte Aegypten eigentlich ein Fels iſt; ſie hatten auch Hände genug zum Bau derſelben, da in ihrem fruchtbaren und volkreichen Lande der Nil für ſie die Erde düngt und der Ackerbau ihnen wenige Mühe koſtet. Ueberdem lebten die alten Aegypter ſehr mäſsig; tauſende von Menſchen, die an dieſen Denkmalen Jahrhunderte lang wie Sclaven arbeiteten, waren ſo leicht zu unterhalten, daſs es nur auf den Willen eines Königs ankam, gedankenloſe Maſsen dieſer Art zu errichten. Ein König ahmte den andern nach oder ſuchte ihn zu übertreffen; indeſs das gutmüthige Volk ſeine Lebenstage am Baue dieſer Monumente verzehren muſste. So entſtanden wahrſcheinlich die Obelisken und Pyramiden Aegyptens; nur in den *älteſten* Zeiten wurden ſie erbaut; denn die ſpätere Zeit und jede Nation, die ein nützlicher Gewerbe treiben lernte, baute keine Pyramiden mehr. Weit gefehlt alſo, daſs Pyramiden ein Kennzeichen der Glückſeligkeit und wahren Aufklärung des alten Aegyptens ſeyn ſollten, ſind ſie ein unwiderſprechliches Denkmal von dem Aberglauben und der Gedankenloſigkeit, ſowohl der Armen, die ſie bauten, als der Ehrgeizigen, die den Bau befahlen. Eben ſo zeigt es von der Armuth der Ideen und von dem Stillſtande des Verſtandes dieſes Volkes, daſs es ſeine unvollkommnen Hieroglyphen mit ungeheurer Mühe auf die Wände jener Felſenmaſsen mahlte.

Auch die übrigen *Künſte* dieſes Volkes gewähren eine düſtre, ſchwerfällige Anſicht. Ihre Bildſäulen waren aus Mumien entſtanden; ſie hatten alſo auch den zuſammengezogenen Stand der Füſse und Hände, der durch ſich ſelbſt ſchon für ſeine Dauer ſorgt. Die Wüſte, die

ſie umgab, das Todtenreich, das aus Religionsideen ſie umſchwebte, machte auch ihre Bilder zu Mumiengeſtalten, bey denen nicht Handlung, ſondern ewige Ruhe der Character war, auf welchen ſie die Kunſt ſtellte.

Was ſie von der Natur und Aſtronomie wuſsten, ſcheint nicht ſowohl durch Unterſuchungen über den Lauf der Geſtirne, als vielmehr durch ihre Beobachtungen über die Fruchtbarkeit der Erde, da ihre Verfaſsung auf *Ackerbau* gegründet war, hervorgebracht worden zu ſeyn. Die periodiſchen Ueberſchwemmungen des Nils, von denen ihre Wohlfahrt abhing, lehrten ſie meſsen und rechnen. Das Jahr und die Jahreszeiten muſsten doch endlich einer Nation geläufig werden, deren Leben und Wohlſeyn von einer Einzigen Naturveränderung abhing, die, jährlich wiederholt, ihnen einen ewigen Landkalender machte. Eingeſchloſsen zwiſchen Bergen, Meeren und Wüſten, in einem engen fruchtbaren Thale, wo alles von Einer Naturbegebenheit abhing und auf dieſelbe zurückführte, wo Jahreszeiten und Erndte, Krankheiten und Winde, Inſecten und Vögel ſich nach Einer und derſelben Revolution, der Ueberſchwemmung des Nils, fügten; hier ſollte der ernſte Aegypter und ſein zahlreicher, müſsiger Prieſterorden nicht endlich eine Art von Natur- und Himmelsgeſchichte ſammlen? Was bey den Aegyptern die Hieroglyphen dazu beytragen konnten, war der Wiſsenſchaft eher ſchädlich als nützlich.

Ihre *Geſchichte*, die an einer Reihe Namen fortläuft, wurde frühzeitig durch die öffentlichen Monumente aufbehalten, auch ſcheinen in der blühenden Periode Aegyptens ihre öffentlichen Gebäude und Tempel, ihres anderweitigen Gebrauches unbeſchadet, zugleich zu Annalen gedient zu haben, indem das Andenken der Thaten

Digitized by Google

und Begebenheiten ihrer Erbauer zugleich mit dieſen Gebäuden, durch die Hieroglyphen, die ihre Wände zu bedecken pflegten, verewigt ward.

Dichtkunſt ſcheint nicht ihr Glück bey einem Volke machen zu können, deſsen Character ſo ernſt und düſter iſt, das durchaus den jugendlichen frohen Ton nicht liebt, und dem Kriege ſo abgeneigt iſt, wie die Aegypter. Krieg, Fortbildung der Kultur, Staatsveränderungen, eine reiche Mythologie, Apotheoſen, Liebe und andre Empfindungen heben die Dichtkunſt, alle dieſe Veranlaſsungen fehlten aber hier faſt ganz; eben ſo ſcheint die mindere Bildung ihrer Empfindungen durchaus auch die höhere Kultur der *Muſik* beſchränkt zu haben. — Eben ſo war ihre *Mahlerey* auf der niedrigſten Stufe ſtehen geblieben; blos die Dauer ihrer Farben verdient Bewunderung, übrigens fehlt ihren Gemälden Natur, Ausdruck, ja ſogar Schattirung und Simmetrie. —

Die innländiſche *Weberey* war im Auslande frühzeitig ſchon geſchätzt und bekannt, auch ſcheint Aegypten durch den *Land*handel nicht ganz von benachbarten Völkern abgeſchnitten geweſen zu ſeyn; ſchon frühzeitig kommen aſiatiſche und äthiopiſche Caravanen vor, die hier ihre Waaren umtauſchten, und litt Aſien an Getraide Mangel, ſo ſuchte man Hülfe in Aegypten. Daſs aber die *Seeſchiffahrt* (auſser den Kähnen auf den Kanälen des Nils) hier früher nicht ihr Glück machte und der *See*handel ganz von Aegypten abgeſchnitten war, hatte ſeinen Grund in der Abweſenheit alles Holzes, das zum Schiffsbau dienlich geweſen wäre, und darum bemühten ſich beſonders die ſpätern ägyptiſchen Regenten ſo ſehr um die phöniciſchen Waldungen. Dann war aber auch die Seeſchiffahrt damals ſehr durch Kapereyen und See-

räuber unſicher gemacht; ihnen konnte Aegypten keine Schiffe entgegen ſetzen, darum verſagte es lieber allen ſeehandelnden Völkern den Zugang, um nicht durch ſie geplündert zu werden. Verhältniſsmäſsig ſcheint Aegypten, beſonders eine Zeitlang, wenig Verbindung mit Ausländern gehabt zu haben, bis unter Pſammetich ſich die ganze Lage der Dinge änderte, und ſpäterhin Alexandria den ganzen Handel dieſer Gegenden an ſich zog, und Aegypten noch einmal durch griechiſche Kultur aufblühte, um ſpäterhin unter aſiatiſchen Deſpoten von neuem weichlich zu ermatten. Wenige Nationen ſind von Aegypten entſproſsen, oder durch daſſelbe kultivirt worden; wie weit ſich ins innere Afrika ſein Einfluſs verbreitet habe, kann nicht genau beſtimmt werden. —

Was die Griechen *Babylon* und *Aſsyrien* nennen, und ſpäterhin unter dem gemeinſchaftlichen Namen *Syriens* begreifen, überhaupt der ganze groſse weſtaſiatiſche Erdſtrich, der von den früheſten Zeiten an ſo groſse Veränderungen durchgegangen und doch durch Eine Sprache zu Einem Volke verbunden war, führte in der älteſten Völkergeſchichte den gemeinſchaftlichen Namen *Aram*. Die reitzenden fruchtbaren Thäler und Ebnen am Tigris und Euphrat waren frühzeitig ſchon bevölkert und durch ackerbauende Völker auch frühzeitig ſchon etwas kultivirt. Aus einzelnen Horden und Stämmen, die ſich hier angebaut hatten, gingen leichter als irgendwo kleine Staaten von ackerbauenden Kaſten hervor; ſo bald aber der religiöſe Kultus nicht mehr das Eigenthum einer einzelnen Familie, und die Adminiſtration deſſelben nicht blos das Vorrecht des Familienoberhauptes bleibt, ſo bald finden wir bey den Völkern auch Prieſter, die die Leitung dieſes Kultus beſorgen und eine

eigne Kaſte ausmachen. Die Verſchiedenheit und mannigfaltigen Veränderungen der Regierungsart in Aram ſcheinen keine Hauptveränderungen in der Bildung der Prieſterkaſte bewirkt zu haben; ſie hatte vielmehr, wie in Aegypten, Indien und Sina, alle Wiſsenſchaften, Gelehrſamkeit und Kenntniſse an ſich gezogen, ſie war nicht nur in dem Beſitze der Ausübung des gottesdienſtlichen Kultus; Aſtronomie, Aſtrologie, Rechtswiſsenſchaft, Auslegung der Geſetze und Heilkunde, waren eben ſo in ihrer Mitte niedergelegt, wie in Aegypten. Wie groſs ihre Ländereyen geweſen ſind, kann nicht ſo genau beſtimmt werden wie dort, daſs ſie aber den König beſtändig umgaben und an der Regierung den weſentlichſten Antheil nahmen, iſt bekannt. Alle Hofbedienungen waren in ihren Händen und der König ſchon durch die Erziehung ihre Creatur. Da nun aber dieſes Land ſo oft, ſeiner Lage nach, durch wilde Völkerſtämme, beſonders von Kurdiſtan aus, überſchwemmt wurde, die dann gewöhnlich die herrſchende Königsfamilie unterdrückten und verdrängten, und dafür an ihre Stelle traten, ohne übrigens in der Verfaſsung des policirten eroberten Landes etwas zu verändern, ſo war wahrſcheinlich die aramäiſche Prieſterkaſte klüger als die ägyptiſche, und wuſste auch hier bey dem neuen Regenten das nemliche Anſehen und den nemlichen Einfluſs zu erhalten, den ſie unter der vorigen Regierung gehabt hatte, was ihnen auch nicht ſchwer fallen konnte, da alle rohe und wilde Völkerſchaften, die ſich in einem policirtern Staate niederlaſsen, von ihren Beſiegten Kultur und Bildung annehmen müſsen, und weil ſelbſt rohe Horden den Prieſterorden, wenn er ſich ihren Eroberungen nicht widerſetzt, Achtung wiederfahren laſsen, ja ihn ſogar mit ſich zu verbinden, und in ihr Intereſse zu ziehen ſuchen.

Dieſer Prieſterorden iſt nun aber unter dem Namen der *Chaldäer* beſonders bekannt; er ſcheint ihn nicht urſprünglich geführt zu haben, ſondern nahm ihn wahrſcheinlich erſt dann an, als eine rohe Horde, die Chaldäer, von den Gebürgen herab ſich ſenkte, das eigentliche Babylon überſchwemmte, mehrere kleine Reiche ſich unterwarf, und eine eigne chaldäiſche Dynaſtie zu Babylon ſtiftete. Die nemliche Meynung hat *Herder* (in ſ. *Ideen Th.* 3. *S.* 88.) „Chaldäer hieſsen ſie, wahrſcheinlich von der Zeit an, da Chaldäer über Babylon herrſchten; denn da ſeit Belus Zeiten, die Zunft der Gelehrten ein Orden des Staats und eine Stiftung der Regenten war, ſo ſchmeichelten dieſe wahrſcheinlich ihre Beherrſcher damit, daſs ſie den Namen ihrer Nation trugen. Sie waren Hofphiloſophen und ſanken als ſolche auch zu allen Betrügereyen und ſchnöden Künſten der Hofphiloſophie herunter." Die Kultur Arams und die Weisheit der ſogenannten Chaldäer oder der Prieſterkaſte (die ſich mit den neuen eindringenden chaldäiſchen Regenten vereinigt hatte) wird aber von den jüngern Griechen zu hoch angeſchlagen, und es iſt zu bedauern, daſs wir die ganze frühe Verfaſsung dieſes Landes nicht aus den vielen aramäiſchen Annalen ſelbſt, die noch zu den Zeiten der Griechen ſich geſchrieben vorfanden, ſondern nur aus den Zeugniſsen und Erzählungen der ungleich jüngern Griechen kennen, die überall im Alterthume *ihre* Religion, *ihre* Sitten und ihre Gebräuche wiederfanden, und gewöhnlich den urſprünglichen und originellen Character und Geiſt eines alten Volkes verwiſchten und entſtellten.

Die Prieſter der Aramäer, die einzige *gelehrte* Kaſte in dieſem groſsen, fruchtbaren und ſchönen Lande, ſcheinen ſich gegen ihr Land faſt eben ſo verhalten zu

Digitized by Google

haben, wie die Prieſter der Aegypter gegen ihre Landeseingebohrnen. Die Religion des Volkes, deren Adminiſtratoren ſie waren, war, wie überall, urſprünglich Fetiſchismus, und ging ſpäterhin beſonders in einen Kultus der Sonne und des Mondes über, die ſie aber *als Fetiſchen* verehrten. Nebenbey hatte das Volk ſeine Hausfetiſche oder kleine Symbole gröſserer ſinnlicher Gegenſtände. (Teraphim) Tempel, prächtige Opfer und mehrere öffentliche Feſte wurden, als die Religion aus den moraliſchen und früheſten Verhältniſsen des Ackerbaues in die bürgerliche Geſellſchaft überging, eingeführt, und an ſie die Vervollkommnung der poſitiven Religion, des Fetiſchismus, geknüpft. Den Thierdienſt, dieſe gröbere Modification des Fetiſchismus, ſcheinen die Aramäer nicht gekannt zu haben*), dagegen aber ſcheinen ihnen *Apotheoſen* nicht ganz unbekannt geweſen zu ſeyn. Wenigſtens ihr König *Belus*, der eine Reformation des Prieſterſtandes vorgenommen hatte, wurde in die Sonne verſetzt, und mit dieſer zugleich als Gottheit verehrt. Es läſst ſich nun freylich nicht genau beſtimmen, welche Grade und Stufen die Religion der Aramäer bis auf Cyrus oder auch bis auf die Zeiten Alexanders, und bis auf die Stiftung einer eigentlichen Dynaſtie in Syrien, durchgegangen ſey; ſo viel ſcheint aber doch aus mehrern Spuren ſich zu ergeben, daſs, beſonders ſpäterhin, zwey Gottheiten vorzüglich als allgemeine Landesgottheiten verehret worden ſind: *Bel* (Baal) und *Aſtarte*, Sonne und Mond. (Oſiris und Iſis der Aegypter.) Der Einfluſs jener beyden Geſtirne auf die Fruchtbarkeit des Bodens,

*) Es müſste denn der Drache zu Babel, deſsen im *Daniel* Erwähnung geſchieht, durch andere beglaubigte Urkunden und mehrere ähnliche Thatſachen beſtätigt werden.

konnte einer ackerbauenden Nation nicht lange unbemerkt bleiben, und muſste dieſe auch ſchon frühzeitig auf eine gewiſse Berechnung des Jahres bringen. Doch ſcheinen nach und nach, vielleicht Anfangs nur *in der Privatreligion der Prieſter*, ſich einige Begriffe entwickelt und ausgebildet zu haben, die von den weitern Fortſchritten dieſes Volkes in der religiöſen Kultur zeigen. Die Symbole der beyden Gottheiten gaben bald Veranlaſsung zu philoſophiſchen Bemerkungen; nach ihnen wurde unter Baal, dem höchſten Gott, die ganze ſichtbare Körperwelt (το παν) oder die wirkende Kraft, das belebende Princip in der Natur gedacht; die weibliche Gottheit, der Mond, ward das Symbol der alles befruchtenden, erzeugenden und hervorbringenden Erde; ſie ward die Königinn des Himmels, die nächtliche, die ſichtbare und unſichtbare*) genannt; Epithete, die nicht füglich auf etwas anders, als auf den Mond gehen können, und die ägyptiſche Iſis, dieſes unverkennbare Symbol der Fruchtbarkeit der Natur, dieſe mit der Aſtarte identiſche Gottheit (von der wahrſcheinlich Derceto, das Symbol des Meeres verſchieden iſt) trug ebenfalls die Phaſen des Mondes auf dem Haupte. Der Einfluſs der Sonne und des Mondes auf die Fruchtbarkeit der Erde wird durch den Mythus, der die Verbindung des Adonis (als Sonne) und der Venus (Aſtarte, als Mond) ſchildert, characteriſirt. Die Feyer der Adonien iſt ihrem Urſprunge nach orientaliſch, und verdanket dem weſtlichen Erdſtriche Aſiens ihr Entſtehen.

Die Bildung des Chaos, die Aufhebung des Streits der Elemente, die Hervorbringung der Erde iſt, nach dieſen

*) Man vergleiche Manso's *Verſuche über einige Gegenſtände aus der Mythologie der Griechen und Römer.* S. 34. f.

dieſen Philoſophemen, ein Werk der Aſtarte, der Venus, die als das belebende Princip der ganzen Natur ſpäterhin gedacht wurde. Als nemlich Aram für Philoſopheme über Schöpfung und Chaos, d. h. für *Kosmogonien* reif geworden war, ſo nahm man an, daſs die anziehende Kraft, die Venus, Ordnung und Harmonie zwiſchen die ſtreitenden Kräfte gebracht habe. Daſs von Aram aus der Kultus dieſer Gottheit, der Aſtarte, nur unter verſchiedenen Modificationen, ſich über das weſtliche Aſien, über Phönicien beſonders, verbreitet und durch phöniciſche Kolonien ſich den Griechen mitgetheilt habe, iſt wohl gegründet *). Denn als die Phönicier in Verbindung mit den bereits kultivirtern Aramäern kamen, da ſich jene nemlich an der Küſte des mittelländiſchen Meeres anbauten, kannten ſie noch keinen religiöſen Kultus, und entlehnten ihn wahrſcheinlich von den kultivirtern Nachbarn; da nun phöniciſche Kolonien Griechenland zuerſt bevölkerten, ſo kam auch die Verehrung der aramäiſchen Aſtarte, der phöniciſchen Aſtaroth, frühzeitig nach Griechenland, denn die Adonien und der Kultus der Venus iſt ſo alt als die früheſte Kultur Griechenlands.

Der veränderte religiöſe Kultus der Aſtarte, der wahrſcheinlich früher in Aram nichts als eine einfache Verehrung des Mondes als eines Fetiſchen, oder als des Symbols der fruchtbringenden Natur geweſen war, zog die gröſsten Ausſchweifungen nach ſich. Schon frühzeitig hatte die Kultur dieſer Gegenden einen gewiſſen Luxus hervorgebracht, der die Landeseingebornen weichlich gemacht hatte. Darum erlagen ſie ſo leicht den eindringenden rohen Stämmen, und ſchmiegten ſich ſo bald unter das Joch des Barbaren. Die höhere innere Kraft, die eine

*) Ebendaſ. S. 14.

wahre Kultur wohlthätig bewirken ſoll, hat dieſes Volk nie empfunden, eben weil das, was man etwa höhere Kultur nennen könnte, in dieſen Gegenden das Eigenthum der Prieſterkaſte war und blieb, und der gemeine Haufe an einer ſinnlichen Mythologie hing, übrigens durch ſeinen Handel, durch ſein Klima, durch die wenige Thätigkeit, die die natürliche Fruchtbarkeit ſeines Bodens nöthig machte, weichlich, unthätig und zu ſinnlichen Ausſchweifungen geneigt wurde. In den letztern gingen ihm nun ſeine Regenten voran; die Geſchichte kennt keine faſt unwahrſcheinlichern Gemälde als die, von der Weichlichkeit und dem Luxus der babyloniſchen und aſsyriſchen Regenten, der beyden vorzüglichſten Staaten in Aram; aber es läſst ſich dieſe Erſcheinung leicht erklären; die wilden eindringenden Horden überſprangen auf einmal die Mittelglieder zwiſchen Barbarey und Kultur, und gingen von ihrer frühern Rohheit zum zügelloſeſten Luxus über; die Prieſter, dieſen Ausſchweifungen ſelbſt nicht abgeneigt, begünſtigten ſie durch eine ſinnliche Mythologie; ihre Götter ſtiegen in ihre Tempel des Nachts, gleich einem Jupiter, herab, um das für ſie beſtimmte und ausgewählte ſchöne Mädchen zu genieſsen, darum ſtand in dem Sonnentempel ein prächtiges Bett beſtändig bereit; man ſieht, wie weit die Rohheit und Unbeſinnlichkeit des groſsen Haufens gegangen ſey, daſs er auch noch in den Zeiten einer etwas höhern Kultur an dieſe Sagen glauben und dieſe Begriffe von ſeinen Göttern unterhalten konnte. Bekannt ſind die wollüſtigen Feyerlichkeiten, die in den Tempeln der Aſtarte begangen wurden; überzeugt, daſs man der Gottheit das Beſte und Edelſte, was man beſitze, opfern müſse, brachten die aramäiſchen, ſo wie auch die phöniciſchen, Mädchen ihre Unſchuld hier zum Opfer, und babyloniſche Frauenzimmer hielten ſich für glücklich, wenn

ein Fremdling ſie von dem Eingange des Tempels hinweg in das Innere des Heiligthums führte, um ihre Reitze zu genieſsen.

Dieſe Religion muſste den Sitten und der Bildung des Nationalcharacters im Ganzen höchſt nachtheilig ſeyn; kein Wunder, daſs von hier aus keine groſsen Volkslehrer gingen, und daſs dieſes ſchöne Land die ununterbrochne Beute von fremden Völkern war. Von der *Privatreligion* ſeiner Prieſter darf man wohl keine zu groſse Erwartung haben; ſie waren im ächten Sinne Jongleurs; und täuſchten das Volk durch aſtrologiſche Künſte und Götterausſprüche, die ganz von ihrer Leitung abhingen. Ob in ihrer Mitte ſich die philoſophiſche Meynung von Einem guten und Einem böſen Princip ausgebildet habe, läſst ſich nicht genau beſtimmen. Doch ſcheint es als ob man hier eine, wenigſtens im Geiſte dieſes Zeitalters, etwas fortgeſchrittene Privatreligion der Prieſter annehmen müſse, weil ſonſt die Aufnahme mehrerer neuerer Meynungen in das Religionsſyſtem der Juden, die faſt ein Jahrhundert in dieſen Gegenden lebten, und von denen einer ihrer Gelehrten, *Daniel*, unter die chaldäiſchen Hofphiloſophen aufgenommen wurde, ja ſogar ihr Chef geweſen ſeyn ſoll, ſo wie die Verbeſserung der alten rohen perſiſchen Volksmythologie durch Zoroaſter, am Anfange der nächſten Periode, ſich nicht erklären würde laſsen können, wenn nicht hier, unter einem früher ſchon kultivirten Volke, der Grund dazu geſucht werden dürfte. *Zoroaſter*, *Daniel* und die vornehmern Juden, die ein beſseres Schickſal in Aram hatten, als der ärmere und niedere Theil der Nation, ſcheinen mit der Prieſterkaſte in nähere Verbindung gekommen zu ſeyn und hier den Grund zu ihren Philoſophemen gelegt zu haben. *Ema-*

nation, nach den Begriffen älterer Kosmogonien, lag auf jeden Fall auch der chaldäiſchen Prieſterreligion zum Grunde, aber ſie war doch anders modificirt worden; mehrere Kräfte waren zuerſt aus Gott ausgegangen, die μονας, δυας und τριας, ſie hatten das Ganze gebildet und in ihnen war der Grund und das Weſen aller Dinge. Von ihnen rührte die Geiſter und Körperwelt her; die Einheit ſcheint die Zeit ohne Gränzen, das Urweſen des Zoroaſter, die δυας und τριας die beyden ſich entgegengeſetzten Weſen, Ormuzd und Ahriman zu ſeyn; wenigſtens ſcheint in jenen Begriffen der Grund zu den Lehren des Zoroaſters geſucht werden zu müſsen; die Dämonologie der Juden und ihre Lehre von den perſonificirten Eigenſchaften der Gottheit, ging wahrſcheinlich auch von hier aus, und gewann nur in Verbindung mit dem alten Moſes eine neue Geſtalt. Die Spuren aber von dem Emanationsſyſteme ſind in der ſpätern jüdiſchen Theologie ſo wenig zu verkennen, als in den Grundſätzen des Zoroaſters. Zoroaſter ſprach zu einer rohen Nation und kam aus dem gebildeten Aram; die Juden kehrten mit Begriffen zurück, die ſie vorher nicht kannten, in der aramäiſchen Volksreligion lagen dieſe Begriffe *auch nicht zunächſt*, wo konnten ſie ihren Grund wohl haben, als in einer Prieſterreligion, die ſich hier gebildet hatte, die erſt ſpäterhin noch weiter fortgeführt wurde, und die, *in ihrem erſten gröbern Umriſſe*, wahrſcheinlich ſich nicht weit von der Volksmytkologie entfernte, und ſich nicht weit über die poſitive Religion des gemeinen Haufens erhob. Doch liegt freylich dieſer Theil der aramäiſchen Geſchichte ſo im Dunkeln, die Spuren dafür ſind ſo verwiſcht und unſicher, daſs ſich nicht mit feſtem Grunde darauf bauen läſst, ſondern der Forſcher der Kulturgeſchichte blos einzelne Data mit Hülfe der ſpätern Analogie und richtiger philoſophiſchen

Principien zur Aufklärung und Enthüllung dieſer Dunkelheit deuten kann. Bey dieſen Begriffen über den Urſprung der Welt und der Menſchen, iſt für die Fortdauer der Menſchen faſt blos der einzige Gedanke der dereinſtigen Rückkehr ins groſse Ganze möglich. Dagegen begründete die Dämonologie eine groſse Anzahl von Gebräuchen, und unterhielt Beſchwörer und Zauberer, Wahrſager u. d. gl. aus der Mitte der Prieſter.

Daſs aber Aram ſeine wiſsenſchaftliche und religiöſe Kultur *nicht* von Aegypten aus erhalten habe, ohngeachtet in Rückſicht auf die beyden Hauptgottheiten beyder Länder eine groſse Aehnlichkeit angetroffen wird, iſt wohl entſchieden. Denn einmal konnte der menſchliche Geiſt, der, in Rückſicht auf ſeine religiöſe Bildung, bey allen Nationen vom Fetiſchismus ausgehen muſste, bey mehrern zugleich auf ähnliche Reſultate kommen und verwandte Begriffe in einer niedern Periode der Kultur aufſtellen, ohne eben erſt ſeine Veranlaſsung dazu anderswoher zu entlehnen. Der Schwung, den der menſchliche Geiſt in dieſer Rückſicht nahm, war nicht *ſo* groſs, als daſs er ihn nicht durch eigne Kraft hätte beginnen und enden können; überhaupt iſt zwiſchen der Mythologie der Aegypter und Aramäer keine bedeutende Aehnlichkeit; beyde ſind ganz lokal, und es iſt zu verwundern, daſs, auch unverabredet und unabhängig von einander, zwey auf Ackerbau geſtiftete Reiche und Religionen nicht in einzelnen Modificationen ſich *noch* ähnlicher geworden ſind, beſonders da bey beyden Völkern eben nur eine Kaſte die ganze Fortbildung des agrariſchen Fetiſchismus bildete. Wodurch ſich aber beyde am weiteſten unterſcheiden und wodurch die eigne Richtung der beyden Mythologien veranlaſst wurde, war, daſs Aegypten mit ſeiner poſitiven Religion die Hieroglyphenſchrift verband, die von allen ara-

Digitized by Google

mäiſchen Stämmen mit einer Art von Religionshaſs vermieden wurde. Wahrſcheinlich kannte Babylon die Hieroglyphenſchrift nicht; ihre Zeichendeuter aus der Prieſterkaſte deuteten Sterne, Begebenheiten, Zufälle, Traumbilder, geheime Schriftzüge, aber nicht Hieroglyphen. Auch die Schrift des Schickſals, die jenem ſchwelgenden Belſazar erſchien *), beſtand in Sylbenworten, die nach Art der morgenländiſchen Schreibkunſt ihm in verſchlungenen Zügen vorkamen; nicht aber in Bildern. Selbſt jene Gemälde, die Semiramis auf ihre Mauern ſetzte; die aramäiſchen Buchſtaben, die ſie dem Felſen zu ihrem Bildniſse einhauen lieſs, beſtätigen in den älteſten Zeiten den hieroglyphenfreyen Gebrauch der Buchſtaben unter dieſen Völkern. Durch ſie allein war es möglich, daſs die Babylonier ſo frühe ſchon geſchriebne Kontracte, Jahrbücher ihres Reiches und eine fortgeſetzte Reihe von Himmelsbeobachtungen haben konnten.

Ihre Staatsverfaſsung war eine weichliche, elende Satrapenregierung, die ununterbrochenen Veränderungen ausgeſetzt war, ein Deſpotismus, dem der Prieſterſtand willig die Hände bot. Die Wiſsenſchaften, als ſolche, machten hier alſo ihr Glück nicht, denn ſie ſtanden im Dienſte der Religion und hingen einzig von dem Intereſse der Prieſter ab; aus keiner andern Kaſte durfte ſich irgend jemand mit Aſtrologie oder Heilkunde abgeben, Weisheit und Kenntniſse waren eben ſo gut erblich, wie das Recht der Regierung. Die aſtronomiſchen Kenntniſse der Prieſter, die ſo hoch erhoben werden, waren wahrſcheinlich blos die gewöhnlichſten Reſultate über den Lauf der Geſtirne, über den Wechſel des Mondes, den Eintritt des Jahres, der Verfinſterungen etc. hätten ſie tiefere Kenntniſse

*) *Dan.* 5, 5. 25. Man vergleiche HERDERS *Ideen etc.* Th. 3. S. 86. f.

gehabt, ſie hätten nicht ſo viel Unſinn durch Träumendeuterey auszubreiten geſucht. Uebrigens erhielten ſie ſich unter allen Stürmen der Regierung; ihr Anſehen galt vor dem Einfalle der Chaldäer unter Nebucadnezar; ſie blieben unter Cyrus und ſeinen Nachfolgern, unter Alexander und den Seleuciden, ſelbſt in Athen und Rom machten die Chaldäer ſpäterhin ihr Glück, und aſtrologiſche Reſultate gehörten eben ſo in das Zeitalter der Entkräftung Roms durch fremden Luxus, als dieſe ſinnloſen Schwärmereyen ſelbſt Arams Kraft geſchwächt und dem Untergange entgegengeführt hatten.

Wodurch aber Luxus, Prachtliebe und Landhandel befördert wurde, das blühte in Aram während dieſer Periode und erreichte eine höhere Reiſe. Wein- Oel- und Feigenbau, groſse Gebäude aus Ziegelſteinen, zu denen der Thon und das Erdpech in dieſer Gegend die Materialien lieferten, Leinwand- und Teppich-Manufacturen, Stickereyen und andere Producte des Fleiſses und der Kunſt waren hier einheimiſch. Der rohe Nebucadnezar wollte zwar eben ſo koloſſaliſch bauen als die ägyptiſchen Könige, aber ihm fehlten Aegyptens Felſen, Babylon hatte nur Thonerde, darum führte er ſeine Ziegelpalläſte, ſeine ſchwebenden Gärten auf, und hinterlieſs darinn das Gepräge eines rohen Geſchmackes; der Untergang dieſer Thonmaſsen, die freylich nicht, gleich Aegyptens Pyramiden, dem Sturm der Elemente trotzen konnten, iſt nicht zu bedauern, denn Eroberer bauen nicht mit Rückſicht auf höhere Kunſt und feinern Geſchmack. Dagegen muſste Aram, ſeiner Lage nach, der Mittelpunct des Landhandels des öſtlichen und weſtlichen Aſiens werden. Indien führte ihm ſeine Güter und Fabrikate zu; Aram lieferte ſie weiter an Phönicier und dieſe verbreiteten ſie über alle ihre Kolonien und andere afrikaniſche und europäiſche

Völker. Auch ſcheinen frühzeitig ſchon Karavanen von hier den Handel mit Aegypten und Arabien eingeleitet und unterhalten zu haben. Die Aramäer gruben aber auch viele Kanäle zwiſchen ihren innländiſchen Flüſsen, dem Euphrat und Tygris, und bewirkten dadurch einen deſto ſtärkern innern Verkehr im Lande *). — Uebrigens war die Kultur dieſes Volkes ganz lokal, nur hier konnte dieſer Luxus gedeihen; nur hier der Prieſterſtand ſich *ſo* bilden und eben *dieſes* Verhältniſs gegen Volk und Regierung erhalten, bey welchem er ſich auch ſpäterhin noch erhielt, als die ganze alte Verfaſsung dieſes Reiches durch die Griechen eine andere Geſtalt bekommen hatte. —

Phönicien lag Aram zu nahe, theilte auch zu oft gleiches Schickſal mit demſelben, als daſs nicht die Kultur von beyden groſse Aehnlichkeit hätte haben ſollen. Aber nicht blos Aehnlichkeit fand zwiſchen der Kultur beyder Länder ſtatt, ſondern auch Verwandtſchaft, wenigſtens ſcheinen alle Reſultate, die man über phöniciſche Kultur aufgeſtellt hat, darauf zu führen, daſs ſie von den Aramäern gröſstentheils herrühre. Als ein Troglodytenvolk waren die Phönicier früher hier eingewandert, ohne alle Kultur, vielleicht ohne alle Spur von Religion und geſellſchaftlichem Leben. Was ſie mitbrachten, konnte alſo auf ihre ſpätere Kultur nicht hingewirkt haben. Und doch hebt ſich dieſes Volk bald empor; doch wird es berühmt, zwar nicht durch Kriege und Schlachten, deſto mehr aber durch Handel und Kolonien. Seine Lage am Meere ſcheint nun wohl zuerſt dazu beygetragen zu haben, dieſe Troglodyten aus ihren Höhlen heraus zu führen, und zum geſellſchaftlichen Leben zu bringen. Ihre erſten Verſuche

*) Man vergleiche: Hägewisch *über die Aramäer*, *Berl. Monatsſchrift*, *September* 1794. S. 207. ff.

der Schiffahrt ſcheinen gelungen zu ſeyn, und ſo wurden ſie die erſte bedeutende aſiatiſche Handelsnation der alten Welt, die die Producte der orientaliſchen Manufacturen und die Früchte dieſes Bodens weit und breit führte. So bald nun aber auch, während des Aufenthalts der Nachkommen Abrahams in Aegypten, hier, längs dem mittelländiſchen Meere hin, ſich ein aufblühender Staat mit mehrern Städten gebildet hatte, ſo behielt doch die Kultur deſſelben einen rohen Anſtrich, und Menſchenopfer und andre Grauſamkeiten verrathen die niedre und unedle Abkunft des Volkes. Ihre bürgerliche Verfaſsung war ſo, wie ſie bey einem handelnden Volke ſtatt finden konnte; ſtrenger aſiatiſcher Deſpotismus machte nicht bey ihnen ſein Glück, mehr näherte ſich ihre Verfaſsung der republikaniſchen, und die Könige in den vorzüglichſten Handelsſtädten konnten ſich den mächtigen Senat nicht unterwerfen.

Ihre *Religion* aber war ganz aramäiſchen Urſprungs, in Rückſicht auf die Gottheiten, die ſie verehrten, und die Gebräuche und Feſte, an denen der Kultus derſelben hing; doch ſcheint der Prieſterſtand bey ihnen niemals *den* Einfluſs und *die* Geſtalt erhalten zu haben, die er bey den Aramäern erreichte, denn in republikaniſchen Verfaſsungen und bey einem handelnden Volke gelingt es weder den Deſpoten noch den Prieſtern, ihre Abſichten ganz durchzuſetzen.

Die Religion, die ſie vielleicht mitbrachten, war nichts anders als der gröbſte Fetiſchismus, und von ihm haben wir jedes Volk des Alterthums, das ſeine Kultur von vorn anheben muſste, ausgehen ſehen. Ihre Bätilen oder Zauberſteine waren ihre Fetiſchen, und noch in ſpätern Zeiten ſah man ganze Reihen derſelben auf dem Libanus. Ihr Beelſamen, Baal, iſt der Bel der Aramäer, die Sonne, deren Kultus ſie wahrſcheinlich aus Syrien entlehnten, nur daſs

ſie mit den Gebräuchen und Opfern, die die Gottheit ehren ſollten, noch Menſchenopfer, den Reſt ihrer ehemaligen Barbarey, verbanden, und ihre Kinder in den glühenden Feuerofen langſam verzehren lieſsen, bis endlich auch der fortſchreitende Geiſt des Volks dieſen Gebrauch als widernatürlich langſam abſchaffte.

Die zweyte Gottheit, deren Kultus ſich um ſo viel vermehrte, je weichlicher und dem Luxus geneigter die Nation wurde, war die Aſtarte der Aramäer, (der Mond) die hier unter dem Namen *Aſtaroth* verehrt wurde. Von ihnen kam die Verehrung derſelben zu ihren Koloniſten, den Griechen, wo die Gottheit unter dem Namen *Venus* ſo allgemein verehrt wurde. Der Mythus von der Liebe der Aſtarte zu dem Adonis und der Verbindung des letztern mit derſelben, veranlaſste die jährliche Feyer der Adonien; Feſte, die urſprünglich wahrſcheinlich nicht die ſpäterhin ſo weit getriebenen Ausſchweifungen und die gröbſten Ausbrüche und Befriedigung aller Leidenſchaften und Begierden beförderten. Je weichlicher aber der Charakter der Nation, je mehr das weibliche Geſchlecht mit der Feyer ähnlicher Feſte bey den Babyloniern bekannt wurde, um ſo wollüſtiger und Sinne berauſchender wurde auch die Feyer der Adonien, die Unſchuld des Mädchens erlag an dieſen Tagen am Altare der Göttinn, und die Trauergebräuche um den Tod des Adonis, ſo wie das Frohlocken und die Jubeltänze über die Vereinigung derſelben mit der Göttin glichen den ähnlichen Feſten der Aegypter beym Tode des Apis, und dem Kultus der babyloniſchen Mylitta. Dieſer wollüſtige Kultus ſcheint ſchon frühzeitig in dieſen Gegenden bekannt geweſen zu ſeyn; nicht nur auf den benachbarten Inſeln und unter den Kolonien der Phönicier verbreitete er ſich, ſondern auch die Iſraeliten fanden öfters Geſchmack an der Abgötterey (wie

ſie die Urkunde nennt) der mit ihnen zugleich in dieſen Ländern wohnenden Völkerſchaften, unter denen die Phönicier die ſtärkſte war. Der Anſtrich der phöniciſchen Religion war üppig und reitzend, ihre Mythologie war leicht und wirkte tief auf den ſinnlich ungebildeten Menſchen; darum die ewigen Klagen der iſraelitiſchen Sänger und Prieſter, daſs ihr Volk mit dem Kultus des Jehova (den ſie nie *ganz* verlieſsen) noch die Verehrung der Untergottheiten der Ausländer verbänden. Ja ſelbſt ein Salomo, deſsen Regierung ganz der glänzenden, wollüſtigen babyloniſchen Satrapenregierung gleicht, war nicht weiſe genug, um nicht den Reitzen dieſer wollüſtigen Mythologie nachzugeben; ſchon ein Greis, brachte er auf dem Altare der göttlichen Aſtarte ſeine Opfer dar, und Jeruſalems Töchter beweinten den Tod des holden Thamuz (Adonis).

Als ſpäterhin das kleine, ohnedies nicht auf feſtem Grunde beruhende, Reich der Iſraeliten ſich trennte, ſo war für das iſolirte iſraelitiſche Reich keine Conſiſtenz möglich, als durch die Entfernung von dem ganzen ehemaligen religiöſen *Kultus*. Die abgefallnen Stämme errichteten der Aſtarte neue Tempel, und opferten an ihren Altären; darum können freylich die jüdiſchen Annalen keinen König dieſes Volkes als rechtmäſsig, weiſe und fromm anerkennen. Sie waren Götzendiener, ihre Prieſter ihnen eben ſo verhaſst, als die Prieſter der Phönicier, ihre Propheten falſche Seher, aus denen eine unwahre Gottheit ſprach. Dadurch erhielt aber der Kultus der phöniciſchen Religion und des neuen iſraelitiſchen Reiches eine groſse Aehnlichkeit, die, allen Veränderungen ohngeachtet, ſpäterhin noch ſichtbarer wurde, als die in eine andre Gegend Arams (in das damals iſolirte aſsyriſche Reich) als Gefangne hinweggeführten zehn Stämme, wieder zurück-

Digitized by Google

kehrten in ihre ehemaligen Beſitzungen und die Feyer ihrer Gottheiten auf den Höhen zu Garizim begonn. Sie führen von dieſer Zeit an den Namen Samaritaner, und vermiſchten ältere moſaiſche Religionsvorſchriften, mit innländiſchen phöniciſchen Gebräuchen und Vorſtellungen und Feyerlichkeiten, 'e *auch ſie* in der Gefangenſchaft hatten kennen lernen.

Dagegen wurde die Idee Moſis in religiöſer Hinſicht doch einigermaſsen von den eigentlichen *Juden* realiſirt und auch noch ſpäterhin beybehalten. Wollte man die Kultur dieſes Erdſtrichs, ohne alle Rückſicht auf gewiſse herrſchende Vorſtellungen, richtig charaſteriſiren, ſo ſollte man die Phönicier und Iſraeliten nicht ſo ſehr iſoliren, ſie wohnten beyſammen in einem Lande; ſie waren durch frühere ununterbrochene Kriege, ſpäterhin durch Handelsgeſchäfte und andre Verhältniſse unaufhörlich verbunden; genug ſie waren ſich immer unentbehrlich. Die Hebräer hatten ſich nemlich hier in dieſe Gegenden eingedrängt und mit den, *ſeit* den ehemaligen nomadiſchen Zügen ihrer Vorfahren in dieſen Gegenden, eingewanderten Völkerſchaften vermiſcht. Daher muſste es freylich ſchwer halten, wenn ſie ihre Religion iſolirt behaupten und nichts von den Völkern rings herum annehmen ſollten, mit denen ſie lebten, leben muſsten und doch nach dem Geſetze nicht leben ſollten, beſonders da ſie ſelbſt zu den reinen Begriffen, die Moſes ihnen mittheilte, damals noch nicht reif genug waren, als ſie hier einwanderten. Aber auch ſelbſt die Verbindung mit den Landeseingebornen, dieſes ſtete Drängniſs der Völker in dieſer Erdgegend, konnte den Geiſt dieſer ſchmutzigen Nomadenhorde nicht wecken und erheben; immer blieb er niedergedrückt und die Phönicier wuſsten die Einfalt und Rohheit dieſer Stämme vortheilhaft genug zu benutzen. Die phöniciſche Gottheit

Derceto (das Meer, dem eine handelnde Nation vorzüglich opfern muſs) ſcheint in den iſraelitiſchen Schriften unter dem Namen des Dagon vorzukommen.

Durch die Vereinigung aller dieſer weſtaſiatiſchen Staaten und ſelbſt eines Theils Kleinaſiens (wenigſtens des jetzt aufblühenden lydiſchen Reiches) unter Cyrus, erhielt freylich die ganze Kultur dieſes Erdſtrichs und die Verbindung der Völkerſchaften in dieſer Gegend eine ganz neue Richtung.

Das Verhältniſs der hebräiſchen und phöniciſchen Religion, die beyde ſich in dieſem Lande ſo nahe waren, muſste hier einigermaſsen angedeutet werden, da man ihren gegenſeitigen Einfluſs gewiſs immer zu gering angeſchlagen hat. Zwey Völker, die auf *einem* Boden mehrere Jahrhunderte zugleich leben, müſsen ſich nothwendig kennen lernen, wenn ſie ſich auch abgeneigt ſind, und beyde ganz iſolirt leben wollen; die Natur ſelbſt iſt dieſer letzten Abſicht zu ſehr entgegen, und es iſt zu verwundern, daſs der Einfluſs beyder auf einander nicht noch ſichtbarer und deutlicher uns in der Geſchichte vorliegt, ohngeachtet auch das Verhältniſs der hebräiſchen Religion zu den gleichzeitigen aſiatiſchen, noch gar nicht gewürdigt worden iſt, und jener Einfluſs durch den ganz verſchiedenen Character der Nation und durch den heterogenen Zweck ihrer Staatsverfaſsungen einigermaſsen vermindert und aufgehalten wurde; denn die Hebräer ſollten, nach der Abſicht ihres Geſetzgebers, ein ackerbauendes, die Phönicier ein handelndes Volk werden, daher verehrte auch, beſonders das männliche Geſchlecht unter den Phöniciern, noch eine Gottheit, die dem Herkules der Griechen gleicht, die aber ganz aus den merkantiliſchen Ideen dieſes Volks hervorging. Ob ſie dieſe Gottheit als das Symbol des Meeres verehret haben, kann nicht genau beſtimmt werden, aber

die ſpätere Zeit hat ihn ganz zu dem Gotte der Handlung gemacht und ſeiner Statue ſelbſt den Geldbeutel in die Hand gegeben. — *Sanchuniathons* Fragmente ſind als Denkmal des hohen Alterthums immer wichtig, und vielleicht daſs einige *Materialien* darin ſogar älter ſind, als das Zeitalter Moſes, ſo daſs ſie nach den indiſchen älteſten Schriften vielleicht die älteſten bekannten waren. Aber da er durch ſpätere Hände zu ſehr verfälſcht und entſtellt worden iſt, ſo iſt er als Quelle für die frühеſte Religionsgeſchichte der Phönicier nicht zu gebrauchen, wohl aber ähnelt ſeine Kosmogonie den von Moſes aufgenommenen Fragmenten, ſo daſs ſie vielleicht gleichzeitigen Urſprungs ſind. Sollten in den Fragmenten des Sanchuniathon Spuren von phöniciſcher Prieſterphiloſophie ſich vorfinden, ſo dürfte ſich daraus ergeben, daſs das über den ganzen Orient verbreitete Emanationsſyſtem auch ihnen nicht ganz unbekannt geblieben ſey; wie mangelhaft aber der Verfaſser von dem die Natur belebenden Princip gedacht habe, ergiebt ſich aus dem, wahrſcheinlich dem frühen Zeitalter gehörenden, Begriffe von demſelben: αυτο δε πνευμα ουκ εγινωσκε την αυτε κτισιν.

Für die Kultur der Phönicier in ihrem gebildetern Zeitalter ſprechen mehr ihre Kolonien als eigne hinterlaſſene und übriggebliebene Monumente; es iſt zu bedauern, daſs dieſes Volk das nemliche Schickſal mit ähnlichen ſpäterhin unterjochten aſiatiſchen Völkern getheilt hat; ſeine Archive und Bücherſammlungen ſind nicht mehr, ja ſelbſt die Griechen ſind untergegangen, die ſeine Geſchichte geſchrieben haben, und ſo wiſsen wir durch jüngere Griechen mehr von *andern* aſiatiſchen alten Völkern, weil ſie von ihnen nemlich mehrere Traditionen ſammelten und aufbehielten, als von dieſem.

Digitized by Google

Deſto mehr liegt der ausgebreitete *Handel*, und die höhere *bürgerliche* Kultur dieſes Volkes, beſonders in ſeinen ſpätern Zeiten, am Tage. Sie bauten an, ſie gründeten Pflanzſtädte, und weckten den Fleiſs der Völker. Ihre Manufacturen und Landesproducte kamen durch ſie in der ganzen damals bekannten Welt in Umlauf. Da dem Zeitalter ihrer philoſophiſchen und bürgerlichen Kultur, das von Griechen und Juden nicht als unbedeutend geſchildert wird *), wahrſcheinlich ein heroiſches und jugendliches vorhergegangen war, ſo hatten die Phönicier gewiſs auch ihre Homere und Anacreone, die aber mit den Tempelarchiven zu Tyrus wahrſcheinlich untergegangen ſind.—

Ihre vornehmſte Pflanzſtadt, *Karthago*, hatte Anfangs ganz ſeinem Mutterlande ſeine Kultur zu verdanken, und iſt in religiöſer Hinſicht nicht weiter fortgerückt, als Phönicien in ſeiner blühenden Periode. Ueberhaupt iſt dieſer Handelsſtaat in der wiſsenſchaftlichen und religiöſen Kultur weiter zurückgeblieben, als man bey einem, in bürgerlicher Hinſicht ſo thätigen und vorwärts ſchreitenden, Volke kaum hätte erwarten ſollen. Die Menſchenopfer behielt es vielleicht länger bey, als ſein Mutterland.

Seine Staatsverfaſsung war *Ariſtokratie*, nach dem Muſter der phöniciſchen Verfaſsung; denn in Handelsſtaaten reiſsen allezeit die reichſten und angeſehendſten Familien die Regierung an ſich, da ſie, ihrer Reichthümer wegen, ſchon einen *natürlichen* Einfluſs in die Verwaltung des Staates haben. Das aber oft getheilte Intereſse der angeſehenſten Familien Karthago's war ihrer Politik nachtheilig genug. Ariſtoteles, der gröſste Kenner der Staatsverfaſsungen ſeiner Zeit, findet eine auffallende Aehnlich-

*) Man ſehe die Stelle bey Vierthaler Th. 4. S. 117. ff. beſonders S. 120.

keit zwiſchen der Verfaſsung von Sparta und der von Karthago. Dieſe Aehnlichkeit ſcheint vorzüglich auf den *niedern* Grade der Kultur zu beruhen, der allezeit mit Ariſtokratie verbunden iſt. Republikaniſche Staaten und Monarchien ſind weit fähiger für eine höhere Blüthe der wiſsenſchaftlichen, ſelbſt der mo aliſchen, Kultur als eine Ariſtokratie, die ſich ohne Deſpotismus nicht denken läſst. Darum waren Wiſsenſchaften und Künſte blos in ſofern bey den Karthaginienſern bekannt und unter ihnen einheimiſch, in wiefern ſie derſelben zu ihren Negotiationen nöthig hatten. Handel und Kaufmannsgeiſt war die Stütze ihrer Verfaſsung, mithin auch der Endzweck ihrer Ariſtokratie; friedliche Künſte und Geſchäfte des bürgerlichen Lebens konnten zwar daher bey ihnen Eingang finden, ſie wurden aber von ihnen nur *ſo weit* und *in ſofern* geachtet und geſucht, als ſie jenen letzten Zweck, Handel, Schiffahrt, Koloniſation etc. realiſiren halfen. Bey *dieſem* Zwecke des Staates darf es freylich nicht befremden, daſs ihre gröſsern Kriege ſelten glücklich für ſie ausfielen. Ungleich lieber griffen ſie noch unkultivirte und iſolirte kleine Völker an, um entweder bey ihrer Unterwerfung die Schätze ihres Landes benutzen und die beſte Mannſchaft ſelbſt in ihre Heere als Miethstruppen aufnehmen, oder doch wenigſtens Bundesgenoſsen an ihnen haben zu können, mit denen ſie Verkehr treiben, und deren höhere Kultur ihnen gar nicht willkommen war, eben weil ſie dann die Abſichten der gewinnſüchtigen und treuloſen Kaufleute leichter errathen konnten. Mit gröſsern und mächtigern Völkern lieſs ſich blos Karthago *nothgedrungen* in Krieg ein; ja vielleicht kannte es, vor dem Anfange des erſten puniſchen Krieges, nicht einmal den herrſchſüchtigen Character der Römer näher; aber die Ge-

fahr,

fahr ſeinen Einfluſs und ſeine Oberherrſchaft auf dem Mittelmeere zu verlieren, nöthigten es bald die gefährlichen Kriege mit Rom zu beginnen; denn an den Verluſt ihrer beyden wichtigſten Beſitzungen und Kolonien, Sardiniens und eines Theils von Sicilien, war der unvermeidliche Verluſt ihrer Oberherrſchaft über das Mittelmeer geknüpft, und die ſpaniſchen Beſitzungen, ſo glücklich ſie auch durch Asdrubal behauptet, und durch die Anlegung von Neukarthago (Karthagena) vermehrt wurden, konnten doch *das* nicht erſetzen, was im erſten puniſchen Kriege durch jene Inſeln verloren ging. Ihre ganze Staatsverfaſsung war aber gar nicht auf den Krieg angelegt, und die ununterbrochenen Streitigkeiten zwiſchen ihren, aus unpolicirten aufrikaniſchen, ſpaniſchen, galliſchen Horden, beſtehenden, Miethstruppen machten ihren tapfern Siegern das Uebergewicht um ſo leichter. Durch die Endigung des erſten puniſchen Krieges und durch den Verluſt der Inſeln im Mittelmeer, war der eigentliche *Grund* zum Verfall und Ruin dieſes ariſtokratiſchen Staates gelegt worden; eben ſo nachtheilig war ihnen die Ernennung des Maſiniſſa zum Könige von Numidien, und der Bund der Römer mit dieſem kühnen Krieger. Gegen dieſe Verhältniſse reichte die Politik Karthago's nicht aus, und da Rom's und Karthago's Intereſse bey der Behauptung Spaniens wieder zuſammentraf, ſo konnte endlich der afrikaniſche Handelsſtaat, deſsen eigennützige und grauſame Politik blos auf Reichthümer und Anhäufung groſser Schätze berechnet geweſen war, den muthigen Angriffen der Römer nicht länger widerſtehen, und erlag unter den wiederholten Streichen derſelben.

Für die Geſchichte der *Kultur* iſt der Untergang dieſes ariſtokratiſchen Handelsſtaates keine zu traurige

Begebenheit. Die Kultur und die Verdienſte, die ihm um den Handel und die Koloniſation mehrerer Länder nicht abgeſprochen werden können, wirkten auch in ihren Folgen, nach der Zerſtörung jenes Staates, fort; der Handel im Mittelmeere blieb, die Bergwerke Spaniens gaben ihre Ausbeute, Sicilien behielt ſeine Ernten, nur daſs der Ertrag davon in andere Hände gefallen war. *Originelle* Kultur hat dieſes Volk nie gehabt, mithin auch ſeinen Pflanzſtädten nicht mittheilen können. Darf es uns daher wohl befremden, daſs in den Fortſchritten der Kultur, durch ſeinen Untergang, faſt gar nichts verändert worden oder verloren gegangen iſt? Ja der *vereinzelte* Handel, den Karthago bis jetzt als Monopol in dieſen Meeren angeſehen hatte, war in der That Gewinn für die Kultur; und allezeit blühen dann zehen neue Staaten auf, wenn ein mächtiger Koloſs, der die Kraft mehrerer Länder und Welttheile in ſich zu vereinigen ſuchte, zertrümmert wird. So war es mit Perſien, mit der Dynaſtie Alexanders, mit Karthago und Rom.

Die Politik Karthag'os, ſeine afrikaniſchen Nachbarn *nicht* zu civiliſiren, hing ganz mit ſeinen merkantiliſchen Abſichten zuſammen, und konnte Anfangs Gewinn für den Staat ſeyn, indem ſich ungebildete Völker leichter unterjochen und plündern laſsen, als policirtere. Aber ſpäterhin, wie vortheilhaft wäre es für Karthago geweſen, wenn es eben ſo in der Mitte zwiſchen ſeinen kultivirten Kolonien gelegen hätte, wie Rom zwiſchen ſeinen italiäniſchen Pflanzſtädten? Wie viel machten dieſe nicht dem Hannibal zu ſchaffen? Wie ſehr erhöhten ſie nicht die innere Feſtigkeit des römiſchen Staats? Die ſcharf kalkulirende, aber ganz egoiſtiſche Politik Karthagos hatte ſich alſo hier ſelbſt überliſtet, und die Hem-

mung der Kultur rächt ſich allezeit durch unvermeidlichen Nachtheil in ſpätern Zeiten an ihren Feinden. Daher wurde auch das Gebiet Karthago's in Afrika nie ein, in ſeinem Innern, genau verbundenes Ganze, ja ſelbſt Karthago nicht einmal die unbeſchränkte Herrſcherinn über die übrigen kleinen phöniciſchen Kolonien in Afrika. Die Politik Karthago's wollte Nomaden um ſich herum haben, aber eben dieſe Stämme, die ſie früher plündern oder zu Sclaven machen konnte, behielten auch einen unverſöhnlichen Haſs gegen Karthago im Herzen, und wenn gleich von der einen Seite der kluge Kalkul und die Politik dieſes Staates einen augenblicklichen Vortheil in der Inſelwelt, die er ſich zu unterwerfen geſucht hatte, wirklich fand, ſo ermangelte dadurch doch eben dieſer Staat ſeiner innern, wahren Konſiſtenz, und ſelbſt ein minder kräftiger und aushaltender Angriff, als der Angriff der Römer, würde, wenn er ihnen nur den Verkehr auf dem Mittelmeere entzog, mit dem langſamen Untergange dieſes Kaufmannsvolkes geendiget haben. Wenn daher auch die Provinzen, die ſie verloren, indem ſie in die Hände der Eroberer kamen, nicht ausgeſaugt, ſondern gewöhnlich an Ackerbau und Handelsverkehr gewöhnt waren; ſo war dies nicht eine Folge der höhern karthagiſchen Kultur, ſondern ihrer raffinirenden Politik, die ſo lang als möglich die Früchte fremder Völker genieſsen und dieſe Kolonien gleichſam erſt fett werden laſsen wollte, um ſie dann, als eine deſto vortheilhaftere Beute, zu ihren Zwecken benutzen zu können. So ſehr nun aber auch dem karthagiſchen Staate an dem Beſitze von Sicilien gelegen ſeyn muſste, ſo hatte er doch nicht Energie genug, um ſich die völlige Oberherrſchaft über dieſes Korn- und Weinland zu verſchaffen. Wenn er auch immer die Abſicht dazu hatte, ſo fehlte ihm doch

Digitized by Google

die Stetigkeit des Plans, (denn kaufmänniſche Staaten nehmen während der Zeit auch jeden kleinen Vortheil mit, der ſich ihnen mit leichter Mühe zu erreichen darbietet) die Eroberung ganz zu vollenden.

Nicht unbedeutend, obgleich im Ganzen minder bekannt, war der *Land*handel Karthago's in das Innre von Afrika, wohin ſeine Karavanen gingen; dieſer Handel beſtand in Salz, Datteln, Sclaven und Goldſtaub. Bis wie weit er in frühern Zeiten gereicht habe, läſst ſich freylich nicht völlig beſtimmen, und wenn auch der Tempel des Jupiter Ammon, mitten in der Wüſte, ein Lagerplatz der Karavanen, und zwar ſeiner Lage nach, ſowohl derer, die aus den Negerländern, als auch derer, die aus dem nördlichen Afrika nach Aegypten zogen, war, ſo dürfte der Verkehr Aegyptens mit Karthago durch Karavanenhandel, immer noch nicht dadurch völlig bewieſen werden *).

Karthago's Kultur und Politik darf daher wohl nicht zu hoch angeſetzt werden, eben weil ſie auf keiner feſten Baſis beruhte. Der Staat hatte keine eigentliche *Geſetzgebung*, ſondern ſeine Geſetze waren nur ein ſpäterhin näher modificirtes Herkommen und legale Gewohn-

*) Ich verkenne das wohlthätige Licht keinesweges, in welches Heeren in ſ. *Ideen etc.* die Geſchichte Karthago's und namentlich den Landhandel deſselben geſtellt hat. Ich bin überzeugt, daſs Etrurien, Aram und Phönicien durch ihn neue Aufklärungen gewinnen werden, wenn er nur ſeine treflichen Reſultate fortſetzen wird. Ob aber der würdige Mann nicht zu oft in der karthagiſchen Politik *Abſicht* und Staatsweisheit findet, wo ich blos *Zufall* und glückliches Benutzen zuſammentreffender Umſtände finden kann, will ich nicht zu entſcheiden wagen. Man vergleiche Herders *Ideen etc.* Th. 3. S. 132. Zu hell zeichnet Vierthaler die Karthager, *am angef. Ort*, S. 541. ff.

heiten. Auch war die moraliſche und religiöſe Kultur viel zu ſehr zurückgeblieben, als daſs nicht auch das Reſultat über ihre *geſammte* Kultur dürftig und mangelhaft ausfallen müſste. Man verläſst dies kalkulirende Kaufmannsvolk mit Kälte, ohne eben ſeinen Untergang zu beklagen, denn ſein Daſeyn hat doch, im ganzen genommen, der Menſchheit nicht ſehr wohlgethan, und in der Reihe der *höher* kultivirten Völker hat es eine ſehr kleine Rolle geſpielt.

Die rohe Tapferkeit der Karthaginienſer, die in den bedrängten Zeiten der Republik bis zur Verzweiflung ſtieg; ihre Geldbegierde und daher entſpringende Eroberungsſucht, lieſsen die ſchönere Blüthe und die höhere Kultur der Künſte nicht eintreten. Ihre Bücher ſind durch ihre Feinde, die Römer, verloren gegangen, und aus den, oft freylich einſeitigen, Berichten der letztern kennen wir ſie faſt allein; doch ſelbſt aus dieſen dunklen Spuren geht kein intereſsantes Reſultat für die Kulturgeſchichte der Menſchheit hervor; langwierige Kriege, die mit der Zerſtörung und gänzlichen Auflöſung anſehnlicher Staaten enden, geben in der Geſchichte der Menſchheit kein erfreuliches Reſultat, darum können die Karthaginienſer, als ein *eignes* Volk, in der Kulturgeſchichte ohnmöglich das Intereſse des Forſchers lang an ſich ziehen!

Ein in der Geſchichte durch keine groſsen Thaten bekanntes und ausgezeichnetes Volk, die *Hebräer*, erregen doch ſeiner eigenthümlichen *religiöſen Kultur* wegen, die Aufmerkſamkeit des Forſchers der Geſchichte. Das Volk ſelbſt war, während ſeines Aufenthaltes in Aegypten, an einen niedrigen Thierdienſt gewöhnt worden, und hatte ſich ganz zum rohen Fetiſchismus herabgeneigt; ein glücklicher Zufall aber gewährt einem au-

ihrer Mitte, ihrem Moſes, eine nähere Bekanntſchaft und einen langen Umgang mit der ägyptiſchen Prieſterkaſte, die in dem ausſchlieſsenden Beſitz aller Wiſsenſchaften und Kenntniſse jenes Volkes war. Zwar iſt es *gänzlich* unbekannt, bis wie weit *damals* die Kenntniſse dieſes Ordens ſelbſt gereicht haben mögen; *daſs* aber ſchon bereits der Anfang zu einer gewiſsen philoſophiſchen Privatreligion gemacht war, ſcheint wohl am Tage zu liegen. Daſs nun aus dieſer Privatreligion, die wahrſcheinlich von Moſe gekannt wurde, in den Geiſt ſeiner zu ſtiftenden Verfaſsung, mehreres mit übergehen muſste, und wirklich übergegangen iſt, iſt wohl unleugbar; auch ſcheint, *wenn* etwas ägyptiſch in der hebräiſchen Verfaſsung war, dies mehr aus dieſer Privatreligion, als aus der rohen ägyptiſchen Volksmythologie entlehnt zu ſeyn. Von dieſer wollte Moſes ſein Volk vielmehr ganz entwöhnen; der ſinnlich rohe Fetiſchismus ſollte nicht in Paläſtina unter einer neuen Modification aufleben, dieſe erſte und niedrigſte Stufe der Kultur ſollte ſein Volk bereits überſchritten haben, darum entfernte er auch die Hieroglyphenſchrift, und ſuchte die Nation ganz von allem ägyptiſchen Anſtriche loszureiſsen. In die Wüſte führte er ſie, damit ihr Geiſt eine neue Richtung nehmen und die alte Generation langſam abſterben möchte. „Hier führte nun der groſse Mann, der gröſste, den dies Volk gehabt hat, ſein Werk aus, und gab ſeiner Nation eine Verfaſsung *), die zwar auf die Religion und Lebensart ihres Stammes gegründet, *mit ägyptiſcher* ***Staatsweisheit*** *aber ſo durchflochten war*, daſs auf der einen Seite das Volk aus einer Nomadenhorde zu einer kultivirten Nation erhoben, auf

*) Das Urtheil Herders in ſ. *Ideen etc.* Th. 3. S. 106. f.

der andern zugleich von Aegypten völlig weggelenkt werden ſollte; damit ihm nie weiter die Luſt ankäme, den Boden des ſchwarzen Landes zu betreten.“

Eine gewiſse Aehnlichkeit zwiſchen den ägyptiſchen und moſaiſchen Einrichtungen iſt zwar nicht zu verkennen, und ſelbſt einem Manne wie Moſes muſste ſich, während eines vierzigjährigen Umganges mit den ägyptiſchen Prieſtern, die noch dazu ſchon ſeine Erziehung geleitet hatten, manches anbilden, was dann wieder in die von ihm geſtiftete Verfaſsung *unwillkührlich*, ja vielleicht wider ſeine Abſicht, überging. Aber der *Geiſt* ſeiner Religion war nicht ägyptiſch *); ſein Gott war Jehova, der Gott ſeiner Väter, und auch in Ceremonien zog er ſeine Einrichtung wie Geiſt aus der Materie; ja, wo etwas abergläubig war, wo es nur von fern zur Abgötterey führen konnte, arbeitete er dem ſchwarzen Geiſte des knechtiſchen Aegyptens entgegen. Keine Götzenbilder lernte ſein Volk kennen; das goldne Kalb, das Nachbild des ägyptiſchen Thierdienſtes, verbrannte er mit Feuer; weder Hieroglyphen noch Götzenbilder trug ſein Hoherprieſter an Stirn und Bruſt, ſondern die Namen des Volkes. Seine Geſetzgebung war das Elementarbuch, das der Kindheitskultur ſeines Volkes anpaſste, und das älteſte Muſter, das wir in Schrift verfaſst haben, wie Geſundheit, Sitten, politiſche Ordnung und Gottes*dienſt* nur Ein Werk ſind. Seine harten Strafen waren traurige Bedürfniſse der Zeit und des Volkes. Selbſt die Aufbewahrung manches alten hiſtoriſchen Fragments und ſemitiſchen Mythus am Eingange der Bücher, die nach der Konſtitution, die ſie beſchreiben und die ſein Werk war, ſeinen Namen führen, iſt verdienſtlich für die Nachwelt geweſen. —

*) Herders *Geiſt der hebr. Poëſie etc.* 1 Theil. S. 349. f.

Auf Ackerbau ſollte der neue Staat gegründet und die Religion ganz in das Staatsintereſse, nach Art der ägyptiſchen Privatreligion, verflochten werden; daher fand er für nöthig einen ähnlichen Prieſterſtand wie bey andern Völkern einzuführen, und dieſes war eine der zwölf Kaſten, in die das Volk ſchon als Nomadenhorde frühzeitig getheilt geweſen waren und zwar diejenige, der er ſelbſt angehörte. In der Mitte des Stammes der Leviten legte er daher ausſchlieſsend die Verwaltung des religiöſen Kultus, die Adminiſtration der Staatsämter, überhaupt die Leitung und Regierung des jungen Staates in religiöſer und bürgerlicher Rückſicht nieder, und gewiſs würde ſich hier in Paläſtina eine Prieſterariſtokratie, nach der Abſicht des Geſetzgebers, gebildet haben, wenn nicht die Nation zu lang mit den Landeseingebohrnen, wegen der Niederlaſsung in dieſen Gegenden, hätte kämpfen müſsen; da reichten denn die einzelnen Anführer und Heroen nicht hin; am Ausgange des heroiſchen Zeitalters der Nation muſste ſich der Chef des Prieſterordens, Samuel, entſchlieſsen, einen Mann zum Könige und zum Repräſentanten der Nationalgottheit zu beſtätigen, der zwar ehemals auch ein Zögling der Prieſter (der auch einmal *unter den Propheten*) geweſen war, der aber ſpäterhin ihrem Intereſse entgegenarbeitete. Dagegen war ſchon ſein Nachfolger durch dieſen Orden frühzeitig in dem wiſsenſchaftlichen Inſtitute, das Samuel ſtiftete, gebildet worden; und da er die Prieſter erhob, ſo war er *der* Mann, den ſie wünſchten und den die Annaliſten aus ihrer Mitte den Liebling der Nationalgottheit nennen. Konnte es daher nicht vermieden werden, daſs nicht ein bloſser Prieſterſtaat in Paläſtina angelegt wurde, ſo muſste doch wenigſtens das politiſche und hierarchiſche Interreſse verbunden, und der König

unter der Leitung der Prieſter ſeyn; ſchlug dies beym erſten Könige fehl, ſo durfte doch dies nicht noch einmal geſchehen, denn die Prieſter hatten ſich auf die Wahl eines Nachfolgers ſchon früher bedacht.

Was in der Seele Moſis, zum Beſten dieſes Volks lag, war gewiſs lang und reiflich durchdacht, und paſste nicht allein ganz für den Geiſt der *damaligen* Zeit, ſondern zunächſt auch für die individuellen Bedürfniſse ſeiner Nation. Die Vorſchriften, die er theils durch Mittheilung gewiſser religiöſen Begriffe, theils durch Einrichtung gewiſser Gebräuche gab, waren ganz darauf berechnet, hier *lokal* werden zu können, ſo daſs der Geiſt dieſer Vorſchriften, angewendet auf einen ackerbauenden Staat, durchaus dieſem Volke nicht nur politiſche Konſiſtenz, ſondern auch eine langſam fortſchreitende *moraliſche* Reife, gewähren konnte. Was er aber lehrte und als Geſetz aufſtellte, hatte nicht die Abſicht den Staat auf Religion, ſondern *Religion auf den Staat* zu gründen; ſeine Einrichtung war ein Inbegriff *ſtatutariſcher Geſetze*, auf welchen eine Staatsverfaſſung gegründet wurde *); die Gottheit, die er das Volk als Nationalgottheit kennen lehrte, iſt ein weltlicher Regent, ein Weſen, dem die andern Götter ſo unterworfen ſind, wie dem Zevs die griechiſchen Untergottheiten. Stellen in den hebräiſchen Annalen und Dichtern führen auch deutlich genug darauf hin, und alle Abgötterey wird beſonders in ſofern gerügt, in wiefern dadurch die Nationalgottheit den fremden Göttern gleichgeſtellt und herabgewürdigt wurde. Daſs aber Moſes den Bilderdienſt und die groſse Menge ſinnlicher Symbolen von unſichtbaren Gegenſtänden, die beſonders in der ägy-

*) Man vergleiche KANTS *Religion innerhalb den Gränzen der bloſsen Vernunft*, S. 176. ff.

ptiſchen Religion ſo hervorſtechen, nicht in ſeine Konſtitution aufnahm, war ſchon ein Gewinn für die künftige moraliſche Kultur ſeines Volkes. Dagegen war die Gottheit, die er aufſtellte, nicht ein *moraliſches* Weſen, durch welchen Begriff allein die Gottheit der Hebräer, in der Kulturgeſchichte der *damaligen* Zeit, einen weſentlichen Vorzug vor den Gottheiten der andern gleichzeitigen Völker hätte erhalten können, ſondern ein auf ſeine Ehre eiferſüchtiges Weſen, das ſeinen Verehrern erlaubte und befahl, die übrigen Völker der Erde anzufeinden und zu bekriegen. „Hierbey iſt es auch nicht *ſo hoch* anzuſchlagen *), daſs dieſes Volk ſich einen einigen, durch kein ſichtbares Bild vorzuſtellenden, Gott zum allgemeinen Weltherrſcher ſetzte. Denn man findet bey den meiſten andern Völkern, daſs ihre Glaubenslehre darauf gleichfalls hinausging, und ſich nur durch die *Verehrung* gewiſser jenem untergeordneten mächtigen Untergötter des Polytheismus verdächtig machte. Denn ein Gott, der blos die Befolgung ſolcher Gebote will, dazu gar keine gebeſserte moraliſche Geſinnung erfordert wird, iſt doch eigentlich nicht *das* moraliſche Weſen, deſsen Begriff wir zu einer Religion nöthig haben. Dieſe würde noch eher bey einem Glauben an viele ſolche mächtige unſichtbare Weſen ſtatt finden, wenn ein Volk ſich dieſe etwa ſo dächte, daſs ſie, bey der Verſchiedenheit ihrer Departements, doch alle darinn übereinkämen, daſs ſie ihres Wohlgefallens nur den würdigten, der mit ganzem Herzen der Tugend anhinge; als wenn der Glaube nur einem einzigen Weſen gewidmet iſt, *das aber aus einem mechaniſchen Kultus das Hauptwerk machte.*"

*) Kant am angef. Orte, S. 179. f.

Auch wurde der Jehova der Juden zwar als der Schöpfer der Welt gedacht, aber blos als *Nationalgottheit* verehrt; der Egoismus, der in den niedern Kulturperioden, durchaus der herrſchende Character unter den Menſchen iſt, und der die Völker in den benachbarten Nationen blos ihre Feinde ſehen lieſs, zeigt ſich auch in ihren Begriffen von der Gottheit. Denn jedesmal denken die Menſchen ihre Gottheiten nur *etwas* beſser, als ſie ſelbſt ſind. Sie finden daher bey ihren Gottheiten die nemlichen Eigenſchaften vor, die ſie characteriſiren. Iſt nun die Kultur noch nicht zur höhern moraliſchen Reife fortgeſchritten, wie dies der Fall bey den Iſraeliten zu den Zeiten, und kurz nach der Promulgation der moſaiſchen Konſtitution war, ſo müſsen auch die Vorſtellungen von der Nationalgottheit eben ſo moraliſch unvollkommen, mangelhaft und eingeſchränkt ſeyn, als der Menſch, der ſich auf die Gottheit bezieht, ſelbſt noch moraliſch unvollkommen und an eingeſchränkte Begriffe gebunden iſt. War nun der Hebräer ganz an Paläſtina gebunden, war dies das Land der Verheiſsung, ſo gab es auch auſser Paläſtina für den Hebräer keinen Wohlſtand und keine Glückſeligkeit. Jehova kann ihm daher auch nur in *dieſem* Lande wohlthun; denn ob er gleich der *höchſte* Gott, im Gegenſatz der Gottheiten fremder und benachbarter Völker iſt, ſo iſt doch ſeine Macht und ſo ſind ſeine Segnungen blos auf *dieſes* Land eingeſchränkt; jedes andre Volk hat wieder ſeine eignen Gottheiten, und wenn auch die jüdiſche Nation, unterſtützt von ihrem Jehova, die benachbarten Völker beſiegen, und ſo der Gott der Hebräer ſeine Ueberlegenheit, als der höchſte Gott, über die Götter andrer Völker zeigen kann; ſo iſt er doch eigentlich an Paläſtina, als Nationalgottheit, gebunden. Nur in dieſer Stiftshütte und

in dieſem Tempel kann er ſich offenbaren; nur dieſes Allerheiligſte erfüllen; nur durch das Orakel des jüdiſchen Hohenprieſters ſprechen, und die Bruſt des Dichters und Sehers während der Promulgation des Orakelſpruchs, erfüllen. — Da nun in der Folge beſsere moraliſche Begriffe bey dieſem Volke in Umlauf kamen; (und mit dem Leben in der bürgerlichen Geſellſchaft muſsten dieſe beſsern moraliſchen Begriffe wohl in Umlauf kommen) ſo wurden auch dieſelben auf die Landesgottheit übergetragen, und die Vorſtellungen von derſelben darnach modificirt und fortgeführt. So wird beſonders der Jehova von den hebräiſchen Dichtern aus der Königsperiode nach den Eigenſchaften geſchildert, wie ſie in der Natur erſcheinen; doch auch der Begriff der Gerechtigkeit entwickelt ſich weiter im häuslichen Leben; darum wird er auf die Gottheit näher übergetragen; und ſo herrſchte in der Fortbildung der religiöſen, urſprünglich ſtatutariſchen, Vorſchriften der moſaiſchen Konſtitution ein ſtufenweiſser Fortſchritt, ohngeachtet ſich die ſpätern Juden überredeten, daſs dies alles bereits ſchon im Moſaismus ſelbſt liege, was ſie, erſt bey einem höhern Schwunge ihrer moraliſchen Kräfte aufgefunden, und vermittelſt der allegoriſchen Interpretation in den alten Moſes hineingetragen hatten.

Ferner waren alle moſaiſche Geſetze und Vorſchriften von *der* Art, daſs auch eine politiſche Verfaſsung darauf halten und ſie als Zwangsgeſetze auferlegen kann, weil ſie blos äuſsere Handlungen betreffen. Die einzelnen moraliſchen Sentenzen des Dekalogus ſind zur Begründung einer moraliſchen Religion und einer höhern religiöſen Kultur eben ſo unzureichend als die Ausſprüche der Braminen, des Confucius und der ſieben Weiſen. Was ſie enthalten, ſagt ſchon der unverdorbne geſunde

Menſchenverſtand und ein Staat, wo *dieſe* Momente nicht ausgeübt werden, iſt nur eine zuſammengelaufene Horde wilder Barbaren, denn es gehört doch in der That nur etwas Kultur des moraliſchen Gefühls dazu, um ſchon von ſelbſt nicht zu tödten, zu ſtehlen, die Ehe zu brechen und ſich vor den gröbſten Ausſchweifungen zu bewahren; die Gottheit die blos dies, und die menſchliche Pflichten nicht in einem höhern Umfange befehlen kann, iſt ſelbſt noch moraliſch ſo unvollkommen, als die Menſchen, die ſie verehren, und auch von dieſer Seite war die moſaiſche Konſtitution keine eigentlich religiöſe, ſondern eine politiſche Einrichtung. Endlich fehlte aber auch in dieſen Vorſchriften, ſo bald ſie nehmlich aus der Reihe der blos politiſchen heraustreten und ſich zu dem Range moraliſch - religiöſer Geſetze erheben ſollen, das wichtigſte Moment, das zu ihrer Ausübung beleben konnte; der Glaube an die Zukunft und an die Fortdauer nach dem Tode. In den moſaiſchen Vorſchriften iſt alles auf ſinnliche und irrdiſche Belohnung oder Beſtrafung angelegt und eingeſchränkt; hätte Moſes den Gedanken an eine künftige Fortdauer gehabt, gewiſs er hätte dadurch den Eindruck ſeiner Vorſchriften zu verſtärken geſucht, denn ſelbſt auch auf ein rohes Volk muſs *der* Gedanke einen tiefern Eindruck machen: du kannſt den Folgen deiner Handlungen ſelbſt nach dem Tode nicht entgehen! als *der*: du hörſt mit dem Tode ganz auf zu ſeyn, aber Enkel und Urenkel werden die Folgen deiner Uebertretungen empfinden; denn der rohe Menſch, wenn er die Wahl zwiſchen beyden hat, überläſst es doch lieber einem andern für ſeine Vergehungen geſtraft zu werden, als die Folgen derſelben *ſelbſt* in einem künftigen Zuſtande noch zu empfinden.

Ueberhaupt fehlt während der ganzen niedern Periode der menſchlichen Kultur der Begriff an *eignes* Fortleben nach dem Tode unter den Völkern; man ſchlieſse nicht von dem Kultus der Vorfahren und von einigen abgeriſsnen Ausdrücken über die Seele und Materie auf den allgemein verbreiteten Glauben an einen künftigen Zuſtand. Dieſer Glaube kann durchaus erſt *dann* eintreten, wenn der menſchliche Geiſt bereits *in der Moralität* einen Schritt weiter vorwärts gethan hat, *denn ſelbſt die unvollkommenſten Vorſtellungen von einem künftigen Zuſtande ſind doch durchaus abhängig von den Fortſchritten des Menſchen in der moraliſchen Kultur*, *und* ***neben dem Fetiſchismus reift nicht der Glaube an Unſterblichkeit.*** Weder die Natur, noch der menſchliche Geiſt machen in ihrer Bildung Sprünge, alles ſchreitet langſam und ſtufenweiſs weiter fort. Nur erſt, wenn der Begriff des *einigen* Gottes etwas weiter ſich verbreitet; nur wenn die *Weiſen und Dichter* der Nationen ſo reif werden, ſich über die unvollkommenen Begriffe von mehreren Untergottheiten hinwegzuſetzen, und wenn ſie ſich die Natur als Ein groſses Ganze, beſtehend durch geſetzmäſsige Ordnung, denken, dann iſt es möglich, daſs in ihrer Privatreligion der Gedanke an Fortdauer ſich entwickelt; noch wird er nicht in die Volksreligion übergetragen, oder wo er es wird (wie es der Fall mit dem Glauben an ein Reich der Schatten bey der hebräiſchen Nation war, der derſelben durch ihre aufgeklärtern, in eignen Inſtituten erzognen, Dichter mitgetheilt wurde), ſo ſpielt das Volk damit, ohne ihn ganz umſchlieſsen, begreifen und durchdenken zu können. Bey andern Völkern führt das früher durch die Weiſen aufgefundne,

Digitized by Google

und in ihre Privatreligion niedergelegte, Reſultat von der groſsen Einheit der Natur und der Emanation aller Kräfte und Weſen aus einem gemeinſchaftlichen belebenden Princip hin auf den verwandten, daſs, nach ſtufenweiſen Prüfungen, Reinigungen und Läuterungen (Begriffe die ſchon eine höhere Entwickelung des moraliſchen Gefühls vorausſetzen) dieſe Weſen und Kräfte zurückkehren würden *in die Fülle*, von der ſie ausgingen. Auch dieſe Lehre von *Wanderung der Seele*, zur Prüfung und Rückkehr derſelben ins Pleroma war erſt ein Eigenthum der Privatreligion der Prieſter; (gewöhnlich der einzigen denkenden und wiſsenſchaftlichen Kaſte eines Volkes) ſollte ſie in die poſitive Religion übergehen, ſo muſste ſie *mitgetheilt* werden, und lag immer noch todt und unfruchtbar in derſelben, bis endlich der menſchliche Geiſt reif genug geworden war, dieſen Begriff faſsen, denken und umſchlieſsen zu können, denn auf den niedern Grade der Kultur nimmt er kein Intereſse daran.

Wie roh und ſinnlich die Hebräer ſeyn muſsten, als ihnen Moſes die neue Konſtitution bekannt machte, ſieht man daraus, daſs ſie zur Feſthaltung des Begriffes eines *einigen* Gottes noch nicht einmal reif geworden waren, viel weniger über Fortdauer nach dem Tode nachgedacht hatten. Aller Ermahnungen und Drohungen des Prieſterordens, des anfänglichen ſichtbaren Repräſentanten der unſichtbaren Nationalgottheit, ohngeachtet, fielen ſie doch zum Fetiſchismus ihrer benachbarten Völker ab; und ſo reichen die Klagen der Weiſen der Nation bis an die Zeiten des Exils herab; ſpäterhin aber, als ſie aus Aram zurückkehren, hat der Geiſt der Nation auf einmal eine ganz andere Richtung erhalten; er iſt nun endlich reif geworden, für jene, ihm früher mitgetheilten,

aber von ihn aus Mangel an Kraft und moraliſchem Intereſse noch nicht feſtgehaltnen, Begriff, und ſiehe! er hängt nun feſt an ihm, ohne je wieder zur Abgötterey, der alten langen Klage aller frühern Dichter und Weiſen der Nation zurückzukehren. Welche Zuſätze, Erweiterungen und Bereicherungen aber die jüdiſche Religion nach der Rückkehr aus Aram erhalten habe und mit welchen, daſelbſt herrſchenden Begriffen, die Nation bekannt geworden ſey, gehört in die Characteriſirung der religiöſen Vorſtellungen der nächſtfolgenden Periode.

Für die Bedürfniſse des ſinnlichen Volkes war durch einen ſinnlich-religiöſen Kultus in den moſaiſchen Vorſchriften hinlänglich geſorgt; die Functionen des zahlreichen Prieſterſtandes, der ſich auch dadurch von dem ägyptiſchen unterſchied, daſs er, nicht wie jener, die anſehnlichſten Ländereyen beſaſs, ſondern auf eine andre Art von der Nation unterhalten wurde, waren auf unzählige Opfer und Gebräuche ausgedehnt, die das ſinnliche Volk immer im Athem erhalten muſsten, und zur ſteten Verehrung der Nationalgottheit, des Jehova, anfeuern ſollten. — Auch in Rückſicht auf den feyerlichen Schwur, den ſich Moſes, nach der Promulgation der neuen Verfaſsung, am Eingange Paläſtina's von der ganzen Nation für die *ewige* Beybehaltung derſelben ablegen läſst, gleicht er andern Geſetzgebern der Vorwelt, die, überzeugt, daſs ihre Vorſchriften *für jetzt* das Wohl der Nation befördern und begründen werden, es nicht zu ahnen ſcheinen, daſs der Geiſt der Menſchheit ſtufenweiſs fortſchreitet und wenn er anders zum Ziele gelangen ſoll, jedesmal in der nächſtfolgenden Periode *die* Vorſtellungen und Begriffe, ſowohl in bürgerlicher

licher als in religiöſer Hinſicht, antiquiren muſs, die in der vorigen Periode noch für ſeine Bedürfniſse zureichten! Aber leider ermangelte dieſe Nation in der Folge eines Mannes, der mit Moſis Geiſt und Kraft ſein angefangnes Werk der Kultur dieſer Nation nach den Bedürfniſsen eines reifern Zeitalters fortgeführt hätte; denn die Stimme der Propheten drang nicht durch, ſo weiſe und angemeſſen dem Geiſte ihres Zeitalters auch immer ihre beſsern Vorſchriften waren. —

Unter harten Kämpfen erringt ſich endlich die Nation feſten Boden in Paläſtina, und verlebt unter ihren einzelnen Anführern ihr heroiſches Zeitalter. Hier zeigen ſich denn die Spuren von ungewöhnlicher Stärke, von kühnen Thaten, aber auch von auffallender Grauſamkeit, ſelbſt von Menſchenopfern. Die Unruhen unter den einzelnen Kantons machten ein gemeinſchaftliches Oberhaupt nöthig, und Samuel, der bis jetzt die höchſte bürgerliche und prieſterliche Gewalt zugleich ausgeübt hatte, muſste ſich endlich entſchlieſsen, der Nation einen König zu geben, der, nach den Relationen der Annalen, nur ſo lange mit Glück regierte, als er ſich der Leitung der Prieſter nicht entzog. Bis dahin war ihr Gottesdienſt der Gottesdienſt eines nomadiſchen Volkes in einem Zelte geweſen; als aber David den Sitz der Regierung nach Jeruſalem verlegte, da wurde auch hier ein Tempel zu bauen beſchloſſen, die Errichtung deſselben aber von Salomo bewirkt.

Gegen das Ende des heroiſchen Zeitalters der Nation fällt auch die Ausbildung ihrer *Dichtkunſt*. Das Gewühl ihrer Schlachten wurde ſchon in rauhen, kräftigen Tönen beſungen; Samuel aber legte ein Inſtitut an, wo abſichtlich junge erwachſene Leviten in Muſik, Dichtkunſt, Naturkunde, Politik und in der Verwaltung der Gebräuche

der Volksreligion geübt und unterrichtet wurden. Doch da nicht alle künftige Prieſter hier gebildet werden konnten, ſo blieb auch der gröſste Theil dieſes Standes noch roh und unwiſsend; aus dieſem Inſtitute ſchienen beſonders die Tempelchöre und Tempelſänger, und überhaupt *der* Theil von Prieſtern hervorgegangen zu ſeyn, der am Hofe lebte und näher mit dem Könige umging. Da dieſer Theil allein im Beſitz der Wiſsenſchaften war, ſo hatte er auch groſses Anſehen beym Volke, und David ſcheint ſelbſt als Jüngling in dieſem Inſtitute ſchon zu ſeiner nachmaligen Beſtimmung vorbereitet worden zu ſeyn. Aus dieſem Inſtitute gingen aber auch *einzelne* Männer aus, bey denen ſich ihre ausgezeichneten höhern Anlagen entwickelt und ſie deshalb zu einer höhern Reife gebracht hatten, als die übrigen Zöglinge dieſes Inſtituts. Die Nation ſelbſt kannte ſie unter dem Namen *Seher*, Propheten, ſie waren die eigentlichen Interpreten des moſaiſchen Geſetzes, verbeſserten aber und führten daſselbe auch als Männer, die unmittelbar im Namen der Nationalgottheit ſprachen, (dahingegen die Prieſterkaſte nur die gewöhnlichen und mittelbaren Diener derſelben waren) nach dem Geiſte und den Bedürfniſsen ihres Zeitalters fort. Die Orakel, an die das Volk bis jetzt gewöhnt war, hingen allein von dem erſten Prieſter ab, dem die Leitung des Urim und Thummim anvertraut war. Die Orakel hingegen, die *dieſe* Männer gaben, waren ungleich wichtiger; im dichteriſchen Fluſse der Begeiſterung entſtrömten ſie ihren Lippen, ohne daſs ſie nöthig gehabt hätten, ſich erſt durch ſinnliche Gegenſtände in dem Zuſtand der Begeiſterung zu verſetzen, und während, daſs ſie, in trüben oder hellen Gemählden, die Zukunft zeichneten und zur Tugend ermahnten, oder wegen des Abfalls von derſelben das Volk bedrohten, ward ihre Bruſt als der Sitz der ein-

wirkenden Nationalgottheit angeſehen. Näher philoſophirte das Volk nicht darüber. Dieſe einzelnen Männer, die beſonders eine höhere Sittlichkeit unter ihren Zeitgenoſsen zu bewirken ſuchten, rügten mit Nachdruck die Fehler der Verfaſsung, des Volkes, der Prieſter, und ſelbſt des Königs. Durch ſie ſchritt die Nation in ihrer Kultur fort; denn hatte die Moral der Hebräer ſchon durch die einzelnen Oden und Hymnen der Tempelſänger (wovon uns die Pſalmenſammlung bedeutende Stücke aufbehalten hat) gewonnen, ſo ſind die Orakelſammlungen der Seher noch um ſo ſicherere Belege, daſs einzelne Männer voll Kraft und Geiſt auf dem, von Moſes gelegten, Grunde fortgebauet hatten. Sie waren die eigentlichen Religions*lehrer* der Nation; dahingegen die Prieſter ſich blos mit der Executirung der gottesdienſtlichen Gebräuche beſchäftigten, die Opfer ſchlachteten und den ſinnlichen Kultus abwarteten. Durch jene Seher wurde aber auch die hebräiſche *Sprache* und Dichtkunſt fortgebildet, die überhaupt dadurch eine höhere Richtung erhielt, *daſs ſie moraliſch-religiöſe Gegenſtände zeichnete* und auf Einem Grundpfeiler, auf dem Begriffe eines einigen Gottes beruhte, den die Propheten rein aufgefaſst hatten, und lichtvoll darzuſtellen ſuchten. Nach der glänzenden Periode der hebräiſchen Verfaſsung verfiel das Inſtitut; nur einzelne Männer traten ſpäterhin hervor, die ihre Vorgänger kopirten, aber an Reinheit der Sprache, Erfindung der Bilder und hohem lyriſchen Schwunge hinter ihren Muſtern zurückblieben. Die Stimme der Propheten verhallte im Exil, denn da hörte dieſes Inſtitut ganz auf, und *darum* ward wohl nicht weiter ein Prophet in Juda gefunden. In wiefern nun dieſe Männer die moraliſch-religiöſe Kultur weiter fortführten, und den Eintritt des

Chriſtenthums vorbereiteten, in ſofern haben ſie auch hingewirkt, das Volk aus der nothwendigen moraliſchen Unmündigkeit herauszuführen und durch Mittheilung höherer Wahrheiten, ſo wie durch Berichtigung der bereits vorhandnen ihre Zeitgenoſsen zu *dem* Grade der Reife fortzuführen, der ihren damaligen Bedürfniſsen anpaſste.

Durch ſie wurde aber auch zugleich der Gedanke an die Zukunft unter einer, den Begriffen und der Kultur des Zeitalters angemeſsnen, Modification aufgeſtellt und behandelt. Geiſterbeſchwörer und Geiſterſeher beſchäftigten, wie es der Fall bey allen rohen Völkern iſt, auch die Hebräer während des *heroiſchen* Zeitalters. Ihre Helden ſollten wieder aus den Grüften heraufſteigen und die Zukunft verkündigen. Wie der Begriff der Zukunft während *dieſer* Periode in dem Gemüthe des Menſchen liegt, ſo iſt es noch ganz kein eigentlich leichter Gedanke an Fortdauer *nach dem Tode*, ſondern blos eine dunkle Vorſtellung, ein Bild einer Ahnung; das Bild des verſtorbnen Helden ſchwebt dem Halbwilden vor, und was in ſeiner Seele ſich entwickelt, iſt höchſtens eine Idee, daſs auch der Schatten (Seele), der ehemals dem Körper Leben gab, noch jetzt in einer gewiſsen Verbindung mit ihm ſtehe. Wo er ſich aufhalte, wie dieſer Einfluſs ſey, darüber philoſophirt das heroiſche Zeitalter nicht; dieſer Gedanke und eine ähnliche, an ſich und in ihrem Zeitalter nichts für den Glauben an die Zukunft auſsagende, Formel: in Frieden zu ſeinen Vätern verſammlet werden, (die von den Stammoberhäuptern nomadiſcher Horden im Alterthume ſehr gewöhnlich iſt, und ſo viel ſagt: als *ruhig* ſterben und in der Gruft der Vorfahren beygeſetzt werden) ward von den jungen Dichtern der Nation neu behandelt. Wollten ſie nun konſequent ſeyn, ſo muſste dieſen Schatten ein Ort des Aufenthalts angewieſen werden;

der Himmel war nach hebräiſchen Begriffen der Wohnort der Nationalgottheit und ihrer Diener; die Erde der Aufenthalt der Menſchen; wohin konnten ſie dieſe Schatten nun wohl anders verſetzen, als dahin, wohin ſelbſt ſchon die Begräbniſsfeyerlichkeit deutet, *unter* die Erde. Ja, als nach dem Exil der Gedanke der böſen und unreinen Geiſter ſich bey den Juden verbreitete, ſo wuſsten ſie für dieſe keinen andern Ort, da ſie mit dem Weltall ganz unbekannt waren, als die Luft und die Katakomben. Durch die Dichter der Nation bildete ſich daher der Glaube an ein unterirrdiſches Reich der Schatten aus, das aber ſpäterhin weit ſtärker und ausgebildeter gezeichnet wird, als da ſich die Phantaſie zum erſtenmale dieſes Gedankens nur halb bemächtigt hatte *). Nach dem Muſter eines irrdiſchen Reichs ſitzt auch hier die Gottheit der Unterwelt auf dem Throne, dunkle Ströme durchrauſchen ihr finſtres Gebiet; ein dunkles Thal geleitet hin bis an die Wohnung der Schatten, die Gerechten aber ſteigen ruhig hinab, nur der Frevler wird gewaltſamer Weiſe vom Tode hinabgeſtürzt. Die Schatten verſtummen hier, kein Lobgeſang preiſst von hier aus den Jehova, wenn man gleich auch hier ſeiner Allmacht nicht entfliehen kann. Das Reich der Schatten iſt das Land der Vergeſsenheit und der Stille. — So blieben dieſe Begriffe bis nach der Rückkehr des Volkes aus dem Exil; neue Bilder der Zukunft mahlte dann die Phantaſie und verband ſie mit dieſen ſchon vorhandnen; ihre Entwickelung gehört in die folgenden Perioden.

Welchem Volke und welchem Zeitraume das Buch *Hiob* angehöre, und wie es unter die Religionsſchriften

*) Am lichtvollſten haben AMMON *über das Todtenreich der Hebräer*, in PAULUS *Memorab.* St. 4. S. 188. und FLÜGGE in der *Geſchichte des Glaubens an Unſterblichkeit etc.* Th. 1. S. 133. ff. u. S. 163. ff. dieſen Gegenſtand behandelt.

der Iſraeliten gekommen ſey, kann nicht genau beſtimmt werden. So wie wir es jetzt haben, enthält es frühere Fragmente, die von einer ſpätern Hand wieder überarbeitet und zu einem Ganzen zuſammengeſtellt worden ſind. Dafür ſprechen die Spuren von Begriffen, und Bildern, die aus ganz entgegengeſetzten Zeitaltern hier vereinigt und neben einander geſtellt ſind; Begriffe, die dem Zeitalter des Fetiſchismus und des Nomadenlebens zuzugehören ſcheinen; da hingegen andre Momente, und namentlich die reiſe kräftige Sprache, die Ordnung, Haltung und das Kolorit des Ganzen, die Theophanien, die moraliſchen Sentenzen, die Vorſtellungen vom Schattenreiche auf eine ſpätere Kompoſition hindeuten, wo wahrſcheinlich die früher aufbehaltnen rein hiſtoriſchen Data, die entweder die Sage oder ſchriftliche Ueberlieferung fortpflanzte, zu Einem dichteriſchen Ganzen vereinigt wurden, ſo wie auch Homer nicht in ſeiner *urſprünglichen* Form uns vorliegt; übrigens ſcheint die Scene im Hiob vielleicht dem abrahamiſchen nomadiſchen Zeitalter ſchon anzugehören, denn ein reicher Emir wird darin geſchildert; die Ausſchmückung muſs aber ſchon vor dem Davidiſchen Zeitalter geſchehen ſeyn, weil Form und Einkleidung und mehrere Bilder, wenn ſie ſpäterhin aufgeſtellt worden wären, wahrſcheinlich eine andre Geſtalt erhalten hätten. *)

Nach David folgte der luxuriöſe *Salomo*, deſsen Regierung dem noch nicht feſtgegründeten Staate nicht wohlthun konnte. Denn er brachte fremde Gemahlinnen, Handel und Ueppigkeit ins Land; in ein Land, das, wie die verbündete Schweiz, nur Hirten und Ackerleute nähren konnte, und ſolche wirklich in groſser Anzahl zu nähren hatte. Auſserdem, da er ſeinen Handel gröſstentheils nicht

*) Man vergleiche JUSTI *Fragmente aus dem Hiob,* in PAULUS *Memorab.* St. 5. S. 135 ff.

durch ſeine Nation, ſondern durch die unterjochten Edomiter führte, war ſeinem Königreiche der Luxus ſchädlich. Die Theilung des Reiches und das dadurch getrennte Intereſse zog in der Folge die gänzliche Zerrüttung beyder ohnmächtiger Staaten nach ſich, beſonders da der gelehrte Stand verfiel, die einzelnen Eiferer für die Aufrechthaltung des Geſetzes nicht hindurchdrangen, und die Könige ungebildete, weichliche und entkräftete Deſpoten oder Creaturen der Prieſter waren. In ſeiner Lethargie überraſchte erſt Aſsyrien das Reich Iſrael und führte es nach Medien, und Nebucadnezar, der nördliche Eroberer verſetzte darauf die Juden an die Ufer des Euphrats; wie dieſer Aufenthalt der Juden im babyloniſchen Reiche auf ihre religiöſe und bürgerliche Bildung gewirkt habe, werden wir an den, unter Cyrus zurückkehrenden, Landeseingebornen ſehen; übrigens war ihr Schickſal in Aram nicht *zu* hart; mehrere hatten ſich im Lande angekauft und niedergelaſsen, trieben Handel und Künſte und gingen nicht einmal zurück nach Paläſtina, als ſie bereits die Erlaubniſs dazu erhalten hatten.

Uebrigens hat ſich in *Künſten* dieſes Volk faſt gar nicht ausgezeichnet; was es in dieſer Hinſicht that, geſchah durch die unterjochten inländiſchen Stämme, durch die auch der Handel mit dem Auslande geführt wurde. Die *wiſsenſchaftliche Bildung* war allein auf die Prieſterkaſte eingeſchränkt; und gewiſs wäre dieſe ſchneller und freyer als bey andern orientaliſchen Völkern fortgeſchritten, da bereits ſchon ein nicht unbedeutender Anfang dazu gemacht war, aber die ſchöne Blüthe ſank ſchon unter den letzten Regierungsjahren des wollüſtigen Salomo. — Die Nation iſt *nie* das geworden, was ſie der Abſicht ihres weiſen Geſetzgebers nach werden ſollte; nie ein ackerbauen-

Digitized by Google

des Volk, wozu Paläſtina ſo bequem war; es iſt ein Volk, das in der Erziehung verdarb und dem, in den wichtigſten Perioden, Männer von Geiſt und Kraft fehlten, die die Konſtitution hätten erhalten und befeſtigen können. Eine falſche Politik, ein getheiltes Intereſse, ein Hinneigen an Völker, die ſich dem Eroberern des Zeitalters widerſetzten, eine Abneigung gegen alle höhere moraliſche Kultur, bewirkten den langſamen Untergang dieſes nie reif gewordenen Volkes. Seine heiligen *Schriften* ſind auch nicht das Product Eines Zeitalters; an der erſten Verfaſsung Moſes wurde immer viel geändert und berichtigt; und das, was der Pentateuch von der geſammten Einrichtung des Volkes erzählt, kann nur eine getreue Kopie des bereits *vorliegenden* und *errichteten* Staates, nicht erſt des zu *errichtenden*, ſeyn; auch ſcheint die Kompoſition der früheſten Annalen des Volkes, wenn auch ältere Fragmente und Materialien dabey zum Grunde liegen, doch erſt *dem* Zeitalter anzugehören, als ſchon das Inſtitut der Levitenbildung angelegt war, denn theils ähnelt die Schreibart und der Ausdruck der ältern hiſtoriſchen Bücher der ſpätern Dichterſprache, namentlich unter Davids Regierung, *zu* ſehr, als daſs die Zeiten der Kompoſition *zu weit* hätten getrennt ſeyn können; theils wird auch während des ſheroiſchen Zeitalters von dem Volke ſelbſt nicht eben an die ſorgfältige Sammlung und Stellung ſeiner früheſten Geſchichte gedacht; wohl aber geſchieht dies, ſobald ruhigere und kultivirtere Zeiten eintreten, und dies war in Paläſtina der Fall unter der Regierung Samuels und der Könige; da nun die archivaliſche Geſchichte von Prieſtern, den einzigen Gelehrten der Nation, geſchrieben wurde, ſo wurde ſie auch mit ſteter Beziehung und Hinſicht auf die Religion gearbeitet. —

Griechenland, gegen die orientaliſchen Völker gehalten, die wir nun verlaſsen und von denen alle menſchliche Kultur ausging, gibt freylich, ſchon am Ende dieſer Periode, einen erquickendern und gröſsern Anblick, als die ängſtlich ſteife Kultur der Hebräer, die allegoriſche und überladne Mythologie der Aegypter, und der unthätig-weichliche Geiſt des Babyloniers. So ſpät auch im Verhältniſs gegen Aſien, dieſer Erdſtrich bevölkert und angebauet wurde; ſolche ſchnelle Fortſchritte that er doch in Rückſicht auf die erſten Grade der Kultur. Das Mythenalter der mannigfaltigen Stämme, die ſich hier zuſammenfanden und nur durch einen gemeinſchaftlichen Geiſt und durch eine gemeinſchaftliche Sprache zu Einem Ganzen verbunden, übrigens aber ſich ungleich und immer durch ein verſchiedenes Privatintereſse getheilt waren, hielt nicht zu lang an, und hinterlieſs doch der Folgezeit eine unzählige Menge von Traditionen und Sagen, die damals ſchon den Witz ihrer Dichter beſchäftigten und durch ſpätere Darſtellungen derſelben noch mehr verändert wurden; auch ihr heroiſches Zeitalter endete ſich früher, durch die Errichtung zweckmäſsiger, auf gewiſse Geſetze gegründeter, Verfaſsungen, als bey den aſiatiſchen Völkern. Im Ganzen muſste Griechenland den nemlichen Gang zu ſeiner Bildung, wie die andern Völker, gehen; es kam aber früher zu einem lichtern Ziele, eben weil es ſeinen Gang anders und originell genommen hatte und nicht immer, wie die orientaliſchen Völkerſchaften, auf halbem Wege ſtehen geblieben war. Es kann hier nicht der Ort ſeyn, alle einzelne *Mythen* der Griechen, *von beſtimmtem oder unbeſtimmtem Lokale* näher zu würdigen, oder ihre Staatsverfaſsungen genau *im Einzelnen* zu ſchildern. Auch die Griechen, wenn ſie gleich ein blühendes, und,

in Rückſicht auf ſeine Kultur, ein ausgezeichnetes, Volk waren, ſo waren ſie doch immer nur *Ein* Volk, dürfen alſo nicht *deswegen*, weil von ihrer Geſchichte ungleich mehrere Data übrig geblieben ſind, ungleich ausführlicher und ausſchlieſsend behandelt werden, als die übrigen Völker, die unſer Intereſse in der Kulturgeſchichte erregen; die Griechen haben für das Ganze und für die Fortbildung der Kultur immer nur *Eine*, obgleich eine bedeutende, hervorſtechende und rühmliche Rolle zu ſpielen gehabt; ſie haben durch ihre Kultur, beſonders durch die ſpätere Verbreitung derſelben, ſehr auf die geſammte Fortbildung der Menſchheit gewirkt; nichts deſto weniger aber folgt daraus, daſs ſie aus der Reihe der Völker herausgeriſsen werden und iſolirt, als die Innhaber *aller* Weisheit angeſehen werden müſsten. Nicht die Vorliebe für das Studium ihrer Schriften, an die *wir* freylich von Jugend auf gewöhnt, und gewöhnlich angeführt worden ſind, alles, was die Menſchheit Groſses, Schönes und Nützliches hat, bereits in denſelben zu finden, darf uns verleiten, zu Gunſten der Griechen gegen andre Völker, die freylich, durch Schickſal und Verhältniſse genöthigt, hinter ihnen in der Reife und Entwickelung ihrer Kräfte zurückgeblieben ſind, ungerecht zu ſeyn. Die Kulturgeſchichte kennt kein *heiliges* Volk, wie gewöhnlich die Hebräer dargeſtellt werden, aber eben ſo wenig ein Volk, das in den *alleinigen Beſitz aller* Weisheit geweſen wäre; ſie kennt keine heiligen Bücher, wohl aber *ehrwürdige* Ueberreſte der Denk- Sprach- und Handlungsweiſe des Alterthums. Nichts iſt ihr heilig, als die Bemühungen der *geſammten* Menſchheit, weiter fortzuſchreiten in der Kultur, und der groſse Weltplan, der durch *alle* Völker realiſirt werden ſoll, der in allen Zei-

ten wenigſtens vermittelſt eines dunklen moraliſchen Gefühles galt, dem ſich jedes Individuum genähert hat und nähern ſoll, und deſsen ſtufenweiſe Erreichung in der Geſchichte der Menſchheit vor uns liegt.

Zu dieſem Ziele hat auch der griechiſche Genius hingewirkt; und ſchon in den früheſten Mythen dieſer Völkerſchaften weht ein ſanſter und lieblicher Geiſt. Griechenlands früheſte Bewohner hingen wahrſcheinlich eben ſo wie andre angehende Völker am Fetiſchismus, und gingen von der niedrigſten Stufe der moraliſch - religiöſen Kultur aus. Die erſten Begriffe über Gottheit und Natur erhielten ſie wahrſcheinlich durch Ausländer, und ſo ſcheint *Orpheus* von dem, früher ſchon von Aſien aus etwas kultivirten, Thracien ausgegangen zu ſeyn; weit zweifelhafter iſt es, ob er aus Aegypten ſeine Weisheit entlehnt habe, da es noch die Frage iſt, ob er auf ſeinen Reiſen dies Land beſucht hat; die ganze Nachricht kann eine ſpätere Sage ſeyn. Seine Myſterien ſcheinen mehr Feſte geweſen, und erſt ſpäterhin ein geheimer Unterricht, als ſich die Prieſter ſchon von der poſitiven Volksmythologie entwas entfernten, damit verbunden worden zu ſeyn. Er gab den verwilderten Pelasgern ein menſchliches Leben, und führte religiöſe Gebräuche bey ihnen ein, die lange in dieſen Gegenden galten. Den erſten Verſuch in Dichtkunſt und Muſik ſcheint er mitgebracht zu haben, und der rohe unvollkommene Anfang beyder paſst den niedrigen Graden der Kultur an, auf welchen dieſe Völkerſchaften damals ſtanden. Die erſten Berge der Muſen waren Theſsaliens Berge *), der Olympus, Helikon, Parnaſsus, Pindus: hier war der älteſte Sitz griechiſcher Religion, Weltweisheit, Muſik und Dichtkunſt. Hier lebten die erſten griechiſchen Barden; hier bildeten ſich die er-

*) Herder nach *Heyne*, in ſ. *Ideen*. Th. 3. S. 177 f.

ſten geſitteten Geſellſchaften; die Lyra und Cythara ward hier erfunden, und allem, was nachher der Geiſt der Griechen ausſchuf, die erſte Geſtalt angebildet. In Theſsalien und Böotien, die in ſpätern Zeiten ſich durch Geiſtesarbeit ſo wenig hervorgethan haben, iſt kein Quell, kein Fluſs, kein Hügel, kein Hain, der nicht durch Dichtungen bekannt und in ihnen verewigt wäre. Hier floſs der Peneus, hier war das angenehme Tempe, hier wandelte Apoll als Schäfer und die Rieſen thürmten ihre Berge. Am Fuſse des Helikons lernte noch *Heſiodus* ſeine Sagen aus dem Munde der Muſen; kurz, hier hat ſich zuerſt die griechiſche Kultur einheimiſch gebildet, ſo wie auch von hier aus, durch die Stämme der Hellenen, die reinere griechiſche *Sprache* in ihren Hauptdialecten ausging.

Die *Mythologie* der Griechen hat eben ſo eine *dreyfache* Quelle wie die der andern Völker; auch hier finden wir Sagen, die ſich auf Naturbegebenheiten beziehen, und alſo *phyſiſchen* Inhalts ſind; Sagen, die aus Genealogien und Stammtraditionen hervorgingen, *hiſtoriſche*; und endlich *eigentliche Philoſopheme*, oder Verſuche des jugendlichen, noch ungeübten, Verſtandes ſein Urtheil über gewiſse Gegenſtände, Vorfälle und Erſcheinungen der phyſiſchen oder moraliſchen Welt niederzulegen. Dieſe letzten ſind nun von aller Erfahrung unabhängig und ein Product des menſchlichen Geiſtes, das ganz das Gepräge des mindern Grades der gegenwärtigen Reife ſeiner Kräfte trägt. Dies ſind denn die *cosmogoniſchen* und *theogoniſchen* Mythen *). Denn kaum hatte ſich das menſchliche Geſchlecht der Barbarey ſo weit entriſsen, daſs es weiter hinaus als auf den Erwerb der erſten Bedürfniſse blicken konnte, als es ſich gereizt fühlte, dem Urſprunge

*) Man ſehe: *Nachträge zu* Sulzers *Theorie etc.* 1 B. S. 272. f.

der Ordnung der Dinge nachzuforſchen, die den Verſtand, obgleich ein Werk ſeiner eignen Kraft, mit Erſtaunen erfüllt und zum Nachdenken auffordert. Aber die Antworten, mit denen er ſich damals beruhigte, waren nicht anders beſchaffen, als man es in einem Zeitalter hoffen kann, wo die Imagination herrſcht, und wo die Armuth der Sprache den Ausdruck abſtracter Begriffe ohnmöglich macht. Darum gab die lebendige griechiſche Phantaſie den Kräften, welche bey der Anordnung der Dinge und der Entwickelung des Chaos wirkſam geweſen ſeyn ſollten, ein menſchliches Leben und bekleidete ſie mit menſchlichen Körpern; und da der Grieche für Weſen von dieſer Art nur zwey Klaſsen hatte, ſo erhob er die Geſchöpfe ſeiner Einbildungskraft zum Range der Götter, und ſchuf eine neue, gleichſam philoſophiſche Götterwelt, die er mit der alten einheimiſchen verglich, und oft mit den ſchon üblichen Namen bezeichnete. Auf eine ähnliche Art ſuchte der fabelnde Verſtand die Gründe phyſiſcher Erſcheinungen auf; und aus einer Menge einzelner Verſuche dieſer Gattung, welche ein neues Chaos widerſprechender Dogmen bildeten, ſind nach und nach unter den Händen ſammlender Dichter Kosmogonien und Theogonien entſtanden. Daſs es Gedichte dieſer Art *vor* Heſiodus und Homer gegeben habe, iſt nicht nur aus dem Zeugniſſe des Alterthums wahrſcheinlich, ſondern auch aus Homers Gedichten ſo gut als gewiſs *). Die Mythologie der Grie-

*) Was beyde Dichter aus dieſen uralten Quellen geſchöpft, wie *Heſiod* ſie in Auszug gebracht, und *Homer* die Philoſopheme jener Dichter zur Verſchönerung ſeiner Epopöen benutzt habe, hat HEYNE gezeigt in zwey Abhandlungen; *de cauſis fabularum Homericarum in Nov. Comment. Soc. Goett. Vol.* 8. und *de theogonia ab Heſiodo condita in Commentat, Tom.* 2.

chen iſt alſo ſo wie die der andern Völker, kein Cento von ungereimten Fabeln und Mährchen, ſondern die *älteſte Geſchichte und Philoſophie* dieſes Volkes, angemeſſen ſeinem Character und *ausgedrückt in der ſinnlichen noch wenig gebildeten Sprache* des erſten Zeitalters der Kultur. Daſs dieſe Mythologie ſo reichhaltig iſt, hat theils ſeinen Grund in der Menge und Verſchiedenheit der Stämme, die hier binnen einigen Jahrhunderten ihr mythiſches und heroiſches Zeitalter verlebten; theils darin, daſs ſchon frühzeitig die *Buchſtabenſchrift* bey den hier einwandernden Stämmen bekannt war, die ſie von ihrem Mutterlande mitbrachten; wodurch, wenn gleich Anfangs nicht eben der lebhafteſte Gebrauch von ihr gemacht wurde, doch verhütet ward, daſs nicht allzuviel Mythen aus dieſem Zeitalter *ganz* verloren gingen, wie dies beſonders der Fall bey den orientaliſchen Völkern geweſen iſt, deren Mythenalter freylich ungleich früher eintrat und die, eben weil von ihnen alle Kultur ausging, erſt ſelbſt Buchſtabenſchrift, in der Folgezeit ihrer Kultur, *erfinden* muſsten, wenn dieſe ſpäterhin dem Mythenalter eines jungen Volkes zu ſtatten kommen ſollte. Doch haben auch wir die Mythen der Griechen meiſt nicht mehr in ihrer eigentlichen und *urſprünglichen* Geſtalt; der menſchliche Geiſt läſst ſich nicht lange auf der niedrigſten Stufe ſeiner Kultur erhalten, und ſobald er dieſe verläſst, ſo weiſs er auch mit den hiſtoriſchen und religiöſen Begriffen, die ihn früher befriedigten, nichts anders anzufangen, als daſs er ſie *allegoriſirt* und durch eine höhere Deutung und Beziehung ſie für ſeine gegenwärtigen Bedürfniſse accommodirt.

Die Grundlage *der erſten griechiſchen Volksreligion* war daher auch eine Reihe ſolcher *Mythen*, die auf

das, kaum von fern erwachte, moraliſche Gefühl des Menſchen Bezug hatten. Auch Griechen muſsten mit dem Fetiſchismus ihre religiöſe Kultur beginnen; und ſinnliche Gegenſtände, Symbole derſelben, und apotheoſirte Menſchen, die ehemals ihre Stammanführer, Wohlthäter oder Fremdlinge geweſen waren, legten den Grund zur griechiſchen poſitiven Religion. Da ſie aber frühzeitig in die Hände der Dichter fiel; da ferner kein Volk des Alterthums ſo reich an Dichtern geweſen iſt, als Griechenland; ſo wurde theils die griechiſche Sprache durch dieſelben bereichert und ausgebildet, theils die frühern Mythen unter einem neuen (allegoriſchen) Gewande dargeſtellt, theils die früheſte Staaten- und Stammgeſchichte Griechenlands *ſo* entwickelt und in Verbindung mit dem Einfluſse höherer unſichtbarer Kräfte auf dieſelbe geſetzt, daſs nur die vereinigten Bemühungen der gröſsten und ſcharfſinnigſten Forſcher des Alterthums und des Geiſtes der Vorzeit in unſern Tagen kaum einiges Licht und Klarheit in dieſes, durch ſpätere Schriftſteller noch mehr verwickeltere, Chaos der griechiſchen Mythen gebracht haben.

Den griechiſchen Dichtern gehört zuerſt das Verdienſt, daſs ſie die religiöſen, rohen und ſinnlichen Begriffe, die ſie vorfanden, veredelten und fortführten, wenn ſie auch gleich keine höheren und richtigern Vorſtellungen aufſtellten, zu denen ſie ſelbſt noch nicht reif genug waren. Sie *perſonificirten* die Wirkungen, Eigenſchaften und Thaten der Gottheiten, ſtellten ſie unter hohen und glücklichen Bildern dar, und verdrängten dadurch bald den *gröbern* Fetiſchismus, indem ihre ſymboliſchen Darſtellungen der Götter zugleich den *Künſtlern* Stoff darboten, die Handlungen der Gottheiten auf *ihre* Art zu ſchildern. Die Kunſt, im Dienſte der Mythologie oder Volksreligion, nahm nun in Griechenland ſogleich die wohlthätige Rich-

tung, daſs ſie nicht Gottheiten unter Thiergeſtalten zeichnete und darſtellte, ſondern daſs allein die ſchöne Menſchengeſtalt Veranlaſsung zu allen jenen idealiſchen Formen gab, die wir an den griechiſchen Kunſtwerken noch jetzt gerührt bewundern. Durch die vereinten Bemühungen der Künſtler und Dichter wurden aber die Vorſtellungen des Volkes von der Gottheit immer mehr anthropomorphiſch. *) Es läſst ſich nicht ganz entwickeln, *wie* es geſchehen ſey, daſs alle griechiſche Völkerſchaften, die gleichwohl von verſchiedner Abſtammung ſind, ſich bey *einer* Religion und Mythologie erhalten haben, unterdeſsen iſt es doch wohl ausgemacht, daſs der geringe Unterſchied der phyſiſchen Natur des im Ganzen genommenen kleinen Landes, die gemeinſchaftliche Sprache, die ausgebreiteten Eroberungen der Hellenen, der Landtag der Amphiktyonen und der damit verbundene gemeinſchaftliche delphiſche Tempel vorzüglich dazu beygetragen haben. Doch blieben noch immer einzelnen Ländern oder Städten ihre vormals allein verehrte Gottheit vorzüglich heilig. — Die griechiſche Volksreligion erkannte Zevs als den *höchſten* Gott, als den Regierer der Götter und Menſchen an, unterwarf ihn aber einem unveränderlichen Schickſale. Auſser ihm waren Obergötter: Poſeidon, Pluton, Kronos, Apollo, (Phoibos, Helios,) Aräs, Hephäſtos, Hermäs, Dionyſos, Cybelä, Athenä, Artemis etc. Die Menge der Untergötter war zahllos; die Elemente, das Waſser, die Flüſse, die Erde, die Wälder etc., waren damit angefüllt. Zu ihnen gehörten die Dämonen, Faunen, Nymphen etc. Auch verehrten die Griechen vergötterte Menſchen oder Heroen, z. B. Herkules, Caſtor und Pollux, Askläpios etc. Alle dieſe

*) Man ſehe Remers *Handbuch der ältern Geſchichte*, 3te Aufl. S. 171. ff.

dieſe Götter waren *menſchlicher* Natur, aber Weſen, die erhabner, ſtärker und vollkommner als der Menſch waren. Die Dichter Griechenlands gehen alle von dem Geſichtspuncte aus, daſs die Götter Menſchengeſtalt haben (ειναι τȣς θεȣς ανδρωπομορφȣς), die vorzüglichſten Menſchen und ihre Thaten gaben nun in jedem Zeitalter Veranlaſsung, um die Bilder und Begriffe zu beſtimmen, unter welchen die Gottheiten gedacht wurden. Im *heroiſchen* Zeitalter der Nation, wo perſönliche Tapferkeit das gröſste Verdienſt der Menſchen war, konnten auch die Götter nicht anders als durch heroiſche Thaten characteriſirt werden, und ſo erſcheinen ſie beym *Homer*, der das heroiſche Zeitalter der Griechen beſingt, und die Mythen der *frühern* Dichter über die Götter *ſo* modificirt und ausſchmückt, wie ſie den Begriffen ſeines Zeitalters anpaſsen. In einem heroiſchen Zeitalter werden moraliſche Begriffe und eine höhere Sittlichkeit vergeblich geſucht bey den Menſchen, alſo fehlen dieſe Begriffe und Handlungen auch an den Gottheiten dieſes Zeitalters. So *metaphyſiſch und moraliſch unvollkommen* aber die Gottheiten während der heroiſchen Periode (namentlich beym Homer) erſcheinen, weil Zorn, Haſs, Liebe, Herrſchſucht, Eiferſucht, Neid die Eigenſchaften ſind, die in eben dem Grade der rohen Ungebundenheit bey den Göttern, wie bey den Menſchen, getroffen werden, ſo *phyſiſch vollkommen* werden ſie doch dargeſtellt. Sie ſind Helden, welche mehr Stärke, mehr Schnelligkeit in der Bewegung hatten, und ſelbſt von ſchönerem, edlerem Körperbau waren, als die gewöhnlichen Menſchen. Ihnen ward der Vorzug einer ewiger Jugend und der Unſterblichkeit

(nicht aber der Unverletzbarkeit, denn auch im Olymp iſt ein Arzt angeſtellt, die Wunden der Götter zu heilen) zu Theil, und ſie können in der Regel nicht geſehen werden, (ſo weit waren die niedern Begriffe doch bereits ſchon modificirt) wohl aber können ſie erſcheinen, ſich den Menſchen offenbaren, und unter allerley beliebigen Geſtalten ſichtbar werden. Durch dieſe Vollkommenheiten ſind ſie aber im Stande, groſse, wunderbare und ungewöhnliche Dinge zu bewirken, und werden daher auch die Urheber alles Guten und Böſen. Dieſe Begriffe wurden nun freylich ſpäterhin, als die Griechen in ihrem Homer, ſo wie die Juden in ihrem Moſes, alle Weisheit fanden und ſeinen Heldenroman als ein *Religionsbuch* verehrten, *allegoriſch* interpretirt und anders modificirt, und jedes Zeitalter der Kultur hat nothwendig auch ſeinen eignen religiöſen Anſtrich; ſo wie aber dieſe Fortſchritte der religiöſen Begriffe immer nur zuerſt in der *Privatreligion einzelner* Menſchen ſichtbar werden, ſo war es auch in Griechenland. Wir werden die philoſophiſchen Lehren dieſes Zeitalters, die das Eigenthum einiger wenigen waren, weiter unten ausheben; dürfen aber nicht glauben, daſs dieſe Vorſtellungen über Emanation und Materie früher ſchon weit verbreitet geweſen wären unter den Griechen; das Volk hing an der Mythologie ſeines Homers; ſeine Dichter ſangen; ſeine Künſtler ſtellten die Gegenſtände derſelben ſinnlich dar, und wenn auch in der Folge und gegen das Ende dieſer Periode einige der unwürdigſten und niedrigſten Begriffe, unter welchen die homeriſchen Gottheiten erſcheinen, aufgehoben und durch beſſere Vorſtellungen gemildert wurden; ſo blieb doch noch das Weſentliche dieſer Mythologie und erhielt ſich bis in die letzten Zeiten der Republik. Denn die griechiſche Kultur ſchritt

wohl in bürgerlicher und äſthetiſcher Hinſicht fort, aber richtigere, moraliſche und religiöſe Begriffe wurden *nicht allgemein* verbreitet, immer blieben dieſe nur das Eigenthum *einiger* einzelnen Menſchen, und daher kam es, daſs, ſo üppig auch die griechiſche Kultur aufblühte und ſo eine herrliche Anſicht ſie gewährte, demohngeachtet die Blüthe erloſch, weil ihr die Sonne fehlte, ohne die ſie nie *zur Reife* gelangen kann.

Die Gottheiten der Griechen wurden, den erſten Ideen nach, gröſstentheils von den einwandernden Kolonien mitgebracht, und die meiſten Gottheiten ſelbſt ſchienen fremden, beſonders orientaliſchen Urſprungs zu ſeyn. Aber nicht lange konnten die Griechen dieſe Vorſtellungen unangebaut liegen laſsen. So wurde wahrſcheinlich, um nur einer Gottheit zu erwähnen, die *Venus* von den Aramäern zu den Phöniciern, und von hier nach Griechenland gebracht; es ſey nun, daſs ſie auf ihren einheimiſchen Boden nichts weiter war, als die perſonificirte Idee der zeugenden und gebährenden Natur, ſo ſieht man doch, welche Veränderungen eine einzige Idee bey den Griechen erfahren konnte, indem dieſe Gottheit unter ſo mannigfaltigen Bildern und Symbolen in den verſchiedenſten Perioden griechiſcher Kultur dargeſtellt worden iſt. So erſcheint die Venus bey den *Dichtern* unter einem dreyfachen Character: einmal ruft ſie in allem was lebt, den Trieb zur Vereinigung und Liebe hervor; dann wird ſie, weil ſie Liebe erweckt und erhält, als Göttinn der Schönheit dargeſtellt; zugleich iſt ſie aber auch die Vorſteherinn der Hochzeiten und Ehen. Anders ſtellten ſie wieder die *Künſtler* dar, und ihr Kultus war nicht nur über die weſtlich-aſiatiſchen Reiche, ſondern auch über Cypern, Pamphy-

lien, Kleinaſien, längs der Küſte des ägeiſchen Meeres, an der europäiſchen Küſte, über Böotien und Attika, über Sicilien, Unteritalien und Etrurien, längs der Küſte Spaniens und über Afrika verbreitet. Ihre unzähligen Tempel zeugen von der Allgemeinheit ihrer göttlichen Verehrung. Aber wie ſchwer iſt es, die *verſchiednen* Epochen der Ausbildung dieſer einzelnen religiöſen Begriffe anzugeben, da ſelbſt den ſpätern griechiſchen Dichtern, in dieſer Hinſicht nicht zu trauen iſt, indem ſie, ſelbſt unbekannt mit dem Geiſte und der Denkungsart des *früheſten* Alterthums, jenen frühen Zeitaltern reinere und höhere Begriffe unterlegen, als ſie haben konnten. Eben ſo ſchwer iſt es, das, was den Griechen in der Bildung dieſer Begriffe eigenthümlich iſt, von *dem* zu ſondern, was ſie aus der Mythologie ihres Mutterlandes oder anderswoher durch Fremdlinge, entlehnten, oder was ſelbſt in ihrem Homer *ſpätern* Urſprungs iſt; da es als erwieſen vorausgeſetzt werden darf, daſs die Zuſammenſtellung deſſelben zu ſeiner jetzigen Geſtalt, das Werk eines ſpätern Zeitalters iſt, ohngeachtet ältere und ächte Fragmente des joniſchen Sängers wahrſcheinlich darinn zum Grunde liegen; denn man ſieht keinen Grund, warum nicht zu den Zeiten des trojaniſchen Krieges die Buchſtabenſchrift unter den edlern und vornehmern (und alſo damals auch gelehrtern) Griechen bekannt geweſen ſeyn ſoll, da *die* Völker, deren Kolonien die Griechen waren, ſie früher kannten, ehe noch dieſe Kolonien von dorther auswanderten *).

*) Hätten wir über alle, wenigſtens über die vorzüglichſten, religiöſen Ideen und Gottheiten der Griechen eine ſo treffliche Ueberſicht, wie ſie ſtufenweiſs entwickelt und fortgebildet worden ſind, als uns Manso über die Venus, in ſeinem *Verſuch über einige Gegenſtände aus der Mythologie*

Muſik und *Dichtkunſt* wurden frühzeitig von den Griechen gekannt; durch beyde wurde ihre Kultur weſentlich befördert, und die älteſte Religion und Philoſophie Griechenlands iſt einzig aufbehalten in den früheſten Gedichten dieſes Volkes. Dichtkunſt war aber nach den Begriffen der Vorwelt kein gewöhnliches Studium; nichts, was erlernt oder gelehrt werden konnte, ſondern ein freyes unmittelbares Geſchenk der Gottheit. Daher auch die Periode der Begeiſterung und Ekſtaſe auf eine unmittelbare Wirkung der höhern Weſen gebracht und die Lehren und Schilderungen, die der Barde während

geliefert hat, es würde in das Dunkel der griechiſchen Volksmythologie bald mehr Zuſammenhang, Licht und Ordnung kommen, als bisher darinnen war. Und wer könnte dies beſser fortführen, als der Mann, der dieſen Weg ſo meiſterhaft begonn? — Treffende hieher gehörige Unterſuchungen ſind in allen *Heyni*ſchen Schriften zu finden, beſonders in ſeinen *Beyträgen* zu den *Comm. Loc. Goett.*; in den drey Bänden ſ. *Opuſculorum acad.*; in ſeinen Anmerkungen zu den *Apollodor*; in der *Vorrede* zu *Herrmanns Handbuch der Mythologie*; ſo wie in den beyden bis jetzt erſchienenen Bänden dieſes treflichen, nach *Heynens* Grundſätzen gearbeiteten, Handbuchs ſelbſt. In wiefern Voss in ſeinen beyden Bänden *mythologiſcher Briefe* die darinn aufgeſtellten Reſultate erſchüttert habe, kann nicht in einer Kulturgeſchichte weiter verhandelt werden. Einzelne hieher gehörige Aufſätze ſind unter andern: *Ueber die Dichtkunſt der Griechen im heroiſchen Zeitalter*; in den *Nachträgen zu* Sulzers *allg. Theorie*, 2 B. 1 St. S. 1. ff. und *Kurzer Abriſs der Geſchichte der griech. Poëſie*, ebendaſelbſt, 1 B. 2 St. S. 255. ff. vergl. mit Herders *Ideen etc.* Th. 3. S. 180. ff. Wachlers *Geſch. der Litterat.* Th. 1. S. 139 ff. Adelungs *Verſuch einer Geſchichte der Kultur etc.* S. 140. ff. und *meine Grundlinien zur pragmatiſchen Weltgeſchichte* S. 163. ff. nebſt der S. 176. f. beygebrachten Litteratur.

Digitized by Google

derſelben ertheilte, *als unmittelbare Offenbarungen* der mittheilenden Gottheit angeſehen wurden. In wie-fern nun die Dichter der Vorzeit die einzigen Männer waren, durch welche die herrſchenden religiöſen Begriffe veredelt und fortgeführt wurden, und dieſe Dichter während dem Zeitpuncte, wo ſie dieſe beſſern Begriffe mittheilten, theils von ihren Zeitgenoſſen als von der Gottheit beſeelt angeſehen wurden, theils ſich ſelbſt als begeiſtert von einem höhern mächtigen Weſen glaubten, ſo wurden auch *die* religiöſen Begriffe, die während dieſer erſten Periode der Kultur durch dieſe Barden und Volkslehrer in Umlauf gebracht wurden, von unmittelbarer Mittheilung und Offenbarung der Gottheit abgeleitet, und ſo hängt der Glaube an Offenbarung und an die, ſie gewöhnlich begleitenden auſserordentlichen und von den Menſchen des damaligen Zeitalters nicht aus den bekannten Naturgeſetzen abzuleitenden, Erſcheinungen und Prodigien zuſammen, mit den mangelhaften moraliſchen und phyſiſchen Begriffen dieſes Zeitalters, die aber eben durch dieſe mitgetheilten Begriffe nach und nach verbeſſert und berichtiget werden, wo denn langſam die Volksmythologie eine höhere und freyere Anſicht erhält. —

Gedächtniſs, zur Aufbehaltung und Erneuerung voriger merkwürdiger Begebenheiten und der Thaten der Götter; Phantaſie, zur Verarbeitung des vorgefundenen Stoffes, zur Verſinnlichung des Gegenſtandes, zum Gebrauche mannigfaltiger Bilder; und eine melodiſche, wohltönende Stimme ſowohl, als ein muſikaliſches Ohr für Sang und Saitenſpiel, waren die drey von der Natur oder den Göttern verliehenen Gaben, die den Barden als ſolchen qualificirten und ihn als Liebling der höhern Weſen darſtellten. Daſs ſie bey den Griechen auch

Aerzte geweſen wären, ergiebt ſich nicht aus den Gemählden, die von ihnen in den Schilderungen des Homers vorkommen. Für Dichtkunſt und Muſik war nun ſo wohl der Character als die Sprache der Griechen beſonders empfänglich. Die Wunder, welche ihre älteſten Mythen von den Wirkungen der Tonkunſt erzählen, und die Thaten eines *Amphion* und *Orpheus*, ſind gewiſs nicht ſo ganz Fabeln, daſs ihnen nicht eine *gewiſse* Wahrheit zum Grunde läge. Aber freylich würde es sehr unphiloſophiſch ſeyn, einer übergroſsen Vollkommenheit der Kunſt dasjenige zuzuſchreiben, was nur die Wirkung gröſserer Reitzbarkeit und Empfänglichkeit für den Zauber der Muſik, ſelbſt in ihren erſten rohen Anfängen, geweſen ſeyn kann. Denn dieſe Wunder verſchwanden in den Zeiten der höhern Kultur, und die geſchickteſten Tonkünſtler der ſpätern Zeit waren umſonſt bemüht, die Wunder der orphiſchen Kunſt zu erneuern. Nur in der heroiſchen Epoche, nur in der Zeit, wo eine unverfeinerte Sinnlichkeit die Gemüther beherrſcht, kann die feſtliche Muſik ein ganzes Volk begeiſtern und zu Thaten entflammen. Wo aber dieſe Muſik noch überdem, wie in Griechenland, mit Worten und lebhaften Bewegungen verbunden war, da iſt es um deſto begreiflicher, wie ein Gefühl der Gegenwart der Götter die Zuhörer ergreifen, und wie ihnen der begeiſterte Dichter ein Liebling der höhern Weſen und ein Interpret ihres Willens ſcheinen muſste. So unvollkommen wir uns aber auch immer die Muſik der älteſten Dichter denken mögen, ſo war ſie es doch, die der Sprache, deren Ausbildung gleichen Schritt mit ihr hielt, den Wohllaut und die Beſtimmtheit ihrer Sylben gab, ſo wie der Tact des Tanzes den Rhythmus des Verſes hervorbringen muſste. Indem nun alſo die Griechen ver-

banden, was anderwärts getrennt war, ſo ſind ſie unter allen dichtenden Nationen die einzige geworden, welche bey ihrem erſten Auftritte in die Geſchichte der Kultur, mit einer beſtimmten Proſodie und regelmäſsig geformten Verſen erſcheint. Welch ein Fortſchritt der Kultur iſt ſchon der Rhythmus des Hexameters, in welchem Homers Gedichte einhertreten; wie ſchmiegen ſich ihm Gedanken und Worte an; und wie dürftig erſcheint dagegen der armſelige Parallelismus der morgenländiſchen Poëſie! —

Ob es gleich unwahrſcheinlich iſt, daſs auch nur eins der Gedichte, die unter *Orpheus* Namen auf die Nachwelt gekommen ſind, von ihm ſelbſt herrühren, ſo ſind doch mehrere derſelben uralt, und laſsen den Geiſt der Dichtkunſt in dem orphiſchen Zeitalter ahnen. — Als *Homer* die Thaten der Vorwelt und Mitzeit ſang, da fand er ſchon eine Sprache vor, welche bereits durch mehrere Dichter ihre poëtiſche Form erhalten hatte. Denn ſo incorrect ſie auch noch in ſeinen Geſängen iſt, ſo iſt ſie doch wohlklingend, biegſam und an ſinnlichen Ausdrücken reich; er fand ferner eine Begebenheit alter Zeiten vor, die für ſeine Nation von unbezweifelter Wichtigkeit war, und welche auch auſserdem durch die Mannigfaltigkeit der handelnden Perſonen, und einen groſſen Aufwand von Kräften, ein allgemeines Intereſse bey ſich führte. Er fand endlich ein Syſtem der Götterwelt, einen Reichthum an philoſophiſchen und hiſtoriſchen Mythen vor, welche er ſeinem Werke mit leichter Mühe einweben konnte, da die Bekanntſchaft mit den Producten der Dichter, die vor ihm geſungen hatten, die er aber verdunkelte und die die ſpätere Zeit nicht mehr kannte, ihm Materialien genug zuführte, die ſein genialiſcher Geiſt von neuem ordnete, zuſammenſtellte, und, wo

möglich, zu einem haltbaren Ganzen verarbeitete. So viel auch ſeine Schriften, wie ſie in ihrer gegenwärtigen Geſtalt *uns* vorliegen, durch die ſpätere Nachhülfe gewonnen oder gelitten haben mögen; ſo wahrſcheinlich es iſt, daſs wir ſeine Geſänge nicht mehr in ihrer urſprünglichen Geſtalt haben; ſo wenig ihm und ſeinem Zeitalter der Grad von Kultur zugeſtanden werden kann, den einzelne, wahrſcheinlich ſpäterhin ausgeſchmückte, Stellen verrathen; ſo wenig ein Gedicht *dieſer* Art, in Rückſicht auf Anlage, Ideenfolge und Zuſammenſtellung jener Zeit angehören kann; ſo gewiſs endlich auch der Versbau und das Sylbenmaaſs in ſeinen Werken jünger iſt als er ſelbſt; ſo wenig iſt doch eben in den Werken, die ſeinen Namen tragen, *ſein Geiſt* zu verkennen; eine glühende Einbildungskraft, ein warmes inniges Anſchlieſſen an die Natur, und getreue Darſtellung der damals herrſchenden Sitten und religiöſen Begriffe characteriſiren nemlich *im Ganzen* beyde ihm zugeſchriebene Producte. Für die Griechen ward er ſpäterhin der Codex der älteſten Geſchichte und Religion, und bald die Quelle aller nur möglichen Weisheit und Kenntniſse; denn auch die Erfindungen und Vorſtellungsarten der ſpätern Zeit trug man in ihn hinein, und fand in ihm religiöſe Begriffe, die ſeinem Zeitalter durchaus fremd ſeyn muſsten. Doch was hat nicht das Allegoriſiren älterer Urkunden dem Geiſte des Alterthums und der Kulturgeſchichte der Menſchheit geſchadet!

Kurz nach Homer tritt *Heſiodus* in Böotien auf *), einem glänzenden Geſtirne gleich, das einſam aus dem Schatten der Dämmerung hervorbricht. Hier verrieth zwar die ſagenreiche Geſchichte aller böotiſchen Quellen,

*) *Nachträge* zu Sulzers *Theorie* etc. 1 B. 2 St. S. 281 ff.

Thäler und Hügel ein altes, dichteriſches Land; aber ſchon längſt waren die Lieder der Muſen am Helikon und um die caſtaliſche Quelle verhallt. Heſiodus ſcheint daher ſeine poëtiſche Sprache und ſeine ſanfte Kultur aus ſeinem wahren Vaterlande, von Kleinaſiens Küſten empfangen zu haben; auch iſt ſeine holde Stimme bald in Böotiens Thälern verklungen, und keine ähnlich geſtimmte Saite, ſcheint es, hat ihr in böotiſchen Seelen nachgetönt. Seine Gedichte haben mehr als andre die interpolirende und verſtümmelnde Hand ſpäterer Zeiten erfahren; ſeine gröſsern Werke ſind ein Raub der Zeit geworden; aber auch in den wenigen Ueberbleibſeln, die auf uns gekommen ſind, beſtätigt ſich das Urtheil der Alten, welche in ſeinen Gedichten die ſüſseſte Anmuth, mit Klarheit und Wohlklang der Sprache vereint, bewundert haben. Denn Homers epiſchen Flug und ſeine lebendige Kraft würde man mit Unrecht in Gedichten ſuchen, deren letzter Zweck Belehrung und Unterricht iſt. Heſiods Lebensregeln, zum Gebrauche des Hausvaters, ſind das Muſter der ethiſchen Dichter ſpäterer Zeiten geworden, und ſie ſind noch jetzt ein lesbares Werk, aus welchem uns der Geiſt und die Denkart jenes frühen Zeitalters der Kultur entgegenkommt. Der Zweck ſeiner Theogonie aber, einer Sammlung älterer Mythen, aus frühern Dichtern geſchöpft, könnte uns räthſelhaft ſcheinen, wenn uns nicht das, durch Bedürfniſs erzeugte, Wohlgefallen des Alterthums an Geſchlechtsregiſtern bekannt wäre, und wenn ſich nicht die Geſchichte der Heroen Griechenlands an das Geſchlecht der Götter anſchlöſse.

Bald vermehrte ſich die Zahl muſikaliſcher Inſtrumente, die Muſik und der Rhythmus des Tanzes gewannen, und mit dieſen vervollkommnete ſich die beglei-

tende Sprache. Die Formen der Dichtkunſt vervielfältigten ſich in eben dem Grade, als dasjenige, was dieſen Formen den Urſprung gab. Die *religiöſen* Empfindungen blieben nicht mehr, ſo wie bisher, der einzige Stoff der lyriſchen Dichtkunſt. Auch Vaterland, Freundſchaft und Liebe verlangten ihren Antheil, und das Intereſse des Staats tönte bald in den Geſängen und Saiten der Barden dieſer Zeit wieder. So ſang *Tyrtäus*, der Athenienſer, jetzt das Gewühl der Schlachten in rauhen Tönen. In Lesbos athmete *Sappho* die Flamme ihrer Liebe aus, und ihre Lieder characteriſiren ſich ſowohl durch Reichthum als durch Innigkeit und Stärke. Der Kranz von Myrthen und Roſen aber, der dem Sänger der Freude und Liebe beſtimmt war, blieb dem *Anacreon*, der unter allen Abwechslungen des Lebens immer der fröhlichen Weisheit opferte, die im Gefolge Amors und der Grazien geht. Seine kleinen Gedichte ſind Gemählde fröhlicher Augenblicke, mit den friſcheſten Farben der edelſten Einfalt und der lieblichſten Anmuth entworfen. Sie ſind der Aushauch augenblicklicher Empfindungen, die im Fluge eingeholt ſeyn wollen. Am höchſten aber unter den Dichtern dieſes Zeitraums ſchwang ſich *Pindar*, der die lyriſche Dichtkunſt zu ihrer reinſten Höhe brachte. Niemals ſcheint es, hat ein Dichter den Character eines Prieſters und Interpreten der Götter vollkommner behauptet. Seine Siegeslieder ſind erhabne Gebäude, aus der Geſchichte des grauen Alterthums, hohen Empfindungen und weiſen Sittenſprüchen zuſammengeſetzt. Der Nachdruck, das Leben und die Feyerlichkeit ſeines Ausdrucks, die Kühnheit ſeiner Bilder, und die Fülle ſeiner Harmonie hat man immer für unnachahmlich gehalten.

Als die Dichter aufhörten einzig religiöſe Gegenſtände zu zeichnen, erwachte in andern griechiſchen Stämmen das hohe *Intereſse, über den nothwendigen, von aller Erfahrung unabhängigen, Zuſammenhang der Dinge* nachzudenken. Auch *ihre* erſten Verſuche konnten nicht anders als mangelhaft und unvollkommen ſeyn; dafür ſprechen die einzelnen moraliſchen Sentenzen und Lebensregeln der ſogenannten *ſieben Weiſen*, und die, aus dem Zeitalter des Fetiſchismus, ſich erhaltne ſymboliſche Sentenzenſprache in dem Munde der Thiere, wo ſie in der Fabelanthologie, die Aeſops Namen trägt, aufbehalten worden iſt. — Aus der Mythologie und Volksreligion erhob ſich alſo frühzeitig ſchon der erſte Anfang *griechiſcher Philoſophie* auf der joniſchen Küſte; ſo wie aus der Dichtkunſt die Proſe, aus den Traditionen und hiſtoriſchen Mythen die beglaubigte Geſchichte hervorging, ſo ging auch aus kosmogoniſchen und theogoniſchen Mythen die erſte Philoſophie Griechenlands hervor. Daher war es kein Wunder, daſs, nach dem allgemeinen Bedürfniſse aller vernünftigen Weſen zum Nachdenken über den nothwendigen Zuſammenhang der Dinge, auch die joniſchen Philoſophen es wagten, denſelben aufzuklären und durch ihre Unterſuchungen zu entwickeln. Der Geiſt ihrer Philoſophie ſchränkte ſich auf die erſten roheſten Anfänge der *Phyſik*, *Aſtronomie* und *ſpekulativen Theologie*, auch der *Mathematik* und *empiriſchen Moral* ein. Allgemeine Principien, die wir in der geſammten Geſchichte der Philoſophie bis auf unſre Zeiten herab vergeblich ſuchen, können bey ihnen am wenigſten erwartet werden. Mehr oder weniger gingen alle ihre Unterſuchungen von der vorliegenden Welt, von dem Urſprunge und den

Formen der Materie, von den Emanationen aus dem, durch ein innwohnendes Princip in Ordnung gebrachten, Chaos aus. Da der Gedanke an Unkörperlichkeit und reine Geiſtigkeit bey ihnen noch nicht geſucht werden darf, da überhaupt das Verhältniſs der Sinnlichkeit zur Vernunft jetzt kaum dunkel geahnt wurde, ſo läſst es ſich auch erklären, warum ihre Moral blos aus einzelnen empiriſchen Sentenzen beſtand, und warum, ſelbſt in der blühendſten Epoche der griechiſchen Philoſophie, wo ſyſtematiſcher Geiſt und Haltbarkeit in die philoſophiſchen Dogmen gebracht wurde, die letzte tiefe Begründung eines Moralſyſtems fehlte. Die Spekulation dieſer erſten Philoſophen Griechenlands beſchäftigte ſich alſo mit Unterſuchungen über den Urſtoff und den Grundurſachen der Dinge und der Götter und ihrer Entſtehung; mit Unterſuchungen über die Natur der Seele und den Urſprung der Menſchen und Thiere; über Entſtehung, Gröſse und Bewegung himmliſcher Körper, über die phyſiſchen Erſcheinungen, die den meiſten Eindruck auf die Sinnlichkeit machen, und über die Mittel, Gröſsen zu beſtimmen, und die Verhältniſse und Eigenſchaften von Linien, Flächen und Figuren zu entdecken.

Daſs aber der jugendlich philoſophirende Verſtand ſich beſonders zu dem Emanationsſyſteme hinneigte und mit den Dichtern eine Entſtehung aller Dinge aus dem Chaos (deſsen Bezeichnungen freylich verſchieden ſind) annahm; daſs alſo alle frühere Philoſophen, mit mehr oder weniger Grunde, *Pantheiſten* genennt werden können, hat ſeinen Grund darinn, weil der philoſophirende Verſtand in ſeinen erſten Verſuchen über das Entſtehen der Welt ſeine Hülfe zur Analogie nehmen muſs, und ſich das Entſtehen derſelben eben ſo erklärt, wie rohe, unzuſammenhängende Materialien durch ein verſtändiges We-

ſen zu einem regelmäſsigen, ordnungsvollen Ganzen zuſammengeſtellt werden, und weil er nun den Theilen der Welt ſolche Kräfte beylegt, welche mit den menſchlichen productiven Kräften die meiſte Aehnlichkeit haben. Die noch unvollkommene Sprache, die ſinnlichen Dichtungen der Barden über das Chaos, aus welchem ſich die vorliegende Welt entwickelt habe, gaben daher den erſten Philoſophen Griechenlands wohl die nächſte Veranlaſsung zu *dieſen* Unterſuchungen und zu *dieſen* Reſultaten. *Thales* Lehre war daher das noch ungebildete Emanationsſyſtem; er war der erſte Pantheiſt und bereitete die weitere Entwickelung dieſer Grundſätze durch ſeine Zöglinge vor. Ob er im Auslande auf ſeinen Reiſen Veranlaſsung zu ſeinen Philoſophemen erhalten und namentlich den Aegyptern einiges zur Aufſtellung ſeiner Dogmen zu verdanken gehabt habe, muſs *ganz* unentſchieden bleiben. Nichts war aber für die ungeübte philoſophirende Vernunft natürlicher, als den letzten Grund aller Vorſtellungen und alles Daſeyns, den letzten Grund des nothwendigen Zuſammenhangs aller Dinge in irgend einer materiellen Subſtanz des Weltalls ſelbſt zu finden. In ſeiner Art konſequent dachte er ſich das *Waſser* als Chaos und lieſs alles aus demſelben entſtehen; dieſe erſte materielle Urſache aller Dinge hielt er für unveränderlich, und dies wieder in ſofern konſequent, in wiefern er aus derſelben den Urſprung aller Dinge ableitete; das Waſser konnte, nach ihm, aus nichts andern entſtehen, weil alles andere erſt aus demſelben entſtand, und es konnte eben ſo wenig ſeine Natur verändern, weil es ſonſt nicht der Entſtehungsgrund alles andern geblieben wäre. Daher liegt ſchon der Unveränderlichkeit des Waſsers (nach der Meynung des Thales) der erſte dunkle Umriſs des Begriffs der

Subſtanz zum Grunde, den ſich aber freylich Thales nicht hell und lichtvoll denken konnte. Es kann nicht völlig entſchieden werden, ob er die Bildung der Welt aus dieſem materiellen chaotiſchen Stoffe von einer verſtändigen Urſache ableitet, man hat ihm deshalb zum Atheiſten gemacht; aber wie kann ein dogmatiſches, auf Gründe geſtütztes, Läugnen des Daſeyns einer letzten vernünftigen Intelligenz, das doch im Atheismus gedacht wird, in ein Zeitalter gehören, wo man über das belebende Princip des Chaos noch keine richtigen und deutlichen Begriffe haben konnte, weil man noch nicht das Verhältniſs des denkenden Subjects im Menſchen zu dem Körper lichtvoll hatte beſtimmen können? — Dieſe Weltſeele, das belebende Princip im Chaos, wird erſt von ſeinem Schüler dem *Anaximenes*, als *Aether* dargeſtellt. Aſtronomiſche Unterſuchungen führten Thales auf den Begriff eines ewigen Raums und auf die ſtete Bewegung der Materie. — *Anaximander* verlieſs die Lehre des Thales über das erſte Princip aller Dinge, und ſetzte an deſsen Stelle das Unendliche, doch nicht als etwas abſtractes, ſondern als eine materielle Subſtanz, die ein Mittelding zwiſchen Luft und Waſser ſey, doch gröber als die erſtere und feiner als das letztere. Das Unendliche konnte auf keinen Fall noch in der bloſsen Idee von ihm gedacht werden, ihm war es vielmehr das, was den Sinnen und der Phantaſie als unendlich vorſchwebt, das Gränzenloſe in Dauer und Ausdehnung. Das Unendliche muſs das Princip aller Dinge ſeyn, weil, wenn es ſelbſt ein Princip hätte, begränzt ſeyn würde; dagegen fühlte Anaximander nicht, daſs er eben dieſes Princip, aus dem alles entſtünde, zugleich ſelbſt der Gränze der Zeit unterwürfe, indem er es zum Zeitanfange machte. Er behauptete die Ewigkeit der Bewe-

gung und leitete daraus die Folgerung ab, daſs endloſe Welten bereits geweſen wären und der Untergang der einen unmittelbar das Entſtehen der folgenden bewirke. Seinem Unendlichen, das er als Princip aller Dinge dachte, legte er gewiſse Eigenſchaften bey, und dadurch begründete er den *Pantheismus* noch mehr. — *Anaximenes* nahm den Aether als das erſte Princip an, aus deſsen Verdickung oder Verdünnung alles entſtanden ſey; in Rückſicht auf die übrige Darſtellung des pantheiſtiſchen Emanationsſyſtems näherte er ſich vorzuglich den Lehrſätzen des Anaximander. — Wichtiger als die Unterſuchungen dieſer erſten Philoſophen war der Geiſt, der die Philoſopheme des *Pythagoras* characteriſirt, der, *im Geiſte ſeiner Zeit* betrachtet, der Kultur des menſchlichen Geiſtes eine Richtung gewährte durch die Zöglinge, die aus ſeiner Schule ausgingen. Sein origineller Geiſt ſcheint auf Reiſen, und durch die Bekanntſchaft mit den damals gelehrten Unterſuchungen in Aegypten und Jonien (wozu Indien wohl ſchwerlich gerechnet werden kann), ſich zu einem *Eklekticismus* und zu einer inkonſequenten Vermiſchung der damals bekannten philoſophiſchen Dogmen hingeneigt zu haben, die es eben ſo ſehr erſchweren, ſeine *eignen* Grundſätze lichtvoll aufzuſtellen. Ordnung und Zuſammenhang ſcheint gewiſsermaſsen in derſelben geherrſcht zu haben, ohnerachtet ſonſt der Eklekticismus ein unzuſammenhängendes Gemiſch mehrerer Meynungen enthält. Wenigſtens darf nicht von ſeinen ſpätern Schülern auf ihn geſchloſſen, noch aber auch ihm eine Weisheit und ein philoſophiſcher Geiſt beygelegt werden, der in dieſem Zeitalter noch gar nicht möglich war. Den Hang, einen geheimen Bund zu errichten, und blos dieſem ſeine beſſern

ſern Kenntniſse mitzutheilen, ſcheint er von den Myſterien der ägyptiſchen Prieſterkaſte entlehnt zu haben; er ſtiftete ſeine Schule zu Kroton in dem damals blühenden Italien. Emanation und Pantheismus war auch eigentlich bey ihm die Grundlage ſeiner Philoſophie; nur daſs mathematiſche Unterſuchungen wahrſcheinlich ihn darauf brachten, als Princip aller Dinge nicht körperliche Urſachen und Grundſtoffe ſondern eine *Zahlenlehre* aufzuſtellen. Nach ihm entſtehen alle Dinge aus der *Monas*, der wirkenden (aber doch *materiellen*) Urſache und *Dyas*, (dem Stoffe oder der Natur ſelbſt) und ſo wurde ſelbſt ſeine Zahlenlehre zum Emanationsſyſtem. In dieſer erſten materiellen Urſache und in ihrer Einwirkung auf den Stoff (denn die Dyas muſste doch aus der Monas hervorgegangen ſeyn) lag daher der Grund aller Belebung und Beſeelung, ſo wie der Grund der Verwandtſchaft der Thiere mit den Menſchen, und der Menſchen mit den Göttern. Die Menge von Heroen, Dämonen und überhaupt die Klaſsification der Götter zeigen, wie ſehr ſich dieſe hochgeprieſene pythagoräiſche Philoſophie an die Kindheitsbegriffe des damaligen Zeitalters angeſchloſsen habe; eben ſo unbeſtimmt war die *Pſychologie* dieſer Schule, und die Aufſtellung der Idee der *Seelenwanderung* konnte ſehr leicht durch das nur dunkel gefühlte Verhältniſs des denkenden Subjects in dem Menſchen zum Körper bewirkt werden, da ſelbſt die Seele damals noch nicht anders als materiell und unter einer feinern Subſtanz, als der Körper war, gedacht werden konnte. Ob Pythagoras mit dieſer Lehre im Oriente, vielleicht in Aram, auf ſeinen Reiſen bekannt geworden iſt, oder ob er durch die nemlichen emaniſtiſchen Unterſuchungen, durch die dieſes Dogma in Indien und Chaldäa wahrſcheinlich aufgeſtellt wurde,

auf daſselbe, unabhängig von fremder Mittheilung deſſelben, kam, bleibt, wegen der Dunkelheit der ſtufenweiſen Fortſchritte religiöſer Begriffe, während dieſer ganzen Periode, unentſchieden. War die *Pſychologie* ſo mangelhaft und unvollſtändig, ſo konnte auch die *Moral* der Pythagoräer blos einzelne Sentenzen enthalten, und mehr auf einen äuſserlichen Kultus des Körpers, als des Werkzeuges der Seele, auf Enthaltſamkeit, Reinigkeit, ſtrenge Sitten u. drgl. gehen, als daſs in derſelben richtige practiſche Grundſätze gefunden werden könnten. Von der Reife der Pſychologie, Phyſik und Theologie dieſer Schule läſst ſich auf die Vollkommenheit ihrer Mathematik, Arzneykunde etc. ſchlieſsen; im Geiſte der damaligen Zeit leiſteten ſie gewiſs alles, was dem jugendlichen Geiſte des Menſchen möglich war; der geheimniſsvolle Anſtrich dieſer Schule aber und ihrer Lehrſätze ſcheint ihnen mehr Einfluſs und Anſehen verſchaft zu haben, als ſie, im Ganzen genommen, verdiente. Auch müſsen die *ſpätern* Pythagoräer, die Myſtik, die aus dieſer Schule ausging und die die beſten, aber zur Schwärmerey, vermöge einer glühenden, nicht unter der Leitung der Vernunft ſtehenden, Phantaſie geneigten, Köpfe vergiftete, genau von dem Stifter und den erſten Lehrſätzen dieſer, im Geiſte ihrer Zeit ehrwürdigen, philoſophiſchen Schule getrennt werden. — Die ſpätern griechiſchen philoſophiſchen Schulen, deren Stifter am Ende dieſer Periode zu lehren oder zu blühen anfingen, werden, in einem Zuſammenhange, in dem nächſten Zeitraume characteriſirt werden. —

Das nähere Zuſammentreten der Horden, die Griechenland angebaut hatten, hatte nicht nur zur Entwickelung des ſittlichen Gefühls langſam hingewirkt, ſondern auch immer mehr das Bedürfniſs fühlbar gemacht, in den

Digitized by Google

bürgerlichen Verhältniſsen, in welche ſie nach und nach zuſammengetreten waren, nach Geſetzen geleitet zu werden, da Anfangs nur Gewohnheit und Herkommen das Recht des Stärkern hatte beſchränken können. Es muſs alſo ſchon ein gewiſser Grad der Kultur bey einer näher verbundnen Kolonie vorausgehen, ehe poſitive Geſetze an die Stelle der Gewohnheit treten können. Auch dieſe, von einzelnen Weiſen und Anführern mitgetheilten, Geſetze wurden Anfangs nicht niedergeſchrieben, und neben ihnen erhielt ſich immer eine, auf Noth und moraliſchen Inſtinct gegründete, verjährte Obſervanz. Bald wurden aber eigentliche ſchriftliche Geſetze nöthig, und ſo iſt *Minos* als erſter Geſetzgeber der Kretenſer frühzeitig ſchon bekannt. Die erſten bedeutenden Verſuche in dieſer Art geſchahen aber erſt durch *Lykurg* in Sparta und *Solon* in Athen, der die frühern und rohen *Drakoniſchen* Geſetze aufhob und veränderte. Selbſt Lykurgs Geſetze wurden Anfangs nicht aufgeſchrieben; in ihnen herrſcht noch ganz der Geiſt eines rohen, heroiſchen Zeitalters; ſein Muſter war Minos und ſeine Vorſchriften darauf angelegt einen Staat halbdiſciplinirter, ſchlagfertiger Krieger zu bilden, welche eine Geiſsel ihrer Nachbarn wurden. Darauf zielte die gemeinſchaftliche Erziehung, die mehr für Abhärtung des Körpers als für Bildung der höhern und edlern Kräfte ſorgte; dahin die Verbannung aller edlen Metalle, aller Künſte der Erfindung, des Fleiſses, der Handlung und der Bequemlichkeit, die den Geiſt der Bürger hätten civiliſiren können; zwar erreichten die Spartaner dadurch auf eine Zeitlang das Uebergewicht über die andern griechiſchen Staaten, aber im Ganzen war ihr Staat nicht blühend und glücklich, und Lykurgs Vorſchriften blos auf die Gegenwart berechnet. Demohngeachtet aber

hatte er verlangt, daſs ſie eine bleibende Norm für ſein Volk werden ſollten; und indem ſie dies wurden, ſo muſste *die* bürgerliche Verfaſsung, die auf ſie gegründet war, in der Folge ſelbſt untergehen, ob gleich dieſer Staat, ſo feſt er auch an den alten lykurgiſchen Vorſchriften hing, ſpäterhin im Einzelnen von denſelben abgewichen war; ein neuer Beweis, daſs ſich der fortſchreitende Geiſt der Menſchheit nicht ganz aufhalten und unterdrücken läſst. Viele der ſpartaniſchen Einrichtungen ſcheinen aber auch ſpätern Urſprungs zu ſeyn. Wie wenig durch Lykurgs Geſetze für die Verbreitung der Sittlichkeit gewonnen worden ſey, leuchtet aus der unmenſchlichen Behandlung der ſpartaniſchen Sclaven, aus der vernachläſsigten intellectuellen Erziehung, wo ſogar Diebſtahl erlaubt war, und aus dem ganzen rohen Character der Spartaner hervor, wie ſie in der griechiſchen Geſchichte beſtändig erſcheinen.

Wohlthätiger und zweckmäſsiger waren dagegen *die* Geſetze, auf welche *Solon* die athenienſiſche Staatsverfaſsung gründete. Durch ihn wurden die frühern blutdürſtigen Geſetze des Drako antiquirt, und er gab wenigſtens Geſetze, die dem Geiſte *ſeines* Zeitalters anpaſsten. Er ſuchte zuerſt ein glücklicheres Verhältniſs zwiſchen die verſchiednen Volksklaſsen zu bringen und die Urſachen der Klagen der niedern zu vermindern. So viel er auch für die Erziehung, für die Anerkennung der Bürgerrechte und für die Begründung eines wohlthätigen Gemeingeiſtes that, ſo waren doch auch ſeine Geſetze von der einen Seite noch ſehr beſchränkt, indem ſein Verbot der Mitgabe bey Ausſtattung der Töchter von der Armuth des Staates und die Beſtrafung des Müſsiggangs als eines Verbrechens noch keine hohe Idee von der Thätigkeit und Kultur der athenienſiſchen Bürger gewährt. Bald aber wurde ein Theil dieſer Geſetze verändert durch die Uſurpation der königlichen Gewalt des

Piſiſtratus über Athen, deſſen Regierung den Wiſſenſchaften nicht nachtheilig war, die aber doch wichtige Folgen für die künftige Verfaſsung des Staates hatte. Solons Geſetze ſelbſt waren von der Art, daſs der athenienſiſche Staat, dem ſie auch ſpäterhin noch zur Grundlage dienten, dabey aufblühen und in ſeiner Kultur fortſchreiten konnte; die übeln Folgen ſeiner Volksregierung wurden aber, beſonders in den folgenden Zeiten, erſt recht ſichtbar, und dieſe haben angehalten bis zum gänzlichen Untergange des Staats. Ueberhaupt haben die Geſetze des Alterthums, ſo wie die früheſten Religionen, ſich ſelbſt gröſtentheils überlebt, ihre Promulgation paſstse *ihrem* Zeitalter an, aber die Anſtalten der Geſetzgeber ſelbſt zur ewigen Beybehaltung derſelben, die ſclaviſche Anhänglichkeit des Volkes an denſelben, dem ſie gewöhnlich unter der Auctorität der Nationalgottheit mitgetheilt worden waren, das Allegoriſiren und Deuten der frühern religiöſen und bürgerlichen Begriffe, und endlich der Mangel an weiſen und reifen ſpätern Geſetzgebern, haben dieſes Veralten und das Elend der Verfaſsung, die dennoch an ihnen hing, bewirkt, ſtatt daſs ein weiſes Antiquiren derſelben und die Aufſtellung lichtvollerer, und dem Geiſte der ſpätern Zeit angemeſsener, Geſetze Wohlthat und Bedürfniſs für die Völker geweſen wäre. Die klagende Stimme der Geſetzgeber alter Völker, eines Moſes, Solon, Lykurgs etc. darf uns alſo nicht befremden; ſie hatten den Geiſt *ihrer* Zeit zwar durchdrungen, und ihre Geſetze auf ihn berechnet, dagegen aber vergeſsen, daſs ein Staat im Aufblühen ohnmöglich lang auf *einer* und derſelben Stufe der Kultur ſtehen bleiben könne, und daſs das Individuum, ſo wie jede bürgerliche Verfaſsung an das Geſetz des ſtufenweiſen Fortſchrittes gebunden ſey.

Digitized by Google

Der öffentlich-*religiöſe Kultus* geſchah beſonders durch Opfer; zahlreiche Feſte und prachtvolle Tempel wurden beſonders dann in Griechenland gewöhnlich, als die Künſte aufblühten, deren ſchönſter Flor in dieſen Gegenden am Ende der gegenwärtigen Periode eingeleitet wurde, und in der nächſten eintritt. Die Prieſter der Griechen machten keinen iſolirten Stand aus, weil der eingeſchränkte Kaſtengeiſt des Morgenlandes, ſo wie überhaupt Deſpotismus und Prieſterariſtokratie auf griechiſchem Grund und Boden nicht gedeihen konnte. Zu dem Characteriſtiſchen der Form des griechiſchen Gottesdienſtes gehörten auch die heiligen Spiele. Sie waren öffentliche, den Göttern zu Ehren angeſtellte Wettkämpfe der Kräfte des Körpers und der Seele. Jede Nation, jede Stadt hatte ihre beſondern *Spiele*, aber an den olympiſchen, pythiſchen, nemeiſchen und iſthmiſchen nahm ganz Griechenland Theil. Der Urſprung derſelben iſt nicht genau zu beſtimmen, da er ſich im Alterthume verliert. Die olympiſchen, zu Ehren des Jupiters, wurden zu Olympia in Elis allezeit im fünften Jahre gefeyert und waren die vorzüglichſten, denn mit ihnen beginnt erſt die ſichere Chronologie, die beglaubigtere Geſchichte und ſie waren ein politiſches Band für alle griechiſche Völker. Körperliche Uebungen characteriſirten ſie zunächſt; dahingegen die pythiſchen, zu Ehren des Apollo, mehr Wettſtreite des Geiſtes waren und bey Delphi, die nemeiſchen aber bey Nemea im Argiviſchen und die iſthmiſchen auf der korinthiſchen Erdenge beym Tempel des Neptuns gefeyert wurden. Der Urſprung der griechiſchen *Myſterien* verlieret ſich auch im frühen Alterthume, auch ſcheinen ſie mehr für politiſche Abſichten und Zwecke angelegt geweſen zu ſeyn, als daſs ſie, wie bey andern Völkern, unter der Leitung der Prieſter geſtanden und zur Beförderung

Digitized by Google

ihres Privatintereſse gedient hätten. — Während der niedern Perioden der moraliſchen Kultur der Griechen, beſonders alſo in dem gegenwärtigen Zeitraume, ſtanden die *Orakel* in Anſehen; das Dodoniſche war das älteſte in Griechenland, das Delphiſche das berühmteſte. Späterhin wurden ſie zweydeutig, und endlich konnten ſie dem weiten Vorwärtsſtreben der menſchlichen Vernunſt in ihrer ſittlich-religiöſen Kultur nicht länger widerſtehen, ſie muſsten nach und nach verſtummen. Eben ſo verminderte ſich auch nach und nach das Anſehen des Vögelfluges, und anderer bedeutenden Phänomene, die die Prieſter nach ihren Abſichten deuteten; Griechenland reifte aber früher und ſchritt ſchneller zu einer zweyten Stufe der Kultur fort, als die orientaliſchen Staaten, bey denen dieſe Vehikel der niedern Kulturperiode während dieſer Periode anhielten und ſorgfältig von den Prieſtern in die nächſte mitgenommen, und ſo lange, als es der unmündige Geiſt der Völker verſtattete, beybehalten wurden.

Doch iſt auch das Gute nicht zu verkennen, welches z. B. nur allein das delphiſche Orakel in Griechenland hervorgebracht hat. So manchen Tyrannen und Böſewicht zeichnete ſeine Götterſtimme aus, indem ſie ihm ſein Schickſal verkündigte; nicht minder hat es viele Unglückliche gerettet, ſo manchen Rathloſen berathen, manche gute Anſtalt mit göttlichem Anſehn bekräftigt, ſo manches Werk der Kunſt oder der Muſe, das zu ihm gelangte, bekannt gemacht und Sittenſprüche ſowohl als Staatsmaximen geheiligt. Die rohen Verſe des Orakels haben alſo oft mehr gewirkt, als die glatteſten Gedichte ſpäterer Dichter; ja den gröſseſten Einfluſs hatte es dadurch, daſs es die Amphiktyonen in ſeinen Schutz nahm, und ihre Ausſprüche gewiſsermaſsen zu Geſetzen der Religion machte *). —

*) Herders *Ideen etc.* Th. 3 S. 211.

Durch ſo viele nützliche und weiſe Anſtalten, durch dieſe angehende Blüte der Wiſsenſchaften und Künſte wurde Griechenlands Reife in der nächſten Periode vorbereitet. Das Zeitalter des Perikles ſah Beredſamkeit, Dichtkunſt, Tonkunſt, Mahlerey, Bildhauerey, Tanzkunſt u. drgl. in dem ſchönſten Flore. Die republikaniſchen Verfaſsungen erhielten auch erſt dann eine höhere Richtung, die aber gröſstentheils in Ariſtokratie oder Oligarchie übergieng und ſich endlich mit der Ueberliſtung des macedoniſchen Philipps endigte. Jetzt iſt daher die griechiſche Kunſt noch in ihrer Kindheit, und die höhere Reiſe der Philoſophie fiel nicht einmal in das Zeitalter der republikaniſchen und äſthetiſchen Blüthe der Griechen. Als Griechenland frey und im Beſitze der gröſsten Künſtler war, hatte es noch keine eigentlichen philoſophiſchen Syſteme, als dieſe aufgeführt wurden, war jene Blüthe ſchon erloſchen und kaum der Schatten jener frühern Verfaſsung geblieben. —

Italiens und namentlich *Roms* Kultur, die erſt durch fremde Blüthe bewirkt werden konnte, gewährt in dieſem Zeitraume nur einen dürftigen Anblick. *Etrurien* allein hat in bürgerlicher und äſthetiſcher Hinſicht einige Fortſchritte in der Kultur gethan, und wurde, ſelbſt in ſeinen unvollkommenen Verſuchen, das Muſter der römiſchen Kultur, bis die Römer mit den Griechen bekannt wurden, und von hier aus fremde Früchte auf ihren Boden verpflanzten. *Eigenthümliche* und ſelbſt erzeugte Kultur haben die Römer nie gehabt; was ſie in bürgerlicher, religiöſer, wiſsenſchaftlicher und äſthetiſcher Hinſicht geworden ſind, haben ſie von andern entlehnt, und daher iſt auch die Blüthe der Kultur bey ihnen nie ſo gediehen, als in ihrem Mutterlande Griechenland.

Etrurien hatte ſchon frühzeitig eine zweckmäſsig eingerichtete bürgerliche Verfaſsung, und bereits die erſte

niedrigſte Stufe der Kultur verlebt, als Rom entſtand und mit der etruriſchen Verfaſsung bekannt wurde. Die Kultur dieſes Volkes iſt auch ſo eigenthümlich, daſs ſie von den damals bekannten kultivirten Völkern (die Griechen ſelbſt verlebten noch die niedrigſte Stufe der Kultur) nicht abgeleitet werden kann; es ſcheint, daſs mehrere frühzeitig aus verſchiedenen Gegenden hier eingewanderte Stämme zuſammentrafen und ſich zu Einer bürgerlichen Verfaſsung vereinigten, wodurch, eben weil dieſe Stämme keine hohe Kultur aus ihrem Mutterlande mitbringen konnten, ſie ſelbſt genöthigt wurden, Schöpfer einer *eigenthümlichen* Kultur zu werden. Das, was ſie alſo leiſteten, ging aus dem originellen Geiſte ihrer Verfaſsung hervor, und der Character, der ſich ihnen anbildete, war ein Product ihrer langſam fortſchreitenden bürgerlichen und religiöſen Reife. Ihre bürgerliche Einrichtung, in welcher ſie den Römern ſelbſt zum Vorbilde dienten, hebt ſich hoch über die Verfaſsung der Barbaren empor. *) Nahe noch vor den Zeiten ihres Unterganges war Etrurien eine verbundne Republik von zwölf Stämmen, nach Grundſätzen vereinigt, die in Griechenland ſelbſt weit ſpäter und nur durch die Noth erzwungen wurden. Der Krieg war von ihnen ſchon zu einer Kunſt gemacht, da ſie zu Zeichen des Angriffes, des Abzuges, des Marſches, des Fechtens in geſchloſsenen Gliedern, die Kriegstrompete, die leichten Spieſse etc. gebrauchten. Die Augurien und mehrere Gebräuche ihrer Religion waren zugleich Werkzeuge ihrer Staatseinrichtung, durch welche ſie in Italien als das erſte Volk erſcheinen, das die Religion kunſtmäſsig mit dem Staate zu verbinden ſuchte. Was Rom in ſeiner frühen Verfaſsung ähnliches hatte, das hat es von dieſem früheſten kultivirten Volke Italiens entlehnt. Auch die Schif-

*) Herders *Ideen etc.* Th. 3. S. 286. ff.

fahrt trieb dieſes Volk frühzeitig ſchon, und herrſchte durch Kolonien und durch Handel längs der italieniſchen Küſte. Die Etrurier verſtanden die Befeſtigungs- und Baukunſt; ſie liebten das Wettrennen auf Wagen, Theaterſpiele, die Muſik und Dichtkunſt, und alles dies hatte bey ihnen ſelbſt begonnen und war auch langſam fortgeſchritten, wie dies mehrere Spuren ihrer Kultur zeigen. Schon frühzeitig hatten ſie ein Alphabet, das die Römer, unter einigen Modificationen, von ihnen annahmen. Wenn ſie nun auch in ihrer Kultur nicht die griechiſche Blüthe erreichten, wenn ſie durch Gallier und Römer, die beyde eben ihr heroiſches Zeitalter verlebten, angegriffen und wegen der, mit ſchnell gereifter Kultur verbundnen, Weichlichkeit und Luxus nach und nach beſiegt, ſo wie durch innere Unruhen zwiſchen ihren Stämmen ſelbſt der Auflöſung ihrer bürgerlichen Verfaſsung entgegen gebracht wurden, ſo trug freylich zu viel dazu bey, dieſen Anfang etruriſcher Kultur frühzeitig zu verdunkeln und ihm das Sonnenlicht zu rauben, deſsen er zu einer freyern und höhern Blüthe bedurfte. —

Roms Anſehen und Macht war anfangs ſchon auf perſönliche Tapferkeit und Krieg gegründet; die gewagte kühne Unterjochung der nahe liegenden kleinern italieniſchen Völkerſchaften brachte dieſen jüngern Staat bald in Händel mit den übrigen italieniſchen Völkern, die ihm die endliche Ueberlegenheit ziemlich lang ſtreitig machten. Die Kultur, die Rom jetzt beſitzt, iſt blos die Kultur eines rohen Volkes, das ſein *heroiſches* Zeitalter verlebt, und blos ſo weit gebildet iſt, um Sinn für die Kultur ſeines Beſiegten zu haben, und unvermerkt theils von ihnen zu lernen, theils ihre Kunſtwerke oder Einrichtungen auf ſeinen Boden zu verpflanzen. Nur langſam gewann Rom fremder Kultur einigen Geſchmack ab; und manches wird

bereits auf die Rechnung der frühen Einrichtungen des Stifters Romulus gebracht, was erſt ein Product der ſpätern Zeit war und durch Noth und Bedürfniſs bewirkt wurde. Nach den Nachrichten jüngerer Schriftſteller, die freylich die frühe Geſchichte aus eben ſo unſichern Quellen, aus mannigfaltig entſtellten Traditionen und Mythen, ſo wie bey andern Völkern, ſchöpfen muſsten, theilte bereits *Romulus* ſein Volk in Zünfte, Curien und Centurien; er überſchlug die Aecker, und vertheilte ſie dem Gottesdienſte, dem Staate und dem Volke. Das Volk ſonderte er in Edle und Bürger; aus jenen ſchuf er den Senat und verband mit den erſten Aemtern des Staates auch die Heiligkeit prieſterlicher Gebräuche. Ein Trupp von Rittern wurde gewählt, die in den ſpätern Zeiten eine Art Mittelſtandes zwiſchen dem Senat und Volke ausmachten. Er ſchloſs fremde Götter aus, um Rom ſeinen eignen Schutzgott zu ſichern; er führte die Augurien und Wahrſagungen ein, und verwebte die Volksreligion aufs genaueſte mit dem bürgerlichen Intereſse. Er beſtimmte das Verhältniſs des Weibes zum Manne, des Vaters zu ſeinen Kindern; richtete die Stadt ein, feyerte Triumphe, ward erſchlagen und göttlich verehrt. Dies ſind aber auch die einfachen Puncte, *) um welche ſich das Rad der römiſchen Begebenheiten nachher unaufhörlich wälzet. Denn wenn nun mit der Zeit die Klaſsen des Volkes vermehrt, verändert oder einander entgegen geſetzt werden; wenn Streitigkeiten entſtehen, was für die Klaſsen oder Zünfte des Volkes und für welche derſelben es zuerſt gehöre? Wenn Unruhen über die wachſende Schuldenlaſt der Bürger und über die Bedrückungen der Reichen ſich erheben; wenn manche Vorſchläge zur Erleichterung des Volkes durch Zunftmeiſter, Vertheilung der Aecker, oder die Rechts-

*) Herders *Ideen etc.* Th. 3. S. 299. M.

pflege, durch einen mittlern, den Ritterſtand gethan werden; wenn Streitigkeiten über die Gränzen des Senats, der Patricier und Plebejer bald dieſe, bald jene Form annehmen, bis beyde Stände ſich unter einander verlieren; ſo iſt dies alles die nothwendige Folge der Einrichtung *einer Stadt*, die dann ſpäterhin zugleich Norm der Verfaſſung des gröſseſten Staates der Erde werden ſollte. Zugleich war die Dauer und Stätigkeit dieſer Verfaſsung einzig auf Krieg gegründet, und die bald erfolgte Aufhebung der königlichen Gewalt trug noch mehr zu dem kriegeriſchen Geiſte bey, der ſchon in die Erziehung des jungen Römers verwebt war, und ihm als Character von Jugend auf angebildet wurde. Die höhern Wiſsenſchaften und ſchönere Blüthe der feinern Künſte konnten alſo ſo lange in Rom nicht Eingang finden, bis nicht dieſer urſprüngliche Character etwas abgeſchliffen, die originelle römiſche Rohheit einigermaſsen gemildert, und der Geiſt des Kriegers an fremde Kultur gewöhnt worden war. Da nun aber die ganze Verfaſsung Roms auf eine *Stadt* und auf Krieg allein berechnet war, ſo muſste, wenn dieſe Verfaſsung nicht mit dem Geiſte der ſpätern Zeit fortgebildet und in ihrer urſprünglichen Form verändert werden ſollte, die Verbindung der angenommenen Kultur mit jenem kriegeriſchen Geiſte von den nachtheiligſten Folgen für die ganze römiſche Verfaſsung ſeyn, ſo daſs nach einem langen zweydeutigen Kampfe, wo die jüngere Kultur über den ältern kriegeriſchen Sinn den Sieg davon trug, eben dadurch der Verfall der ganzen Staatsverfaſsung unvermeidlich vorbereitet wurde. Sollte dieſe Verfaſsung beſtehen und doch der Römer in ſeiner Kultur fortſchreiten, ſo muſste durchaus die Verfaſsung durch ſpätere Geſetze fortgebildet werden, durch welche die frühern antiquirt wurden und durch welche der Geiſt des Römers ſelbſt, zu

Digitized by Google

einer Kultur fortgeführt wurde, die ſeiner urſprünglichen Verfaſsung angemeſsen war. Da während dieſer Periode blos noch der heroiſche Geiſt in Rom gilt und ein Triumphbogen mehr begeiſtert, als der Fortſchritt in der religiöſen und äſthetiſchen Kultur, ſo kann auch die Characteriſtik der römiſchen Kultur dieſes Zeitraums nichts anders ſeyn, als ein Gemählde des *kriegeriſchen Geiſtes*, der alle einzelne Theile der ganzen römiſchen Verfaſsung durchdrang und der noch mehr durch die Conſulen gehoben würde, weil dieſe, während ihrer kurzen Amtsführung und Feldherrnwürde, des Triumphes werth nach Rom zurückkehren wollten. Einzelne groſse Handlungen, die bey jedem Volke während ſeines heroiſchen Zeitalters nicht ſelten ſind, und die von einzelnen Menſchen ausgeübt werden, können bey der Darſtellung des römiſchen Characters, während dieſer Periode *im Ganzen*, nicht in Anſchlag gebracht werden, beſonders da ſie aus der nemlichen Quelle, aus den herrſchenden Begriffen von perſönlicher Tapferkeit und dem damit verbundenen Patriotismus, hervorgingen. Dies war die ſo hoch geprieſene Römertugend dieſer Zeit. — Da republikaniſcher Sinn der Hauptzug des römiſchen Characters war, ſo ſtand auch die *poſitive Religion* und die *Volksmythologie nur im Dienſte des Staates;* deswegen waren die Prieſter nie eine abgeſonderte Klaſse, ſondern zugleich die erſten Bürger des Staates, deren politiſches Intereſse bey den religiöſen Begriffen, die ſie verbreiteten, gewöhnlich mit in Anſchlag kam; dadurch ward aber ihre Religion, als Religion, toleranter, als irgend eine der Vorwelt; der Staat war nicht ihrentwegen, *ſie* war des Staates wegen da. Die römiſchen Könige und Conſulen rühmten ſich deshalb oft eines genauern Umgangs mit Göttern, um ihre politiſchen Privat-

abſichten dadurch um ſo leichter realiſiren zu können. Da aber die Religionsgebräuche und der öffentliche Kultus der Volksreligion blos durch das Staatsintereſse geleitet wurde, dieſes aber blos auf Krieg, und mithin auf eine niedrige Stufe der Kultur, eingeſchränkt war, ſo läſst ſich leicht einſehen, warum auch die römiſche Volksreligion ſo lange auf den niedrigſten Stufen der Kultur ſtehen blieb, und ſelbſt ſpäterhin die gröbere Mythologie nicht einmal durch die Bekanntſchaft mit den feinern und verflochtnern Modificationen der griechiſchen Mythologie gemildert und verbeſsert werden konnte. Aus dieſer langen Anhänglichkeit an dem alten religiöſen Kultus und der ungereimten Mythologie eines heroiſchen Volkes entſprang ſpäterhin die Gleichgültigkeit des Römers gegen alle Religion, von der nur verhältniſsmäſsig ein kleiner Theil eine Ausnahme machte, der mit griechiſcher Philoſophie bekannt geworden war, und dadurch eine höhere Richtung bekommen hatte. Die nächſten Perioden werden es noch deutlicher zeigen, daſs die Prolongation des Heldenalters und die lange Beybehaltung der frühern, rohen Mythologie in der Folge den Verfall und unvermeidlichen Untergang eines Staates und einer Religion nach ſich ziehen, dahingegen durch weiſes und dem fortſchreitenden Geiſte der Menſchheit angemeſsenes Antiquiren der frühern Verfaſsung, in religiöſer und bürgerlicher Hinſicht, und durch ſtufenweiſse Fortbildung des Nationalcharacters ein Volk allein zur höhern Kultur und Reife fortſchreiten, und eine verjüngte Blüthe ſeiner ganzen Verfaſsung verleben kann. Die Grundlage der römiſchen Staatsreligion waren aber *griechiſche und etruſciſche Mythen*, in welche wahrſcheinlich noch *hiſtoriſche Sagen* aus den erſten Zeiten der Republik ſelbſt verſchmolzen waren. *Fetiſchismus* war es alſo, in einer etwas mildern Geſtalt, wo fremde

und einheimiſche Helden und apotheoſirte Menſchen eine bedeutende Rolle ſpielen, und dadurch wird denn der allgemeine ſinnliche Anfang aller religiöſen Kultur des menſchlichen Geiſtes beſtätigt.

Die *wiſſenſchaftliche* und *äſthetiſche* Kultur der Römer war, wenn wir die erſten Anfänge derſelben hinwegrechnen, die wahrſcheinlich von den Etruriern entlehnt wurden, ein Widerſchein der griechiſchen. Die erſten römiſchen Hymnen, Tänze und Schauſpiele finden ſich in Rom ſchon früher vor, ehe es noch mit den Griechen näher bekannt wurde. Deswegen iſt aber über römiſche Dichtkunſt, Mahlerey, Tonkunſt, Bildhauerey etc. jetzt noch kein Reſultat zu ziehen, weil doch blos ſo viel bey ihnen von denſelben angetroffen wird, als ſelbſt einem noch ungebildeten Volke, während daſs es ſein heroiſches Zeitalter verlebt, unentbehrlich iſt.

D) Einige allgemeine Bemerkungen und Reſultate über dieſe ganze Periode und die Fortſchritte der menſchlichen Kultur in derſelben.

Daſs dieſe Periode verhältniſsmäſsig ſo vollſtändig entwickelt und weitläuftig dargeſtellt werden muſste, hat ſeinen Grund

1) darinn, weil ſie eine der längſten in der geſammten Geſchichte iſt, die aber nothwendig bis auf Cyrus angeſetzt werden muſste, weil bis dahin das Mythenalter der meiſten Völker geht, weil erſt mit Cyrus Periode ſowohl im Oriente als in Griechenland und Rom, die *beglaubigte* Geſchichte beginnt, und überhaupt die Perioden in der Kulturgeſchichte der Menſch-

heit durchaus nicht nach der Menge der Jahre, die ſie umſchlieſsen, angeſetzt und beſtimmt werden können, ſondern einzig nach den, entweder ſchnellen oder langſamen, Fortſchritten des menſchlichen Geiſtes in ſeinergeſammten Kultur. *Wenn der menſchliche Geiſt mit ſeiner freyen Thätigkeit und in dem ſtufenweiſsen Gang der Entwickelung und Bildung ſeiner Kräfte nicht ſelbſt Epoche macht, wenn wir nicht für das, was in der Kulturgeſchichte Epoche gemacht hat, ein gewiſses ſicheres Kriterium haben*, ſo wird unſer Beſtreben, Proportion zwiſchen den Perioden nach chronologiſcher Ordnung zu erzwingen, nur kleinlich und ſchwankend ſeyn. Jenes ſichere Kriterium aber, das die Epochemachenden Begebenheiten in der Geſchichte beſtimmt, beruht allein auf dem Geſetze, an welches der Fortſchritt des menſchlichen Geiſtes in ſeiner Kultur gebunden iſt; daſs nemlich jede groſse *bürgerliche* Veränderung in dem Reiche vernünftiger Weſen, die entweder durch vorhergefühltes Bedürfniſs nöthig gemacht, oder durch ſtille Evolution, bisweilen auch durch Revolution, (der durch eine gewaltſame Unterbrechung des bisherigen Ganges der menſchlichen Kultur) auch wohl nur durch einzelne Männer und Regenten herbeygeführt wird, nothwendig eine eben ſo groſse Veränderung in der moraliſchen Welt und in der Umbildung *religiöſer* Begriffe nach ſich ziehe. Solche Erſcheinungen in der moraliſchen Welt oder in dem Reiche vernünftiger Weſen,

ſen, die durch die freye Selbſtthätigkeit der in ihrer Kultur fortſchreitenden Vernunft bewirkt werden, machen Epoche in der Kulturgeſchichte, und ſo oft eine ſolche Einfluſsreiche Begebenheit in der allgemeinen *empiriſchen* Geſchichte vorkommt, ſobald iſt es das Geſchäfte des Forſchers der Kulturgeſchichte ihr Daſeyn und ihren Eintritt *a priori* aus den allgemeinen Geſetzen, an welche die Bildung der menſchlichen Vermögen gebunden iſt, zu erklären, um das Reſultat genau verzeichnen zu können, welches für die nunmehr in bürgerlicher und religiöſer Hinſicht erreichte Maſse der Kultur hervorgeht. Es kann geſchehen, daſs durch das Zuſammentreffen mehrerer Umſtände bisweilen dieſe Epochemachenden Begebenheiten ſchneller, bisweilen langſamer auf einander folgen; der Forſcher der Kulturgeſchichte, der dem fortſchreitenden Gange des menſchlichen Geiſtes folgt, nimmt daher auf Chronologie und Jahre nicht Rückſicht, ſondern hält ſich an die ſtillveranlaſste, nun eintretende und für die Kultur der Menſchheit Folgenreiche Erſcheinung. Eine ſolche Erſcheinung muſste aber nothwendig Anfangs in der Kulturgeſchichte *lang* ausbleiben, weil ſich der menſchliche Geiſt erſt erholen und kennen lernen muſste; weil die niedere Kraft, die Sinnlichkeit, zuerſt erwachte, deren langſame Bildung und mannigfaltige Verirrungen und Uebungen erſt das Erwachen der höhern Kraft, und mit demſelben den Eintritt einer höhern Kulturperiode, in bürgerlicher und religiöſer

Hinſicht, vorbereiten konnten. Daher die verhältniſsmäſsig lange Dauer *dieſer* erſten Periode und ihr ungleiches Verhältniſs zu den folgenden.

2) Es vereinigen ſich aber auch noch mehrere Momente, die eine ausführliche Charakteriſirung dieſer erſten Periode nöthig machen. In ihr finden wir das Mythen- und heroiſche Zeitalter der wichtigſten und für die Kulturgeſchichte bedeutendſten Völker der Vorzeit. Die Aufſtellung des Ganges, den, bey dieſem Volke, unter dieſen Umſtänden, Verhältniſsen und Verbindungen, der menſchliche Geiſt in ſeiner Bildung nahm, kann nie mit mehrern und gröſsern Schwierigkeiten zu ringen haben, als wo der Forſcher der Kulturgeſchichte entweder, von allen hiſtoriſchen Nachrichten *ganz* verlaſsen, ſich blos der Analogie und Philoſophie in die Arme werfen, und nach den allgemeinen *a priori* feſtſtehenden Geſetzen der menſchlichen Ausbildung den *erſten* Anfang aller menſchlichen Kultur beſtimmen, oder, wenn dieſer Anfang feſtgeſetzt iſt, nun erſt die chaotiſche Maſse der Materialien der früheſten Völkergeſchichte, wo möglich, zu einem lichtvollen haltbaren Ganzen vereinigen und den Gang verzeichnen ſoll, den eben dieſes Volk, getreu den ewigen Geſetzen aller menſchlichen Kultur, in ſeiner individuellen Bildung genommen hat. Bey der groſsen Menge von Lücken, die in der älteſten Geſchichte angetroffen werden; bey der Menge von Widerſprüchen, die ſich in derſelben vorfinden; bey der Menge von Mythen und Traditionen, deren Gehalt erſt ſorgfältig

Digitized by Google

geprüft werden muſs, ehe ſie als Belege zur Charakteriſirung des Ganges der früheſten menſchlichen Bildung aufgeführt werden können; ferner bey den getheilten Meynungen der würdigſten Gelehrten, über die Bildung einzelner Völker, über ihr gegenſeitiges Verhältniſs, über das Entſtehen gewiſser religiöſer Begriffe und die Verwandtſchaft zwiſchen denſelben; über das Verhältniſs der Geſetzgebung und bürgerlichen Verfaſsung zur Volksreligion und zur Privatreligion einzelner Männer; über das Verhältniſs des Intereſse der Prieſter zum Intereſse des Staates; — bey dieſen getheilten Meynungen, über welche nie Friede zwiſchen den denkenden Männern der Mitzeit werden wird, bey dieſen unermeſslichen Schwierigkeiten, mit denen beſonders die *erſte* Periode der Kulturgeſchichte zu ringen hat, muſs wohl eine ſorgfältige und ausführliche Darſtellung der ſubjectiven Gründe eines denkenden Mannes, für *ſeine* Anſicht des Ganges der ſucceſsiv fortſchreitenden Kultur, nöthig und dringendes Bedürfniſs ſeyn. Auch iſt es in der That kein leichtes Geſchäft, dieſes Konvolut der mannigfaltigſten Materialien zu ordnen, um doch *einigermaſsen* Licht und Zuſammenhang in ſie zu bringen, und ſie geordnet auf die allgemeine *a priori* für alle Kulturfortſchritte des menſchlichen Geiſtes feſtſtehende Norm zurück zu bringen und ihren Werth nach dieſem Maasſtabe zu würdigen. Hiezu kommt noch, daſs, ſobald die Verzeichnung des Ganges des menſchlichen Geiſtes in ſei-

Digitized by Google

ner Kultur ſchon frühzeitig und bereits in der erſten Periode unrichtig und einſeitig geſchieht, nothwendig auch die Reſultate aus den folgenden Epochen ihrer letzten Begründung *a priori* ermangeln müſsen, und alle Reſultate, die nicht mit dem *a priori* feſtſtehenden moraliſchen Weltplan zuſammenhängen, blos glückliche empiriſche Griffe im Einzelnen ſind, die aber, als Gewinn aus dem ganzen Gange der Kulturgeſchichte, nicht unter ſich im *nothwendigen Zuſammenhange* ſtehen. Zu dieſen Gründen, die eine ſorgfältige und verhältniſsmäſsig ausführliche Behandlung der *erſten Kulturperiode* nöthig machen, kommt noch hinzu, daſs dieſe Periode des Mythenalters bis jetzt *verhältniſsmäſsig* noch ſehr wenig und ſehr mangelhaft, mehr nur in einzelnen Zügen und nach einzelnen Theilen, als in ihrem ganzen Zuſammenhange und nach ihrem Einfluſse auf die *geſammte* Kulturgeſchichte bearbeitet worden iſt; übrigens auch ein andrer Theil von Gelehrten nirgends noch ſo ſehr an Fabeln und chronologiſchem Spielzeuge hängt, als in dieſer ſo verflochtenen, und doch ſo intereſsanten, Periode der Kulturgeſchichte.

3) Eine der wichtigſten Urſachen aber, die die ausführliche und philoſophiſche Behandlung der erſten Kulturperiode nöthig macht, iſt: weil einige Völker, deren Kultur in dieſem Zeitraume aufblühte und zu einigen Graden fortſchritt, auch gegen das Ende deſselben auf dem einmal erreichten Puncte ſtehen blieb, und ſeit dieſer Zeit, durch Jahrtauſende alſo hindurch, kei-

Digitized by Google

nen bedeutenden Fortſchritt gethan hat, wie z. B. die Kultur der *Indianer* und *Sineſen;* dieſe Völker muſsten daher in ihrem Verhältniſse zu ſich ſelbſt und zu andern gleichzeitigen Völkern gewürdigt, und die Urſache jenes wichtigen Phänomens genau angegeben werden, da ſie ihren Platz in den *folgenden* Perioden der Kulturgeſchichte, eben durch dieſen Stillſtand, verwirkt haben.

Was nun aber die *allgemeinen Reſultate* betrift, die aus der Anſicht der Kulturfortſchritte des menſchlichen Geiſtes während dieſer Periode ſich ergeben, ſo möchten ſie *vorzüglich* auf folgenden Momenten beruhen:

4) Die von der Vernunft *a priori* und unabhängig von aller Erfahrung aufgegebnen Geſetze für die Bildung und Reife der menſchlichen Anlagen und Vermögen, *können* realiſirt werden durch die vernünftigen Weſen, und ſind durch ſtufenweiſe Entwickelung und Fortbildung dieſer Kräfte und Vermögen bis jetzt auch wirklich realiſirt worden. Der empiriſche Anfang der Menſchengeſchichte hat es beſtätigt, daſs alle menſchliche Kultur vom Schlechten, Unvollkommenſten und Mangelhafteſten anheben, und ſo langſam, durch unzählige Grade und Modificationen, zum Reifern und Beſsern fortſchreiten müſse. Dadurch kommt nun die Erfahrung mit den Geſetzen der Vernunft in Harmonie; es kommt in den ſcheinbar verworrenen Gang der Kulturgeſchichte ſelbſt Ordnung, Licht und Zuſammenhang, und mit jedem Fortſchritte in der bürgerlichen und religiöſen Kultur wird der *a priori* feſt-

ſtehende Grundſatz beſtätigt, *daſs der moraliſche Weltplan die letzte Begründung für jede bürgerliche Geſetzgebung* und *für die ſtufenweiſe Entwickelung der moraliſchen Religion*, als der einzigen, die den höchſten Forderungen und Geſetzen der Vernunft entſpricht, und die durch alle poſitive und Privatreligionen der Vorwelt nur vorbereitet worden iſt, *enthalte;* daſs aber auch die lichtvolle Anſicht dieſes Weltplans und die Bewirkung der durch denſelben möglichen Harmonie im Reiche der vernünftigen Weſen erſt dann eintreten könne, wenn die unzureichenden, mangelhaften und in einer folgenden Periode veralteten frühern Begriffe antiquirt und beſsere und reifere an ihre Stelle geſetzt werden.

5) Ob gleich die beyden wichtigſten *Bedingniſse* aller menſchlichen Kultur, das Leben des Menſchen in der bürgerlichen Geſellſchaft und die Entwickelung ſeiner moraliſchen Anlagen und Bedürfniſse zum *religiöſen* Gefühle, auf Einem und demſelben Principe und *a priori* feſtſtehenden Kriterium (*dem moraliſchen Weltplane*) beruhen, ſo müſsen beyde Bedingniſse, wenn das Reich vernünftiger Weſen zu ſeinem erhabnen Ziele gelangen ſoll, zwar immer als durch ein gemeinſchaftliches Princip *nothwendig* verbunden, aber doch *iſolirt* in der Kulturgeſchichte erſcheinen. Das vereinigte bürgerliche und religiöſe Intereſse hat der Menſchheit nie wohlgethan, und Prieſterariſtokratie hat allezeit, und noch mehr als der Deſpotismus, den freyern Fortſchritt des menſchlichen Geiſtes in der Kul-

tur aufgehalten. Hätten ſich bey der griechiſchen Kultur nicht mehrere Umſtände vereinigt, wodurch die höhere Reiſe und Blüthe derſelben in der Folge aufgehalten würde, ſo würde gewiſs, eben wegen der weitern Entfernung des religiöſen und politiſchen Intereſse, dadurch eine ſchnellere Annäherung an die ſtufenweiſe und langſam eintretende Realiſirung des moraliſchen Weltplans vermittelt worden ſeyn.

6) Die niedere Stufe der Kultur bereitet allezeit die höhere, beſsere und reiſere vor. Je länger aber die Sinnlichkeit, als die niedere Kraft, das Uebergewicht behält, je länger erhält ſich auch der Fetiſchismus als poſitive Religion, je mehr werden die älteſten kosmogoniſchen und theogoniſchen Mythen erweitert, ausgeſchmückt und ſpäterhin allegoriſirt, und um ſo mehr bleibt das Volk, bey dem überhaupt die Fortbildung nur langſam geſchehen kann, weil die Sinnlichkeit die Kultur und Entwickelung der höhern Kräfte aufhält, bey bloſsen ſinnlichen *Gebräuchen* ſtehen, die ſeinen Bedürfniſsen und dem Grade ſeiner Bildung anpaſsen. Daher läſst es ſich erklären, wie neben den mannigfaltigſten Modificationen des langanhaltenden Fetiſchismus doch Fortſchritte in Wiſsenſchaften und Künſten, in Dichtkunſt, Tonkunſt, Handel, Schifffahrt u. dergl. angetroffen, und bey einzelnen denkenden Männern eine von dem Fetiſchismus zwar ehemals ausgegangne, aber nun ganz iſolirte Privatreligion vorgefunden werden könne, eben weil durch das Zuſammentreffen glücklicher Umſtände der Geiſt dieſer

Einzelnen ſich früher von dem Leitbande der Sinnlichkeit losriſs, und zur Kultur der edlern und höhern Vermögen leichter und freyer fortſchreiten konnte. Soll nun das Volk fortgeführt werden in ſeiner Kultur, ſoll es zu beſsern und reifern Begriffen fortſchreiten, ſo müſsen ſie ihm mitgetheilt und unter der Auctorität der Nationalgottheit bekannt gemacht werden und ſich ſo an die ſchon vorhandnen Vorſtellungen anſchlieſsen, daſs ſie aus denſelben nur hervorzugehen und in denſelben bereits gelegen zu haben ſcheinen. Dann kann *Offenbarung, auf moraliſchem Grund und Boden angelegt*, zum Fortſchritt der Kultur im Ganzen hinwirken. Langſam wird doch mit der Zeit die, durch die beſsere und richtigere Ueberzeugung veraltete, Vorſtellung antiquirt und ganz aus dem Ideenkreiſe des reifenden Individuums proſcribirt.

7) Die Erfindung und Bildung der *Sprache* war ein Werk des Bedürfniſses die Empfindungen zu bezeichnen, für die in jedem lebendigen *organiſirten* Weſen ein gewiſser Ton angelegt iſt. Nur mühſam konnten, vermittelſt dieſer ſinnlichen Laute, in der Folge abſtracte Begriffe dargeſtellt werden, aber eben dadurch erhielten die erſten tranſcendentalen Begriffe eine ſinnliche Hülle, wodurch ihr Auffinden in den älteſten Vorſtellungsarten, beſonders aber in den Dogmen der erſten Philoſophen und in den Privatreligionen einzelner Weiſen oder Kaſten, auſserordentlich erſchwert wird. Eben wegen der ſinnlichen Form und Hülle wird die älteſte Sprache dichteriſch, und daher

muſste auch die erſte Philoſophie von dichteriſchen Bildern über den dunkel geahnten nothwendigen Zuſammenhang der Dinge und über ihre Emanation aus einer gemeinſchaftlichen Grundkraft ausgehen. Wurden nun die älteſten, in einer ſinnlichen Sprache dargeſtellten, Mythen ſpäterhin allegoriſirt, ſo muſste die Dunkelheit und Schwierigkeit ihrer Interpretation ſich noch vermehren. Die älteſte Philoſophie oder Mythologie ſteht daher, ſowohl der Materie als der Form nach, ganz unter den Bedingungen der Sinnlichkeit, und ſelbſt *die* Charactere, wodurch, bey dem erhöhtern Gefühle der Mittheilung einmal aufgefaſster Begriffe und davon in dem Gedächtniſse niedergelegter Bilder der Phantaſie, die erſte plumpe Mahlerey und bald aus ihr die *Hieroglyphenſchrift* entſteht, ſind ganz an die langſame Entwickelung der Sinnlichkeit gebunden. Das Abſtracte muſs daher auch unter dem ſinnlichen Bilde, Worte und Zeichen dargeſtellt und ausgedruckt werden; daher denn die Menge der Mythen, Allegorien und Perſonificationen ſinnlicher Gegenſtände in der Philoſophie und Sprache der älteſten Welt; daher die Bildung des Emanationsſyſtems und Pantheismus, ſobald der menſchliche Geiſt mit den ſinnlichen Begriffen und der ſinnlichen Sprache rang, und indem er ſich beyder zu entſchlagen ſuchte, den Verſuch wagte, ſich in dem höhern Gefilde der Spekulation anzubauen, wo ihn aber der Mangel an abſtracten Begriffen nothwendig drückte und die lange Angewöhnung an ſinnliche Symbole in Sprache und Schriftzeichen ununterbrochen

überraſchte und Inconſequenzen genug in den erſten ſyſtematiſchen Philoſophemen des Alterthums hervorbrachte.

8) Je weniger noch die höheren Bedürfniſse von dem menſchlichen Geiſte gefühlt werden, um ſo leichter läſst er ſich *durch Auctorität* leiten; unbekümmert ſchmiegt er ſich unter das Joch politiſcher Sclaverey und kniet zitternd vor dem Deſpoten; willig folgt er dem Gängelbande der Prieſter, die ihn mit Ceremonien hinhalten, und durch Prodigien, Orakel, Myſterien und falſche Offenbarungen mit dem Zorne und der Auctorität der Nationalgottheit ſchrecken. Je näher die Kultur ihrem Urſprunge iſt, um ſo leichter ſind auch Verirrungen, Misgriffe und Fehler möglich, denn noch fehlt dem menſchlichen Geiſte die Kraft ſelbſt zu ſehen und ununterbrochen fortzuſchreiten, die blos durch Uebung gewonnen werden kann.

Alle Verirrungen und Fehlgriffe des menſchlichen Geiſtes, in religiöſer und bürgerlicher Hinſicht, haben aber doch am Ende nur das höhere Gute bewirken und herbeyführen müſsen. Ja ſelbſt Kriege und andre (oft traurige) Ereigniſse in der Geſellſchaft haben die Kultur der Menſchheit weiter fortgebracht. Darum finden wir die Länder, die, auſserhalb des Drängniſſes der Völker geſetzt, in ewigem Frieden leben, auf niedrigen Stufen der Kultur (Sina, Indien) dahingegen unter Stürmen und Ungewittern der Frühling der Menſchheit hervorblüht, die Nationen unter ſich näher verbindet, ihre Kräfte entwickeln und kennen

Digitized by Google

lehrt, und Sittlichkeit und Glückſeligkeit im höhern Grade unter ihnen verbreitet (Griechenland etc.).

Mit frohem Herzen treten wir alſo dem Verfolge der Geſchichte der menſchlichen Kultur näher; wo wir hinſehen, finden wir Weſen unſers Geſchlechts in Thätigkeit und Kraftübung; überall das Beſtreben nach Reife und Vollkommenheit, das ſelbſt in Verirrungen und Fehlgriffen nicht verkannt werden kann. Eine merkwürdige politiſche Revolution im Oriente beginnt die neue Periode und da ihre Folgen für den Occident und das damals kultivirte Europa bedeutend geweſen ſind, ſo verdient ſie wohl nach ihrem Einfluſse auf die ſittlich-religiöſe und bürgerliche Kultur im Ganzen gewürdigt zu werden.

Digitized by Google

Zweyte Periode.

Von Cyrus dem Perſer bis auf den macedoniſchen Alexander.

Umſchlieſst einen Zeitraum von mehr als zweyhundert Jahren.

Das heroiſche Zeitalter der Geſchichte, oder die Periode der angehenden Jugend.

Das menſchliche Geſchlecht verlebt in ſeinen, während dieſer Periode, *kultivirteſten* Völkern das Zeitalter der höhern Jugend. *Andre* Völker ſuchen ſich dieſer Kultur zu nähern, ſtehen aber noch einige Grade hinter jenen zurück; wieder *andre* beginnen die erſten Verſuche der Kultur im bürgerlichen Leben, und noch *andre* weiden als Nomaden in Steppen und Wüſten, und ſind, als ſolche, noch nicht ein Gegenſtand der *Kultur*geſchichte.

A) Einleitung in dieſe Periode.

Der Menſch muſs eine lange Kindheit verleben, denn das, was er während derſelben lernen, worinn er geübt werden, was ihm angebildet werden ſoll für künftige Zeiten, kann, wenn er es aus dieſem Zeitalter nicht

Digitized by Google

in die Periode der angehenden Jugend bereits mitbringt, von ihm nicht wieder nachgeholt werden. Die Natur verlängerte alſo mit weiſer Sorgfalt den ſüſsen Traum ſeiner Kindheit, und erzog ihn heran zum erſten Erwachen ſeiner noch ſchwachen Vernunft, während daſs ſie ſeine Sinnlichkeit beſchäftigte und ſtärkte. Zwar waren unzählige Verirrungen und Fehlgriffe des Menſchen, während daſs ſeine Sinnlichkeit die erſte hervorſtechende Rolle ſpielte, unvermeidlich, aber mit weiſer Güte hatte die Natur auch in dieſe Verirrungen zugleich den Keim und die Veranlaſsung zur Rückkehr, und zum weitern Fortſchritt in der Entwickelung und Ausbildung der höhern Kräfte gelegt.

Das menſchliche Geſchlecht giebt, während der Periode, die wir jetzt beginnen, in der That eine ſehr gemiſchte Anſicht; noch ſtehen die meiſten Völker unter der Vormundſchaft der Sinnlichkeit, nur daſs ſie bey dem einen gemildert und verfeinert und in Producten der Kunſt ſo wie in der Erweiterung und Veredlung gewiſser Bedürfniſse erſcheint, ſtatt daſs ſie bey dem andern ihre Kraft in wilden, zerſtörenden Kriegen übt, und in dem Rauſche des *heroiſchen* Zeitalters kaum den bevorſtehenden Frieden zwiſchen den menſchlichen Kräften, der in der Periode der Kunſt oder der veredelten Sinnlichkeit langſam eintritt, ahnen läſst. Eine männliche Kultur und Reife iſt aber jetzt noch nicht zu erwarten; denn zwiſchen dieſem Zeitalter männlicher Reife und der Kindheit liegt die Jugend, nach ihren mannigfaltigen Modificationen, mitten inne; die Vernunft muſs erſt während der Jugend den langen, unſichern und zweydeutigen, Kampf mit der Sinnlichkeit beginnen, ehe ſie als erſte, geſetzgebende Kraft im männlichen Zeitalter erſcheinen, und Frieden und Harmonie zwi-

Digitized by Google

ſchen die geſammten Bedingungen der menſchlichen Kultur bringen kann. Das üppige, fröhlige und Kraft verrathende Anſehn der angehenden Jugend; das Intereſse, das wir an dem Reize und der Schönheit der erwachenden und aufdämmernden Bildung ahnen, darf uns aber nicht verleiten, die Jugendblüthe bereits für männliche Reife zu halten. Zwar möchte der Jüngling ſchon ſo gern dem reifern Manne ähnlich ſeyn; aber das Feuer, das ihn noch electriſch durchglüht; die Kraft, deren erſte Blüthe ſich ſo unaufhaltbar, und oft in heftigen Stürmen, hervordrängt; der Mangel an reifen Erfahrungen, den er nicht durch guten Willen allein erſetzen kann, verrathen gar bald dem Kenner der menſchlichen Natur, daſs ſich *kein* Zeitalter erzwungen herbeyführen laſse; daſs die Natur keinen ihrer Zöglinge eine Anomalie von der einmal vorgezeichneten Bahn ihrer Kulturfortſchritte verſtatte; daſs vielmehr alle Individuen und Völker, mithin auch die Menſchheit ſelbſt, als Individuum betrachtet, die verſchiedenſten Grade der Kultur, die mannigfaltigſten Modificationen des Lebens durchgehen müſse, ehe die niedre Kraft ſo weit geübt und geſtärkt wird, daſs die höhere, kühner und freyer ſich äuſsern, nach einem langen zweydeutigen Kampfe um die Oberherrſchaft, mit ihr ſich verbinden, und durch einen, aus den letzten Zwecken und Beſtrebungen beyder reſultirenden, Endzweck den ſtufenweiſsen Fortſchritt und die unaufhaltbare Annäherung an das Ziel der Reife, ſowohl bey der Gattung als bey dem Individuum, begründen und ſicher ſtellen kann.

Wenn wir nun mit dieſen Grundſätzen, die aus dem allgemeinen, *a priori* beſtehenden, Princip der Kulturgeſchichte hervorgehen, der Würdigung der Kultur der einzelnen Völker, die uns in dieſem Zeitalter aufſtoſsen, näher treten, ſo finden wir auch hier, bey

ſcheinbar groſsen Anomalien und unter den mannigfaltigen Verhältniſsen, in die wir die Uebung und Entwickelung menſchlicher Kräfte verflochten ſehen, doch im Ganzen die gröſste Geſetzmäſsigkeit in den Fortſchritten der menſchlichen Kultur; die erhabene zwiefache Teleologie, der Natur und moraliſchen Welt, die ſich, früher in dem Menſchen als dunkles Gefühl, ſpäter als Geſetz und Endzweck, die mit Nothwendigkeit und Allgemeinheit gebieten, ankündiget, ſehen wir auch in dieſer Periode ſo weit realiſirt werden, als es vermittelſt der Kultur*bedingungen*, die in den Händen der Menſchen ſind, möglich iſt.

Das *Mythenalter* mehrerer Völker iſt bereits verfloſsen; ihre Geſchichte wird beglaubigter, ihr Einfluſs auf andre bedeutender; das Gefühl ihrer Kräfte erwacht und die zunächſt gelegenen Völker und Länder empfinden den Geiſt ihres *Heldenalters*. So wie es bey dem Individuum eine Periode des Lebens giebt, wo es beſonders ſeine *körperliche* Kraft zu üben und zu ſtärken ſucht, und dieſe Periode beym Ausgange der Kindheit und beym Anfange des Jugendalters eintritt; ſo iſt es auch mit ganzen Völkern. Während der Kindheit ruhen zum Theil ihre Kräfte, zum Theil ſind ſie beſchäftigt mit ihren häuslichen Verhältniſsen; die Völker müſsen erſt auf dem, ſich zur bleibenden Wohnung ausgeſuchten, Boden eingewohnen; ſie müſsen durch den geringen Vorrath ihrer Stammſagen den erſten Umriſs ihrer Geſchichte, Religion und bürgerlichen Verfaſsung entwerfen, d. h. die zuſammengetretnen Horden müſsen, vermittelſt des Vehikels eines gemeinſchaftlichen religiöſen Kultus, gemeinſchaftlicher Schickſale, gemeinſchaftlicher Abſtammung und Unterwerfung unter gewiſse, durch Gewohnheit, Herkommen und Verjährung ange-

nommene, Geſetze erſt näher mit einander verbunden werden, ehe ſie daran denken können, andre Völker entweder mit ſich zu verbinden, oder dieſelben ſich zu unterwerfen. Noch ſind freylich die Sitten in dem angehenden heroiſchen Zeitalter wild und roh; noch erlaubt die ungezügelte Sinnlichkeit, während dieſer Periode, öfters Grauſamkeiten und unmoraliſche Handlungen; aber eben durch *die* Thätigkeit, in die der Krieg, ſowohl das angreifende als das angegriffene Volk, verſetzt, werden die Sitten etwas milder und abgeſchliffen; gewiſſe Bedürfniſse regen ſich, die vorher ſchlummerten, und die nur durch die höhere und freyere Uebung der menſchlichen Kräfte geweckt werden konnten; gewiſse Künſte werden, wegen ihres Zuſammenhanges mit jenen Uebungen, mehr betrieben und ſchreiten deshalb, mit dem Menſchen ſelbſt, zu einer höhern Stufe der Reife fort; genug, Noth und Bedürfniſs zwingen die Menſchen kultivirter zu werden, und der wilde Ausbruch der Leidenſchaften, der erſte Sturm der erwachenden Kräfte im heroiſchen Zeitalter, endiget ſich mit Erfahrungen, die den höhern Fortſchritt der Völker in der Kultur begründen und zwar langſam, doch aber unaufhaltbar, herbeyführen.

So muſs ſelbſt das heroiſche Zeitalter, deſsen Anſicht an ſich den gebildeten Menſchen nicht eben erquicken kann, in der ganzen Kette der Bedingungen, durch die das menſchliche Geſchlecht von Stufe zu Stufe in ſeiner Kultur und Reife weiter vorwärts ſchreitet, als nothwendig und zweckmäſsig erſcheinen, eben weil jede Kraft erſt erwachen und zerſtörend ausbrauſen muſs, ehe ſie wohlthätig und mild im Reiche der erhaltenden Kräfte mitwirken kann zur höhern Blüthe und dereinſtigen Reife des Ganzen. Die

Die Mannigfaltigkeit und Verſchiedenheit der Aeuſſerungen menſchlicher Kräfte vermehrt ſich aber und giebt einen um ſo gröſsern Anblick, je weiter einzelne Völker in der Kultur fortſchreiten. Denn welche Grade und Abſtufungen vom kultivirten Griechen bis auf den iſolirten Nomaden in den arabiſchen oder tartariſchen Steppen ſind nicht ſchon während dieſer zweyten Periode ſichtbar! Wie viele Kulturverhältniſse wurden nicht dadurch möglich! Wie verſchieden, und doch im Ganzen, als Modificationen *eines* Beſtrebens zu *Einem* Zwecke, wie harmoniſch ſind nicht die Thätigkeiten der vernünftigen Weſen! Und ſo wächſt denn das Intereſse an der Kulturgeſchichte der Menſchheit mit jeder Periode immer mehr, weil die Verſchiedenheit und die Grade der Bildung ſich immer mehr erweitern, und die unzähligen Strahlenbrechungen und Miſchungen der Farben eines und deſselben Lichtes, das ſelbſt in den mätteſten und dämmerndſten Strahlen nicht verkannt werden kann, für den, der ſich zur Ueberzeugung von der Allgemeinheit des moraliſchen Weltplans emporſchwang, die Idee der groſsen *Einheit* bewirken, in der ſich endlich die reichſte Mannigfaltigkeit harmoniſch und nach ewigen Geſetzen auflöſst.

Wollten wir, im Gegenſatz der erſten Periode, die wir das Mythenalter der Geſchichte nannten, *dieſe* Periode nur im allgemeinſten Umriſse bezeichnen, ſo würden wir ſie nicht mit Unrecht *das Heldenalter* der Geſchichte nennen können. Denn wenn auch von der einen Seite bereits einige Völker und Länder, als z. B. Aram, Aegypten, und ein groſser Theil Griechenlands ihr heroiſches Zeitalter verlebt haben, und eben im Begriff ſind die höhere Jugendblüthe in ihrer ganzen Schön-

heit darzuſtellen; und von der andern Seite wieder mehrere Völker noch ganz, entweder als rohe Horden unbekannt ſind, oder noch gar nicht exiſtiren; ſo ſehen wir doch die meiſten Völker dieſes Zeitraums in einer ſolchen Thätigkeit begriffen, wir ſehen ſie ihre Kräfte mit ſo vieler Anſtrengung üben und unter der Anſtrengung weiter entwickeln, daſs von dieſen *allgemeinen* Momenten die Ueberſchrift der Periode, die den in ihr *vorzüglich* herrſchenden Charakter darſtellen ſoll, wohl nicht mit Unrecht hergeleitet werden dürfte. Beſonders würde auch noch in ſofern dieſe Periode das heroiſche Zeitalter zu heiſsen verdienen, in wiefern die nächſtfolgende das höhere Jugendalter der vorzüglichſten Völker aufſtellt, wo denn das heroiſche, als das Zeitalter der *angehenden* Jugend, zwiſchen der Kindheit oder dem Mythenalter und der höhern Jugend mitten inne ſtehen würde. Es könnte aber doch befremden, ohne einige Einſchränkung und nähere Beſtimmung dieſer Periode das heroiſche Zeitalter des menſchlichen Geſchlechts zu nennen, darum iſt die Ueberſchrift derſelben durch einige beygebrachte Winke über die *Verſchiedenheit* der Bildung *der* Völker, die während dieſer Periode ihre Rolle in der Kulturgeſchichte der Menſchheit ſpielen, modificirt worden.

Von denen Völkern nun, die bereits ſich dem Zeitalter der *höhern* Jugend nähern, hat freylich die Kultur ſich mehrere und bedeutendere Reſultate zu verſprechen, als von denen, die nur einige Stufen hinter ihnen zurück ſind. Wir werden aber dieſe Völker, in der nächſtfolgenden Periode, ihre Vorgänger einholen und jene wieder, in mancher Hinſicht, zurückgehen ſehen in der Kultur. Wieder andre, die jetzt noch im hohen Norden graſen, oder aus Nordaſien ſich in die nordiſchen europäiſchen Wälder herabſenken, werden wir ſpäterhin mit Kraft und unwider-

ſtehlichem Nachdruck in die blühenden Provinzen Griechenlands und Roms eindringen ſehen, da ſie jetzt unſre Aufmerkſamkeit noch gar nicht verdienen, und kaum in fabelhaften, ſchwankenden Namen, die ſelbſt die Unbekanntſchaft jener Zeit mit ihnen hinlänglich belegen, bisweilen von einzelnen Schriftſtellern dieſer und der nächſten Periode im Vorbeygehen aufgeführt werden.

Doch aber auch ſelbſt von den, in Beziehung auf andre immer noch am meiſten kultivirten Völkern, die uns in dieſer Periode beſchäftigen, dürfen wir uns noch nichts Vollendetes und ganz Gereiftes verſprechen, auſser daſs Griechenland in einigen Künſten ſich ſeinem eigenthümlichen (der Natur aber und dem reifen Geſchmacke völlig entſprechenden) Ideale näherte. Zwar iſt der ſtufenweiſe Fortſchritt in der Verbeſserung der herrſchenden Religionsbegriffe, in der Antiquirung veralteter Meynungen, in der Berichtigung und Umbildung der bürgerlichen Verfaſsung, in der Veredlung der Geſetze, in der Erweiterung des Gebietes der Gelehrſamkeit und der Wiſsenſchaften, in der Aufführung und tiefern Begründung philoſophiſcher Syſteme, im Kunſtfleiſse, in der Handlung, Schiffahrt, Politik und nähern Verbindung der Völker nicht zu verkennen; aber doch iſt dieſer Fortſchritt im Ganzen noch zu mangelhaft, trägt noch zu ſehr das Gepräge der Unvollkommenheit, zeigt noch zu ſehr von den Ueberreſten früherer Begriffe und von den Vorſtellungen der vorhergehenden Periode, als daſs wir in blinde Bewunderung des erreichten Grades der Reife und Kultur ausbrechen ſollten, ohngeachtet wir gern dem kräftigen und wohlthätigwirkſamen Geiſte dieſer Zeit Gerechtigkeit wiederfahren und ſeine Verdienſte und Fortſchritte in der Kultur dankbar anerkennen und ſchätzen wollen.

Digitized by Google

Es ſcheint in der That nothwendig zu ſeyn, auf den richtigen Geſichtspunct aufmerkſam zu machen, aus welchem die Reiſe dieſes Zeitalters angeſehen und gewürdigt werden muſs, denn dadurch, daſs man die griechiſche Kultur, die allerdings einen reizenden und erquickenden Anblick gewährt, *zu* weit aus dem damaligen Zeitalter heraushob, zu wenig in ihren Conjuncturen betrachtete, und ihr zu Gunſten die übrigen gleichzeitigen Völker entweder ganz überging, oder doch wenigſtens in Schatten ſtellte; dadurch, daſs man alles mit übermäſsiger Bewunderung anſtaunte und anprieſs, was dem Zeitalter des Perikles oder Alcibiades angehörte, und, wo möglich, die ſichtbaren Mängel jener Zeit, die handgreiflichen Fehler der damaligen Verfaſsung, die niedrige Stufe der moraliſch-religiöſen Kultur hinweg interpretiren, und alles was Griechiſch heiſst, aus dem Zuſammenhange der Begebenheiten herausreiſsen und *idealiſiren* wollte; — dadurch, ſage ich, hat man der Geſchichte der Menſchheit gewiſs keinen Dienſt gethan. Denn iſt der Jüngling, der einmal frühzeitig ſchon, und das mit Recht, in die ehrwürdigen Ueberbleibſel des Alterthums eingeführt wird, trunken von dem Genuſse, den ſie ihm gewährten, ſo findet er weder in der Vorwelt noch Mitzeit und Nachwelt irgend etwas, das ihn ſo intereſsiren könnte als die Kultur der Griechen; er kann ſich in den Plan der Weltregierung nicht finden, die es zulaſsen konnte, daſs dieſe griechiſche Blüthe verwelkte und unterging, und der düſtere Zweifel, daſs der Gang des Menſchengeſchlechts kein Gang zum lichten Ziele, kein Fortſchritt, ſondern *ein ewiger Kreislauf*, eine *periodiſche Palingeneſie*, ſey, wird um ſo mehr in ihm zur Ueberzeugung, je weniger er über das Reſultat, was der Menſch in der Zeiten Reiſe auf Erden werden ſoll und kann, und was er bis jetzt, wenn wir *alle* Perioden der

Geſchichte zuſammenhalten und *alle* Völker als *Ein* Ganzes anſehen, geworden iſt, mit ſich ſelbſt aufs Reine kommen kann, eben weil *ſeine* individuelle moraliſche und wiſsenſchaftliche Bildung nur fragmentariſch geblieben iſt, und ihr die höhere Vollendung deswegen abgeht, weil er, was er denkt und thut, nicht auf Principien zurückführen, und aus einem letzten, nothwendigen, allgemeingeltenden practiſchen Grundſatz abzuleiten gewohnt iſt.

Es wäre in der That miſslich für den Geiſt *unſers* Zeitalters, wenn dieſe Denkart allgemeiner um ſich greifen, und der erquickende und beſeligende, was aber noch mehr ſagen will, der ſichere, feſte und auf allgemeingültigen Principien beruhende Glaube an die ſtufenweiſs fortſchreitende Vortreflichkeit und höhere Reife der Menſchheit, durch jene einſeitige Anſicht der griechiſchen Kultur verdunkelt und in den Gemüthern unſerer Zeitgenoſsen erſchüttert werden ſollte. Gewiſs, es kann die Geſchichte unſers Geſchlechts aus keinem erhabnern Geſichtspuncte gefaſst und dargeſtellt werden, als wenn das Ziel deſselben in graue Ferne hinausgeſteckt, durch reine, unerſchütterliche und aus der practiſchen Geſetzgebung der Vernunft ſelbſt reſultirende, Principien begründet, und ſo dieſes erhabne Ziel, dem Individuum, und der ganzen Menſchheit, in wiefern *auch ſie* als Individuum gedacht werden muſs, zu realiſiren vorgezeichnet wird. Dann muſs die kleinliche Anhänglichkeit und die, an Schwäche gränzende, Vorliebe für einzelne Völker und ihre Kulturfortſchritte vermindert werden, und in ihre Schranken zurücktreten, und gewiſs das gerechte Anerkennen der wahren Verdienſte und der, ohne Prunk aufgeſtellten, Kultur der Völker der Vorwelt eine gröſsere Würdigung ihrer Thaten und Schickſale ſeyn, als eine überſpannte und idealiſirte Darſtellung und Bewunderung derſelben, die uns nur kalt gegen an-

dre Völker, und miſstrauiſch gegen den Plan macht, der das Ganze umſchlieſst, und alle vernünftig-ſinnliche Weſen dem Ziele der Reife und Vollkommenheit, durch unzählig verſchiedne Grade und Modificationen der Bildung und Kultur, entgegenführt. —

Dieſe Bemerkung und Vorerinnerung ſoll aber auch zugleich den Verdacht entfernen, als ob in den nachfolgenden Unterſuchungen die Griechen *abſichtlich* in Schatten geſtellt werden ſollten, um ſie nur in die Reihe der übrigen Völker einzupaſsen und auch ihre Kultur den Forderungen des moraliſchen Weltplans, als allgemeinen Princips aller Kulturgeſchichte, an jede einzelne Periode, unterzuordnen. Sie ſind allerdings das wichtigſte Volk *dieſer* Periode, denn ſie übertrafen alle *gleichzeitige* Völker an Fortſchritten in der Kultur, an Reife und Bildung. Deswegen ſind ſie aber nicht das *erſte* Volk der *ganzen* Geſchichte; nicht das *Lieblings*volk der Vorſehung; nicht ein Volk, das in dem *ausſchlieſsenden* Beſitze der Kultur ſtand, oder dem ſpätere Nationen nicht gleichgekommen wären, und es vielleicht gar, in den meiſten Rückſichten, nicht hätten übertreffen können. Reizend und ſchön ſchoſs durch die Mittagsſonne erwärmt an den Küſtenländern des Mittelmeeres die Pflanze der griechiſchen Kultur empor und entfaltete ihre Blume; aber leider iſt die Blume nur für die periodiſchen Reize *eines* Frühlings geſchaffen; der kriegeriſche Römer, der rauhe Macedonier zertrat ſie und ſammlete, als er ihren Werth zu ſpät verſtehen lernte, nur noch ihre Ueberreſte und ihren Staub. Die *innern Gründe*, die dahin wirkten, daſs die reizende Blüthe der griechiſchen Kultur nicht länger dauerte, daſs ſie ſo bald erloſch, ſo wie das allmählige Vergehen derſelben auf dem mütterlichen Boden, können aber in dieſer

Periode noch nicht gewürdigt werden, da erſt in dem nächſtfolgenden Zeitraume Griechenland eben ſo ſchnell von der Höhe der wiſsenſchaftlichen und äſthetiſchen Kultur herabſinkt, als es früherhin dieſelbe erreicht hatte. Ja ſogar der ſchöne Anfang der griechiſchen philoſophiſchen Schulen konnte den allgemeinen Verfall nicht aufhalten; am römiſchen Himmel leuchtete zwar der Strahl dieſer Philoſophie eine Zeitlang wieder, aber da ſie blos auf einzelne wenige Menſchen eingeſchränkt blieb, ſo konnte ſie dem Zeitalter, in welchem ſie aufblühte, nicht zur Stütze gereichen und nicht dem Sittenverderben Einhalt thun, welches durch die gezeitigte äſthetiſche Kultur, die mit dem Fortſchritte in der moraliſch-religiöſen nicht gleichen Schritt hielt, unvermeidlich herbeygeführt wurde.

Am Ende der Periode verbreitet ſich aber ein neues Leben und neue Jugendkraft über Aſien; die Indolenz und Lethargie, in die der weſtliche Erdſtrich Aſiens, unter der Leitung ſchwacher und ausſchweifender Könige, geſunken war, wurde ziemlich unfreundlich durch die Griechen geſtört, die die wiederholten Verſuche der Perſer, in Griechenland feſten Fuſs zu faſsen, ihnen nun mit verſtärkter Kraft und mit ungleich glücklicherem Erfolg zurückgaben. Während der ganzen gegenwärtigen Periode lernen ſich, ſelbſt die aſiatiſchen Völker, immer nur von fern kennen, und ſcheinen Bedenken zu tragen ſich näher zu rücken. Aber der Geiſt, den ſpäterhin die Griechen mitbrachten, wirkte hin auf *Verbindung* und nähere Bekanntſchaft; die Scheidewand und Eiferſucht der Völker gegen einander fiel; griechiſche Kultur und Koloniſten belebten den Orient von neuem, und gaben ihm eine wohlthätige Richtung; und gleichſam als habe es der Genius der griechiſchen Kultur geahnet, daſs auf dem Mutterlande ſelbſt die ſchöne Pflanze ſich bald überleben würde, wurde ihr Same,

noch eher die Organiſation daſelbſt aufgelöſet werden konnte, in den Orient gebracht, um hier von neuem, unter verſchiedenen Modificationen, zu blühen und zu reifen.

Doch wir dürfen uns noch nicht bis zu dieſem glücklichen Zeitpuncte verirren! Wir haben noch eine düſtere Strecke Weges vor uns, ehe uns der Genius der griechiſchen Kultur an den Ufern des Euphrats und Tigris und Nils in einer jugendlichen Geſtalt von neuem erſcheint. Doch war ſchon Cyrus kein Nebukadnezar mehr, und aus ſeinen Thaten leuchtet etwas Empfänglichkeit für Kultur hervor. Zwar ſind die Hauptzüge in dem Gemählde, das uns eine ſpätere Zeit von ihm entworfen und aufgeſtellt hat, heroiſche Thaten im Kriege, hinter welchen die ſtillen Künſte des Friedens, die beſſern Religionsbegriffe, die mildere Rechtspflege, die weiſere Geſetzgebung nur im Schatten ſtehen; aber doch ſollte Aram jetzt durch keinen Nebukadnezar mehr zerſtört werden, und der perſiſche Soldat in den Armen der wollüſtigen und weichlichen Babylonierinnen ſeinen rohen Anſtrich verlieren und indem er mit Luxus und Ausſchweifungen bekannt wurde, für die, in den eroberten Ländern vorgefundene, Kultur minder gefährlich werden.

B) Vorzügliche Momente der Geſchichte dieſer Periode, in Verbindung mit denen von ihnen nothwendig abhängenden Schickſalen der Kultur.

Wir treten ihm alſo näher, der dieſe Periode ſo glänzend, durch Eroberungen und durch die Vereiniguug des ganzen kultivirten weſtlichen Erdſtrichs Aſiens zu Einer Herrſchaft, beginnt. Ein ſolcher groſser, kühner, unternehmender Mann, der ſelbſt im weichlichen Medien ſeine Energie nicht verlor, und im Gefühle ſeiner Jugendkraft

ſich an die Spitze ſeiner Landeseingebornen ſtellte und den Namen der *Perſer* zum erſtenmale den Aſiaten furchtbar und in der Geſchichte merkwürdig machte, verdiente es, dem vorzüglichſten Theile Aſiens eine neue Richtung zu geben, die, wenn ſie auch nicht von augenblicklich guten Folgen begleitet war, dennoch ſo manches Gute für die Zukunft vorbereitete.

Perſien verlebte nemlich zu Anfange dieſer Periode unter ſeinem *Cyrus* ſein heroiſches Zeitalter. Aſien hatte früherhin ſchon manchen Eroberer geſehen; ſchon manches Reich war durch einwandernde Horden niedergedrückt worden, hatte ſich aber doch nach und nach wieder erholt, indem es ſich an ſeinen Siegern am empfindlichſten dadurch rächte, daſs es ihnen unvermerkt Kultur und Luxus gab, wodurch ſie verweichlichten; aber noch keiner hatte mit ſo vieler Konſequenz ſeinen, vielleicht erſt in der Ausführung erweiterten, Eroberungsplan begonnen und mit ſo vielem Glücke fortgeſetzt als Cyrus. Er überſtrömte mit ſeinen wilden, kriegeriſchen Bergvölkern, die groſse aſiatiſche Ebene bis ans Mittelmeer und bis nach Aegypten; und wenn auch ſeine Geſchichte zum Theil Fabel ſeyn ſollte, wenn auch die ſpätere Sage ſeine Thaten erweitert und ausgeſchmückt hätte, ſo war doch ſeine Erſcheinung eine der wichtigſten und folgenreichſten für den ganzen Orient. Sey's auch immer, daſs, wo ſeine Krieger einwanderten, für den gegenwärtigen Augenblick Wohlſtand und Kultur nicht emporkeimen konnten, ſo wurde doch keinesweges Aram durch ihn zerſtört, wenn er auch den luxuriöſen Königsſtamm in Babylon ausrottete, und den ſtolzen Cröſus demüthigte. Die Eroberung Babylons ſelbſt war wohl der wichtigſte Punct ſeiner, dieſſeits des Euphrats zu machenden, Eroberungen und ohne Liſt und Verrätherey würde Babylon gewiſs nicht ſo leicht eingenommen wor-

den ſeyn. Aber nicht blos in den aramäiſchen Provinzen, in Babylon ſelbſt hielten ſich viele Juden auf, die aus Paläſtina dahin verſetzt worden waren; dieſe ahneten im Cyrus ihren Erlöſer; unzufrieden mit dem Deſpotismus der chaldäiſchen Dynaſtie, voll Sehnſucht nach der Rückkehr in ihr Vaterland, mochten ſie wohl mit dem groſsen Sieger Aſiens zuſammengehalten, und ihm die Eroberung Babylons, durch Oefnung des Thores zur Nachtzeit, während daſs die Babylonier ſich dem Rauſche ihres Feſtes überlieſſen, erleichtert haben; wenigſtens ſcheint die ausgezeichnete gnädige Behandlung, die Cyrus den Juden wiederfahren lieſs, auf ſolch eine mitwirkende Urſache hinzuführen; denn daſs Cyrus wirklich den Staatsfehler der chaldäiſchen Deſpoten, Paläſtina ſo lange ohne Kolonien gelaſsen zu haben, blos habe verbeſsern und wieder gut machen wollen, ſcheint wohl eine zu groſse Idee von ſeiner Politik vorauszuſetzen. Wahrſcheinlicher war es Dankbarkeit für eine ſo groſse und leicht gemachte Acquiſition, wie die Einnahme von Babylon ſeyn muſste. Dieſe Muthmaſsung könnte auch noch dadurch beſtätigt werden, daſs *Daniel*, der Chef der babyloniſchen Prieſter, der, als geborner Jude, wahrſcheinlich das Einverſtändniſs ſeiner Landsleute mit dem perſiſchen Eroberer näher kannte, die verſchlungenen Schriftzeichen, die den König in dieſer merkwürdigen Nacht beunruhigten, ſo ſicher und ſo beſtimmt deuten konnte. Vielleicht daſs er jetzt noch den König warnen wollte, der aber ſich zu ſehr auf die Stärke und Befeſtigung ſeiner Stadt verlieſs, als daſs er dieſe kühne Deutung hätte benutzen können.

Ohne Zweck und Abſicht aber waren die Eroberungen des Cyrus; denn dieſes koloſsaliſche Reich konnte ohnmöglich zu einerley Geſetzen und zu Einem Staatskörper verbunden werden; die Theile, aus denen es beſtand, wa-

ren zu heterogen; kultivirte und unkultivirte Nationen waren beyde dem perſiſchen Scepter unterworfen worden, und kein inneres nothwendiges Band der Geſetzgebung, Religion und gemeinſchaftlichen Kultur vereinigte dieſe einzelnen Völker zu einem haltbaren Ganzen. Aber wie hätte man auch von einem *aſiatiſchen* Eroberer den höhern Sinn für die Fortbildung und Vereinigung ſeiner eroberten Länder, vermittelſt einer gemeinſamen Kultur, erwarten können? Und wenn er auch nicht ſo roh als ſeine Vorgänger war, ſo konnte doch die feinere Politik und die ſanfte Anhänglichkeit an höhere Kultur nicht neben ſeinem kriegeriſchen, heroiſchen Geiſte Wurzel ſchlagen. Nur den ſpätern Griechen war es vorbehalten, als *gebildete* Eroberer nach Aſien zu kommen, und Alexander hatte wirklich, neben ſeinem Eroberungsgeiſte und neben dem Hange zur Befriedigung ſeiner Leidenſchaften, Politik und Sinn für Kultur genug, um auch in den eroberten Ländern ſogleich an Handel, Wiſſenſchaften und Kultur zu denken.

Doch war es im Ganzen wohlthätig für jene Zeit, daſs Cyrus ſo viele Völker zu Einem Staatskörper vereinigte. Dadurch lernten ſich dieſe Völker ſelbſt näher kennen; nun konnten die rohen und wilden Perſer, die bis dahin gröſstentheils Nomaden geweſen zu ſeyn ſcheinen, dem Eindringen der aramäiſchen Kultur nicht länger widerſtehen, und der gegenſeitige freye Umtauſch von Producten und Begriffen, muſste Kunſtfleiſs, Wiſſenſchaften und Kultur überhaupt befördern und erhöhen. Der Anſtrich aber von Barbarey, den wir in dem Character und in den Thaten Cyrus entdecken, darf uns eben ſo wenig an einen Helden im heroiſchen Zeitalter befremden, als wir es nicht wunderbar finden können, daſs dieſen, in jeder Rückſicht, merkwürdigen und der Nachwelt unvergeſsli-

chen Mann, Xenophon zum Gegenſtande und *einzelne* Thatſachen von ihm zum Stoffe eines philoſophiſchen Romans, einer Fürſtenmoral, erwählte. Sein Schatten ſtehe daher im Geiſte ſeiner Zeit vor uns; unruhig, thätig, nur halb gereift, aber doch in einzelnen Zügen edel und groſs. Freylich hielt er Eroberungen für das wirkſamſte Mittel, ſeinen Namen auf die Nachwelt zu bringen und ſeinem Zeitalter furchtbar zu werden. Aber er hat auch ſchwer genug dafür gebüſst; die glänzend begonnene, und mit ſo vieler Zuverſicht auf ſeine Kraft und ſein Glück fortgeſetzte Rolle, endigte ſich traurig genug mit ſeinem Tode; er ſank, wie Eroberer ſinken müſsen, im Getümmel des Krieges, ein Opfer ſeiner unerſättlichen Länderbegierde. Das nähere Detail ſeiner Geſchichte ſcheint nicht ganz rein und unverfälſcht auf uns gekommen zu ſeyn.

Beſaſs er, den doch die Natur auf keinen Fall vernachläſsigt oder dürftig ausgeſtattet hatte, ſchon nicht Stetigkeit genug, um das groſse Reich mit *einem* Blicke zu überſehen, und den Koloſs aufrecht zu erhalten, ſo waren dies ſeine unwürdigen und ihm ganz ungleichen Nachfolger um ſo weniger fähig; und man muſs ſich wundern, daſs dieſe perſiſche Dynaſtie noch *ſo* lange ſich erhalten hat. Aber freylich welches aſiatiſche Volk hätte auch Kraft genug gehabt, ſich dem Eroberer mit Nachdruck zu widerſetzen, oder ſeiner Herrſchaft ſich zu entziehen? ruhig beugt ſich der weichliche, zum Sclavenſinn verurtheilte, Aſiater jener Zeit unter das Joch des Deſpoten, er mochte aus Kurdiſtan, aus Medien oder Perſien kommen. *Cambyſes*, der rohe Sohn und Nachfolger des Cyrus, ſuchte ſeine Länder noch durch die Eroberung Aegyptens zu vergröſsern; die Grauſamkeit ſeiner Thaten, das tolle Unternehmen durch die Wüſte mit einem Heere nach Aethiopien ziehen zu wollen, bürgt für den geringen Grad ſei-

ner Kultur. Unter ſeinen zerſtörenden Händen ſanken die Denkmäler ägyptiſcher Kunſt und ägyptiſchen Fleiſses dahin; ermordete Geſchlechter erſetzen ſich in andern Geſchlechtern; *dergleichen* Werke aber erſetzen ſich nie. Noch jetzt liegen Thebe's Trümmer undurchſucht und beynahe unverſtanden; und jeder Wanderer flucht dem Wahnſinne des Trunkenen, der uns dieſe Schätze der alten Welt ohne Urſache und Zweck raubte. *)

Kaum hatte den Cambyſes ſeine eigne Wuth geſtraft, ſo fuhr ſelbſt der weiſere *Darius* fort, wo jener es gelaſſen hatte; er bekriegte die Scythen und Indier; er plünderte die Thracier und Macedonier; im Ganzen aber erbeutete er nichts, als daſs er in Macedonien den Funken ausſtreuete, der einſt dem letzten Könige ſeines Namens die Flamme übers Haupt wehen ſollte. Unglücklich waren ſeine Kriege mit den Griechen; noch unglücklicher waren die Kriege ſeines Nachfolgers *Xerxes*. Man wendet ſich mit gerechtem Unwillen hinweg von der düſtern Geſchichte dieſer Zeit, die nichts zu erzählen weiſs, als daſs ſie ein Verzeichniſs von den Völkern aufbehalten hat, die dem perſiſchen Eroberer dienten, die zu Tauſenden in den unſinnigſten und zweckloſeſten Kriegen fielen, und die im weſtlichen Aſien ihm, faſt ohne Ausnahme, zinsbar waren. So wütheten die elenden, ſpätern perſiſchen Regenten am Nil, am Indus, am Euphrat; und ſanken entkräftet in die Arme ihrer Weiber, um ihr an edlen Thaten leeres Leben auf eine, weichlichen Barbaren angemeſsene, Art zu beſchlieſsen.

Schon mit dem Tode des Cyrus hatte Perſiens Verfall angefangen, und ob es ſich gleich, inſonderheit durch Darius Anſtalten, noch ein Jahrhundert hin von auſsen in ſeinem Glanze erhielt; ſo nagte doch in ſeinem Innern der

*) Herders *Ideen etc.* Th. 3. S. 94. ff.

Wurm, der in jedem deſpotiſchen Reiche naget. Cyrus theilte ſein Reich in Statthalterſchaften, die Er noch durch ſein Anſehen in Schranken erhielt, indem er eine ſchnelle Communikation durch alle Provinzen des weitläufigen Staates einrichtete. Darius theilte das Reich, wenigſtens ſeinen Hofſtaat, noch genauer ein, und ſtand auf ſeiner hohen Stelle als ein gerechter und thätiger Herrſcher. Bald aber wurden die Könige, die zum deſpotiſchen Throne *geboren* waren, tyranniſche Weichlinge; und ſo ſind Beſtechungen, Empörungen, Verräthereyen, Mordthaten, unglückliche Kriege und eine widerſinnige Politik beynahe die einzigen Merkwürdigkeiten, welche die ſpätere Geſchichte Perſiens aufſtellt. Der Geiſt der Edeln war verderbt, und die Unedlen verdarben mit; zuletzt war kein Regent ſeines Lebens mehr ſicher; der Thron wankte auch unter ſeinen guten Fürſten, bis Alexander in Aſien einbrach und in wenigen Schlachten dem, von innen unbefeſtigten, Reiche ein fürchterlich-trauriges Ende machte. Zum Unglück traf dies Schickſal einen König, der ein beſſeres Glück verdiente; unſchuldig büſste er die Sünden ſeiner Vorfahren, und kam durch ſchändliche Verrätherey ums Leben.

Wenn daher irgend die Geſchichte eines Volkes es mit Nachdruck lehrt, daſs Ungebundenheit ſich ſelbſt verderbe; daſs eine gränzen- und faſt geſetzloſe Gewalt die furchtbarſte Schwäche ſey und jede weichliche Satrapenregierung ſowohl für den Regenten als für die Völker das unheilbarſte Gift werde: ſo lehrt es die perſiſche Geſchichte. Auch hat dieſe Nation auf kein anderes Reich einen wohlthätigen Einfluſs gehabt; denn es zerſtörte und ſtellte nichts Neues und Beſſeres an deſſen Stelle; es knüpfte die eroberten Länder nicht durch weiſe Geſetze und Einrichtungen an einander. Der Glanz und die Pracht der perſiſchen Deſpoten konnte kaum zweyhundert Jahre ſich

erhalten; ohne das Fundament der Kultur ermangelte ihr Staat und ihre Regierung ſeiner nothwendigſten und feſteſten Stütze; die Satrapen und Günſtlinge dieſer Deſpoten ſind eben ſo, wie ihre Herrſcher, untergegangen, und kaum hat nur der Fluch der ſpätern Zeit den Namen von einigen derſelben auf die Nachwelt gebracht. Ja ſelbſt die perſiſche Geſchichte hat ihrer eignen beglaubigten Annaliſten ermangelt; und die orientaliſchen Traditionen laſſen ſich oft genug mit den Relationen der Griechen gar nicht in Verbindung bringen. Auch die alten perſiſchen Sprachen ſind todt; und die einzigen Ueberreſte ihrer Herrlichkeit, die Trümmer Perſepolis ſind ſelbſt ihren ſchönen Schriftzügen und ihren ungeheuern Bildern bisher unerklärte Ruinen.

Die übrigen *orientaliſchen* Völker ziehen, während dieſer Periode, nicht in *dem* Grade die Aufmerkſamkeit des Forſchers auf ſich, durch den ſie in dem vorigen Zeitraume intereſsirten. Denn die vorzüglichſten von ihnen kamen unter die perſiſche Oberherrſchaft, und dieſe war, wenn ſich auch ihre ehemalige Kultur erhielt und nicht ganz erloſch, doch dem *Fortſchritte* in derſelben nicht eben günſtig. Als eine rohe kriegeriſche Horde machten ſich die Perſer den Babyloniern, Aſsyriern und den aſiatiſchen Griechen bekannt; ſie brachten daher keine Kultur mit, und wenn ſie Kultur gewinnen ſollten, ſo muſsten ſie dieſelbe erſt in der Folge von ihren Beſiegten entlehnen, und ſo ſehen wir auch wirklich den aramäiſchen Luxus, die Weichlichkeit und den Hang zu ſinnlichen Ausſchweifungen, gleich einem ſchleichenden Gifte, frühzeitig genug von Babylon aus den ungebildeten Perſern mitgetheilt werden. Aber Aram und Kleinaſien ſelbſt kam dadurch nicht weiter in ſeiner Kultur vorwärts; zwar ward vielleicht der Karavanenhandel von Aram aus durch die arabiſche

Wüſte nach Aegypten, nach der Unterwerfung des letztern unter Cambyſes, etwas lebhafter; dagegen hatten ſich aber die griechiſchen Philoſophen, deren erſter Sitz Jonien war, durch die perſiſchen Kriege verſcheucht, nach Italien geflüchtet, und Aſien war dadurch wirklich im Fortſchritte in der moraliſch-religiöſen Kultur aufgehalten worden. Aram ſpielt daher nicht eher wieder eine wichtige Rolle in der Kulturgeſchichte, als bis es unter dem griechiſchen Namen *Syrien*, ſeine eignen Könige erhält, wo ſich denn der Stral griechiſcher Kultur am öſtlichen Horizonte entfaltet, und Syriens Kultur überhaupt eine ganz eigenthümliche Richtung nimmt, die ſich ſogar während der erſten chriſtlichen Jahrhunderte erhielt und nur durch die Zerſtörungen der Araber verdunkelt werden konnte, an die die Syrer ihren Ariſtoteles auslieferten, damit, welch ein dunkler Gang der Kultur! der in Griechenland aufgeblühte, in Syrien erhaltene, den Arabern mitgetheilte Philoſoph von Stagira durch die Kolonien der letztern im Mittelalter nach Spanien kommen und von da aus ſich dem übrigen weſtlichen Europa mittheilen konnte, um einen ganz eignen, neuen Gang der Kultur hervorzubringen. — Aram behielt alſo gegenwärtig ſeine bereits früher ſchon errungene Kultur; ſetzte ſeinen Fleiſs, ſeine Künſte, ſeinen Landhandel fort; hing immer an ſeiner allegoriſirten, ſagenreichen und luxuriöſen Religion; überlieſs ſich der Befriedigung ſeiner Sinnlichkeit; und war eben am Ende dieſes Zeitraums reif geworden für eine Umbildung durch kultivirte Griechen, damit die unter der perſiſchen Oberherrſchaft welk gewordene aramäiſche Pflanze nicht ganz erſterben möchte.

Indien und *Sina* nahmen während dieſer Periode wenigen Antheil an dem Laufe der Dinge im weſtlichen Aſien.

Digitized by Google

Aſien. Kaum daſs Darius und, ganz am Ende des Zeitraums, Alexander einen Theil dieſes groſsen Landes oberflächlich kennen lernten, denn weder Perſer noch Griechen ſcheinen tief in Indien eingedrungen zu ſeyn; die Sagen, die ſie von dieſem wichtigen Lande aufbehalten und überliefern, haben ein zu romantiſches Gepräge und tragen zu ſehr das Anſehn des Fabelhaften an ſich, als daſs wir bey Perſern und Griechen eine nähere Bekanntſchaft mit dem eigentlichen Indien ſuchen dürften. Zwar iſt wahrſcheinlich Indien, während dieſer Periode, mehrere Veränderungen durchgegangen, aber theils ſind die wichtigſten, bereits in dem vorigen Zeitraume, im Zuſammenhange characteriſirt worden, theils ſcheint der gröſste Theil der Nachrichten, die die Geſchichte dieſes Volkes fortpflanzen ſollten, verloren gegangen, und nur der allgemeinſte Umriſs von dem erhalten worden zu ſeyn, was uns ein, freylich unvollſtändiges, Gemälde von ſeiner religiöſen und bürgerlichen Kultur geben kann. Ohne die nähere Bekanntſchaft mit ſeinen heiligen Schriften, die es eiferſüchtig und argwöhniſch vor dem Blicke des Fremden verbirgt, wird immer der frühere Character und Geiſt dieſes Volkes eine dunkele Hieroglyphe, für den Geſchichtsforſcher ſeyn; doch ſprechen nicht nur Traditionen ſondern auch der Geiſt des Volkes ſelbſt dafür, daſs dieſe Nation ſich immer im Ganzen *gleich* geblieben iſt; und ein günſtiges Schickſal hat ſie auch lange bey dieſem ruhigen Gange ihrer Bildung gelaſsen; die weſtlichen Eroberer waren immer in dieſem Erdſtrich zu ſehr beſchäftigt, um bis Indien vordringen zu können; im Norden hatte Indien rohe Nomaden hinter ſich, deren Eindringen nicht von weſentlichen Folgen ſeyn konnte, und die, wenn ſie ja bisweilen mit den Stämmen der

Eingebornen ſich vermiſchten, keinen veränderten Gang, keine neue Richtung der indiſchen Kultur bewirkten, da ſie ſelbſt minder gebildet in dieſe Gegenden kamen, und nach einer weiſen Bedingung der Natur, von den Indiern erſt Kultur und Künſte des Friedens lernen muſs-ten. Gegen Mittag ſchützte Indien ſein Meer, mit deſ-ſen Gefahren es blos die golddürſtigen Europäer in den neueſten Zeiten aufzunehmen wagen konnten; und von dem, wie ein iſolirtes Hausweſen, ängſtlich verſchloſs-nen und verriegelten Sina hatte Indien eben ſo wenig zu befürchten. Uebrigens fehlten die einzelnen Männer voll Kraft und Geiſt, die der Nation eine neue Richtung und einen höhern Schwung hätten geben können; der Character des Volkes ſelbſt, das dieſe Gegenden bewohnt, iſt ohne heftige Leidenſchaften ruhig und friedlich, folgt dem Gängelbande ſeiner Braminen willig, und ſchmiegt ſich ſtillſchweigend unter die Feſſeln ſeiner Deſpoten. Kein Wunder daher, daſs dieſes Volk ſo lange auf *einem* Puncte der Kultur ſtehen blieb, und auſser dem Dräng-niſse der übrigen Völker, auch ſo lange darauf ſtehen bleiben konnte. Wie dies Volk am Ende der vorigen Periode erſcheint, kultivirt in einem mäſsigen Grade; ausgebildet, ſo weit es Prieſter und Deſpoten erlauben; ſo treffen wir es auch durch alle übrigen Perioden hin-durch im Ganzen und ohne bedeutende Veränderungen an. Wir wenden uns daher von ihm, denn das Reſul-tat, das es für die Geſchichte der Menſchheit gewährt, iſt nicht erfreulich und bedeutend; vielleicht aber, daſs dereinſt dieſe Gegend wenigſtens, wenn auch nicht eben dieſes Volk, eine groſse und bedeutende Rolle in der Geſchichte der Menſchheit und der Kultur zu ſpielen be-ginnt.

Der nehmliche Fall iſt es mit *Sina;* wir wollen gern dem Sineſen ſeine Spiele zum Zeitvertreibe mit ſeinen Hieroglyphen und Bildern laſsen; wir wollen es ihm erlauben, daſs er groſse Mauern um ſein Land ziehe, um deſto ungeſtörter und weichlicher dahinter wohnen zu können; wir wollen ihn bedauern, wenn ihn ſein Kalkul täuſchte, und der groſsen Mauer ungeachtet, wilde Stämme ſeine friedlichen Beſchäftigungen ſtörten; wir wollen ſeinen Fleiſs in Ziehung von Kanälen und in andern Kunſtwerken, die er bildete, nicht verkennen; wir müſsen aber auch *gerecht* ſeyn und offen geſtehen, daſs Sina verhältniſsmäſsig eine äuſserſt kleine und unbedeutende Rolle in der Geſchichte der Menſchheit geſpielt habe; daſs es, eben ſo wie Indien, frühzeitig Kultur hatte, aber auch, frühzeitig in einem ermattenden Schlummer eingewiegt, über jener bereits errungnen Kultur den Fortſchritt in derſelben vergaſs und ein ewiges Kind blieb, mit kindiſchen Sitten, mit kindiſchen Gebräuchen und mit einem kindiſch-ſinnlichen und ungeübten Verſtande. Daher der geringe Grad ſeiner religiöſen Reife bey einem luxuriöſen Kultus, der ſeinen Fetiſchismus characteriſirt; daher ſeine Unbekanntſchaft mit allem, was durch die höhere Kraft des menſchlichen Geiſtes zur Reife gelangen muſs; mit Philoſophie, Gelehrſamkeit und höhern Wiſsenſchaften; bloſs was der Witz den Künſten leiſten konnte, hat er ihnen in Sina gewährt. Darum gibt dieſes Volk durch alle Perioden hindurch einen ziemlich gleichen Anblick; denn ſelbſt die eindringenden Eroberer, die von hier aus eine Zeitlang die benachbarten Länder regierten, vermochten nicht, eben weil ſie minder kultivirt als die Sineſen ſelbſt waren, den urſprünglichen Geiſt derſelben, und den Character

zu verwiſchen, der ſich ihnen ſo originell angebildet hatte. — Es kann nicht völlig entſchieden werden, ob nicht *Confucius*, der letzte ausgezeichnete, einfluſsreiche Lehrer der Sineſen, bereits am Ende der vorigen Periode, gleichzeitig mit Pythagoras gelebt habe. Da ſeine Verdienſte um die Verbeſserung der moraliſchen Sentenzen ſeines Volkes bereits im Zuſammenhange der ſineſiſchen Kulturgeſchichte in der vorigen Periode gewürdigt worden ſind, ſo würde, ſollte er auch erſt in dieſes ſpätere Zeitalter gehören, die Wiederholung jener Momente überflüſsig ſeyn. Wir verlaſsen daher *Sina* mit dem Reſultate: daſs das, was Confucius lehrte, nur auf wenige Volksklaſsen gewirkt habe; daſs ſeine Lehre keinesweges Volksreligion geworden ſey, und daſs die Volksreligion der Sineſen einen, mit einer groſsen Maſse ſinnlicher Ceremonien überladnen und ausgeſchmückten, Fetiſchismus enthalte, der dem kindiſch-ungeübten Verſtande dieſes Volkes wohlthut, das unter der Leitung von Deſpoten und Bonzen ſein Daſeyn verträumt, bis auch hier endlich die Natur ihr groſses Geſetz der Palingeneſie geltend machen und eine paraſitiſche Kulturpflanze auf dieſen, an ſich guten nur leider ſo wenig angebauten, Boden verſetzen wird. — Das verlängerte Zeitalter der Kindheit in Indien und Sina, gibt einen zurückſtoſsenden Anblick, und nur mit Mitleid kann der, ſeiner Reife entgegeneilende, Mann jene Kindheitskultur neben ſich auf einem Planeten erblicken. Und doch, wer ſollte es ahnen, haben eben die älteſten kultivirten Völker der Erde dieſen unglücklichen Hang gehabt, in ihrer frühzeitig erreichten und für *ihr* Zeitalter hinreichenden, ſpäterhin aber freylich veralteten, Kultur ſo bald Stillſtand zu machen; nicht blos Indien und Sina war in dieſem Falle; *Aegypten* ſtand auf dem

nehmlichen Puncte, und ſeine Schuld war es wirklich nicht, daſs die Natur eben mit dieſem Lande andre Abſichten hatte.

Aegypten hatte, wie wir in der vorigen Periode ſahen, frühzeitig ſchon ſeine eigne eingerichtete bürgerliche Verfaſsung, ſeine eigne Volksreligion, und Neigung zu gewiſsen Wiſsenſchaften und Künſten. Freylich hatte der Geſchmack des Aegypters eine ganz eigene Richtung genommen und ſein Hang zum Grotesken, die Düſternheit, die auf dem Character dieſes Volkes ruhte, verhinderte die lachende, freye Blüthe des Kunſtfleiſses. Thätigkeit aber und Stetigkeit in Bekämpfung von groſsen Hinderniſsen, die Gegend, Klima und Boden ihm entgegenſetzten, ſind bleibende Züge in der Geſchichte des alten Aegyptens. Zwar war ſeine moraliſch-religiöſe und wiſsenſchaftliche Kultur einzig in den Händen der Prieſterkaſte, von der wir ſelbſt nicht beſtimmen können, *wie weit* ihre Kenntniſse und Einſichten ſich über die Mythologie und über den Fetiſchismus des gemeinen Haufens emporgehoben haben; da aber doch *ein gewiſſes Verhältniſs* zwiſchen der geſammten Kultur gewöhnlich angetroffen wird, und da, wo Künſte und Wiſsenſchaften eine höhere Blüthe treiben, die religiöſe nicht ganz am Boden liegen bleiben kann, ſo dürfen wir auch, nach der Analogie, bey einem Volke, das in der That die *erſten* Schritte auf dem Wege der Kultur bereits vorwärts gethan hatte, wohl erwarten, daſs namentlich die erſte, und verhältniſsmäſsig gebildeſte, Klaſse deſselben, die aber ihre Privatmeynungen abſichtlich vor dem Volke verbarg, *auch in religiöſer Hinſicht* wenigſtens *einige* Grade in der Kultur fortgeſchritten ſeyn werde. Ich bin keinesweges geneigt,

Digitized by Google

die Weisheit des ägyptiſchen Prieſterordens zu hoch anſchlagen zu wollen; doch eine gewiſse *Privatreligion,* (in der es aber immer noch ungewiſs iſt, ob ſie nicht ganz der Lehre von der Fortdauer nach dem Tode ermangelte,) die früherhin von dem Fetiſchismus, oder der poſitiven Religion, ausgegangen war, und wahrſcheinlich, da der ägyptiſche Fetiſsenkultus beſonders auf Geſtirne, apotheoſirte Menſchen und Thiere ſich einſchränkte, in einem Zabäismus beſtand, läſst ſich dieſer Prieſterkaſte wohl nicht abſprechen. Selbſt die höhere und ſpätere Modification der Hieroglyphenſchrift, die Erfindung der Buchſtaben, die mit der Auffindung und Bezeichnung des abſtracten Begriffes eines einigen, höchſten Gottes zuſammenhängt, kann in ihren Myſterien ſtatt gefunden haben.

Der Hang dieſer Prieſter, ihre beſsern Kenntniſse dem Volke abſichtlich zu verbergen und blos den König, ihren Zögling von Kindheit an, in dieſen Kenntniſsen einzuweihen, ſcheint freylich nicht eben für ihr Intereſse an der Fortbildung der Kultur des Volkes, das ihnen anvertraut war, zu ſprechen; wenn man aber auch die unveränderliche ägyptiſche (und indiſche) Kaſteneinrichtung bedenkt, und weiſs, daſs keine Kaſte ſich je mit der andern vermiſchen durfte, ſo läſst ſich dieſes Iſoliren der Wiſsenſchaften der Prieſterkaſte wohl erklären, die allerdings, wenn ſie ihre Privatlehren und höhern Kenntniſse den niedern Klaſsen mittheilte, dieſe an ſich heraufgezogen und mithin die weſentliche und urſprüngliche Verfaſsung Aegyptens aufgelöſet haben würde. Denn gewiſs würden dieſe Kaſten, ſobald ſie ſich im Beſitze gleicher Kenntniſse mit den Prieſtern geſehen hätten, gleiche Rechte und Vorzüge mit ihnen verlangt haben; und dies vorauszuſehen bedarf es wohl keines ſcharfen Bli-

ckes, ohngeachtet Prieſterpolitik von jeher richtiger, ſchärfer und feiner kalkulirt hat, als man vielleicht erwarten ſollte. Dazu kam auch noch, daſs das Volk ſelbſt keinen Sinn für jene höhern Kenntniſse gehabt zu haben ſcheint; daſs dieſe Bedürfniſse ſich gar nicht in ihm entwickelt hatten. Still und ruhig verlebte es ſein Pflanzendaſeyn, ohne Verbindung mit Ausländern, von denen es vielleicht ſchon dunkel ahnete, daſs ſie ſeinem urſprünglichen Character eine andere Richtung geben und die originelle Verfaſsung ſeines Reiches ganz auflöſen würden. Aber mehrere innere Revolutionen, deren beſtimmte Darſtellung uns die Geſchichte nicht hinterlaſsen hat, wo die Prieſterkaſte, durch einen aus ihrer Mitte (Sethon) eine *völlige* Prieſterariſtokratie wahrſcheinlich bewirken wollte, die aber durch die Zurückſetzung der Soldatenkaſte plötzlich aufgehoben wurde, ſo daſs ſich vermittelſt der letztern Kaſte mehrere kleinere Dynaſtien bildeten, führten endlich das Zeitalter des *Pſammetichs* herbey, der ſich mit Hülfe der ins Land gezognen Griechen zum Alleinherrſcher von Aegypten machte, und das, durch Griechen ſich unterworfene Land auch durch ſie behauptete. Dieſe groſse Veränderung in der Staatsverfaſsung war von den wichtigſten Folgen für die Kultur dieſes Reiches geweſen. Die Griechen erhielten nun freyen Zutritt nach Aegypten; der Handel und die Schiffahrt dahin wurde ungleich lebhafter und ſtärker betrieben, und erhielt, durch dieſe gebildetere Nation, einen gröſsern Umfang und einen ungleich regelmäſsigern Gang. Der Karavanenhandel von Syrien aus, durch die Wüſte, nach Aegypten, der niemals *ganz* aufgehört zu haben ſcheint, wurde jetzt ungleich bedeutender, und von hier aus die Pro-

Digitized by Google

ducte der tyriſchen Manufacturen über die Küſtenländer des Mittelmeeres durch Griechen verbreitet.

Wenn daher auch die Landeseingebornen Aegyptens eiferſüchtig und neidiſch auf die, in ihrem Lande ſich niederlaſsenden, Griechen waren, ſo wurden dieſe doch von dem Könige geſchützt, dem es zugleich die Politik befahl, da bereits die ägyptiſche Soldatenkaſte nach Aethiopien ausgewandert war, mit den Prieſtern gemeinſchaftliche Sache zu machen und ihrem Intereſse nie entgegen zu arbeiten. Von Pſammetichs Regierung an wird es in der ägyptiſchen Geſchichte lichtvoller und zuverläſſiger, und Herodots Nachrichten beglaubigter, je näher ſie dem Zeitalter kommen, in welchem er ſelbſt lebte. Ein gewiſser Eroberungsgeiſt, der früher bey Aegyptens Königen nicht vorgefunden wird, pflanzt ſich vom Pſammetich auf alle ſeine Nachfolger fort, beſonders liegt ihnen an der Eroberung von Syrien und Phönicien, um mit dem Libanus Schiffsbauholz zu gewinnen, das ihnen gänzlich abging, und deſsen ſie nun, da ſie eine eigne Flotte anlegten, ſehr bedurften. Die ackerbauende Nation erhält daher nach Pſammetich eine Seemacht, die ſowohl im mittelländiſchen als auf dem rothen Meere für Aegypten bedeutend wurde. Durch das Eindringen und Feſtſetzen der Griechen in Aegypten, und durch das Anlegen einer Flotte wurde daher dieſem Lande und dieſem Volke unaufhaltſam eine andere Richtung gegeben; der *handelnde* Aegypter muſste andre Wiſsenſchaften und Künſte betreiben; ſeine Thätigkeit muſste eine neue und höhere Richtung erhalten, da er eben durch die Schiffahrt mit fremden Völkern bekannt worden war. Nun war er ſchon zu edel und zu gebildet, als daſs er noch hätte Pyramiden bauen und ein neues Labyrinth anlegen ſollen; und ſo ſcheint nach und nach der Character

Digitized by Google

der eigentlichen Aegypter durch die Fremden, die mit ihm zugleich ſein Land bewohnten, wo nicht ganz verändert, doch wenigſtens mehrere Spuren in demſelben verwiſcht worden zu ſeyn. Auch wurde vielleicht der Handel ſelbſt am meiſten durch die Griechen, minder durch die Landeseingebornen, betrieben. Durch dieſe angelegte Seemacht und durch die Hinleitung des Handels aus dem Mittelmeere nach Aegypten, muſsten die phöniciſchen Handelsſtädte auſserordentlich leiden; je mehr Aegypten ſich den Kaufleuten und Ausländern öffnete, je mehr ſank die Gröſse und der Einfluſs von Tyrus, Sidon und andern.

Die minder gebildeten Perſer ſcheinen doch den Werth der ägyptiſchen Schiffahrt nicht *zu* hoch angeſchlagen zu haben; auſser daſs Darius, der vielleicht ſeine Nachfolger an richtigem, geſundem Gefühle weit übertraf, einen Kanal graben lieſs zwiſchen dem rothen und mittelländiſchen Meere, um beyde zu verbinden. *Amaſis* war, vor dem Eindringen der Perſer, der letzte König Aegyptens, und gab ſeinem Lande, nach mehreren eroberungsſüchtigen Vorgängern, Ruhe und Frieden.

Deſto empfindlicher war den Landeseingebornen der Einfall des Cambyſes, der wahrſcheinlich durch die Reichthümer und den Wohlſtand Aegyptens veranlaſst wurde. Eine einzige Schlacht, und eine zehntägige Belagerung der Hauptſtadt Memphis, entſchieden das Schickſal des ganzen Landes. Die Härte und Grauſamkeit, mit welcher Cambyſes die Prieſterkaſte behandelte, läſst ſich wohl am ſicherſten aus dem Antheile der ägyptiſchen Prieſter an der Regierungsform erklären; der ausländiſche Regent war *ihr* unmittelbarer Feind, *ſie* die gefährlichſten Gegner des Eroberers, da ſie einmal bey dem Volk

ke ſo feſten Fuſs gefaſst hatten. Der eingeborne Regent *muſste* ihre Creatur werden, denn an dem Bande der Volksmythologie hielten ſie die Unterthanen feſt, und dieſer Fetiſchismus paſste ganz den deſpotiſchen Grundſätzen der orientaliſchen Regenten an. Den Perſern ſtand aber nichts ſo ſehr im Wege als dieſe Prieſterariſtokratie, deren Anſehen unter den letztern Regenten zwar ſchon etwas vermindert, aber keinesweges vernichtet oder aufgehoben worden war. Selbſt die Griechen ehrten die ihnen unbekannte Weisheit und Heiligthümer der ägyptiſchen Prieſter. Noch immer war dieſe Kaſte *) der edelſte Theil der Nation, und auſser den wiſsenſchaftlichen Kenntniſsen, auch im Beſitz der Staatsbedienungen, wie vorher. Das Intereſse des herrſchenden Stammes und des fremden Eroberers muſste alſo nothwendig collidiren, und die Entheiligung ihrer Tempel und Götter, wofern nicht vieles in dieſen Nachrichten übertrieben iſt, war eine Folge dieſer politiſchen Erbitterung. Die Geſchichte der nachfolgenden Empörungen der Aegypter gegen die Perſer kennen wir überhaupt ſehr unvollſtändig; daſs aber die Prieſter die vornehmſten Urheber davon geweſen ſind, ſcheint daher unleugbar, weil *ſie* nach der Wiedereroberung Aegyptens dafür geſtraft wurden, und weil auch ihr Privatintereſse die Empörung gegen den auswärtigen Deſpoten am meiſten verlangte.

War ſchon unter Pſammetich die Bekanntſchaft der Aegypter mit den Griechen erweitert worden, ſo geſchah dies unter Amaſis noch mehr, der den fremden Handelsſchiffen endlich die Mündungen des Nils öffnete. Es iſt ſchon erinnert worden, daſs dieſe Begebenheit auf den moraliſchen und politiſchen Character der Nation einen gleich groſsen und folgenreichen Einfluſs gehabt

*) Heerens *Ideen etc.* S. 468. ff.

hat. Es verbreitete ſich jetzt über das ganze Land ein noch nie geſehener Wohlſtand, denn die todten Schätze, die durch den langen, aber immer nur einſeitigen, Handel mit den Goldländern hier aufgehäuft worden waren, kamen jetzt in Umlauf; mit den neuen Waaren, die der Grieche mitbrachte, entſtanden auch neue Bedürfniſse, aber auch wieder, durch den neuen Abſatz, neue Zweige der Induſtrie. Das an Getraide reiche Land gab nun den Ausländern von ſeinen geſegneten Erndten, und ſo wirkte die Bekanntſchaft Aegyptens mit den Ausländern ſelbſt auf die Kultivirung des Ackerbaues zurück. Auch wurde den handelnden griechiſchen (beſonders kleinaſiatiſchen) Staaten erlaubt, zum Beſten ihrer reiſenden Kaufleute an gewiſsen beſtimmten Plätzen Tempel zu gründen, die die Niederlagen und Marktplätze für ihre nach Aegypten geſchickten Waaren ſeyn ſollten. — Die perſiſche Invaſion aber ſchadete dem Lande nicht eben zu ſehr, da auf den Krieger Cambyſes ſogleich der milde Darius folgte, unter deſsen Regierung auch der Landhandel Aegyptens mit dem innern Afrika und Aethiopien wieder auflebte.

So muthig auch die ägyptiſchen Prieſter mit ihrer letzten Kraft den Sturm eine Zeitlang beſtanden, der ihrem Einfluſs eben ſo gefährlich, als dem Nationalcharacter wohlthätig war; ſo vereinigten ſich doch zu viele Umſtände, die das gänzliche Erlöſchen ihres Anſehens nach und nach unaufhaltſam herbeyführten. Durch die gräciſirenden Könige, ſchon vor dem Einfalle der Perſer, hatte ihr Einfluſs verloren, denn die Volksmythologie war veraltet, das Volk für eine höhere Richtung reif geworden, und der griechiſche Geiſt, Griechenlands Mythologie, vertrug ſich nicht mit der düſtern Stimmung und mit der ſchwerfälligen Mythologie des alten

Aegyptens. Ohngeachtet nun die Griechen keine neuen Geſetze in Aegypten einführten, ſo war doch der Geiſt, den ſie den Landeseingebornen mittheilten, gerade der frühern originellen Bildung dieſes Volkes entgegen. Doch paſsten dieſer Geiſt und dieſe griechiſchen Sitten den Bedürfniſsen des gegenwärtigen Zeitalters an, und daher erlag auch am Ende der originelle Character der Landeseingebornen den, weiter ſich verbreitenden, Sitten der Ausländer. Schon dies bereitete von fern den Untergang der Prieſterkaſte vor.

Die perſiſche Invaſion war ihr noch nachtheiliger geweſen, weil ihr als der herrſchenden und gebildetſten Kaſte daran liegen muſste, keine Regenten über Aegypten zu dulden, die nicht mit ihr gemeinſchaftliche Sache machten. Regenten, die ſelbſt in Aegypten wohnten, waren ihr daher minder gefährlich, und immer blieb dann doch das Weſentliche der Regierung in ihren Händen. Denn eine rohe Volksmythologie, eine groſse Maſse ſinnlicher und beſchäftigender Gebräuche in der poſitiven Religion, ſind das ſicherſte Vehikel, den Deſpotismus minder fühlbar zu machen, eben weil der Fortſchritt des menſchlichen Geiſtes durch jene Mythologie aufgehalten wird, und nur dann der Menſch die Feſseln des Deſpotismus zerbricht, wenn er ſich kräftig genug fühlt, allein in ſeiner Bildung fortzuſchreiten, und ſeinen männlichen Fortſchritt in der Reife nicht aufhalten zu laſsen. So lange alſo der geborne Aegypter keine höhern Bedürfniſse kennen lernte, ſo lange er noch an den Gebräuchen ſeines Fetiſchismus hing, ſo lange war auch für das Anſehn der Prieſter nichts zu befürchten.

Aber nun kamen, ſelbſt während der perſiſchen Oberherrſchaft neue Bedürfniſse und Sitten durch die

Griechen nach Aegypten. An dem *gebildetern* Theil der Griechen ſahen die Prieſter ihre Weisheit verrathen, denn ſie waren längſt bey einigen frühzeitig errungenen Begriffen ſtehen geblieben, während daſs der griechiſche Geiſt unaufhaltbar fortgeſchritten war und ſich einer höhern Reife genähert hatte. Nichts konnte daher dieſe Weisheit eine Zeitlang noch retten, als daſs ſie dieſelbe ins dichteſte Dunkel hüllten und vor den Ausländern argwöhniſch verbargen. Dadurch konnten ſie nun wohl einige Achtung bey den Griechen für dieſe Weisheit erſchleichen; da aber das Fundament der ägyptiſchen Prieſterweisheit ſelbſt erſchüttert war, da die fortſchreitende Vernunft dieſe Geheimniſse an die Griechen von ſelbſt verrathen hatte, und die ägyptiſchen Prieſter, zu einem eignen ſchnell bewirkten Fortſchritte in der Bildung nicht reif und empfänglich waren, ſo muſste endlich die ägyptiſche Mythologie der lieblichern griechiſchen weichen, und die Prieſter, die das äuſserſte gewagt hatten, gegen die veredelte und reifende Vernunft der Griechen das ganze gewagte Spiel verlieren. Denn da ihre Mythologie oder Volksreligion ganz auf die Staatsverfaſsung gebaut, und mit derſelben in Eins verflochten war; ſo konnte es nicht anders geſchehen, als daſs, da die Baſis erſchüttert und die alte Staatsverfaſsung ganz aufgehoben wurde, nicht auch die poſitive Religion hätte fallen, und ſelbſt die Vormünder derſelben, die Prieſter, ihren ganzen Einfluſs verlieren müſsen. Daſs dies alte, dauerhafte Gebäude von Prieſterariſtokratie und Staatsreligion nicht durch *einen* Angriff erſchüttert werden konnte; daſs nur die Zeit und einige Jahrhunderte es langſam auflöſen konnten, war wieder ſehr natürlich, weil die Prieſter ihre ganze Kraft aufboten, ja ſelbſt wahrſcheinlich die Volksmythologie etwas weiter fortbildeten, um

nur nicht auf einmal den unvermeidlichen Sturz ihrer ehemaligen Gröſse erleben zu müſsen!

Im Ganzen waren aber die ägyptiſchen Prieſter doch conſequenter als die Prieſter bey andern Nationen; die aramäiſchen Prieſter, deren Antheil an der Staatsverwaltung in der That nicht unbedeutend war, änderten mit jedem neuen Eroberer die Geſtalt und die Sprache; ſie nannten ſich nach der rohen chaldäiſchen Horde, Chaldäer; ſie erhielten ſich unter den Perſern, ja ſpäterhin ſelbſt unter den Griechen; genug, ſie verſchmolzen in jede Form, die ihrem Intereſse anpaſste und ihren Einfluſs begünſtigte und ſicher ſtellte. Dies ſchien aber mit der Denkungsart und den Grundſätzen der ägyptiſchen Prieſter zu ſtreiten! Lieber das äuſserſte gewagt und endlich das Spiel ganz verloren, als nachzugeben — ſcheint ihr Symbol geweſen zu ſeyn.

Und ſo erloſch denn, durch die fortſchreitende Kultur der Menſchheit in ihren kräftigſten Völkern der Vorwelt, der ägyptiſche Prieſterſtamm, der lange die höhere Bildung und Reife ſeiner Nation aufgehalten hatte. Er ſank, aber ſelbſt im Sinken verdient er mehr Mitleid als Verachtung; er ſank, aber ſelbſt im Sinken predigt er es laut: daſs die Natur nicht durch einzelne Menſchen, auch nicht durch einzelne Völkerſtämme den Fortſchritt der Nationen und der Menſchheit in ihrer höhern Reife und Kultur aufhalten laſse; daſs alle zerſtörende Wirkungen und Erſcheinungen im Reiche moraliſcher Kräfte doch am Ende mit der leichtern und freyern Blüthe dieſer Kräfte endigen, und daſs aus der langen Dunkelheit des Mythenalters, die Morgenröthe der Jugend der menſchlichen Kultur anbreche, auf die, nach ſchweren Kämpfen gewiſs das männliche Zeitalter eintreten werde und müſse, nur daſs ſich die Natur, oder richtiger, die

moraliſche Weltregierung, nicht übereilt und ihr langſamer Gang alle Völker umſchlieſse und zum Ziele führe, wenn auch einzelne Glieder in dem lebendigen Ganzen untergehen, und aus der Reihe der Völker, die alle zum Ziele der Reife hinſtreben, ſich zu verlieren ſcheinen ſollten!

Noch lichtvoller wird der Horizont über Aegypten, als der macedoniſche Jüngling, mit einem ſehr richtigen Blicke, den hieher ſchon geleiteten Handel der Völker, hier ganz zu concentriren und das, nachmals ſo berühmte, Alexandria anzulegen beſchloſs, eine Stadt, die in der Kulturgeſchichte der Menſchheit eine groſse, ja eine gröſsere Rolle ſpielt, als Rom ſelbſt, da Rom in ſpätern Zeiten, nur von abgeleiteter Kultur ſchwelgte, Alexandria aber, der Sammelplatz der Philoſopheme, Wiſsenſchaften und Künſte der ganzen damals kultivirten Welt, allen dieſen Philoſophemen, Wiſsenſchaften und Künſten ein eignes Gepräge aufdrückte, und unter einer neuen Form wieder in die Welt entlieſs. Doch dieſe Entwickelung gehört einer ſpätern Zeit an! —

Phönicien, deſsen Seehandel und Kolonien zu Anfang dieſer Periode immer noch weit verbreitet und mächtig ſind, fing doch ſchon an, ſeinen ehemaligen bedeutenden Einfluſs zu verlieren. Dies konnte auch nicht anders möglich ſeyn, ſobald die vorzüglich mitwirkenden Urſachen ſeiner höhern Blüthe und Kultur aufgehoben oder beſchränkt wurden. Schon Nebukadnezar gab der Kultur dieſes, nichts weniger als kriegeriſchen, Staates durch die Unterdrückung Sidons eine andre Richtung, und die häufigen Veränderungen in dem Innern des weſtlichen Striches Aſiens wirkten allezeit, mit mehr oder minder gutem Erfolg auf Phönicien zurück. Gegen Eroberer konnte ſich freylich dieſes, verhältniſsmäſsig klei-

ne, Küſtenland nicht halten; ein Kaufmannsvolk hat keinen kriegeriſchen Geiſt und liebt auch Kultur und Wiſsenſchaften nur in ſofern, bildet ſie nur in ſo weit aus, als ſie die unnachlaſslichen Bedingungen oder Hülfsmittel für ſeine merkantiliſchen Abſichten ſind. Die Phönicier haben gewiſs, in jeder Hinſicht, bleibende Verdienſte um die Fortführung der Kultur; aber nicht ſowohl bey ihnen ſelbſt, einige Künſte und Wiſsenſchaften ausgenommen, die zunächſt auf ihre Geſchäfte gingen, reifte dieſe höhere Blüthe der moraliſchen und bürgerlichen Kultur; mehr waren es ihre Kolonien, die auf *dem* Grunde fortbauten, den ſie aus ihrem Mutterlande mitbrachten, und die den Samen zur höhern Kultur ungleich mehr veredelten, als dies der Fall in Phönicien ſelbſt geweſen war. Deswegen hat auch die Geſchichte der Menſchheit nicht eben auſserordentlich dadurch verloren, daſs dieſes Volk keine *längere* Rolle geſpielt hat. Seine Künſte und Wiſsenſchaften ſind zu ſeinen Kolonien übergegangen; der Handel ſelbſt hat ſich nie ganz aus dieſer Weltgegend verloren; als Sidon zerſtört wurde, blühte Tyrus auf; als Alexander Tyrus verwüſtete, zog ſich der Handel ganz nach Aegypten; genug am Ende *dieſer* Periode war die periodiſche Blüthe der phöniciſchen Kultur bereits ihrem Verfalle nahe, und es bedurfte nur eines Alexanders, und des glücklichen Gedankens der Anlegung einer neuen Handelsſtadt in dieſer Gegend, um Phöniciens ehemalige Blüthe verwelken zu laſsen. Die Kultur dieſes Volkes ſtand freylich nicht auf den feſteſten Stützen, und ſobald die weſentliche Baſis derſelben, Handel und Schiffahrt, untergraben wurde, ſobald ſank auch das ganze ſchöne Gebäude zuſammen. Was Phönicien in Rückſicht auf *religiöſe*

Kultur

Digitized by Google

Kultur geweſen iſt, hatte es gröſstentheils, wie wir ſchon bey der Characteriſtik der Kultur dieſer Völker in der erſten Periode bemerkten, den Aramäern zu verdanken gehabt; kaum daſs ihm der Geiſt der Nation einen eignen Anſtrich gab. Was es in *bürgerlicher* Hinſicht wurde, ging aus der eigenthümlichen Lage, aus den Verhältniſſen des Volkes zu den benachbarten Ländern, und aus der Anhänglichkeit deſselben am Handel und an der Schiffahrt hervor. Deswegen machten freylich in einem Staate, wo Fleiſs und Gewerbe beſonders galten und eine höhere Thätigkeit die Einwohner characteriſirte, der aſiatiſche Deſpotismus oder die ägyptiſche Prieſterariſtokratie nicht ihr Glück; ihre Staatsverfaſsung beruhte aber auf nichts weniger als auf einer zweckmäſsigen Geſetzgebung; Gewohnheit und Herkommen, die frühern Verhältniſse, nach den ſpätern Bedürfniſsen bey anwachſender Volksmenge, etwas näher modificirt — waren die Baſis der phöniciſchen Staatsverfaſsung. Die poſitive Religion war aber in Phönicien bey weitem nicht mit dem Staatsintereſse ſo innig verflochten, wie bey andern Völkern; der Prieſterorden galt *verhältniſsmäſsig* nicht ſo viel; und dies iſt allezeit der Fall bey den Völkern, die in einem höhern Grad thätig ſind, die mit auswärtigen Ländern in Verbindung ſtehen, überhaupt: die im bürgerlichen und häuslichen Leben zu beſchaftiget ſind, als daſs ſie oft und lang mit den ſinnlichen Ceremonien der poſitiven Religion ſpielen könnten. Kriegeriſche Völker ſind, während des Heldenalters, eben ſo unbeſorgt um ihre religiöſen Begriffe; ſie haben einiges Anſehen bey ihnen, ſtehen aber doch erſt im zweyten Range. Ihre Götter müſsen Helden geweſen ſeyn, oder noch jetzt das Heer anführen, dann können ſie auf ihre Achtung Anſpruch machen. — Gegen kriegeriſche

und handelnde Völker gehalten, iſt nun freylich der Bürger, in einem, auf Ackerbau gegründeten, Staate weit mehr geneigt für eine reichhaltige und ſeine Einbildungskraft beſchäftigende poſitive Religion. Darum hält er auf Tempel und auf die Pracht des äuſserlichen religiöſen Kultus; ſeine Sinnlichkeit verlangt Nahrung; die Künſte des Friedens und des häuslichfn Lebens intereſsiren ihn; er ſelbſt hat mehrere moraliſche Eigenſchaften in ſich ausbilden und üben können, da er ſtets in Verbindung mit andern Menſchen lebt, die er zu ſeiner Unterſtüzung bedarf; — daher ſind denn auch ſeine Gottheiten friedliche Weſen, und je nachdem er in ſeiner individuellen Bildung und moraliſchen Reiſe fortgeſchritten iſt, mehr oder minder weiſe, gerecht und moraliſch gut. Je unvollkommner noch ſeine Begriffe von ihnen ſind, um ſo bunter und gemiſchter iſt der Ceremonienkultus, durch den er ſie zu ehren glaubt; je weiter er ſich in der Sittlichkeit und Tugend erhebt, je mehr moraliſche Eigenſchaften ſucht und findet er in ſeinen Gottheiten, und je mehr ſimplificirt er den Kultus, durch den er mit ihnen ſich in Verbindung und gegenſeitige Beziehung ſetzen will. — Wenn daher Phönicien kein bedeutendes Reſultat über ſeine Fortſchritte in der bürgerlichen und religiöſen Kultur, an die allgemeine Kulturgeſchichte ausliefert, ſo finden wir den Grund davon darin, daſs es ein Volk war, deſsen Hauptbeſchäftigung weder Ackerbau noch Krieg ſeyn konnte; das vielmehr durch ſeine Lage und Verhältniſse genöthiget wurde den Handel weiter auszubilden, und ſeine ganze Politik kaufmänniſch zu begründen.

Dagegen nahm *Karthago*, deſsen Abſtammung von Phönicien zwar nie ganz verkannt werden kann, ſchon eine abweichende Richtung in ſeiner Kultur. Auch über dieſen Staat ſind ſchon, im Zuſammenhange, die weſent-

lichſten Punctte ſeiner Kultur in der Characteriſirung der vorigen Periode beygebracht worden. Zu viel Kultur konnte *die* Kolonie, die Karthago erbaute, nicht aus ihrem Mutterlande mitnehmen, weil ſie ſelbſt dort nicht eben weit fortgerückt war; aber das, was die Phönicier ihren Kolonien mitgeben konnten, Handelsgeiſt, Neigung zum Fleiſse, kaufmänniſche Klugheit und Argliſt, eine einſeitige Politik, ein genaues Kalkuliren merkantiliſcher Plane und oftmals kühner Spekulationen, das hat auch Karthago, während ſeiner Exiſtenz, deutlich gezeigt und dadurch ſeinen phöniciſchen Character völlig treu behauptet. Kriegen ſo lange als möglich abgeneigt; Beſitznehmungen und Eroberungen von kleinen, aber in Rückſicht auf Ackerbau und andre Künſte des Friedens ausgezeichneten, Ländern, beſonders Inſeln; Ueberliſtung und Benutzung der Völkerſchaften, die um ſie herum lagen, ohne ſich mit ihnen doch näher zu verbinden; dies waren die Maximen der karthagiſchen Politik, und ſo ſehen wir dieſen Staat beſonders begierig auf die Inſeln des Mittelmeeres; die Kriege, die es führen *muſs*, werden durch Miethstruppen geführt; die afrikaniſchen Landeseingebornen werden durchaus nicht civiliſirt oder mit der Republick ſelbſt verbunden; denn der Staat ſchlägt den Vortheil, den er von rohen und ungebildeten Horden, in Rückſicht auf Tauſch- und Karavanenhandel, haben kann, höher an als die Verbindung mit policirtern kleinern Staaten. Daſs Karthago mehrere Kolonien ausſandte, gehörte zu ſeiner egoiſtiſchen Politik; geborne Karthaginienſer ſollten ſich mit den Landeseingebornen der eingenommenen Provinzen vermiſchen, um ſie deſto abhängiger von dem afrikaniſchen Mutterlande zu machen, und ſo raffinirte und kalkulirte der karthagiſche Kaufmannsgeiſt, der übrigens viel zu kalt war, als

daſs er für eine höhere Reife in moraliſcher und bürgerlicher Hinſicht hätte erwärmt werden können, ſo lange, und zog in ſeinen Kreis die Reichthümer und Schätze der überliſteten oder verbundnen, oder bisweilen auch eroberten, Länder, bis er, als ſeine kalte Klugheit, in ſtarre Verzweiflung überging, (da er ſah, daſs Liſt, Betrug und Klugheit gegen die römiſche Diſciplin nichts mehr vermochte,) und die letzte Anſtrengung ſeiner Kraft gegen die überlegenen Feinde nicht hinreichte, ſich unter den Trümmern ſeiner merkantiliſchen Projecte und ſeiner ungeheuren Rechnungen begrub. — Ich bin überzeugt, daſs zu dieſem endlichen Verfall der karthagiſchen Staatsverfaſsung, die freylich in eine weit ſpätere Zeit gehört, der *Grund* bereits *ſchon jetzt* gelegt wurde, und daſs es bloſs an einem ſo kräftigen Volke, wie die Römer waren, fehlte, das bereits einige Jahrhunderte früher mit den Karthaginienſern irgendwo und über irgend etwas in Kolliſion kommen durfte, um die traurige karthagiſche Kataſtrophe ſchon früher in der Geſchichte zu finden. Denn wo die Kultur ſo ganz *einſeitig* reift und emporblüht wie hier; wo nichts gilt als Intereſse und kaufmänniſcher Geiſt; wo moraliſche, wiſsenſchaftliche und bürgerliche Kultur kaum auf der niedrigſten Kindheitsſtufe ſtehen und ſich zu keinem höhern Puncte emporſchwingen können, — da iſt es nicht anders zu erwarten, als daſs die einſeitige Reife den ſchnellen und ekelhaften Untergang der ganzen, nur von auſsen eine Zeitlang blendenden, Verfaſsung herbeyführe. Die weſentlichen Bedingniſse aller Kultur, die unter den Menſchen blühen und reifen kann, Moralität, Geſetzgebung, Gelehrſamkeit, Wiſsenſchaften und Künſte, ſind nie bey den Karthaginienſern über die niedrigſten Stufen vorgerückt, es müſsten denn *einige Künſte* geweſen ſeyn, deren höhere Blüthe und Fortbildung mit

dem Intereſse des Staates ſelbſt *zu* genau zuſammenhing, als daſs ſie ganz hätten vernachläſsiget werden können. Da alſo, wo die Bedingniſse der Kultur nicht durch ein gemeinſchaftliches Band verbunden ſind; wo ſie nicht gemeinſchaftlich ſich entfalten und gleichen Schritt zur Reife thun; da wo dieſe weſentlichen Bedingniſse nicht in einem nothwendigen Zuſammenhange gegen einander ſtehen; iſt auch über kurz oder lang die gänzliche Auflöſung und Umbildung der Staatsverfaſsung zu befürchten. Es können in den Verhältniſsen der Völker, in der individuellen Lage der Nationen ſelbſt, gewiſse Umſtände gegeben ſeyn, die entweder dieſe Auflöſung eine Zeitlang aufhalten, oder ſie auch früher, als man glauben ſollte, herbeyführen; — genug aber am Ende kann ein Staat, deſsen innere Verfaſsung nicht auf gegenſeitige, *verhältniſsmäſsig* fortſchreitende, Kultur der Religion, Geſetzgebung, Wiſsenſchaften und Künſte gegründet iſt, ſeinen unvermeidlichen, gänzliehen Verfalle nicht entgehen; dies lehrt Karthago's Schickſal mit dem feyerlichſten Nachdruck; und ſuchen wir die, zwar entfernten, aber doch weſentlich dazu mitwirkenden, Urſachen auf, ſo finden wir ſie ſchon völlig in der Verfaſsung dieſes Staates, während der gegenwärtigen Periode, vorbereitet daliegen. Und eben, weil dieſer Staat ſich in der Geſchichte der Menſchheit, durch die Fortbildung keines derer Momente, an die die höhere Kultur nothwendig gebunden iſt, ausgezeichnet und verdient gemacht hat, ſo hat er auch, unter *den* Völkern, deren Kulturfortſchritte, während dieſer Periode, iſolirt behandelt werden müſsen, ſeine Stelle verwirkt, denn in der That finden wir nichts, das einer ausgezeichneten Darſtellung verdiente, da er in Rückſicht auf Religion, Geſetzgebung und Wiſsenſchaften ſich, ſelbſt

Digitized by Google

im Geiſte *ſeiner* Zeit angeſehen, nicht einmal bis *an* das Mittelmäſsige hat emporheben können.

Wichtiger und intereſsanter werden uns, während dieſer Periode, die *Juden*. Mit dem Umſturz des babylonischen Reiches durch Cyrus begann ihre Befreyung und die Stunde der Erlöſung. Doch darf man ſich auch ihren Aufenthalt in Aram nicht ſo traurig, als gewöhnlich, vorſtellen; die meiſten hatten ſich im Lande angekauft und wurden als Bürger des Staats behandelt, ja einige Jünglinge aus den vornehmſten jüdiſchen Familien ausgehoben und am Hofe in Wiſsenſchaften und Künſten von den Prieſtern erzogen. So lernte namentlich Daniel die aramäiſche Volks- und Prieſterreligion näher kennen, und theils die Angewöhnung des Volkes an die aramäiſche Volksmythologie, theils die Bekanntſchaft der gelehrten Juden mit den Vorſtellungen, die unter den obern Ständen der Aramäer über die Gottheit, Geiſterwelt und Zukunft herrſchten, und beſonders in der Privatreligion der Chaldäer gelehrt wurden, ſcheinen jetzt dem Geiſte und Character des jüdiſchen Volkes eine neue Richtung gegeben zu haben. Als die Juden aus Paläſtina nach Aram weggeführt wurden, waren ſie eben für eine Fortbildung, in religiöſer und bürgerlicher Rückſicht, reif geworden; ſie waren durch die öftern Ermahnungen, Belehrungen und Drohungen ihrer Weiſen und Dichter, endlich dahin gebracht worden, daſs ſie nicht mehr ſo ſehr wie ehemals zur Abgötterey geneigt waren. In dieſem wichtigen Zeitpuncte nun, wo in ihnen ſelbſt ein inneres Bedürfniſs nach etwas beſsern, als ſie bis jetzt beſaſsen, rege geworden war, wurden ſie in die Länder des chaldäiſchen Eroberers verſetzt. Die Wärme, die ſie jetzt für ihre alte moſaiſche Konſtitution zeigen, ſpricht dafür, daſs ſie endlich den Sinn derſelben haben verſtehen lernen, und daſs die

grobe Unbeſinnlichkeit und Rohheit, die lang angehaltne Kindheit dieſes Volkes endlich durch beſsere und richtigere Begriffe langſam zum Weichen gebracht worden war. Um nun mit den frühern, in der moſaiſchen Konſtitution enthaltnen, Vorſtellungsarten die neuen Begriffe, die ſie in Chaldäa kennen lernen, verbinden zu können, werfen ſie ſich der allegoriſchen Interpretation in die Arme; ein Mittel, das allezeit die Völker *dann* ergreifen, wenn ihre frühern Begriffe und Verfaſsungen veraltet ſind und dem Geiſte der ſpätern Zeit nicht mehr anpaſsen; ehe ſie ſich nun entſchlieſsen, jene Vorſtellungsarten zu antiquiren, ſo ſuchen ſie lieber die entfernte Aehnlichkeit zwiſchen den frühern und ſpätern Begriffen auf, und ſuchen und finden auch den ſpätern, erweiterten und höhern Sinn bereits in den einfachen, ſinnlichen und mangelhaften Ausdrücken und Formeln des frühern Zeitalters, eben weil dieſe Formeln und Ausdrücke in Büchern enthalten ſind, die die ſpätere Zeit ſanctionirt hat und deren Anſehen, als Religionsbücher, mit jedem Jahrhunderte höher ſteigt. Der Grund, der entfernte Umriſs, die erſten dunkeln Linien zu den Begriffen und Vorſtellungen, die wir die Juden aus Chaldäa zurückbringen ſehen, lagen freylich in ihrer frühern Verfaſsung und in den moſaiſchen Vorſchriften. Aber daſs jene frühern Lehren nur durch eine künſtliche Nachhülfe und allegoriſche Interpretation beybehalten wurden, ſcheinen die Juden nicht einmal von fern geahnet zu haben, und indem ſie ſich überredeten, einzig und allein an ihrem Moſaismus zu hängen, trugen ſie aramäiſche Philoſopheme in ihre religiöſen Vorſtellungen über, und bildeten dadurch eine Dogmatik nach und nach aus, in der man die fremdartigen Theile gröſstentheils von den Vorſtellungen abſondern kann, zu denen der alte Moſes die nächſte Veranlaſsung gab, wenn man auch die Zeit der Auf-

Digitized by Google

nahme dieſer Philoſopheme, und die Verſchiedenheit des Urſprungs derſelben ſelbſt, nicht ſo ganz genau verzeichnen kann.

Die neue Kolonie in Paläſtina hat aber mit traurigen Verhältniſsen lange zu kämpfen; verhältniſsmäſsig kehrt nur ein kleiner Theil aus Aram zurück, der eine bleibt in den Ländern, wo er ſich angekauft hat, ein anderer hatte ſich ſchon frühzeitig nach Aegypten gewendet und hier eine jüdiſche Kolonie geſtiftet; dieſe auſserhalb um Paläſtina wohnenden Juden werden in der Geſchichte unter dem Namen der *Helleniſten* bekannt. *Der* kleine Theil der Juden aber, der ſich in dem Lande ſeiner Väter wieder anbaut, findet dieſe Gegenden von Völkerſchaften beſetzt, die ſich hier, während der Zeit des Exils, niedergelaſsen hatten, und die nicht anders als durch Gewalt zum Weichen genöthigt werden können. Eben ſo viel Unruhen verurſachen den zurückgekehrten Juden die *Samaritaner*, oder die ebenfalls durch Cyrus aus ihrem aſsyriſchen Exil entlaſſenen Nachkommen der zehn iſraelitiſchen Cantons; dieſe wünſchten nemlich wieder mit den Juden ſich, wie vor der Trennung, verbinden zu können, da ihre Königsfamilien erloſchen waren; aber die gegenwärtigen ſtreng religiöſen Begriffe der Juden erlauben ihnen nicht eine nähere Verbindung mit dieſen Abtrünnigen und Abgöttern einzugehen, die ohnehin blos an der moſaiſchen Konſtitution hängen, und der ſpätern heiligen Schriften der Juden, der Orakelſammlungen, Geſchichtsannalen u. dergl. ermangeln. Aber auch dieſe haben Einfluſs an dem perſiſchen Hofe und wiſsen der jungen paläſtinenſiſchen Kolonie immer neue Schwierigkeiten beym Tempelbaue und bey der Einrichtung ihrer neuen Verfaſsung zu verurſachen. In der That verlebte während dieſer Periode dieſes Volk keinen glücklichen Zeitpunct, und wenn es die Hoffnung einer beſsern

Digitized by Google

Zukunft feſthielt, wenn dieſe Erwartung in ſeine ganze Gedankenmaſse überging und das Gemählde derſelben um ſo lebhafter wurde, je trauriger die Lage von auſsen und von innen war, in der es ſich gegenwärtig befand, ſo können wir es ihm wohl nicht verdenken, da dieſe Erwartung, dieſe Hoffnung die einzige Stütze war, an der ſich dieſes Volk, unter dem Drucke der Leiden feſthalten konnte. Seine Verfaſsung wurde zwar einigermaſsen durch die Verbreitung der Griechen über Aſien verändert, aber immer blieb Paläſtina, ſpäterhin unter den Seleuciden und Lagiden, der nemliche Zankapfel, der es früherhin unter den aramäiſchen, perſiſchen und ägyptiſchen Königen gewesen war. Unglücklicher Weiſe lag es zwiſchen zwey mächtigen Reichen mitten inne, beyde wünſchten es ihres Vortheils wegen zu beſitzen, beyde hatten ihre Factionen in dem kleinen Reiche, beyde nahmen es früher und ſpäterhin zu wiederholten malen ein, und ſo dauerte dieſes abwechſelnde Schickſal fort, bis endlich das römiſche Volk, groſsmüthig genug, ſich die Obervormundſchaft über Syrien und Aegypten zu verſchaffen, der Eiferſucht beyder Reiche ein Ende zu machen, und Paläſtina, das Mittelland zwiſchen beyden, als Provinz zu Syrien zu ſchlagen wuſste.

Paläſtina iſt bis auf die Zeiten der Umſtürzung der perſiſchen Dynaſtie durch Alexandern eine eigentliche *Prieſteraristokratie;* der oberſte Prieſter iſt zugleich Regent und Lehnsträger der perſiſchen Könige; aber unwürdige und rohe Menſchen ſind es gröſstentheils, die dieſe Würde bekleiden, und ſo wie Prieſterregierung niemals wohlthätige Folgen für die Fortbildung der Kultur der Völker gehabt hat, ſo iſt es auch hier kein wohlthätiger Geiſt, der, in Rückſicht auf religiöſe Begriffe, die Kolonie in Paläſtina durchdringt; zwar ſind nunmehr einige

moraliſche Begriffe in ein höheres Licht geſtellt und weiter bey ihr in Umlauf gebracht worden, die zu ſteife und ängſtliche Anhänglichkeit aber an dem Buchſtaben der alten Verfaſsung, die gegenſeitige Verketzerung wegen ſtrenger oder minder ſtrenger Beobachtung gewiſser Vorſchriften, die übertriebene und kleinliche Sorgfalt in der Ausübung gewiſser Gebräuche, und überhaupt die Aufſtellung einer Menge neuer Ceremonien und Ritus verdunkeln dagegen von der andern Seite das wenige Gute, das durch jene richtigeren Begriffe etwa in Umlauf gebracht worden war. Um die Einrichtung der neuen Kolonie in Paläſtina erwarben ſich *Eſra* und *Nehemias* bleibende Verdienſte; beſonders lieſs der letztere Jeruſalem befeſtigen, und Synagogen errichten, wo das Geſetzbuch vorgeleſen wurde. Mit ſo vieler Wärme man ſich auch bemühte, die ehemalige moſaiſche Verfaſsung völlig wieder herzuſtellen, ſo war doch ihr Geiſt bereits veraltet; einen moraliſchen Anſtrich erhielt zwar die neue Einrichtung; Fragmente der älteren Verfaſsung lagen derſelben wohl zum Grunde; aber ſie völlig wieder herzuſtellen, wäre wider den Geiſt der ſpätern Zeit geweſen; war doch die moſaiſche Konſtitution, nach dem Sinne des Stifters, ſelbſt *damals nicht ganz* realiſirt worden, da die Hebräer in Paläſtina zum erſtenmale ſich niederlieſsen, wo jene Verfaſsung ihrem geringen Grade der Bildung weit mehr anpaſste, als nun in den Zeiten nach dem Exil, wo doch bereits das Volk einigermaſsen in ſeiner Kultur fortgerückt war. — Die religiöſe und wiſsenſchaftliche Kultur der Juden, während dieſer Periode, verdient einer nähern Entwickelung und iſolirten Darſtellung, da die Momente derſelben nicht weſentlich in ihre Geſchichte verflochten ſind, ohngeachtet freylich durch die Schickſale der Nation von auſsen, der

Gang ihrer Bildung von innen entweder aufgehalten oder befördert wurde. —

Den erquickendſten Anblick aber, den irgend ein Volk, während dieſer Periode, in der Geſchichte gewähren kann, gibt *Griechenland*. Hier boten ſich Klima, Verſchiedenheit der Kolonien, Mythologie, einzelne Helden und Weiſe, bürgerliche Verfaſsung, Handel und Schiffahrt, genug, unzählig zuſammentreffende Momente, die Hand, um die Völkerſchaften dieſes glücklichen Landes zu einer jugendlich üppigen Blüthe der Kultur emporzuheben, die kein anderes Volk in dieſem Zeitraume charakteriſirte. *Athen* und *Sparta* waren es vorzüglich, die jetzt ihre glänzende Rolle ſpielten; an der Spitze dieſer Staaten ſtanden, während dieſes ganzen Zeitraums, Männer von groſsen Talenten, von kühnem, unternehmenden Geiſte, von Bildung, ſo weit ſie damals möglich war, und dieſe waren es eben, die den Fortſchritt beyder Staaten, in Rückſicht auf Eroberungen, auf Berichtigung und Veredlung der Geſetze in der bürgerlichen Verfaſsung, auf Erhöhung des wärmſten und innigſten Freyheitsgefühles und republikaniſchen Sinnes bewirkten. Zwar trat auch bey der Kultur dieſer Staaten frühzeitig ſchon der Fehler ein, daſs die moraliſch-religiöſe Reife hinter der bürgerlichen und wiſsenſchaftlichen Bildung überhaupt zurückblieb; und dadurch wurde ſchon *im Keime* der Grund zu dem, erſt in der nächſten Periode langſam eintretenden, Verfalle der griechiſchen Kultur, gelegt; aber doch gewährt Griechenland, während ſeiner kräftigen Jugend, einen reizenden Anblick; alles was unter dieſem Klima und in jener Periode aufblühen und ſeine Knoſpe entfalten konnte, gedieh und blühte auch empor auf dieſem Boden. Die Künſte erhoben ſich zu einer erquickenden Höhe; die reinſten Ideale ſchwebten dem Künſtler vor; der hohe Freyheits-

ſinn weckte frühzeitig ſchon im Knaben die ſchlummernden Kräfte, und ein wohlthätiger Gemeingeiſt, ein lebhafter Antheil an allen öffentlichen Verhandlungen drang durch alle Volksklaſsen hindurch.

Nie dürfen wir aber vergeſsen, daſs dieſe Blüthe nur die Blüthe der *angehenden Jugend* war. Das Zeitalter der Jugend hat freylich ſeine eigenthümlichen Schönheiten und Reize, beſonders wenn die Organiſation und das einwohnende Gemüth in einer ſo glücklichen Harmonie ſtehen, wie bey den Griechen, die auch geiſtig-körperlich das treflichſte Ideal für die bildende Kunſt darboten; aber der lachenden Jugendblüthe fehlt die feſtere und tiefere Begründung; auch die Griechen ermangelten ihrer; daſs ſie aber bey den Griechen noch *ſo lang* anhielt und *ſo* lange blühte, als ſie wirklich in dieſen Gegenden vorgefunden wird, lag darinn, daſs ſie hier *einheimiſch* und ganz originell, nicht wie bey andern Völkern eine vom fremden Boden entlehnte oder paraſitiſche Pflanze, war; nur einmal konnten die Umſtände und Verhältniſse der griechiſchen Völkerſchaften ſo glücklich und ſo harmoniſch zuſammentreffen, als ſie in dieſem Mythenalter, in dieſer angehenden Jugendperiode, zuſammentrafen, und die ſchönſte Jugendblüthe *Eines* Volkes, die je auf dieſem Planeten verlebt worden iſt, der Nachwelt in milden Ueberreſten des Geſanges, der Beredſamkeit und der bildenden Kunſt zu überliefern, damit auch das reifere und ernſtere männliche Zeitalter ſich jener erquickenden Geſtalt und jener umſchattenden Höhe, zu der ſich Griechenlands Jugendperiode emporſchwang, erfreuen und mit ſeligem Entzücken in den ſüſsen Traum der angehenden Jugend bisweilen zurückkehren möchte. Wenn es je dem reifern Manne zu verzeihen iſt, ſich einer ſanften Schwermuth zu überlaſsen und die milden Bilder der Vergangenheit in

ſeine Seele zurück zu rufen, ſo iſt es wohl da am verzeihlichſten, wenn er mit ſtiller Wehmuth vor den Monumenten, die uns der Geiſt der Griechen, aus dieſer reizenden und in ihrer Art einzigen Periode zurückließs, verweilt und ſie zuſammenhält mit dem, was das reifſte Zeitalter, das je auf Erden verlebt wurde, das Zeitalter Friedrichs des Einzigen und Kants, nach langen Kämpfen, als reinen Gewinn und als das characteriſtiſche Merkmal einer *männlichen* Reife, und des ſtufenweiſs eintretenden männlichen Zeitalters der Kultur, in die Hände *unſrer* Zeitgenoſsen ausgeliefert hat. Ja hätte die Menſchheit nicht das *gegenwärtige* Zeitalter erlebt, ſo würde der Verluſt jener griechiſchen Jugendblüthe zu beklagen ſeyn, aber in einer männlichen Reife hat hoffentlich unſer Geſchlecht den reichſten und erhabenſten Erſatz für eine periodiſche Jugendblüthe gefunden, die, ſo wie alles in der Erſcheinungswelt, nur eine kurze Zeit intereſsiren und nur *einmal* von *einem* Volke in dieſer Originalität, wie ſie bey dem Griechen vorgefunden wird, verlebt werden konnte. Und gewiſs, wer Empfänglichkeit beſitzt für das Schöne, Wahre und Gute, das je einmal auf unſrer mütterlichen Erde emporgeblüht und gereift iſt, wird mit Rührung und Wonne das Zeitalter des *Pericles* und *Alcibiades* betrachten, wenn er gleich in ſich die Bemerkung nicht unterdrücken kann, daſs der Wurm, der ſpäterhin die ſchöne Pflanze griechiſcher Kultur verwelken machte, bereits *ſchon jetzt* an ihrer Wurzel nagte.

So ehrenvoll und folgenreich die Kriege der Griechen mit Perſien für die Kultur, Macht, Gröſse und für den verbreiteten Handel der griechiſchen Staaten waren, ſo waren doch eben diese Perſer, die den Griechen, in Rückſicht auf die Kriege mit ihnen, im Ganzen wenig gefährlich

waren, doch in ſofern ihre gefährlichſten Feinde, in wiefern der perſiſche Luxus, die aſiatiſche Weichlichkeit, Ueppigkeit und Prachtliebe, das ausgebreitete Sittenverderben, vermittelſt der Griechen in Kleinaſien ins eigentliche Griechenland ſelbſt kam, und mit der Vergröſserung und Erhöhung des Wohlſtandes der griechiſchen Freyſtaaten auch jenes Gift ſtillſchweigend weiter um ſich griff, weil beſonders die erſten Perſonen des Staats, deren Beyſpiel und Einfluſs auf die übrigen Bürger ſo wichtig war, ein Alcibiades und andre, ſich ganz derſelben überlieſsen.

Noch fallen die Thaten eines *Miltiades*, der den Perſern griechiſche Kraft fühlen lieſs, eines *Themiſtocles* und *Ariſtides*, die ſich bleibende Verdienſte um ihr Vaterland erwarben, in das ausgehende heroiſche Zeitalter Griechenlands. Die marathoniſchen Gefilde werden ein ewiges Denkmal bleiben, wie viel ein Volk, das von hohem Freyheitsgefühle beſeelt iſt und für Vaterland, Leben, Freyheit und Familie ſtreitet, gegen Feinde vermöge, die ſie an Zahl und Macht weit übertreffen, die aber ungleich weichlicher und undiſciplinirter als die Griechen waren, und auch bey Marathon ganz auſser ihrem Mittelpuncte fochten.

Aber leider wendeten die griechiſchen Freyſtaaten ihre Kraft, die ſie in den perſiſchen Kriegen näher kennen gelernt hatten, bald gegen ſich ſelbſt. Die überlegne Seemacht der Athenienſer war vorzüglich Sparta ein Stein des Anſtoſses. Der Uebermuth des üppigen Athenienſers mochte freylich dem ſtrengen und minder gebildeten Spartaner ſchwer zu ertragen ſeyn. Und ſo ſtritten, mit wechſelſeitigem Erfolge, die beyden bedeutendſten griechiſchen Freyſtaaten, Athen und Sparta, um das Uebergewicht in Griechenland, und leider entſchied das Schickſal für Spar-

ta. Die mannigfaltigen Fehler, die in den peloponneſiſchen Kriegen, beſonders durch die ununterbrochene Eiferſucht der Feldherrn, von athenienſiſcher Seite begangen wurden, trugen allerdings viel zu jenem unglücklichen Schickſal bey; aber dennoch verdient, in der *Kultur*-geſchichte, Athen eine ungleich höhere Stelle als Sparta. Kaum daſs ſich der letztere Staat von ſeinen rohen, lykurgiſchen Grundſätzen und Geſetzen ſpäterhin einigermaſsen entfernte; lange hatte er an barbariſchen Sitten gehangen; lang war er auf ſeiner niedern Stufe der Kultur ſtehen geblieben, und war, durch ſeine rohe Kraft eine Geiſsel des ganzen, mehr civiliſirten, Griechenlands geweſen; als nun endlich jene mangelhaften und unvollkommnen Geſetze, und die auf ſie gegründete Verfaſsung, dem fortſchreitenden Geiſte der Zeiten nicht mehr widerſtehen konnten, und dennoch der alte Lykurg nicht antiquirt werden ſollte, ſo war, aus dieſer natürlichen Urſache, der unvermeidliche Untergang dieſes Staates nicht länger aufzuhalten. Er ſank, ohne in der Reihe der *kultivirten* Staaten Griechenlands geglänzt zu haben; er ſank in ſich ſelbſt zurück, wie eine veraltete Organiſation aus dem Reiche der ſinnlichen Erſcheinungen abtritt, ohne daſs man ihr Erſterben bedauerte, und ohne daſs ſie bleibende Spuren ihrer Thätigkeit und Reife auf die Nachwelt gebracht hätte.

Ganz anders war es mit *Athen;* hier concentrirte ſich eigentlich, in dieſer Periode, alles das, was der jugendliche Geiſt der Griechen Groſses und Schönes ausarbeitete; hier erhielt er ſeine idealiſche Form, hier das höhere Gepräge ſeiner Vollendung. Athen war während des Zeitalters des *Pericles* und der Jugendjahre des *Alcibiades* der Sammelplatz der Wiſsenſchaften und Künſte; hier vereinigte ſich alles, was den höhern Flor des Handels, des bürgerlichen Einfluſses, der Gewerbe, Wiſsenſchaften und

Künſte herbeyführen konnte; hier wurde der griechiſchen Dichtkunſt, Muſik, Rhetorik, Mahlerey und Bildhauerkunſt *der* eigenthümliche Character angebildet, der ſelbſt noch in den Zeitaltern der Barbarey, den nordiſchen Horden, die in die römiſchen Provinzen einfielen, Bewunderung, Liebe und Staunen einflöſsten, und die, in einem jüngern Zeitraume den wahren guten Geſchmack wieder herſtellten, und die Künſte von den Mängeln und Zuſätzen reinigten, die ſie unter den entſtellenden Händen der Künſtler des Mittelalters erfuhren. Das Ideal von dem, was in dieſer glänzenden Periode der griechiſchen Kultur, in dieſem Lande die Natur auszuarbeiten und auszubilden vermochte, ſcheint wirklich im *Alcibiades* realiſirt geweſen zu ſeyn. In ihm floſsen gleichſam die zerſtreuten Radien von allem, was der griechiſche Geiſt und Character erreichen konnte, zuſammen; er war Held, Staatsmann, Kenner der Künſte und Redner; er konnte ſich dem ausſchweifendſten Rauſche ſinnlicher Leidenſchaften überlaſsen, und wenn man ihn in dieſem Taumel untergegangen glaubte, ſo ſtand er an der Spitze des Heeres, zertrümmerte die perſiſchen Flotten, und wetteiferte mit dem Spartaner an Abhärtungen der weichlichen Organiſation. *Hat* je ein Grieche die Sonnenſtrahlen des Genies, des Witzes, und Scharfſinns in ſich vereint; wuſste je einer aus dem Zuſammentreffen unvorhergeſehener Umſtände Vortheile für ſich zu ziehen; ſtanden je der Beredſamkeit eines Griechen die Herzen der Feinde und Freunde offen; warf ſich je ein Grieche dem Freunde und Mädchen gleich warm in die Arme; und kehrte von dem berauſchendſten Genuſse froh und kräftig zu den ernſthafteſten und bedenklichſten Geſchäften des Staates, der eine Zeitlang ganz von ſeiner Leitung abhing, mit eben der Leichtigkeit zurück, mit der er

in

in den nächtlichen Feſten und Zuſammenkünften geſchwärmt hatte; vergaſs je ein Grieche den richtigen Blick in die Zukunft nicht, und lieſs ſich nicht durch das jubelnde Geſchrey der Menge, nicht durch die ihm gewundenen Blumenkränze, nicht durch die feine Politik ſeiner Feinde täuſchen, ſo daſs er den augenſcheinlichſten Gefahren immer glücklich entging und ſie zu ſeinem Vortheil zu benutzen wuſste, den er aber doch immer mit dem Vortheile des Staates, dem er mit leidenſchaftlicher Liebe anhing, zu verbinden ſuchte; ſo war es *Alcibiades*, deſsen Panegyriſt ich aus mehrerer Rückſicht keinesweges ſeyn mag, der aber auch, wenn wir nach dem realiſirten Ideal eines *ächten Griechen*, aus der blühendſten Periode der griechiſchen Freyheit und Kultur, fragen, ſich uns von ſelbſt aufdringt. Vielleicht daſs die feinen Gränzlinien der Tugend und des Laſters, bey keinem Griechen ſo unvermerkt verſchmolzen und in Eins zuſammenfloſsen, als bey ihm. Faſt ſcheint es, als habe die zu groſse Kraft und das unermeſsliche Feuer, mit denen ihn die Natur ausgeſtattet hatte, ſich nicht anders, als in ſo unendlichen Strahlenbrechungen und in den mannigfaltigſten Modificationen, entwickeln und entladen können; gewiſs Alcibiades war in ſeiner Art Original und ein Bild, das uns idealiſch vorſchweben muſs, ſobald wir die Maſse griechiſcher Kultur und Bildung, aus *dieſer* Periode, in Einem Puncte, in *Einem* griechiſchen Bürger, concentrirt ſehen wollen. *) Er ſoll keinesweges fehler- und fleckenlos erſcheinen, das Gemiſch von Moralität und Klugheit, von Energie und Abſpannung läſst uns auch über ſeinen wahren Character

*) Man vergleiche Meiners *Geſchichte des Urſprungs, Fortgangs und Verfalls der Wiſsenſchaften etc.* Th. 2. S. 248. ff.

zu keinem feſten Reſultate kommen; er war aber ganz Grieche, und verdiente im Vordergrunde einer Periode zu ſtehen, die *jugendliche* Kultur (nicht männliche Reiſe) characteriſirte. Aber noch, ehe er ſeine Rolle endigte, wütheten ſchon die dreyſsig Tyrannen in Athen, und Sparta ſchien das Uebergewicht über ganz Griechenland errungen zu haben. Doch Sparta ſelbſt lernte jetzt das ſüſse Gift athenienſiſcher Weichlichkeit und Luxus kennen, und dadurch ward der unvermeidliche Verfall jenes Staates langſam vorbereitet. Athen aber hob ſich bald wieder, doch kam mit ſeiner Freyheit, und mit der Wiederherſtellung ſeiner Verfaſsung, nicht der Geiſt des Zeitalters des Pericles zurück.

Kurz blühte der Staat von *Theben*, während dieſer Periode, auf, und *Epaminondas* an ſeiner Spitze, erkämpfte ihm Anſehn, Einfluſs und Gröſse. Aber kurz nach ſeinem Tode culminirte dieſes Volk, und ſank in ſeine vorige Unbedeutenheit zurück.

Aber leider hatten auch *Sparta* und *Athen* culminirt. Zwar war das Zeitalter des Pericles und Alcibiades für Wiſsenſchaften und Künſte wohlthätig und blüthenreich geweſen, beſonders in Athen; aber der überhandnehmende Luxus; die Weichlichkeit; der Hang zum Genuſse; die mindere Reife und Kultur der niedern Volksklaſse, ſeines Antheils an der bürgerlichen Verfaſsung ohngeachtet; die erſchöpfenden Kriege mit Ausländern und unter ſich ſelbſt; der Partheygeiſt zwiſchen den vornehmſten, an der Regierung theilnehmenden, Familien; — bereiteten vereint den langſamen Verfall und endlichen Untergang der blühenden Staaten vor, den *einzelne* groſse Männer ohnmöglich retten konnten. Der unſeligſte Sectengeiſt hatte übrigens die kräftigſten einzelnen griechiſchen Staaten damals von einander entfernt,

Digitized by Google

als hinter ſeinen Gebürgen *Philipp von Macedonien*, an der Spitze eines noch ungebildeten, nicht verweichlichten, Volkes, dem verderblichen Spiele der griechiſchen Freyſtaaten zuſah und für ihre Freyheit den Untergang beſchloſs. Seine beſtochenen Geſandten und Redner ſchläferten das Volk ein; eigne Händel unter ſich machten die Groſsen unaufmerkſam auf fremden Einfluſs, und der Gedanke an ehemalige Siege wiegte ſie in ſtolze Träume für die Zukunft; daher ward es Philipp leicht, ihre Freyheit aufzuheben und nur noch den letzten Schimmer davon beyzubehalten. Den Krieg aber, den er gegen Perſien zu führen beſchloſsen hatte, muſste er ſeinem Sohne überlaſsen, da der kluge Tyrann frühzeitig genug durch eine Verſchwörung den Lohn ſeiner Thaten empfing. Mit dieſem *Alexander*, der in der Geſchichte der Menſchheit, ſo kurz auch immer die Rolle war, die er ſpielte, merkwürdig genug geworden iſt, beginnt die nächſte Periode.

Als nun die Staatsverfaſsung Griechenlands ſo mächtig erſchüttert wurde und ihre bürgerliche Freyheit verloren gegangen war, da glichen auch ihre Künſte, Wiſsenſchaften und ihre Religion verwelkenden Blüthen. Noch erhielt ſich, wie im Abendſtrahle, der letzte Schimmer derſelben am Ende dieſer Periode, und ſelbſt in dem nächſten Zeitraume bleibt in Athen immer noch ein matter Ueberreſt ehemaliger Weisheit und ehemaligen Kunſtfleiſses. Aber die eigentliche Volksmythologie muſste mit *dieſer* bürgerlichen Verfaſsung ſinken, auf die ſie ganz berechnet und angelegt geweſen war; mit eben ſo innigen Banden hing dieſe Verfaſsung mit der Blüthe der Wiſsenſchaften und Künſte zuſammen, und kaum keimte unter *Socrates* die Philoſophie empor, als Athens

Freyheit verloren ging, ſo daſs die höhere Reife der erwachten Philoſophie nicht einmal mehr das Zeitalter der republikaniſchen Freyheit erreichte, ſondern langſam jener Jugendblüthe nachſchlich und, *iſolirt* von jener, ihren eignen Gang der Blüthe und Entwickelung gehen muſste. Darum war aber auch ihre Blüthe nur periodiſch; ſo lange ſie ſich, unter dem Getümmel der Kriege und auf den Trümmern des Freyſtaats, erhalten konnte, erhielt ſie ſich; endlich flüchtete ſie mit den Siegern nach Rom, und mit den Ueberreſten griechiſcher Kunſt und griechiſcher Pracht nach Alexandria, um in beyden Städten in eine neue Form zu verſchmelzen, die ihre urſprüngliche Würde herabſetzte und nicht von wohlthätigen Folgen für den geſammten Fortſchritt des menſchlichen Geiſtes in philoſophiſch-religiöſer Hinſicht begleitet war. —

Rom war zu Anfang dieſer Periode noch bey weitem nicht ſo mächtig, ſeine Verfaſsung war noch nicht ſo in ſich ſelbſt gegründet und von auſsen befeſtigt, um von hier die künftige Weltbeherrſcherinn zu erwarten. Kaum hatten die Römer die königliche Gewalt mit der *ariſtocratiſchen, der Conſulen,* vertauſcht, und noch war das Verhältniſs des Staates gegen ſeine Bürger nicht genau beſtimmt. Nebſt Kriegen von auſsen, war daher Rom auch von innen durch ununterbrochne Streitigkeiten beunruhigt, und das Miſsverhältniſs der vornehmen und reichern Familien gegen ihre Schuldner zeigte ſich immer mehr und mehr. Die Würden eines Dictators und der Volkstribune ſollten durch ihren Einfluſs jene ſchädlichen Folgen verhüten und jenes Miſsverhältniſs aufheben oder ſchwächen. Aber die Schuldenlaſt, die den niedern römiſchen Bürger drückte; die Streitigkeiten, die, über die vorgeſchlagne Vertheilung der Aecker

Digitized by Google

unter die ärmern Bürger, entſtanden, gaben immer Veranlaſsung zu langen Miſsverſtändniſsen. Bald wäre es, während dieſer Zeit, dem vertriebenen Bürger *Coriolan* gelungen, Roms Verfaſsung zu verändern, wenn nicht das hohe patriotiſche Gefühl zur rechten Zeit in ihm erwacht wäre, wodurch er bewogen wurde, eher ſich, als den Staat, deſsen Bürger er ehemals geweſen war, aufzuopfern.

Da Rom, während dieſer ganzen Periode, für die Realiſirung der Bedingniſse menſchlicher Kultur, faſt ſo viel wie gar nichts gethan hat, und überhaupt keine Materialien darbietet, ſeine Fortſchritte in der Moralität, Religion, Geſetzgebung, in Wiſsenſchaften und Künſten *iſolirt* zu würdigen, ſo verweben wir das wenige, wodurch in dieſem Zeitraume die ſchönere Blüthe römiſcher Kultur in den beyden folgenden Epochen *vorbereitet* wurde, ſogleich mit in die allgemeinen Geſchichtsmomente aus dieſem Zeitalter. Noch kannten die Römer die feinern Modificationen der Dichtkunſt und Beredſamkeit nicht, die das ſpätere Zeitalter characteriſirten, darum war auch ihre Sprache jetzt noch roh und ungebildet; überhaupt hat dieſes Volk, was es auch ſpäterhin in wiſsenſchaftlicher, bürgerlicher und religiöſer Hinſicht fortgeſchritten iſt, doch dieſes nicht aus ſich ſelbſt, nicht aus dem Geiſte ſeiner Verfaſsung ausgearbeitet, ſondern nur vom fremden Boden entlehnt; die römiſche Kultur war faſt nach *allen* ihren Zweigen und Abſtufungen ein Wiederſchein der griechiſchen, und muſste, da ſie eine paraſitiſche Pflanze war, ſorgfältig gepflegt und gewartet werden, um hier einheimiſch zu werden; auch iſt ſie nie zu der umſchattenden Höhe und freyern Blüthe gelangt, die uns in der ſchönen Periode der griechiſchen Kultur ſo ſehr intereſsirt, und

Digitized by Google

frühzeitig verwelkte ſie in Rom, da hier eben ſo wie in Griechenland, die moraliſch-religiöſe Kultur erſt ſpäterhin bekannt wurde, als die wiſsenſchaftliche und artiſtiſche bereits verblüht war, und dieſe verblüht mit dem Erlöſchen der *bürgerlichen* Freyheit und des Gemeingeiſtes, der den Bürger eines Freyſtaates characteriſiren muſs. — Daſs aber Roms Kultur nie originell geworden iſt; daſs ſich die römiſchen Dichter, Künſtler, Redner und Philoſophen mehr *nur* an ihre Muſter und Vorgänger, die Griechen, gehalten und ihre Producte den genialiſchen Werken der Griechen nachgebildet haben, ſcheint theils in dem Character der Römer ſelbſt ſeinen Grund gehabt zu haben, der zu einem ſo hohen Schwunge der Begeiſterung, zu einer ſo feinen Combination der verflochtenſten und verſteckteſten Mittelglieder philoſophiſcher Begriffe, nicht, wie der Grieche, Empfänglichkeit genug beſaſs; theils war aber auch das frühe Anſtaunen und Bewundern der griechiſchen Meiſterſtücke, die ſchon *als vollendet* vorlagen, und das warme Anſchlieſsen an ihren Geiſt und ihre lebendige Farbengebung Urſache, warum der Geiſt der Römer nicht auf *eigenthümliche* Producte fiel, und warum er in der ganzen Kulturgeſchichte nur als, gröſstentheils *glücklicher*, *Nachahmer* der Griechen erſcheint.

Ja ſogar frühzeitig ſchon, ehe noch der Sinn für die höhere Kultur bey den Römern geweckt wurde, muſsten ſie Abgeſandte nach Griechenland ſchicken, um da Geſetze abzuſchreiben, da ſie nicht ſelbſt, für ihren Staat, *eigne* Geſetze aufzuſtellen vermochten; ſo mangelhaft und unvollkommen war damals noch der Geiſt der Römer in Rückſicht auf wiſsenſchaftliche Reife! So erhielt denn Rom durch Griechen die *Geſetze der zwölf*

Tafeln, die aber das rohe und unvollkommene Gepräge des frühern Zeitalters tragen. Dahin gehört das Recht des Vaters, den Sohn dreymal zu verkaufen; die gänzliche Iſolirung der Patricier und Plebejer, die ſich nicht durch Heyrathen verbinden ſollten (eine ähnliche Modification der Kaſteneinrichtung der orientaliſchen Völker); die Geſetze gegen Zauberey, Vatermord u. dergl. Wir haben ſchon anderswo erinnert, daſs, wo dieſe nothwendigen und erſten Erforderniſse und Bedingungen des geſellſchaftlichen Lebens erſt noch durch Geſetze ſtreng anbefohlen werden müſsen, die Kultur der Zeit und des Volks, dem ſie gegeben werden, nicht bedeutend ſeyn kann. In der Folge, als der Geiſt der Nation weiter fortſchritt, wurden mehrere dieſer Geſetze ſtillſchweigend antiquirt, und andere gemildert und unter beſsern Modificationen dem Geiſte der ſpätern Zeit angepaſst. Rom hat daher ſeine *ganze* Kultur Griechenland zu verdanken, nur daſs die daher entlehnten Kenntniſse, Begriffe und Kunſtwerke, ſollten ſie dem Römer gefallen, einen Anſtrich erhalten muſsten, der von *ſeiner* Verfaſsung erborgt war.

Während der gegenwärtigen Periode beruhte der unbedeutende Grad ihrer Kultur auf *Ackerbau* und *Kriegstapferkeit*, kaum daſs ſie bey den Etruskern die Baukunſt und einige andere Erfindungen des häuslichen Lebens hatten kennen lernen. Dagegen durchdrang der *kriegeriſche* Geiſt Senat und Volk, und im Nothfall war jeder Römer Soldat. Schon früh ward in dem Gemüthe des Jünglings und Knabens der Sinn für Tapferkeit und kühne Thaten geweckt; gewiſs ging die römiſche Jugend nicht gedankenlos an den Triumphbögen ihrer Conſulen vorüber; und der Gedanke des Vaterlandes begeiſterte ſchon frühzeitig ihre Bruſt. Noch fand

kein andrer Unterricht in Wiſsenſchaften und Künſten ſtatt, als in denen, die den Römer zum Krieger erziehen und heranbilden ſollten; und um die Gedanken: Vaterland, Freyheit und Vergröſserung des Staates bewegte ſich die, im Kriege ſich immer weiter entwickelnde, Maſse römiſcher Kraft.

Selbſt die *Religion* der Römer war dem Staatsintereſse untergeordnet; die Gottheiten des Krieges waren ihnen beſonders heilig, und eben dieſe Gottheiten waren moraliſch ſo unvollkommen und fehlervoll, als die Römer der damaligen Zeit ſelbſt waren. Die Augurien und religiöſen Ceremonien hingen von der Deutung der Prieſter ab, die, da ſie aus den vorzüglichſten und edelſten römiſchen Familien abſtammten, ſchon ihrer Geburt nach an das jedesmalige Intereſse des Staats genau geknüpft waren. Dadurch wurde nun zwar eines Theils die Religion vor Verachtung geſichert, anderntheils war aber auch ihr iſolirter, freyer Fortſchritt durch dieſe Verflechtung in das Intereſse des Staates faſt ganz ohnmöglich gemacht. Sie war im Dienſte des Staates, und konnte nur *ſo viel* an Bildung gewinnen, als der Staat ſelbſt weiter zur Reife fortſchritt und ſeine *Kräfte* mehr entwickelt wurden. Dagegen warf ſie auch auf alle Staatsoperationen und Kriegsunternehmungen den Schimmer der Heiligkeit und des Anſehens zurück, und was früherhin frommer Aberglauben war, ward ſpäterhin das Vehikel der Klugheit der angeſehenſten Familien, das Volk nach ihren Abſichten, vermittelſt der religiöſen Gebräuche, leiten zu können. Darum waren auch die Römer ſo tolerant gegen fremde Religionen; ihre Religion war nicht das iſolirte Weſen, das man *Kirche* nennen könnte, und das eiferſüchtig auf ähnliche Inſtitute anderer Völker wäre. Ihre Religion war mit dem

Digitized by Google

Staate verbunden, und da ſie als Staatsmänner und Feldherren gegen Ueberwundne und Beſiegte tolerant und gütig waren, ſo waren ſie es auch gegen die Religion derſelben, für die ſie, als für eine iſolirte und von der Staatsverfaſsung ganz unabhängige Einrichtung früherhin gar keinen Begriff hatten.

Der *Geiſt* der römiſchen Verfaſsung war mithin ein *kriegeriſcher* und *Helden*geiſt; er zeigte ſich gleich ſtark und männlich in ihren Feldherren, in ihrem Senat, in ihren bürgerlichen Verhältniſsen, in ihrer Religion und Erziehung. Abgehärtet und rauh war der römiſche Bürger als Soldat, und die ſtolze Maxime des Senats: nie eher nachzugeben, als bis der Feind im Staube lag, und eher als Sieger groſsmüthig zu ſeyn, als beſiegt um Frieden zu bitten; begleitet von ungewöhnlichem Glücke in den Expeditionen, bewirkte die um ſich greifende und in Italien alles umſchlieſsende Macht der Römer, die in dem nächſten Zeitraume auch über Griechenland, Afrika und Aſien ſich verbreitete. Die Prolongation des Heldenalters der Nation hatte aber die traurige Folge, daſs das, was während deſselben in Rom vernachläſsigt worden war, ſpäterhin nicht nachgeholt und wieder eingebracht werden konnte. Der Uebergang von jenem kriegeriſchen Geiſte zu Weichlichkeit, Luxus und Prachtliebe war zu raſch und unvorbereitet, als daſs er nicht die gefährlichſten Folgen hätte nach ſich ziehen müſsen. Zwar erhielt ſich der Koloſs noch einige Jahrhunderte, aber das aus unzählich kleinen Ländern beſtehende Reich, dem innerer Zuſammenhang und Verbindung, vermittelſt gemeinſchaftlicher Kultur in bürgerlicher und religiöſer Hinſicht fehlte, konnte auf die Dauer nicht ſeine Gröſse behaupten und ſank in ſich ſelbſt zurück, weil ihm die bedeutendſte Stütze des Gemeingeiſtes und einer, wäre

ſie auch nach unzähligen Abſtufungen verſchieden geweſen, gemeinſchaftlichen Kultur fehlte. Der Grund des künftigen Verfalls der römiſchen Gröſse und Macht, ſo üppig auch die Blüthe römiſcher Künſte und Wiſsenſchaften ſeyn mag, iſt daher ſchon in *dieſer* Periode zu ſuchen, wo der Geiſt der Nation zu lange bey den frühen unvollkommenen Einrichtungen und Geſetzen ſtehen blieb; wo ſie ihr heroiſches Zeitalter über alle Gränzen hinaus verlängerte, und nur nothdürftig ſo viel Kultur annahm, als nöthig war, um nicht als Barbaren zu gelten. So nährte Rom ſchon jetzt den Wurm im Buſen, der ſpäterhin am Keime ſeines Lebens nagte und die reizendſte Blüthe der Künſte, die edelſte Kraft der Wiſsenſchaften zerſtörte, weil bereits der Schade in der bürgerlichen Verfaſsung, durch die zu weit getriebene Prolongation des Heldenalters und des kriegeriſchen Geiſtes zu weit um ſich gegriffen hatte und unheilbar geworden war. —

Wenn wir weiter oben behaupteten, daſs die *geſammte* römiſche Kultur kein Erzeugniſs der Römer ſelbſt geweſen, ſondern nur an die Ufer der Tiber anders woher verpflanzt worden ſey; ſo behaupten wir dies auch von den matten Stralen der frühern Kultur, die die Römer ſchon kannten und beſaſsen, ehe ſie noch mit den Griechen näher bekannt wurden, ja ſelbſt eher noch, als ſie die Geſetze der zwölf Tafeln aus Griechenland bringen lieſsen. So wie aber die Römer ſpäterhin ihre ganze Kultur den Griechen verdankten, ſo entlehnten ſie dieſelbe *in frühern Zeiten* von den *etruſciſchen* Stämmen. Es iſt ſchon in der vorigen Periode angemerkt worden, daſs dieſe etruſciſche Kultur die früheſte in Italien geweſen ſey; daſs man zwar nicht genau beſtimmen könne, wodurch ſie ſo frühzeitig ſchon ſich hier

zu einer gewiſsen Blüthe habe entwickeln können, daſs aber wahrſcheinlich aus mehrern Stämmen, die hier zuſammentrafen, eine Verfaſsung gegründet worden, und aus dieſer Verfaſsung eine iſolirte, hier durch ſich ſelbſt entſtehende, Kultur hervorgegangen ſey. Die Römer, minder gebildet als die etruſciſchen Stämme, lernen bald die nothdürftigſten und allgemeinſten Züge der Kultur und Bildung von ihren italieniſchen Nachbarn, und als ſie ſich ſtark genug fühlen, dieſe nicht unbedeutenden Reiche ſich zu unterwerfen, ſo greifen ſie dieſelben muthig an, und indem es ihnen gelingt, ſie nach und nach zu beſiegen, ſo geht die vorgefundene etruſciſche Kultur auf die Sieger über. Dadurch wurden denn nun die Römer mit einigen Verſuchen der Dichtkunſt und Geſchichte bekannt; und wenn gleich der zerſtörende Geiſt der Vorzeit uns die römiſchen *Prieſterannalen* und die noch rohen Geſänge eines *Ennius, Nävius* und anderer nicht auf die Nachwelt hat kommen laſsen; ſo läſst ſich doch von der Bekanntſchaft der Römer mit den Etrurien auf den Geiſt ſchlieſsen, der dieſe frühern Producte der römiſchen Kultur characteriſirt haben mag.

Ohne alſo die Römer in die Reihe ganz roher und unkultivirter, gleichzeitiger Völker herabzuſetzen, ſo fehlte es ihnen doch an eigenthümlicher Kultur; ſie haben blos nachgeahmt und von den Schätzen der Kultur anderer Völker geſchwelgt; der kriegeriſche Geiſt ihrer ganzen Verfaſsung lieſs ſie nur erſt ſpät der Kultur Griechenlands Geſchmack abgewinnen; und Kriege, Eroberungen, Triumpfaufzüge, und kühne, oft von Edelmuth und männlichem Sinne unterſtützte und hervorgebrachte, Thaten ſind die einzigen Momente, an denen die römiſche Geſchichte in dieſem Zeitraume hinabläuft.

Wo wir alſo keine *eigne* Richtung der weſentlichen Bedingniſse menſchlicher Kultur antreffen; wo dieſe Blüthe nur *nothdürftig* gepflegt und blos in ſofern erhalten wird, in wiefern man bey den öffentlichen Verhandlungen gewiſse Religionshandlungen, und ſpäterhin milder und richtiger modificirte Geſetze nicht entbehren kann, da kann man ihr auch keine iſolirte Detaillirung widmen, eben weil ſie blos und einzig auf gewiſse Thatſachen eingeſchränkt iſt, wo ſie, *ſobald man ſie von dieſen trennen und völlig iſolirt darſtellen will*, durchaus der Haltbarkeit ermangelt und wie ein Luftgebilde unter den Händen verſchwindet.

C) Momente der Kultur während dieſer Periode.

Nach jenen Vorausſetzungen werden wir alſo im Ganzen nur wenige Völker aufſtellen können, die im *eigentlichen*, nicht uſurpirten und über die gehörigen Gränzen ausgedehnten, Sinne des Wortes während dieſer Periode *kultivirt* genannt zu werden verdienen. Es ſind nehmlich *die* Völker, deren Kultur, deren Fortſchritt in der bürgerlichen und religiöſen Verfaſsung, deren Ausbildung der Künſte und Wiſsenſchaften ſich *iſoliren d. h. als ein eignes, zuſammenhängendes Ganze* betrachten läſst. Auch wird, wenn wir von der Kultur *der Völker* während dieſer Periode ſprechen, damit nicht gemeint, als ob alle Völker, denen jetzt ein groſser Mann, ein Religionslehrer oder Geſetzgeber, erſcheint, gleich reif und empfänglich geweſen wären, für die beſsern Begriffe und Grundſätze, die unter ihm verbreitet wurden und weiter in Umlauf kamen; es wird damit nicht gemeint, als ob dieſer Lichtſtrahl einer hö-

hern Kultur bis in alle einzelne Theile, und ſelbſt bis in die niedern Volksklaſsen gedrungen ſey; es wird nur im Allgemeinen *der* Punct von Reife und Kultur verzeichnet, bis zu welchem ſich dieſes Volk erheben konnte, da ihm dieſer Punct, von einem ſeiner Weiſen vorgehalten, und zu erreichen vorgeſchrieben wurde. Nur langſam reift der Geiſt der Völker, das iſt gewiſs; aber jede Periode der Kulturgeſchichte bedarf *eines Maaßſtabes*, eines ſicher leitenden Kriteriums, *bis wie weit* es eben dieſem Volke, unter dieſen Verhältniſsen und Umſtänden, möglich ſeyn werde, vorwärts zu gehen; und darum muſs der Religionsſtifter oder Geſetzgeber, der ſein Zeitalter an ſich heraufziehen will, genau im Geiſte ſeiner Zeit gehalten und aufgefaſst werden, damit man weder zu wenig noch zu viel von ihm erwarte; ihn weder unverſchuldet herabwürdige noch auch aus Vorliebe ſeine Verdienſte idealiſire.

Um aber dem Fortſchritte der Menſchheit in der Kultur nicht etwa *à priori* durch Aufſtellung von Geſetzen, wie dieſer Fortſchritt eben während dieſer Periode beſchaffen ſeyn *müſſe*, vorgreifen zu wollen; ſo müſſen wir erſt den *Geiſt* dieſes Zeitraums ſelbſt und ſein *Verhältniſs zu den Bedingniſſen der menſchlichen Kultur* überhaupt und *im Allgemeinen* genauer würdigen; von den Momenten der Kultur einzelner Völker ganz *abſtrahiren*, und nur *das* auffaſsen, was für die Kultur der *Menſchheit, die hier in der Idee als Individuum betrachtet wird*, als Reſultat hervorgeht. Den abſtracten Begriff der Menſchheit, als eines Individuums, löſen wir dann gleichſam in ſeine einzelnen Theile auf, und ſo werden die kultivirten Völker dieſer Periode an uns vorübergehen und uns die *empiriſchen*

Data und Belege zu den Forderungen der Vernunft liefern, die ſie *an die Menſchheit im Allgemeinen*, in Angemeſsenheit der Beziehung des moraliſchen Weltplans (als letzten Princips für alle Kulturgeſchichte vernünftig-ſinnlicher Weſen) auf jede einzelne Daſeynsperiode, die in der Erſcheinungswelt von moraliſchen Weſen verlebt wird, ergehen läſst.

Das Leben des Menſchen in der Geſellſchaft und in Verbindung mit Weſen ſeiner Art war das *erſte* Bedingniſs aller Kultur. Da nun nach einer ewigen Teleologie, die Realiſirung des moraliſchen Weltplans in der Erſcheinungswelt wahrgenommen wird, und alles was in der Naturwelt realiſirt werden ſoll, mit einem Minimum anheben, und von dem möglichſt kleinſten und unvollkommenſten Anfang ausgehen muſs, um ſich dem, nur in der Idee, denkbaren und erreichbaren Ziele (das der moraliſche Weltplan vorzeichnet und aufgiebt) durch ſtufenweiſe Entwickelung der, in der Organiſation und dem Gemüthe zu einer harmoniſchen Wechſelwirkung angelegten, Kräfte, zu nähern; ſo konnte es nicht anders möglich ſeyn, als daſs auch das erſte Bedingniſs menſchlicher Kultur, *das Leben in der Geſellſchaft*, von den roheſten Zuſtänden und Verhältniſsen ausgehen muſste. Kein mögliches Glied durfte in der Reihe der Entwickelung menſchlicher Kräfte in der Geſellſchaft überſchritten werden, und eben das langſame Emporarbeiten durch alle dieſe niedern Grade hindurch, welches zwar in der erſten Kulturperiode, in der Kindheit der Völker, einen beynahe abſchreckenden Anblick gewährt, von der Natur aber ſchlechterdings ihren Zöglingen nicht erlaſsen werden konnte, führt uns unvermerkt mit fort, bis in das Zeitalter, wo dieſe Wirkſamkeit moraliſcher Kräfte ſchon minder ge-

Digitized by Google

hemmt und freyer iſt; wo durch das Leben in der Geſellſchaft ſchon gewiſſe bürgerliche Verhältniſſe und Einrichtungen errungen worden ſind, und da die Menſchheit ſich nun in ihrem ununterbrochen fortſchreitenden Gange ſelbſt beobachten zu können Kraft und Stetigkeit genug beſitzt; ſo wird allerdings, während dieſer zweyten Periode, nicht nur die Anſicht des Fortſchrittes der Menſchheit in der Geſellſchaft erquickender und erfreulicher, ſondern auch durch die getreuer und zuſammenhängender aufbewahrten Thatſachen, die ſich während derſelben, als eben ſo viele Verſuche des Beſtrebens menſchlicher Kräfte: durch harmoniſche Wirkung den moraliſchen Weltplan zu realiſiren, ankündigen, die *Ueberſicht* über das, was für die *Menſchheit* im Ganzen nur gewonnen wird, unendlich erleichtert. In Rückſicht auf das erſte Bedingniſs der menſchlichen Kultur, ſind alſo die erſten beyden Perioden der Geſchichte der Menſchheit ſo von einander verſchieden, daſs das, was in der erſten nur roher, unregelmäſsiger Anfang war, und kaum die niedrigſten Puncte der Entwickelung durchging, in der zweyten ſchon unter einer *geſetzmäſsigen Form* wirkſam erſcheint, und bereits die unvollkommenſten Modificationen ſeiner Bildung durchgangen und überſtanden hat.

Dieſs geht, als eine *nothwendige* Forderung der Vernunft ſelbſt, an das erſte Bedingniſs der menſchlichen Kultur hervor; in wiefern nun die empiriſchen Data, oder die Erſcheinungen der freyen Wirkſamkeit vernünftig-ſinnlicher Weſen in der Sinnenwelt, mit dieſer Forderung, für den zu bewirkenden Fortſchritt menſchlicher Kultur, vermittelſt des Lebens in der Geſellſchaft, zuſammengehalten werden, ſo wird die menſchliche Vernunft durch die ihr *a poſteriori* zugeführten Facta

Digitized by Google

befriedigt wegen ihrer Forderung, indem wirklich die Handlungen vernünftig- ſinnlicher Weſen nicht mehr einer zufälligen uud willkührlichen Entwickelung und Ausbildung überlaſsen ſind, ſondern ſchon nach einer geſetzmäſsigen Form wirkſam erſcheinen. Dieſe, durch die Vernunft ſelbſt beſtimmte, Form, nach welcher die freyen Handlungen moraliſcher Weſen in einem *nothwendigen* Zuſammenhange gedacht werden, (wie ſie nehmlich durch das Leben in der Geſellſchaft als der *conditio ſine qua non* erſt möglich werden können) nennen wir *Geſetzgebung*. In wiefern nun der Menſch ſich als ein Individuum erkennt und iſolirt denken kann, in ſofern fühlt er ſich zwar zur Realiſirung einer Geſetzgebung verbunden, die ſich ihm in ſeiner Vernunft mit Nothwendigkeit ankündigt und die, aus der Vereinigung der Teleologie der Natur — und moraliſchen Welt zu *Einem* Ganzen, reſultirt; in wiefern aber der Menſch ſeinen geſammten Endzweck blos innerhalb der Geſellſchaft realiſiren kann, in ſofern verlangt er auch, daſs die, durch ſeine Vernunft ihm als Individuum aufgegebene, Geſetzgebung allgemeine Gültigkeit in einem Reiche moraliſcher Weſen habe; und in ſofern wird er nach dem *Grade* der ſittlichen Reife, den *er* erreicht, auch mehr oder minder hell den moraliſchen Weltplan denken oder *ahnen*, und je nachdem er über dieſen mit ſich einig geworden iſt, wird er über die Geſetzgebung richtig urtheilen, die die Norm ſeiner freyen Handlungen, die er in der Geſellſchaft ausübt, werden ſoll. In wiefern nun in der *zweyten* Kulturperiode des menſchlichen Geſchlechts noch nicht erwartet werden kann, daſs der moraliſche Weltplan hell und richtig von den Menſchen gedacht und anerkannt werde, ſo kann

auch

auch das erſte Bedingniſs zu ſeiner ſtufenweiſsen Realiſirung, *die Geſetzgebung im bürgerlichen Leben*, während dieſer Periode ſich noch nicht zu einer höhern Reife entwickelt haben. Da der Menſch jetzt noch nicht über die Teleologie, der er als moraliſche Intelligenz unterworfen iſt, mit ſich einig werden kann, ſo muſs auch jene Geſetzgebung, die daraus reſultirt, noch unvollkommen und mangelhaft ſeyn, und kann es blos in einzelnen Beſtimmungen errathen laſsen, daſs ſie zwar auf moraliſchen Grund und Boden, doch noch ohne alle Zurückführung ihrer Theile auf feſte, durch einen nothwendigen Zuſammenhang, beſtimmte Principien angelegt iſt. Da aber die Glieder in der Reihe der entwickelungsfähigen und wirklich fortgebildeten Kräfte aufs innigſte verflochten ſind und eins in das andere eingreift, ſo entdecken wir wohl in dieſer zuſammenhängenden Reihe den langſamen ununterbrochenen Fortſchritt in der Reife dieſer Kräfte; daſs wir aber *gewiſſe* Glieder dieſer ins Unendliche ſich erſtreckenden Reihe moraliſcher Kräfte, als Epoche machend darſtellen, und mit ihnen eine neue Periode der Kulturgeſchichte anheben laſsen, iſt blos ein Vehikel für unſer Bedürfniſs, *die Ueberſicht über das Ganze, durch wenig einzelne und ausgehobene Merkmale* uns zu erleichtern. Die Reihe der wirkſamen Kräfte läuft freylich *unaufhaltſam* ins Unendliche fort; nach den Weſen aber, die die Bahn vorwärts brechen, und gleichſam die andern gleichzeitigen oder ihnen nachſtrebenden Weſen an ſich herauf ziehen, die alſo, während dieſer Periode, dem moraliſchen Weltplan ſich ſo weit nähern, als man ſich ihm in dieſem Zeitraume, vermittelſt der Kulturbedingniſse (Geſetzgebung, Religion, Wiſsenſchaften etc.) nähern kann, — nach dieſen Weſen, und nach dem Grade der von ihnen

erreichten Bildung und Reife wird die Periode, die zur Erleichterung der Ueberſicht des Ganzen verzeichnet wird, genannt.

Da aber das bürgerliche Leben und die Fortſchritte der Geſetzgebung, die mit ihm nothwendig zuſammenhängen, das erſte Kulturbedingniſs ſind, ſo müſsen auch *die wichtigſten und folgenreichſten Veränderungen* in der bürgerlichen Geſellſchaft jene Perioden ſelbſt beſtimmen. Da aber nach einem nothwendigen Zuſammenhange aller Kulturbedingniſse unter einander, jede wichtige und bedeutende Veränderung in der bürgerlichen Verfaſsung, eine eben ſo groſse Veränderung *in der religiöſen und moraliſchen Verfaſsung* nach ſich zieht oder wenigſtens vorbereitet; ſo ſehen wir die Menſchheit gewöhnlich, nach dieſen beyden wichtigſten Kulturmomenten, *gleichen Schritt* in der Bildung halten und den Fortgang des einen durch das andere erleichtert werden.

Wenn daher, während der zweyten Periode, die Verhältniſse des bürgerlichen Lebens richtiger beſtimmt und genauer gewürdigt werden; wenn die ehemaligen mangelhaften und unvollkommenen Geſetze entweder öffentlich oder ſtillſchweigend antiquirt, und beſsere und mildere an ihre Stelle geſetzt werden; ſo ſehen wir von der andern Seite auch das *zweyte* weſentliche Kulturbedingniſs, *die moraliſchen und religiöſen* Bedürfniſse ſtärker erwachen und auf eine höhere Art befriedigt werden.

Um zuerſt bey der *poſitiven* oder *Volksreligion* ſtehen zu bleiben, ſo war dieſe in der erſten Periode ein ganz grober, ſinnlicher Fetiſchismus, kaum daſs einige, frühzeitig kultivirtere, Völker am Ende derſelben dieſen Fetiſchismus etwas beſser modificirt hatten. Nun kann und ſoll derſelbe zwar noch nicht proſcribirt werden, denn

er ſtützt ſich ganz auf die, jedem Volke eigenthümliche Mythologie, in welcher Sagen von Naturerſcheinungen, von Stammbegebenheiten und von apotheoſirten Menſchen verſchmolzen ſind. Aber der fortſchreitende Geiſt der Zeiten ſucht doch dieſes vermiſchte, unzuſammenhängende Ganze näher zu verbinden; die Mythen durch neu hinzugefügte Mittelglieder zu ergänzen und zu vereinigen; ihnen überhaupt einen höhern und reifern Anſtrich zu geben, und wäre es auch nur vermittelſt der allegoriſchen Deutung der alten Stammſagen und aufbehaltenen Religionsbücher. Die beyden weſentlichen Erforderniſse einer jeden Volksreligion waren: *Annahme ihrer Lehren auf Auctorität*, und *Verſinnlichung dieſer Lehren vermittelſt eines aus ihnen reſultirenden, und mit ihnen verbundenen, Kultus.* Nun kann freylich während der zweyten Periode die Auctorität einer *moraliſchen* Gottheit, die ſich als oberſten Geſetzgeber ſelbſt durch die gereifte moraliſche Vernunft des Menſchen ankündigt, noch nicht anerkannt werden, daher behalten bey den meiſten Völkern die Prieſter ihr, während der Wiegenzeit und während dem Kindheitsalter der menſchlichen Vernunft, uſurpirtes Anſehen bey, und kündigen ſich als die unmittelbaren Diener und Abgeſandten eines höhern Weſens an; aber dennoch erhält, durch die veredeltere Vernunft des Menſchen, die Volksreligion einen innigeren Zuſammenhang ihrer Theile; die Lücken werden ergänzt und ausgeglichen, und die Mythologie der kultivirteren Völker, in ſo weit ein zuſammenhängendes, eng verbundnes Ganze, in wiefern frühe Sagen und Traditionen an einander gereiht werden und die berichtigende Vernunft das Fabelhafte in denſelben zu verändern, das Abentheuerliche zu mildern, genug den Mythen einen verſtändigern (wäre es

auch gezwungnen) Sinn unterzulegen ſucht. — Eben ſo iſt es mit dem *ſinnlichen Kultus*, der mit dieſen Lehren verbunden iſt; auch dieſer wird langſam und nach und nach veredelt und gereinigt; der gröbere Ceremoniendienſt erhält ſchon eine beſtimmtere Beziehung und Richtung und wird mit moraliſchen Begriffen in Verbindung gebracht. Je mehr ſich in dem Menſchen die moraliſchen Eigenſchaften entwickeln, je mehr wird er geneigt, ſie auch ſeinen Gottheiten beyzulegen, und die niedrigen Vorſtellungen ganz zu verwiſchen, die er ehmals von ihnen unterhielt, und die er ſowohl ſeiner, als der Gottheiten ſelbſt, unwürdig anerkannte.

Noch wichtiger iſt der Fortſchritt des menſchlichen Geiſtes in der moraliſch-religiöſen Kultur, in Rückſicht auf die unter den Edlen und Weiſen eines jeden Zeitalters herrſchende *Privatreligion*. Da dieſe jedesmal von der herrſchenden Volksreligion, von den Sagen, die dem Fetiſchismus zum Grunde liegen, ausgehen muſste, ſo ſieht man ihr auch noch zu Anfange dieſer Periode ihren ehemaligen Urſprung an. Noch ſind cosmogoniſche und theogoniſche Sagen die Baſis, auf der ſie ruht; noch verhindert eine zu ſinnliche und für abſtracte Begriffe noch nicht genug modificirte Sprache die genauere und beſtimmtere Entwickelung gewiſser Vorſtellungen; aber die gebildeten Menſchen ringen nicht vergeblich mit den Hinderniſsen der Sprache; die Dichter arbeiten den Philoſophen durch *Erfindung* neuer Wörter vor; die Philoſophen erwerben ſich das Verdienſt, dieſe Wörter ſo zu formen, gebrauchen und zu modificiren, daſs der zunehmende Reichthum philoſophiſcher Begriffe unaufhaltſam die Fortſchritte der Wiſsenſchaft ſelbſt bewirkt, und daſs zwiſchen jene Begriffe ſchon ein nothwendiger Zuſammenhang kommt, ohngeachtet derſelbe doch noch keinesweges alle

zelne Theile durchdringt, noch während der gegen-
ärtigen Periode völlig durchdringen kann. Genug, die
ilosophie erſcheint unter einer ſyſtematiſchen Hülle, und
e nähere Beſtimmung des einen Begriffs geht aus der
chtigen Entwickelung des andern hervor.

Aber auch dieſe Privatmeynungen und Vorſtellungs-
en hängen in ihrem Fortſchritte ganz von der Kultur
s Volkes oder Stammes ab, unter welchem ſie zur Reife
angen. Anders bilden ſie ſich im Oriente, anders bey
n Griechen. Wir wollen ſehen, *wie* der menſchliche
iſt, nach den Geſetzen, an die ſeine geſammte Bildung
bunden iſt, und nach dem Grad der Kultur, den er be-
ts erreicht hat, eben jetzt auf gewiſse Vorſtellungsarten
d Begriffe kommen kann, die die moraliſch-religiöſe
ltur dieſes Zeitalters characteriſiren.

Das *Emanationsſyſtem*, das beſonders in allen orien-
ſchen Philoſophemen hervorſticht, wird, während die-
Periode, ſchon mit neu aufgefundenen Begriffen in Ver-
dung gebracht. Seinem Urſprunge nach ging es aus
mogoniſchen Sagen hervor und beruhte auf der uralten
rſtellung, daſs alles Licht gut ſey, und daſs die höchſte
ttheit, das Urweſen, im Lichte wohne. Der nicht eben
erſinnlich idealiſirende kindiſche Verſtand des Menſchen
hte ſich daher die Dinge als ausgefloſsen aus dem Lich-
Aber mit dieſer Vorſtellung reichte der fortſchreiten-
Verſtand nicht aus; woher das Böſe in der Welt, wenn
Licht gut iſt, und alles Gute aus dem Lichte ausge-
ömt iſt? Die moraliſchen Eigenſchaften, unter denen
n ſich ſchon die Gottheit dachte, erlaubten es dem Men-
en nicht, zugleich den Urſprung des Böſen und des Uebels
e man, ihrer Folgen wegen, auch ihrem Urſprunge
h verwechſelte, weil man noch nicht zwiſchen den Wir-
ngen mechaniſcher Geſetze und freyen Handlungen un-

terſcheiden konnte,) in einem und demſelben Weſen anzunehmen. Da aber dennoch alles von der höchſten Gottheit gut und im Lichte geſchaffen worden iſt, ſo müſsen gewiſse Weſen ihr urſprüngliches Licht, ihre anerſchaffne Güte nicht behalten haben, ſie müſsen gefallen, und von dem Urweſen, eben wegen ihres Abfalls, in die Finſterniſs verſtoſsen worden ſeyn. Nun konnte ſich der jugendlich philoſophirende Verſtand des Menſchen den Urſprung des Böſen leicht erklären; es entſtand durch mächtige böſe Geiſter, deren Macht, die ihnen das gute Urweſen verliehen hatte, nun nicht vermindert werden konnte und die ſie doch zum Böſen anwenden. Zur leichtern Begründung dieſer Idee wirkt die, aus dem Fetiſchismus ſich erhaltene, und in der Privatreligion der Weiſen nur beſser modificirte,

Dämonologie mit. Denn nachdem in der erſten Kindheitsperiode der Kultur die Götter ſelbſt mit den Menſchen zugleich dieſe Erde bewohnten, ſagt der Mythus, verlieſsen die Götter allmählig die Erde, und das goldne Zeitalter (der Unwiſsenheit und herrſchenden Sinnlichkeit) verſchwand. Noch aber wirken ſie durch Weſen ihrer Art, durch Untergottheiten, oder durch Diener und Boten. Alles Ungewöhnliche, Unerklärliche und Auſserordentliche wird auf die Rechnung dieſer Weſen gebracht, und Erſcheinungen und Vorgänge der Sinnenwelt, die nach ihren Folgen als gut oder böſe anerkannt werden, werden von ihrem Einfluſse abgeleitet. Oefters wiederholte Begebenheiten dieſer Art werden auch immer einem und demſelben Weſen zugeſchrieben, und ſo hat man denn gar bald gewiſse *Dii intermedii*, die man nach ſeinem Bedürfniſse ausbildet, zwiſchen dem Olymp und die Erde mitten innen geſtellt. Wenn nun der menſchliche Verſtand in der zweyten Kulturperiode ſich in Verlegenheit ſieht, von welcher Wirkſamkeit er den Urſprung des Böſen und Ue-

Digitized by Google

bels (die er immer mit einander verwechſelt) in der Welt ableiten ſoll, ſo kommen ihnen dieſe Genien, dieſe Untergottheiten, trefflich zu ſtatten. *Sie* ſind es, die auf die Menſchen einwirken können, und einmal gewöhnt an ſie zu glauben, da ſie aus dem frühern Fetiſchismus ſich erhalten haben, legt man ihnen nur, da man ſelbſt in der Bildung weiter fortſchreitet, höhere Zwecke und Abſichten unter, ſie mögen nun zum Vortheil oder zum Schaden der Menſchen gedacht werden. Gewöhnlich iſt, nach dieſen Vorſtellungen, die materielle Welt das Product der böſen Geiſter; die Materie (Sinnlichkeit) kämpft gegen die Vernunft, der Geiſt des Menſchen iſt ausgefloſsen aus dem ewigen guten Urweſen, dem Lichte, und nur zur Prüfung, Reinigung und Läuterung iſt er mit dieſem materiellen Körper in Verbindung geſetzt u. dergl. So philoſophirt der jugendliche Verſtand, wenn er den Unterſchied zwiſchen Geiſt und Körper wahrnimmt, das richtige Verhältniſs beyder gegen einander aber nicht genauer zu beſtimmen vermag.

Ganz auf einem andern Wege kommt er auf den Verſuch die göttlichen Eigenſchaften zu *perſonificiren.* Die Dämonen, die er annahm, waren Subſtanzen, *iſolirte,* wirkſame Weſen; ſo waren ſie im Fetiſchismus vorgekommen, ſo behielt ſie, nur unter einigen Modificationen, das ſpätere Zeitalter bey. Sie waren daher auch kein neues Erzeugniſs der fortgeſchrittenen Vernunft, ſondern ein Ueberreſt der eingeſchränkten Kultur der Vorzeit. Dagegen konnte das erſte Zeitalter über die göttlichen Eigenſchaften faſt noch gar nicht philoſophiren, denn es war mit den Eigenſchaften *des Menſchen ſelbſt* noch nicht aufs Reine gekommen. In der zweyten Periode aber ſind ſchon die Eigenſchaften des Menſchen weiter entwickelt; man leitet mehrere ſeiner Wirkungen von abſichtlicher Ver-

Digitized by Google

anſtaltung und Ueberlegung her; man denkt ſich einen Grund der Wirkung im Gemüthe, und nennt ihn Eigenſchaft. Nach der Analogie dieſes Verhältniſses der Eigenſchaften des Menſchen zu ſeinen Wirkungen in der Sinnenwelt, beſtimmt der philoſophirende Verſtand das Verhältniſs der Gottheit, oder des in ihr enthaltenen Grundes zu den, in der Sinnenwelt von einer höhern Wirkſamkeit abzuleitenden, Erſcheinungen. Er denkt ſich daher ſo viele Eigenſchaften in Gott, als er Kraft genug hat, vermöge der Analogie *ſeiner* Wirkſamkeit, Erſcheinungen der Sinnenwelt von einem verſchiednen überſinnlichen Grunde in dem Weſen der Gottheit ſelbſt abzuleiten. So unterſcheidet er Macht, Weisheit, Verſtand, Güte und ähnliche Eigenſchaften in dem höchſten Weſen, d. h. er findet ſeine eignen, bey der Gottheit wieder, legt ſie aber derſelben nur in einer höhern, doch unbeſtimmten, Beziehung bey. Der menſchliche Verſtand kann alſo die göttlichen Eigenſchaften nicht eher *perſonificiren*, als bis er in der Kultur ſo weit fortgeſchritten iſt, um in dem Weſen der Gottheit, nach der Analogie ſeiner eignen Wirkſamkeit, einen zureichenden Grund für gewiſse Erſcheinungen, Verhältniſse und Wirkungen der Sinnenwelt aufzufinden.

So unvollkommen auch dieſer Verſuch Anfangs ausfallen mag, ſo iſt er doch für die nähere Entwickelung des erſten Dogma der moraliſchen Religion, des Glaubens an die Gottheit, von wichtigen Folgen; denn in ſeinen Vorſtellungsarten von der Gottheit zeigt jedesmal der Menſch *den* Grad der Reife und Bildung, den er eben jetzt erreicht hat. Dieſe Eigenſchaften denkt er aber urſprünglich blos perſonificirt, nicht ſubſtanzialiſirt; eben weil er von *ſeinen individuellen* Eigenſchaften dabey ausgeht, die er auch nicht von ſeinem Weſen als iſolirt denkt, ſondern nur der Armuth und Sinnlichkeit der Sprache wegen Aus-

drücke für überſinnliche Gegenſtände gebrauchen muſs, als könnten ſie in den Kreis der ſinnlichen Gewahrnehmung herabgezogen werden. Er denkt dieſe Eigenſchaften aber auch deswegen nicht als Subſtanzen, weil ſie dann mit ſeinen Vorſtellungen von den Dämonen, die einmal ſchon in dem Fetiſchismus als iſolirte Weſen, d. h. als Subſtanzen, gedacht wurden, zuſammenflieſsen würden, und er den Unterſchied zwiſchen beyden, da er beyde zur Bezeichnung ganz verſchiedner Wirkungen bedarf, genau feſthalten muſs.

So wie das erſte Dogma der moraliſchen Religion, der Glaube an die Gottheit, während dieſer Periode einige Schritte vorwärts in ſeiner nähern Entwickelung und Ausbildung thut; eben ſo auch das zweyte Dogma; *der Glaube an die Zukunft.* Aber immer hängt die Fortbildung deſselben von gewiſsen, einmal ſchon angenommenen, Begriffen ab. So z. B. iſt es eine nothwendige Folge des Emanationsſyſtems, daſs dereinſt alle Weſen, nach der Reinigung und Prüfung derſelben während ihrer Verbindung mit dem materiellen Körper, ins Pleroma, in die Fülle des Lichtes zurückkehren ſollen. Der Glaube an die Zukunft reſultirt daher gewöhnlich aus den mehr oder minder würdigen Vorſtellungen von der Gottheit.

Dies zeigt ſich beſonders bey den Völkern, bey denen die Perſonificationen der göttlichen Eigenſchaften bekannter werden; ſobald man nehmlich der Gottheit gewiſse *moraliſche* Eigenſchaften beylegt, (Gerechtigkeit, Weisheit und Güte,) ſobald muſs ſie auch dereinſt das auf Erden herrſchende Misverhältniſs zwiſchen Tugend und Glückſeligkeit auflöſen; ſie muſs, was ſich den Menſchen jenes Zeitalters in einem dunklen Gefühle ankündigt, den Guten nach dem Tode belohnen, den Böſen beſtrafen, und *dieſes moraliſchen Zuſammenhanges wegen*

Digitized by Google

zwiſchen den freyen Handlungen der Menſchen und ihren, denſelben angemeſſnen, Folgen, muſs der Menſch nach dem Tode fortdauern. Das unterirrdiſche Reich, das die Verſtorbenen aufnimmt, wird durch locale Bilder weiter ausgeſchmückt, nach den Bedürfniſsen und Lieblingsvorſtellungen eines jeden Volkes. So erweitern ſich z. B. bey den Juden die Erwartungen der Inauguration des Meſsiasreiches um ſo mehr, je mehr ihre Begriffe von den perſonificirten göttlichen Eigenſchaften erweitert und veredelt werden. Eben ſo kann mit dem Gedanken jener Eigenſchaften der Glaube an Wanderung der Seelen nach dem Tode verbunden werden, eben weil die Gottheit gerecht iſt, und weil ſie erſt nach mannigfaltigen Prüfungen die Geiſterwelt zum allgemeinen Genuſse des Lichtes in der Fülle zulaſsen kann. —

Einen höhern und freyern Schwung, als die beengten religiöſen Vorſtellungen des Orients während dieſer Periode darbieten, giebt der jugendliche menſchliche Geiſt in ſeiner, durch Griechen aufgeſtellten und aufgefundnen Philoſophie. Das *moraliſche* Intereſse weckte auch hier den Geiſt des höhern Nachdenkens, nur daſs freylich, bey den herrſchenden Vorſtellungen über die materielle Welt, die *Pſychologie* äuſserſt unvollkommen ſeyn, und die mit ihr verbundene, *Moral* blos in unzuſammenhängenden Sentenzen, die noch kein nothwendiges Band vereinigte, beſtehen muſste. Die *Theologie* konnte daher der Gottheit auch keine würdigern Eigenſchaften beylegen, als welche die Moral darbot, und die Zukunft konnte unter keinen höhern Begriffen gedacht werden, als die den ſittlichen Bedürfniſsen der Menſchen jener Zeit entſprachen. Daſs aber doch die *moraliſchen* Vorſtellungen und Begriffe eigentlich die Baſis waren, auf der das ganze philo-

ſophiſche Syſtem beruhte, und daſs das ganze Syſtem nach jenen Begriffen aufgeführt und modificirt wurde, leuchtet am ſicherſten aus der Parallele der *Moralprincipe* ein, die, während der gegenwärtigen Periode, die *Verſchiedenheit der philoſophiſchen Syſteme* begründeten.

Doch konnte der richtige Mittelweg noch nicht hierinn aufgefunden werden, da man über das Verhältniſs der Organiſation zu dem einwohnenden Subject des Vorſtellungsvermögens noch keine richtigen Begriffe hatte; da man Sinnlichkeit und Verſtand, Verſtand und Vernunft verwechſelte, und ein Aggregat unzuſammenhängender Begriffe, mit dem Namen eines Syſtems belegte, das doch an ſich nichts anders als ein in ſich abgeſchloſsnes, in ſeinen Theilen nothwendig verbundnes und zuſammenhängendes, harmoniſches Ganze ſeyn kann, wo ein Theil aus dem andern reſultirt und ihre tiefere Begründung gegenſeitig bewirkt wird.

Wenn man die moraliſchen Maximen der Weiſen des Alterthums näher würdigt, ſo wird man faſt beynahe zu der Behauptung veranlaſst, daſs der menſchliche Geiſt erſt alle mögliche Verirrungen habe durchgehn müſsen, ehe er ſich der Wahrheit und dem Ziele nähern, und dadurch mit ſich ſelbſt in Friede und Harmonie kommen konnte. Da aber doch die moraliſche Natur des Menſchen ſelbſt, oder die Vereinigung einer ſinnlichen Organiſation und eines denkenden Gemüthes zu Einer Perſon, den Grund aller möglichen Verhältniſse moraliſcher Weſen enthält, ſo muſsten am Ende alle dieſe Verirrungen entfernt zur Wahrheit hinführen und das lichte Ziel der menſchlichen Beſtimmung ahnen laſsen. Die möglichen Fehlgriffe des Menſchen in der Aufſtellung moraliſcher Principien konnten aber blos in Beziehung auf die vernachläſsigte Harmonie zwiſchen *beyden* Theilen der menſchlichen Natur, der

ſinnlichen und der geiſtigen, gedenkbar ſeyn; mithin konnte die eine Art der Verirrung darin beſtehen, daſs man die *geiſtige* Natur des Menſchen zu ſehr emporhob und dem Grundtriebe der ſinnlichen Natur das Mitbeſtimmungsrecht bey der Aufſtellung des Endzweckes der moraliſchen Welt ganz verſagte; darum war die Tugend des Stoikers keine Tugend für Weſen unſrer Art, denn ſie war nicht auf die *menſchliche* Natur angelegt; ſie idealiſirte auf Koſten des ſinnlichen Theiles der menſchlichen Natur, und darum war ſie eine *erhabne Verirrung* des menſchlichen Verſtandes. Die zweyte mögliche Verirrung konnte aber in der Vernachläſsigung der Forderungen der Vernunft und in der ausſchlieſsenden Befriedigung des ſinnlichen Triebes beſtehen; dieſes Moralprincip der bloſsen Glückſeligkeit ſetzte den Menſchen eben ſo weit unter ſeinen wahren Werth herab, als ihn das ſtoiſche zu weit zu erheben geſucht hatte. Mehr oder minder treffen alle philoſophiſchen Syſteme der Vorzeit in einem dieſer beyden Punkte zuſammen; entweder ſie nehmen *zu ausſchlieſsend auf den geiſtigen*, oder *zu ausſchlieſsend auf den ſinnlichen* Theil der menſchlichen Natur Rückſicht, und darum wurden ihre moraliſchen Vorſchriften entweder zu ſtreng und überſpannt oder zu nachgiebig und weichlich. Das Umſchlieſsen der *ganzen* menſchlichen Natur, und die Vereinigung der Forderungen beyder Theile zu *Einem* Endzwecke wird in keinem philoſophiſchen Syſteme der Vorwelt getroffen. Zu noch gröſsern Verirrungen von dieſem Ziele gaben andre Meynungen Veranlaſsung, beſonders aber die Verwechslung der Sinnlichkeit (Receptivität des Vorſtellungsvermögens) mit der Organiſation und der aufgehobne Unterſchied zwiſchen der Befriedigung des Triebes nach Glückſeligkeit,

oder nach der gröſsten Summe des Wohlſeyns in der Totalität eines irrdiſchen Lebens, und der ſinnlichen Wolluſt oder der Befriedigung des Triebes nach bloſsem thieriſchen Genuſse. Für Wolluſt hat jedes thieriſche Weſen Empfänglichkeit; das Beſtreben nach Glückſeligkeit konnte aber blos in einer *menſchlichen Organiſation* vermittelt werden, und aus der harmoniſchen Zuſammenwirkung ihrer Geſetze reſultiren.

Von der Moral der Philoſophen des Alterthums hing dann gewöhnlich auch die Ausbildung ihrer *Theologie und Pſychologie* ab, und nach der gröſsern oder geringern Würdigung der Moral wurde meiſtens auch die geſammte *ſpekulative* Philoſophie beſtimmt. Selbſt der Scepticismus, eine der wichtigſten Erſcheinungen in der philoſophiſchen Welt, verbürgt das raſtloſe Beſtreben des Menſchen nach Befriedigung über ſeine wichtigſten Angelegenheiten, und zeigt, daſs der Menſch eher daran verzweifeln wolle, je mit ſich ſelbſt in Harmonie und Frieden zu kommen, als über das Gebiet der Erfahrung hinaus in der überſinnlichen Welt den letzten Grund ſeines Wiſsens und Glaubens aufzuſuchen; dahingegen der Supernaturalismus, das gewöhnliche Princip der Volksreligion, ſeinen Unterſuchungen über die Gegenſtände der überſinnlichen Welt keine Gränzen ſetzt, und daher ſo leicht in Myſticismus, Aberglauben und Schwärmerey übergeht. Beyde Verirrungen des menſchlichen Geiſtes, wovon die eine das Gebiet der überſinnlichen Erkenntniſs geradezu für Schein erklärt, und die andre zu einer Erkenntniſs der Dinge an ſich gelangt zu ſeyn wähnt, konnten nur ſo lange möglich ſeyn, als der Menſch noch keinen ſichern Maasſtab für die Gränzen ſeiner Vermögen und Kräfte aufgefunden hatte. So ehrenvoll alſo auch immer der Anfang des Menſchen in der Aufführung philoſophiſcher Sy-

ſteme war, ſo iſt doch der jugendliche Anſtrich, ſo ſind die häufigen Lücken und Verirrungen in denſelben unmöglich zu verkennen. Und dies führt denn hin zu dem Reſultate: daſs die zweyte Kulturperiode der Menſchheit zwar durch einen glücklichen Anfang in den höhern Unterſuchungen über die wichtigſten Angelegenheiten unſers Geſchlechts ſich auszeichne, demohngeachtet aber, aus Unbekanntſchaft mit den Gränzen des menſchlichen Erkenntniſsvermögens, und des Verhältniſses der ſinnlichen Natur zur geiſtigen, mannigfaltigen und bedeutenden Verirrungen unterworfen ſey.

Was nun die eigentliche *höhere religiöſe* Kultur dieſes Zeitalters im Occidente betrifft, (was wir im Oriente *Privatreligion* der Prieſter würden nennen müſsen, weil hier jede höhere Kultur ein Monopol der Prieſtet war) ſo wurden freylich die beyden Dogmen der moraliſchen Religion, *Fortdauer nach dem Tode* und *das Daſeyn eines Gottes*, mehr oder minder hell gedacht, je nachdem die philoſophiſchen und moraliſchen Grundſätze, auf die man die religiöſe Ueberzeugung baute, gereinigt und auf die geſammten höhern Bedürfniſse der menſchlichen Natur angelegt waren. Die immer noch gewöhnlichen Vorſtellungen über die Materie, wenn man auch zwiſchen feinerer (geiſtiger) und gröberer (thieriſcher) Materie unterſchied, führten gewöhnlich zum Pantheismus hin, und da konnte freylich die Gottheit nicht als eine Intelligenz gedacht werden, die durch moraliſche Eigenſchaften und nach moraliſchen Zwecken und Geſetzen das Ganze regiere und die Menſchen zum Ziele leite, wäre dieſes Ziel auch erſt jenſeits des Grabes. Das weiter entwickelte moraliſche Gefühl ſprach, in dieſer Periode, ſchon laut für eine Fortdauer nach dem Tode, und für die künftige Ausgleichung des Miſsverhältniſses zwiſchen dem Leben und

den Schickſalen der Menſchen. Genug die moraliſch-religiöſe Kultur war *im Ganzen* ſo weit fortgerückt, daſs der Glaube an Fortdauer ſchon weiter entwickelt und tiefer begründet in dem menſchlichen Gemüthe angetroffen wurde, und wenn auch dieſer Glaube ſich in verſchiednen Modificationen, bald in der Meynung der Seelenwanderung, bald in den Bildern vom Elyſium und Tartarus, zeigte, ſo war doch das tiefe und gänzliche Stillſchweigen, das über Fortdauer nach dem Tode während der *erſten* Kulturperiode herrſchte, nun aufgehoben und der Weg zu reinern und würdigern Begriffen dem menſchlichen Geiſte eröffnet. — Eben ſo war es mit dem Gedanken der Gottheit; die Betrachtung der Ordnung, Schönheit und Zweckmäſsigkeit in der Natur lieſs einen Urheber von unendlicher Macht und von unendlichem Verſtande errathen; ob aber dieſer Urheber mit dem chaotiſchen Stoffe eins und daſſelbe ſey? ob er der Materie und dem Weltall einwohne wie die menſchliche Seele der Organiſation? ob er zwar das höchſte Weſen, aber doch durch mächtige, von ihm geſchaffne Geiſter in ſeiner Wirkſamkeit wieder begränzt ſey? ob die ihm beygelegten Eigenſchaften nicht eben ſo viel verſchiedne Modificationen der Materie ſelbſt bezeichneten? dies alles ſind Fragen, die uns in den religiöſen Vorſtellungen dieſer Periode häufig, und unter abwechſelnden Verbindungen, entgegen kommen; glücklicher ſind freylich die Verſuche, nach der Analogie der menſchlichen Gemüthskräfte, auch der Gottheit *moraliſche* Eigenſchaften und Zwecke beyzulegen; aber den Gedanken eines alles umſchlieſsenden moraliſchen Weltplans, der auf die vollkommenſte Harmonie der Teleologie der Natur- und moraliſchen Welt angelegt ſey, ſcheint der jugendlich philoſophirende menſchliche Verſtand, während dieſes Zeitraums, ſelbſt nicht einmal im dunkeln Gefühle geahnet und berührt zu haben. —

Die *Volksreligion*, in die nach und nach einige beſſere und richtigere Begriffe übergingen, da die Prieſter durch die Reife der Völker genöthigt wurden, ihnen nicht länger gewiſse höhere Vorſtellungen vorzuenthalten, läuft noch während dieſer ganzen Periode, als *auf höhere Auctorität* promulgirt, fort. Schon gewinnt aber die *geoffenbarte* Religion eine höhere Beziehung, indem die neu aufgefundnen und würdigern moraliſchen Begriffe dem Volke im Namen der Nationalgottheit mitgetheilt werden, und dadurch wird für die zukünftige Fortbildung der Völker viel gewonnen, denn ſo werden ſie langſam erzogen und herausgeführt aus dem Zeitalter der langen und nothwendigen moraliſchen Unmündigkeit, während deſsen die Offenbarung das wirkſame Mittel der Erziehung der minder gebildeten Völker war, um für die Zukunft vor Verirrungen ſicherer zu ſeyn und leichter den Weg zum moraliſchen Ziele gehen zu können. Zwar behalten noch die *Prieſter*, oder Adminiſtratoren der Volksreligion, ihr Anſehen beym Volke; doch aber werden die ehemaligen Vehikel, die poſitive Religion feſter zu begründen, *Myſterien*, *Orakel* und *Wunder*, ſeltner in der *Geſchichte der Religion*, ein Beweis, daſs die Menſchheit langſam fortgeſchritten ſey und aus den unvollkommnen Verhältniſsen der Kindheit und der, mit ihr unzertrennlich verbundnen, Begriffe, heraustreten könne. —

Eben ſo bedeutend ſind die Fortſchritte des *dritten* Kulturbedingniſses während dieſer Periode; die Fortſchritte *in Gelehrſamkeiten*, *Wiſsenſchaften und Künſten*. Auch dieſer Fortſchritt iſt *a priori* bedingt, indem das *Princip* für die höhere Kultur der Wiſsenſchaften und Künſte nicht empiriſch, ſondern durch die Vernunft ſelbſt aufge-

Digitized by Google

aufgegeben iſt und aus der *Urtheilskraft* reſultirt, die zwiſchen dem theoretiſchen und practiſchen Vermögen der Vernunft mitten inne ſteht. Da nun das *jugendliche* Zeitalter der Kultur ſich beſonders durch eine lebhaftere und höhere Empfänglichkeit für ſchöne Formen, überhaupt durch eine ſorgfältige Pflege *deſsen* characteriſirt, was den Beſtrebungen der Organiſation angemeſsen iſt, ſo darf es uns nicht befremden, daſs die höhere Blüthe und Reife der Künſte, der reizende jugendliche Anſtrich der Wiſsenſchaften, und alles deſsen, was der menſchliche Geiſt in der Periode ſeiner Jugendkultur ausarbeitet, in dieſen Zeitraum falle. Kündigen ſich ſchon in dem Individuum die Triebe der Organiſation früher und ſtärker an, als die Forderungen der Vernunft; ſo muſs auch die Menſchheit in ihren kräftigſten, blühendſten Völkern zuerſt die höhere Blüthe in Rückſicht auf Künſte und Wiſsenſchaften beginnen, die, da ſie *periodiſch* iſt, oft nicht einmal den Eintritt der höhern Blüthe der moraliſchen Kultur und der veredeltern Verhältniſse in der bürgerlichen Geſellſchaft erreicht, und früher verwelkt, ehe jene zur Blüthe gelangt. Dieſe gezeitigte Kultur der Wiſsenſchaften und Künſte nimmt aber bey jedem Volke eine ganz eigenthümliche Richtung; indem das, was Geſchmack und Hinneigung zu Künſten und Wiſsenſchaften betrifft, von der eignen Bildung und Reife eines jeden Volkes abhängt, dahingegen die Bedingungen der moraliſchen und bürgerlichen Kultur bey allen die nemlichen ſind, und auf der moraliſchen Natur des Menſchen beruhen, die, wenn ſie auch unter mannigfaltigen Modificationen entwickelt und ausgebildet wird, doch bey weitem nicht durch ſo viele Abſtufungen und Mittelglieder verſchieden ſeyn kann, als der Geſchmack, den *jede*

Nation anders hervorbringt, aus ihrer individuellen Lage ausarbeitet und andern wieder mittheilt. Da nun, je weiter die Vernunft ſelbſt ſich in ihren erhabnen Forderungen und Bedürfniſsen verſtehen lernt, die *Urtheilskraft* der obern Leitung der Vernunft immer mehr unterworfen wird, ſo kann auch die üppige Jugendblüthe der Künſte und Wiſsenſchaften nur *ein* Zeitalter, und zwar das Zeitalter der höhern Jugend, characteriſiren; im Zeitalter der herrſchenden Vernunft erhalten ſie ſchon einen männlichern, ernſtern Anſtrich und einen feſtern Umriſs; daher iſt die wonnevolle Blüthe der Künſte und Wiſsenſchaften *nur einmal* in der Geſchichte eines Volkes möglich, und zwar dann, wenn durch mehrere vorbereitende Umſtände und Verhältniſse der Punct der Bildung herbeygeführt worden iſt, den wir durch die höhere Jugendblüthe bezeichnen, und der durch die Urtheilskraft zunächſt modificirt wird.

Aus dieſen Urſachen finden wir denn, beſonders bey den griechiſchen Völkerſchaften, jetzt den Sinn für Werke der Kunſt bis zu ſo einem Grade der Vortreflichkeit und Reife hinaufgeläutert, daſs er, als dieſe Blüthe einmal culminirte, für dieſes Volk nie wieder *in dem Grade* herbeygeführt werden konnte. Freylich vereinten ſich bey dieſem Volke ungleich mehrere Umſtände und Verhältniſse, um eben dieſen Zeitraum ſo auſserordentlich in äſthetiſcher und wiſsenſchaftlicher Hinſicht emporzuheben, und zwar zu einem Grade, wie Wiſsenſchaften und Künſte, wenn ſie auch bey andern Völkern eben ſo gut eine Jugendblüthe erreichten, wie bey den Griechen, doch nie zur Entwickelung und Reife gediehen ſind. Die langſam fortſchreitende bürgerliche und moraliſche Kultur holte endlich die äſthetiſche und wiſsenſchaftliche ein; denn das männliche und reifere Zeit-

Digitized by Google

alter beginnt nach der entflohenen Blüthe der höhern Jugend; aber ſchon war der Reiz jener Blüthe im Erſterben, und die moraliſche Kultur blühte ſpäterhin eben ſo iſolirt in Griechenland, als früher die äſthetiſche iſolirt emporgeblüht war. Andre Völker haben den Schwung der griechiſchen Kunſt eben ſo wenig erreicht, als ſie mit dieſem reifſten Volke der Vorzeit ſich in der Aufführung philoſophiſcher Syſteme haben meſsen können. —

Wenn wir nun mit jenen *a priori* aufgegebenen, und aus dem moraliſchen Weltplane ſelbſt reſultirenden, Bedingungen aller Kultur unter vernünftig-ſinnlichen Weſen der Geſchichte der Menſchheit, wie ſie während dieſer Periode in empiriſchen Datis uns vorliegt, näher treten, ſo ſind es eigentlich nur *wenige Völker*, die, in Rückſicht auf ihre höhern und originellen Fortſchritte, eine nähere und beſtimmtere Würdigung verdienen. Mehrere, die unſer Intereſse während der erſten Epoche erregt hatten, bleiben entweder ganz auf dem bereits erreichten Grade der Kultur ſtehen, oder modificiren denſelben nur ſehr unmerklich; ſie gehen daher für den Fortſchritt in der höhern Reife verloren. So verleben *Sina* und *Indien* ihre lange Kindheit, und *Aegypten*, das durch Ausländer ziemlich unſanft aus ſeiner verjährten Indolenz geweckt wird, erhebt ſich während dieſes Zeitraums zu keiner neuen Kultur, auſser daſs der Geiſt der Nation durch den, durch Griechen eröffneten, Handel und durch die von ihnen mitgebrachten Sitten eine neue Richtung erhält, die aber nur in der nächſten Periode erſt bemerkbarer wird, als Alexandria die Künſte und Wiſsenſchaften, die Philoſopheme des Orients und Griechenlands, den Handel, und alles was damit die kultivirten Völker auszeichnete, in ſich concentrirte und

nach einer eigenen Amalgamation gleichſam aus ſich von neuem gebar. — Wieder andre Völker verſchlummern noch im langen Nomadenleben die Wiegenzeit der Vernunft; ſo weiden wilde, rohe Horden im aſiatiſchen und europäiſchen Norden, die jetzt kaum dem Namen nach bekannt werden, und auch nur in ſofern, in wieſern ſie ſich den kultivirtern Völkern der damaligen Zeit nähern und ihre Gränzen beunruhigen. Eben reget ſich in ihnen das erſte Gefühl ihrer Kräfte, aber noch ſind ſie ohne alle Kultur; es kann ihnen daher in der Reihe der kultivirten Völker, deren fortſchreitende, aufgehaltne oder misgeleitete Kultur uns jetzt zunächſt intereſsirt, keine Rolle aufgegeben werden; erſt dann, wenn ſie ihre phyſiſche Kraft gegen die geiſtige Kraft der kultivirten Völker meſsen werden; erſt dann, wenn ſie durch häufige Kriege mit den letztern an Civiliſation etwas gewinnen, und indem ſie in policirten Staaten eindringen, und mit den Landeseingebornen ſich vermiſchen, der Kultur dieſer Gegenden eine neue eigenthümliche Richtung geben, ziehen ſie unſre Aufmerkſamkeit auf ſich, und lehren uns auch in ihren unkultivirten Sitten, in welchem Verhältniſse Rohheit und Barbarey zur Kultur und zur freyern Uebung und Entwickelung der höhern menſchlichen Kräfte ſtehe; ſie lehren uns, daſs doch endlich die Kultur auch dem Barbaren überraſche und langſam bey ihm Eingang finde. Bis dahin aber laſsen wir ſie ruhig ihre Steppen durchziehen, und ihr Beduinenleben fortſetzen, denn eine todte, einförmige Aufzählung ihrer Namen kann für eine Geſchichte keinen Werth haben, die die Fortſchritte oder Hinderniſse der menſchlichen Kultur genau bemerkt und getreu verzeichnet. — *Phönicien* und *Carthago* haben während dieſes Zeitalters eben ſo wenig eine neue Richtung ihrer Kul-

tur erhalten, als *Aram;* bey ihnen allen blieb die Leitung der Volksreligion in den Händen der Prieſter, die, wenn ſie auch durch gewiſse Kenntniſse und durch eine, von dem Fetiſchismus ausgegangne, Privatreligion über den groſsen Haufen erhaben da ſtanden, demohngeachtet in der individuellen Bildung ihres Standes nicht weiter fortrückten, ſondern auf der einmal errungnen, niedrigen Stufe der Kultur ſtehen blieben. So war auch *Rom* noch zu ſehr mit ſeiner *politiſchen* Begründung beſchäftigt, in ununterbrochene Kriege verwickelt, und hatte im Ganzen noch zu wenig Sinn für jene weſentlichen Bedingniſse der Kultur, als daſs es, während dieſes Zeitraums, eine iſolirte Behandlung und Darſtellung ſeiner Kulturfortſchritte verdiente. Dagegen ziehen in Oſten zwey Völker, und in Weſten blos die Griechen unſre Aufmerkſamkeit auf ſich, indem entweder aus ihrer Mitte eine ganz eigne Richtung der Kultur hervorgeht und zur Reife gelangt; oder der in der vorigen Periode eingeſenkte Keim ſich weiter entwickelt und zu einer ſchönen Blüthe entfaltet.

Wir treten daher zuerſt dem Schatten *Zoroaſters* näher, der den Perſern *das* wurde, was Moſes in der vorigen Periode den Hebräern geweſen war. Die groſse Staatsveränderung des Cyrus, wo ein bisher nomadiſches und unbekanntes Volk die kultivirteſten Länder und Völker des weſtlichen Aſiens ſich unterwarf, war für dieſes Volk ſelbſt von den wichtigſten Folgen. Durch eine lange Kindheit zum angehenden Jünglingsalter und zum Eintritt in ſeine heroiſche Periode vorbereitet, ward dieſes Volk, eben als es die höhern Kulturbedürfniſse dunkel zu fühlen und ſeine Kräfte zu gebrauchen anfing, mit den kultivirten Aramäern und andern weſtlichen Völkern Aſiens bekannt, und dadurch ſeine eigne Kultur

Digitized by Google

gezeitigt. Die politiſche Revolution hatte die moraliſch-religiöſe vorbereitet und langſam herbeygeführt. Der erſte wilde Sturm des Heldenalters war unter Cyrus und Cambyſes verrauſcht, die friedlichere und mildere Regierung des *Darius* folgte auf ſie, und wahrſcheinlich erhielt Perſien unter ihm, durch ſeinen *Zoroaſter*, eine eigenthümliche Richtung in der religiöſen, ganz auf die neue perſiſche Staatsverfaſsung gegründeten, Kultur.

Die Nachrichten von dieſem Reformator der perſiſchen Volksreligion ſind aber im Ganzen ſo ſchwankend und widerſprechend, daſs wir noch weniger, als ſelbſt von ihm, von der *frühern perſiſchen Volksreligion* ſagen können, die *er* vorfand. Da die Nation bis auf Cyrus kaum die niedrigen Nomadenverhältniſse verlebt haben mochte, ſo dürfen wir auch vor der groſsen Staatsveränderung unter Cyrus keine bedeutenden Religionskenntniſse hier ſuchen. Nach den Nachrichten der jüngern Griechen hatten die alten Perſer einen einfachen Fetiſchismus, der unter der Leitung einer anſehnlichen und einfluſsreichen Prieſterkaſte, der *Magier*, ſtand; ja urſprünglich war dieſer Fetiſchismus ſo einfach, daſs die Perſer nicht einmal für den ſinnlichen Kultus Tempel und Altäre hatten, eine Erſcheinung, die uns bey einem nomadiſchen Volke nicht befremden darf. Als aber dieſe Horden in nähere geſellſchaftliche Verbindungen traten, und endlich in eine Staatsverfaſsung übergingen, da ſcheinen auch die Prieſter die Beſorgung des religiöſen Kultus übernommen und die Errichtung von öffentlichen Tempeln veranlaſst zu haben. Die frühe Verehrung des Feuers an den Naphthaquellen ward auch in die bürgerlichen Verbindungen mitgebracht, und der Kultus der Sonne, des Lichtes, der faſt alle morgenländiſche Völker characteriſirt, war auch der herrſchende Character

er Volksreligion; dieſer Sonnendienſt war aber, da die Sonne blos als ſinnlichen Gegenſtand verehren urte, nicht Zabäismus ſondern *Fetiſchismus*.

Dieſer ganz einfache und ſinnlich-religiöſe Kultus chte nun nicht mehr hin, als die Nation in bürgerlier Hinſicht eine freyere und höhere Richtung genomen hatte, die erwachten höhern Bedürfniſse zu befriegen. Eine beſsere Modification und höhere Beziehung r Volksreligion war nöthig geworden, und Zoroaſter hrte wahrſcheinlich ſeine Nation zu dieſem höhern nfte der religiöſen Bildung fort. Sey's auch immer, ſs die *Schriften*, die ſeine religiöſen Grundſätze entlten, ungleich jüngern Urſprungs, als er ſelbſt, ſind; y's, daſs ſie mehrere Zuſätze und allegoriſche Deutunn, mehrere liturgiſche Vorſchriften enthalten, als er ch dem Geiſte und Bedürfniſsen ſeiner Zeit lehren konn-; ſo ſind doch einmal die Schriften, die ſeine Grundtze enthalten, wenn ihre Niederſchreibung auch nicht is an *ſein* Zeitalter hinaufreicht, ſehr alt und in zweyen ereits völlig ausgeſtorbenen Sprachen geſchrieben, nemch in den alten Sprachen *Zend* und *Pehlvi*. Dann ſind ber auch alle die Vorſchriften und Ritus, die darin vorommen, von der Art, daſs ſie jener Zeit angehören önnen, denn theils weht in ihnen ein Geiſt der Kindeit, der mangelhaften und unvollkommenen Begriffe, heils beziehen ſie ſich alle auf das Ceremoniel der perſiſchen Staatsverfaſsung, daher konnte nun wohl eine Reigion, die auf dieſe Verfaſsung angelegt und berechnet var, nicht erſt ſpäter, als die perſiſche Satrapenregieung bereits zerſtört war, aufgeſtellt werden, ſie muſste ielmehr, als dieſe fiel, zugleich ihr Anſehen verlieren nd antiquirt werden. Wenn wir aber fragen, woher wohl Zoroaſter ſeine eigne Bildung erhalten habe; ſo

ſcheint, wegen der damaligen Verbindung aller dieſer aſiatiſchen Völker zu einer gemeinſchaftlichen Regierung, die natürlichſte Veranlaſsung zu ſeinen beſsern Kenntniſsen in ſeiner Bekanntſchaft und in ſeinem Umgange mit den Chaldäern, (den aramäiſchen Prieſtern) geſucht werden zu müſsen. Aram war jetzt eine perſiſche Provinz und theilte dem ganzen Reiche ſeine Künſte und Wiſsenſchaften, aber auch ſeinen Luxus und ſeine Weichlichkeit mit; warum ſollte nicht Zoroaſter von den Prieſtern dieſes Volkes, die freylich nicht auf eine hohe Kultur Anſpruch machen dürfen, aber doch immer ſo viel Kenntniſse beſaſsen, um einen noch mindergebildeten Mann befriedigen zu können, der zu ihrer Privatreligion und ihren eigenthümlichen Kenntniſsen zugelaſsen wurde, den nächſten Stoff zu der Verbeſserung der perſiſchen poſitiven Religion und zu der Reformation des daſigen Prieſterſtandes, der Ma ier, haben entlehnen können? Daſs er aber in der That von hier gewiſse religiöſe Begriffe und Vorſtellungsarten entlehnt habe, dafür ſpricht die Verwandtſchaft der aramäiſchen Prieſterreligion mit den Grundſätzen, die dem Zoroaſter beygelegt werden; auch findet ſich *im Einzelnen* eine unverkennbare Analogie zwiſchen dem, was die Juden, *nach ihrer* Rückkehr aus Aram, in ihren alten *Moſes* übertragen, (das in den apocryphiſchen Schriften dieſes Zeitalters vor uns liegt) und den Zendbüchern. Wahrſcheinlich ſchöpften daher die Juden früher, kurz vor Cyrus, aus der nemlichen Quelle der aramäiſchen Prieſterreligion, aus welcher kurz darauf Zoroaſter ſeine Lehrſätze entlehnte. Der Glaube an Dämonen, an Emanationen u. dergl. verräth ganz das Gepräge morgenländiſcher Philoſopheme, die doch ihren frühern Modificationen nach (ich unterſcheide genau von dieſen die ſpätern Entwickelungen dieſer Philoſopheme durch Gnoſtiker, Manichäer und

andre jüngere Secten) wohl zunächſt den aramäiſchen Prieſtern beygelegt werden müſsen. Aus der ganzen religiöſen Kultur dieſer Gegenden, läſst ſich daher auch am leichteſten die Verwandtſchaft gewiſser Begriffe erklären, die wir faſt bey allen dieſen Völkern, während der gegenwärtigen Periode, in dieſem Erdſtriche antreffen. Wie alle alte Religionsbücher des Orients ſcheinen auch in den Zendbüchern ältere Fragmente und ſpätere Zuſätze durch eine jüngere, überarbeitende Hand zu Einem Ganzen zuſammengeſtellt worden zu ſeyn, der Geiſt der Zoroaſtriſchen Einrichtungen ſcheint aber doch in ihnen vorzuliegen, wenn man auch ſpäterhin, vielleicht unabſichtlich, mit ſeinen Lehrſätzen einige jüngere Philoſopheme verband.

So wie Moſes ehemals ſich den Hebräern unter höhern Offenbarungen ankündigte, ſo rühmte auch Zoroaſter ſich der nähern Einwirkung des Ormuzd. So wie Moſes eigentlich nur eine *politiſche Konſtitution* beabſichtigte und *auf ſie* den religiöſen Kultus gründete, den er ſeinem Volke mittheilte, ſo bezog auch Zoroaſter alle ſeine moraliſchen Sentenzen und theoretiſchen Lehren auf das perſiſche Locale und auf die neue Regierungsverfaſsung. Mit dieſer bürgerlichen Verfaſsung Perſiens muſsten daher auch ſeine Lehren, als *öffentliche* Religion angeſehen, ſteigen und fallen, und ſo hat es auch die Geſchichte beſtätigt; als Alexander die perſiſche Dynaſtie aufhob, da flüchtete ſich der Ueberreſt dieſer Religion in einen entfernten Winkel Indiens, und erhielt ſich in ſeinen Religionsſchriften, die aber ſpäterhin allegoriſch commentirt und interpretirt werden muſsten, als eine paraſitiſche Pflanze der Vorzeit, und von daher erhielt *Anquetil du Perron* in den neueſten Zeiten die Schriften, die Zoroaſters Grundſätze wahrſcheinlich *ſo* characteriſiren, wie ſie in der *neuperſiſchen* Religion

modificirt wurden, die jene Lehren aufbehielt und ein Nachbild der aufgehobnen perſiſchen Verfaſsung ſeyn ſollte.

Dem Geiſte des Zeitalters Darius und den religiöſen Bedürfniſsen dieſes noch ungebildeten Volkes angemeſſen, lag wahrſcheinlich das Ceremoniel der perſiſchen Staatsverfaſsung den Lehrſätzen des Zoroaſters zum Grunde. Ein höchſtes von der Körperwelt verſchiedenes Urweſen, die Zeit ohne Gränzen, hat durch *Honover* oder das ſchaffende Wort zwey Weſen, Ormuzd und Ahriman, hervorgebracht und ihnen göttliche Kraft gegeben. Beyde wurden gut und im Lichte erſchaffen, aber Ahriman fiel aus Neid gegen Ormuzd vom Lichte ab, ward böſe und darum verwandelte ſich ſein Licht in Finſterniſs. Beyde ſchufen die Geiſter- und Körperwelt, und ſind die Quellen des Guten und Böſen, das in derſelben angetroffen wird. Da Ahriman die Körperwelt hervorbrachte, ſo iſt die Materie, wie er ſelbſt, böſe und im ſteten Kampfe gegen den Geiſt. Ahriman beſitzt ewige Grundfeindſchaft gegen alles Gute; er wirkt daher das Böſe und Unglück in der Welt, durch ihn kommen Seuchen, Krankheiten und Plagen, er ſtreut den Hang zum Böſen in die Gemüther der Menſchen. *Selbſt* der Tod iſt durch ihn in die Welt gekommen, denn er verleitete den erſten Menſchen zum Abfalle von Ormuzds Lichtgeſetz. Unter den himmliſchen Geiſtern zeichnen ſich ſieben Weſen der erſten Ordnung aus, Ormuzd und ſechs Amſchaſpands. Die Weſen der zweyten Ordnung ſind die Vorſteher der Theile der Natur und ihrer Kräfte, von denen Mithra der vornehmſte iſt. Der Menſch aber ſoll und kann nach dem Guten, nach dem Lichte, ſtreben; daher gehen alle einzelne Vorſchriften dieſer Religion dahin, Ormuzds Reich im Einzeln und Ganzen weiter auszubreiten und zu verſchönern. Rel-

gkeit der Gedanken iſt ſo viel als Lichtähnlichkeit der ele; denn rein iſt das Licht und das Bild der Voll- ommenheit, ſo wie Finſterniſs das Symbol alles Unrei- n und Böſen iſt. Nach dem Tode iſt ein Mittelzuſtand n Seligkeit für die Frommen und ein Reinigungsfeuer r die Böſen. Einſt werden die Todten auferſtehn dies iſt wohl ein Philoſophem der ſpätern Zeit und icht ächte Zoroaſtriſche Lehre) und nach dem langen ampfe des Ormuzd mit Ahriman das Böſe von dem Gu- n überwunden werden, und alles ſich in ein ſeliges Licht- ich enden; ſelbſt Ahriman wird dann gut werden, und m Lichte zurückkehren.

Dieſe Zoroaſtriſchen Lehrſätze haben aber eine un- erkennbare Beziehung auf die damalige perſiſche Staats- erfaſsung*); wie die ſieben Fürſten um den Thron des önigs ſtehen, ſo ſtehen die ſieben Geiſter vor Gott und errichten ſeine Befehle. Ormuzd, das gute Lichtweſen, at mit dem Fürſten der Finſterniſs Ahrimann unaufhör- ich zu kämpfen, in welchem Kampfe ihm alles Gute ient; ein Staatsbegriff, der ſelbſt durch Perſonification er Feinde Perſiens, die im Zend-Aveſta durchgängig ls Diener Ahrimans, als böſe Geiſter, erſcheinen, in ein völliges Licht tritt. *Auch alle ſittliche Gebote der Religion ſind politiſch*; ſie beziehen ſich auf Rei- igkeit des Körpers und Geiſtes, auf Eintracht in den amilien und wechſelſeitigen Dienſteifer; ſie empfehlen len Ackerbau und die Pflanzung nützlicher Bäume, die Ausrottung des Ungeziefers, das als ein Heer böſer Dä- monen in leiblicher Geſtalt erſcheint; die Achtſamkeit des Wohlſtandes, die frühe Wahl und Fruchtbarkeit der Ehen, die Erziehung der Kinder, die Liebe gegen den Staat; und dies alles auf perſiſche Weiſe. Kurz der Grund die-

*) Herders *Ideen etc.* Th. 3 S. 100 ff.

Digitized by Google

ſes Syſtems erſcheint durch ſich ſelbſt als *eine politiſche Religion*, wie ſie zu Darius Zeiten nirgends als in einem Perſerreiche hat erdacht und eingeführt werden können. Nothwendig muſsten dabey alte Nationalbegriffe, und Meynungen auch des Aberglaubens, zum Grunde liegen. Dahin gehört die Verehrung des Feuers, die bey den Naphthaquellen am kaſpiſchen Meere gewiſs ungleich ältern Urſprungs war, obgleich die Errichtung der Feuertempel, nach Zoroaſters Weiſe, in vielen Gegenden ſich aus ſpätern Zeiten herſchreibt. Dahin gehört ferner ſo mancher abergläubiſche Gebrauch zu Reinigung des Körpers und jene ungeheure Furcht vor den Dämonen, die faſt bey jedem ſinnlichen Gegenſtande den Gebeten, Wünſchen und Weihungen der Parſen zum Grunde liegt. Dies alles zeigt, auf welcher niedrigen Stufe der Geiſteskultur das Volk damals geſtanden habe, dem zu Gute dieſe Religion aufgeführt wurde. Der kleine Theil dieſer Lehrſätze endlich, der auf allgemeine Begriffe der Natur ausgeht, iſt wahrſcheinlich aus den Vorſtellungen der Magier entlehnt, die Zoroaſter nur anders modificirt und veredelter darſtellt. Daſs er die beyden ſchaffenden Principien, Ormuzd und Ahriman, einem unendlichen höhern Weſen, der Zeit ohne Beſchränkung, unterwirft, das Böſe vom Guten überwunden werden und alles einſt in die Fülle des Lichtes zurückkehren läſst, ſcheint auf eine Art von Theodicee zu führen, wie ſie ſein Zeitalter und der Grad der Bildung, den er durch Umgang, und durch eigne Entwickelung gewiſſer Begriffe wahrſcheinlich erhalten hatte, gewähren konnte.

Als nun der Thron der Deſpoten geſtürzt wurde, denen dieſe Religion die ſicherſte Stütze geweſen war, ſo ſank auch dieſe politiſch-religiöſe Einrichtung von

lbſt. Die beſſere und reichere Mythologie der Grie-
ien verdrängte bald die Feuertempel, und dieſe Staats-
:ligion, die ihre Zeit überlebt hatte, war ein Schat-
nbild, wie die jüdiſche Staatsreligion auſser ihrem Lan-
:. Die Griechen duldeten ſie; die Muhamedaner verfolg-
n ſie endlich mit unſäglicher Härte und ſo entfloh ihr
auriger Reſt in einen Winkel Indiens, wo er wie eine
'rümmer der Vorwelt ohne Urſach und Abſicht, ſeinen
ten, nur für Perſiens Monarchie beſtimmten Glauben
nd Aberglauben fortſetzt und ihn, vielleicht ohne daſs
r es ſelbſt weiſs, mit Meynungen der Völker, unter
'elche ihn das Schickſal geworfen, vermehrt hat. Eine
'ermehrung ſolcher Art iſt Natur der Sache und der
eiten; *denn jede Religion, die aus ihrem urſprüng-
'chen Boden und Kreiſe herausgeriſſen iſt, muſs von
'er lebendigen Welt Einflüſſe annehmen, mit der ſie
:bet.*

Was die Kultur Perſiens, unter ſeinen Deſpoten,
n wiſsenſchaftlicher und äſthetiſcher Hinſicht, geweſen
ey, iſt ſchon unter den allgemeinen Momenten der Ge-
chichte dieſes Volks in dieſem Zeitraume angegeben
vorden. In Rückſicht auf Handel, Erfindungen, Ge-
ehrſamkeit und Künſte ſcheint dieſer Staat nie eine iſo-
irte Kultur gehabt zu haben; er hielt ſich vielmehr an
las, und nahm das an, was er bey den Aramäern vor-
and, die er ſich unterwarf. Erſt als die Griechen die-
'e, zur perſiſchen Dynaſtie gehörigen, Länder beſieg-
:en, erhielt ihre Kultur einen neuen Umſchwung und
:ine merkwürdige Richtung. Nun wurden Producte
ler griechiſchen Kunſt in dieſer Weltgegend bekannter;
lie griechiſche Mythologie floſs ſanft in lieblichen Ge-
ſängen dahin; der ſchwerfällige Parallelismus der orien-
taliſchen Dichtkunſt wich den mildern Modificationen

der griechiſchen Poëſie. Die Philoſophie hob ihr Haupt empor, aber freylich gelang es ihr nicht, jene urſprünglichen aſiatiſchen Philoſopheme ganz zu verdrängen, die in der Prieſterreligion Arams und in andern Gegenden einmal zu feſte Wurzel gefaſst hatten. Darum erhielten ſich Philoſopheme über Emanation, Lichtreich der Tugend, zwey ewige Grundweſen, Demiurgen, Dämonen, Rückkehr in die Fülle und dergl. bis in die ſpätern Zeiten herab und verſchmolzen in ſeltſame Formen mit der dahin verpflanzten Philoſophie der Griechen. —

So klein auch im Ganzen die Rolle iſt, die das *iſraelitiſche Volk* in der Kulturgeſchichte geſpielt hat, ſo wenig Künſte und Wiſsenſchaften unter ihm zu einer höhern Blüthe emporreifen konnten, ſo verdient es doch *in Rückſicht auf ſeine religiöſe Kultur* unter den Völkern der Vorwelt eine ehrenvolle Auszeichnung. Seine *politiſche* Konſiſtenz iſt immer nicht feſt gegründet geweſen, und in dieſer Beziehung der Plan des Geſetzgebers nie ganz realiſirt worden. Die Folgen davon waren die ununterbrochenen Kriege, mit den, mit ihnen das Land zugleich bewohnenden, Völkerſchaften; die Theilung des ohnedies kleinen Reiches; die falſche Politik der iſolirten beyden Reiche, und die Exiſirung beyder nach Aram. Als nun Cyrus vielleicht aus Dankbarkeit gegen die guten, ihm von den Juden bey der Einnahme von Babylon geleiſteten, Dienſte, oder auch um den Staatsfehler ſeiner rohen Vorfahren aus der chaldäiſchen Dynaſtie zu verbeſsern, die ein groſses Land faſt ein ganzes Jahrhundert ohne eigentliche neue Koloniſation hatten liegen laſsen, ihnen die Rückkehr aus Aram verſtattete, war dieſes Volk zu einer neuen Bildung und Richtung ihres religiöſen Charakters reif geworden. Zwar ging in der bürgerlichen Verfaſsung der Nation jetzt eine groſse Veränderung vor;

ſchon früher war ein Theil derſelben nach Aegypten gewandert, und hatte ſich unter den letzten ägyptiſchen Königen, Necho und Amaſis wahrſcheinlich daſelbſt, wie die handelnden Griechen niedergelaſsen; ein anderer Theil hatte ſich in den aramäiſchen Provinzen angekauft und dieſe wurden nun als Bürger dieſes Reiches behandelt, und kehrten nicht wieder nach Paläſtina zurück; der kleinſte Theil der Nation war es alſo nur, der die Erlaubniſs des perſiſchen Regenten benutzte und nach Paläſtina als Kolonie zurückging. Durch die langen Ermahnungen und Warnungen der Propheten waren nun endlich die Juden reif geworden für eine ſittliche Umbildung und Veränderung; ſie verſtanden nun endlich ihren Moſes und konnten den Begriff eines ſeinigen Gottes ertragen; eine Folge davon war, daſs ſie nicht wieder zur Abgötterey herabſanken, ſondern überzeugt waren, ihr trauriges Schickſal ſey die Folge und Strafe der Vernachläſsigung der Nationalgottheit geweſen. Mit Innigkeit hingen ſie daher an den frohen Bildern der Zukunft, die ihnen ihre Dichter und Weiſen, die in dem wiſsenſchaftlichen Inſtitute, das Samuel angelegt hatte, gebildet worden waren, ins Ideal verzeichnet hatten, wenn ſie nehmlich den Jehova verehren und den Moſaismus zu ſeiner Reinheit herſtellen würden. Ihre glüchlichſte Epoche hatte die Nation unter Davids und Salomo's Regierung verlebt; die Bilder aus dieſen Zeiten hatten ſich ihrer Denkungsart tief eingedrückt; wenn ſie daher eine frohe Zukunft *auf der Erde* dachten, ſo dachten und zeichneten ſie dieſelbe unter dem Bilde eines Reiches, und knüpften das Beginnen dieſer goldnen Zeit, die Inauguration dieſes Reiches, an die Idee eines groſsen und mächtigen Königs, der, als der Repräſentant der Nationalgottheit, keinen an den Freuden dieſes Reiches Antheil werde nehmen laſsen, der nicht durch

ein gutes, der moſaiſchen Konſtitution (die aber durch die moraliſchen Sentenzen der Sänger erweitert worden war) angemeſsnes, Leben das Wohlgefallen des Gottes ſeiner Väter verdient haben würde. Wenn nun dieſer künftige König (der Meſsias) wirklich werde geboren werden, hatten die Propheten nicht genau beſtimmt, ſo wie überhaupt ihre Bilder und Gemälde alle nur in einem gewiſsen Helldunkel daſtehen und unter allgemeinen, mithin unbeſtimmten, Formeln erſcheinen. Sie zogen aber dieſe glückliche Zeit um ſo näher herbey und ſchilderten ſie als bald bevorſtehend, je trauriger das Schickſal der Nation unter den ſchwachen, ungebildeten und ausſchweifenden Königen nach der Trennung war. Als ſie daher ins Exil hinweggeführt wurden, ſo nahmen ſie aus der moſaiſchen Konſtitution den Begriff eines einigen Gottes mit, für den ſie nun reif geworden waren, deſsen Eigenſchaften ihre Dichter bereits unter erhabnen Bildern geſchildert hatten; Eigenſchaften, die um ſo veredelter und moraliſcher gedacht werden muſsten, je reifer ſelbſt die Nation, in Hinſicht auf die Ausbildung ihrer moraliſchen Anlagen, geworden war. Ueber die Zukunft *nach dem Tode* hatten ſie, wahrſcheinlich von den Landeseingebornen, den Gedanken eines Schattenreiches aufgefaſst; aber auch dieſer Begriff wurde von ihren ſpätern Dichtern und Sehern weiter ausgebildet und näher modificirt; was nun die Zukunft und bevorſtehenden Schickſale der Nation *auf der Erde* betraf, ſo war die Erwartung der baldigen Inauguration eines groſsen und blühenden Reiches, das in Paläſtina beginnen und mit der glorreichen Beſiegung und gänzlichen Unterwerfung der Feinde der Nation be-

glei-

gleitet ſeyn werde, die herrſchende Idee, die ſich in den Schilderungen der Propheten, unter mannigfaltigen Modificationen darſtellt.

Dies war denn ohngefähr die *religiöſe* Kultur, die dieſes Volk mit nach Chaldäa brachte, und hier auf einmal, aus dem gewöhnlichen Gange ſeiner Verhältniſſe herausgeriſſen, mit Lehrſätzen und Meynungen bekannt wurde, die, wegen der unverkennbaren Aehnlichkeit und Verwandtſchaft aller religiöſen Begriffe *während dem Kindheitsalter der Kultur der Völker,* in Rückſicht auf einzelne Vorſtellungsarten den ihrigen nicht zu unähnlich waren. Es verſteht ſich, daſs hier nicht von der grobſinnlichen Mythologie des gemeinen Volkes in Aram die Rede ſeyn kann, ſondern daſs dieſe Analogie ſich zunächſt auf die Prieſterreligion dieſes Volkes beziehet, mit welcher die vornehmern Juden, beſonders die gelehrten Jünglinge derſelben, ein *Daniel* und andre, die aus ihrem Volke ausgehoben und an den Hof der chaldäiſchen Regenten gebracht worden waren, bekannter wurden. Ein Volk nun, das auſser ſeinem Mittelpuncte ſich befindet, kann dem Geiſte der Zeit und der Nation, mit und unter der es leben muſs, nicht ganz widerſtehen, beſonders wenn es auf einen ſolchen Puncte der religiöſen Kultur ſteht, daſs es reif geworden iſt für den Fortſchritt zu einem höhern Grade. Begierig ergreift der menſchliche Geiſt, in dem ſich dieſes religiöſe Bedürfniſs zu einer höhern Stärke entwickelt hat, jede neue Lehre, die ihm dargeboten wird, die, wenn ſie nur nicht geradezu den Vorſtellungen, an die er bis jetzt einmal gewohnt iſt, widerſpricht und ihn nur nicht in ſeiner Kultur zurückſetzt, ihm willkommen iſt. Denn daſs ſie ihm vielleicht Begriffe zuführt, die, weiter entwickelt, von ſeiner gegenwärtigen religiöſen Ueberzeu-

gung abweichen, und ihn vielleicht nicht in der **Kultur** vorwärts bringen, ſondern auf Nebenwege führen, hat er noch nicht Kraſt genug *im Voraus* zu überſehen; genug wenn dieſe Begriffe ihm nur unter der einzigen Bedingung, unter der er ſie annehmen kann, mitgetheilt werden, daſs ſie ſich nemlich an ſeine bisherigen Vorſtellungsarten anſchlieſsen und gleichſam von ſelbſt aus ſeinem, bis jetzt erreichten, Grade der Kultur hervorgehen, ſo überläſst er ſich ihnen, um nur jenes Bedürfniſs befriedigen zu können und ſeine vorige, nun veraltete, religiöſe Ueberzeugung nicht antiquiren zu dürfen.

Die Juden hatten aus den Zeiten des Fetiſchismus, dem ſie ſich nach Art ihrer rohen und ungebildeten Nachbarn und der Landeseingebornen, die ſie bey ihrer Niederlaſſung in Paläſtina antrafen, überlieſsen, die Begriffe und Vorſtellungen von Untergottheiten und Boten oder Geſandten der Götter beybehalten, und daraus war ihre eigenthümliche Dämonologie entſtanden. Alles Wunderbare, Auſserordentliche und nicht aus den bekannten Naturgeſetzen zu erklären Mögliche, wurde auf die Gottheit bezogen, und von ihrer Wirkung abgeleitet; da ſie aber, in dem Zeitalter der fortſchreitenden Kultur der Völker, die Erde ſelbſt verlaſsen hat, die ſie ehmals mit den Menſchen zugleich bewohnte, ſo wirkt ſie nun nicht mehr unmittelbar, ſondern *mittelbar* in die Sinnenwelt ein und bringt die ungewöhnlichen, aus den damals bekannten Naturgeſetzen unerklärbaren, Wirkungen und Erſcheinungen derſelben hervor. Gute und böſe auſserordentliche Erſcheinungen werden daher von den Juden vor dem Exil von den Genien oder Geſandten der Gottheit abgeleitet, doch wird unter dieſen Genien noch kein Unterſchied angenommen, der ſich auf ihre Natur bezöge, ſo daſs es gute und böſe Engel gäbe. Dieſe Genien denkt ſich aber das Alterthum

als eigentliche iſolirte Weſen (als *Subſtanzen*), ſie ſind mächtiger als die Menſchen, aber doch dem Willen der Gottheit unbedingt unterworfen. — Dieſe Vorſtellungen brachten nun auch die Juden nach Chaldäa mit, wo aus der Volksmythologie, von welcher alle Privatreligion ehemals ausgegangen iſt, in die Privatmeynungen der Prieſter auch der Glaube an Dämonen, oder Untergottheiten, aufgenommen worden war; ein Glaube, der hier ungleich mehrere Modificationen und Ausſchmückungen gewonnen hatte, eben weil man mit den Erſcheinungen der Sinnenwelt, die nach feſten und unveränderlichen Naturgeſetzen erfolgen, noch nicht aufs Reine gekommen war. Das Philoſophem über zwey entgegengeſetzte Principe, ein gutes und ein böſes, lag, wenn es auch wahrſcheinlich noch nicht ſo weit wie bey dem Zoroaſter entwickelt war, doch der aramäiſchen Dämonologie zum Grunde. Man hatte den Urſprung des Böſen und des Uebels in der Welt ſich nicht erklären können, und es doch auch nicht von dem Guten, im Lichte wohnenden, Grundweſen ableiten wollen; das Bedürfniſs, ein, wenigſtens für die Kultur der damaligen Zeit, befriedigendes Philoſophem über den Urſprung des Böſen aufzuſtellen, hatte daher wahrſcheinlich den jugendlich-philoſophirenden menſchlichen Verſtand veranlaſst, neben dem guten Grundweſen, ein von dem Lichte abgefallnes böſes Grundweſen anzunehmen, welches das Böſe in die Welt gebracht habe. Ein gleich ewiges und von Natur *böſes* Grundweſen neben dem Jehova anzunehmen, erlaubten den Juden ihre gegenwärtigen beſsern Begriffe über die Nationalgottheit nicht, zu denen ſie nun endlich einmal reif geworden waren. Demohngeachtet hatte ſich das nemliche Bedürfniſs, über den Urſprung des Böſen zu philoſophiren, ſchon längſt bey

ihnen geregt; mangelhaft waren bis dahin ihre Theodiceeen ausgefallen (Pſalm 73. Pſ. 37.), daher nahmen ſie von dem chaldäiſchen Philoſopheme zweyer ihrer Natur nach verſchiedner Grundweſen, wovon das eine, Urheber des Guten, das andre, Urheber des Böſen in der Welt ſey, ſo viel an, als ſie annehmen konnten, und leiteten das Böſe von einem abgefallnen böſen Geiſte und den mit ihm zugleich abgefallnen Genien ab, unterwarfen aber doch, in der letzten Inſtanz, dieſes Weſen dem Jehova; nur daſs dieſer, da er es einmal mächtig geſchaffen, nicht verhindern könne, daſs es nicht ſeine Wirkungen auf der Erde zeige und das Gute, das der Jehova befördern will, aufzuhalten und zu unterdrücken ſuche. So gewann die nur in mangelhaften Umriſsen nach Aram mitgebrachte jüdiſche Dämonologie hier eine beträchtliche Erweiterung, wozu auch noch die Aufſtellung mehrerer Klaſsen, Untergattungen und Namen dieſer Genien gehörten.

Der Begriff der Gottheit ſelbſt, des Jehova, wie ihn die Juden, als ſie an die Ufer des Euphrats verſetzt wurden, dahin mitbrachten, hatte unter ihren Händen noch keine Veränderungen eben erfahren; denn ſie ſelbſt waren jetzt kaum reif geworden, dieſen Begriff feſtzuhalten und ihn nicht gegen Fetiſchismus auszutauſchen. Doch hatten bereits ihre Dichter und Weiſen in dem Jehova die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft unterſchieden, und ihn als den Ewigen und Unveränderlichen geſchildert. Sie hatten mehrere Eigenſchaften von ihm entwickelt, und beſonders die *metaphyſiſchen*, wie ſie aus der Betrachtung der Natur hervorgehen, und gleichſam in der Sinnenwelt vor uns liegen; je weiter das moraliſche Intereſse bey dieſen Weiſen der Nation ſich entwickelte und ausbildete, je mehr fanden ſie auch moraliſche Eigenſchaften an dem Jehova, und ſo hatten ſie den alten, dem Kindheitsalter der

menſchlichen Kultur zugehörigen, Begriff des von der Gottheit als verſchieden gedachten *Geiſtes* derſelben, perſonificirt, und ſprachen von einem Geiſte der Weisheit, des Verſtandes, der Kraft, der Einſicht, der Gerechtigkeit u. dergl. Es iſt weiter oben entwickelt worden, daſs der menſchliche Geiſt nur in dem Zeitalter einer höhern, fortſchreitenden Kultur darauf kommen könne, mehrere Eigenſchaften in der Gottheit iſolirt zu denken und ſie zu perſonificiren, und daſs dieſe Verfahrungsart ganz auf einem andern Wege vor ſich gehe, als die Aufſtellung von Dämonen, deren Urſprung in das Mythenalter gehört, und die blos in dem ſpätern Zeitalter beybehalten werden, weil man ſich nur ſchwer von Begriffen trennen kann, an die man einmal gewöhnt iſt, die man daher lieber beſser modificirt und durch Allegorie zu einem höhern Sinne umgeſtaltet, als daſs man ſie ganz als veraltet antiquirt. Wenn nun auch die ſinnliche Sprache der Vorwelt es nöthig macht, daſs von jenen perſonificirten Eigenſchaften und Kräften der Gottheit, die man in dem göttlichen Weſen *unterſcheidet*, ſo geſprochen werde, als denke man ſich dadurch völlig iſolirte Subſtanzen, ſo zeigt doch die Verſchiedenheit zwiſchen Dämonologie und Perſonification der göttlichen Eigenſchaften und überhaupt auch die Art und das Zeitalter, wie und wenn der menſchliche Geiſt auf dieſe Vorſtellungsarten kommt, daſs Dämonologie und Perſonification in Eins zuſammenfallen würden, wenn ſie nicht *dadurch* verſchieden wären, daſs man die Dämonen, nach den einmal gewöhnlichen und aus dem Kindheitsalter der Kultur übrig gebliebnen mythologiſchen Begriffen, als iſolirte Subſtanzen, die Eigenſchaften der Gottheit aber als blos perſonificirt dächte. — Dieſe Begriffe über den Jehova vor dem Exil, begleiteten nun die Juden nach Chaldäa; hier fanden ſie die Lehre von den Emanationen der Weſen

und Kräfte aus Gott, eine Lehre, die aus den alten aramäiſchen Kosmogonien hervorgegangen war; auch ſie hatten an der Spitze ihrer moſaiſchen Urkunden kosmogoniſche Fragmente, in denen der nemliche ſinnlich-einfache Geiſt der Urwelt wehte, der in den Kosmogonien andrer Völker herrſchte. Die Verwandtſchaft und Aehnlichkeit jener Kosmogonien machte ihnen bald auch die Lehre der Emanation annehmlich; auch in ihren älteſten Urkunden herrſchten die, über den ganzen Orient verbreiteten, Begriffe, daſs die Gottheit im Lichte wohne und ſelbſt die Fülle des Lichtes in ſich enthalte; daſs ſie ihr Licht verſtrömet und andern Weſen mitgetheilt habe, war eine natürliche Folge jener Begriffe. — Dieſe Vorſtellungen über das Weſen der Gottheit, die die Juden in Aram vorfanden, und die ſich an ihre eignen Vorſtellungen ſo leicht anſchlieſſen lieſsen, erweiterten daher ihre Begriffe über die höchſte Intelligenz, ſo daſs wir nun in den Zeiten nach dem Exil mehrere Schilderungen von perſonificirten Kräften der Gottheit antreffen, die wahrſcheinlich erſt in dem ſpätern Eclecticismus der *kabbaliſtiſchen* Philoſophie als iſolirte Subſtanzen vorkommen, da man ſchon von *dem* Zeitalter zu weit entfernt war, wo man auf den Unterſchied zwiſchen Dämonen, als Subſtanzen, und perſonificirten göttlichen Eigenſchaften hatte Rückſicht nehmen müſsen.

Ungleich weniger Veränderungen und Ausſchmückungen, als das *erſte religiöſe Dogma*, der Glaube an die Gottheit, wurden durch den Aufenthalt der Juden in Aram bey dem *zweyten* religiöſen Dogma, *dem Glauben an Zukunft*, veranlaſst. Die Urſache lag wohl darin, weil die Vorſtellungen, die in Chaldäa darüber herrſchten, zu weit von den Begriffen entfernt waren, die die Juden über die Zukunft dahin mitbrachten, und mithin jene Vorſtellungen ſich nicht ſo leicht, als andre, an die bereits gang-

baren und gewöhnlichen anreihen lieſsen. Die Hoffnung der Rückkehr ins Pleroma, in die Fülle des Lichtes, hatte ganz conſequent aus dem Emanationsſyſteme reſultirt, und wenn ja etwas davon zu den Juden überging, ſo hat es ſich in der Privatmeynung einer einzigen Secte, die die Meynung von der Wanderung der Seelen unterhielt, gezeigt. Denn dieſer Glaube an Wanderung und Reinigung der Seelen, ehe ſie zu dem Genuſse zukünftiger Freuden gelangen können, iſt kein urſprüngliches jüdiſches Philoſophem und lag, ſelbſt nicht in entfernten Winken, in den frühern Lehren der Weiſen und Dichter; auch wurde dieſe Meynung *nie allgemeine* Lehre und Ueberzeugung des Volks. Sie ſcheint daher aus jenen chaldäiſchen Philoſophemen gefloſsen und zu den Juden, namentlich nur in die Privatüberzeugung einiger wenigen, übergegangen zu ſeyn. Auch lieſs ſich dieſe Meynung mit den Erwartungen der Juden von der Inauguration des Meſsiasreiches gut vereinigen, in wiefern nemlich jene Wanderung nur ſo lange dauern würde, bis dieſes Reich ſeinen Anfang nähme, und blos in der Abſicht von dem Jehova veranſtaltet ſey, um die wandernden Seelen zu reinigen und zu prüfen, um für die Freuden und Beſeligungen des Meſsiasreiches würdig zu werden.

Wir haben ſchon bemerkt, daſs *der Glaube an die Zukunft* bey den Juden in einer doppelten Geſtalt vor uns erſcheine. Ein Glaube an die Zukunft *nach dem Tode* in einem unterirrdiſchen Zuſtande oder Reiche, wo die Schatten der Verſtorbenen ſich zuſammenfinden; ein Aufenthalt der ewigen Ruhe und Stille. Durch die Dichter der Nation wurde auch dieſes Schattenreich etwas belebt, ſo daſs hier die Verhältniſse des vorigen Lebens fortdauerten, aber ohne Erfolg und Wirkung. — Erfreulicher war dagegen das Bild, das die Dichter von dem zukünf-

tigen Zuſtande der Nation *auf der Erde* verzeichnet hatten und das in die ganze Ideenmaſse des Volkes übergegangen war. Ein groſser, mächtiger König, von der Gottheit auſserordentlich unterſtützt und ihr Repräſentant, werde ein Reich errichten, das den Juden nach und nach die Herrſchaft über die Erde, die völlige Beſiegung ihrer Feinde und den glücklichſten Zuſtand verſchaffen werde; doch könne, ſo ſchilderten es die Propheten, niemand an den Beſeligungen dieſes Reiches Antheil nehmen, der nicht als ein getreuer Verehrer des Jehova, als ein tugendhafter Menſch, von dem Meſsias werde anerkannt werden. Die traurigen Verhältniſse der Nation im Exil hatten dieſen Bildern noch mehr Leben und Feuer gegeben; die Lieder der letzten Sänger und Weiſen derſelben (aus *Zacharias* und *Maleachi*) verhallen in den nehmlichen Schilderungen und verſichern, daſs dieſe glückliche Zeit nahe ſey. Die Nation, die ſich keiner groben Verſchuldungen mehr bewuſst iſt, denn in dem Exil, glaubt ſie, ſey nun der lange Abſall von dem Jehova genug gebüſst worden, erwartet daher die Erfüllung jener, im Namen der Nationalgottheit durch die Propheten promulgirten, Verheiſsungen. Mit der ängſtlichſten Sorgfalt hält ſie auf den Buchſtaben der, bereits veralteten, moſaiſchen Konſtitution, und allegoriſirt ſie ſo lange, bis ſie noch eine neue Anzahl von Ceremonien mit den früher ſchon bekannten verbindet. Die erhöhten und berichtigtern Begriffe über die göttlichen Eigenſchaften haben vorzüglich auch die Vorſtellung von der *Gerechtigkeit* des Jehova weiter entwickelt und zur Reife gebracht. Der Jehova iſt gerecht; unſre Sünden ſind gebüſst, darum wird er, ſo philoſophirt der Jude nach dem Exil, jene glückliche Zeit gewiſs herbeyführen; die Unterdrückung ſeines Volkes an ſeinen Feinden mit Nachdruck rächen, und alle fromme und gläu-

ge Iſraeliten zu dem Genuſse der Freuden des Meſsias-
iches führen; ein feyerlicher Gerichtstag, mit welchem
e Inauguration dieſes Reiches beginnen wird, wird das
hickſal der Juden entſcheiden, ob ſie nehmlich zu dieſes
eiches Freuden gelangen ſollen oder nicht? Aber dann,
philoſophirt er weiter, ruht die gegenwärtige Gene-
tion in den Dunkelheiten des Scheols; ohne Leben, Kraft
ıd Thätigkeit iſt ſie dann, während daſs ihre Nachkom-
en die Feyer des Meſsiasreiches anheben ſehen und Palä-
ina, das Land der Väter und der Verheiſsung, den Re-
äſentanten des Jehova als Regenten verehrt. Aber wie,
llte nicht der gerechte Jehova auch die *gegenwärtig*
bende Generation, die ſo ſehr unter dem Drucke des
lends und der Unterjochung ſeufzet, und die doch keine
eue Schulden und Strafen ſich durch Abfall von der mo-
iſchen Konſtitution zugezogen hat, an jenen Freuden
es Meſsiasreiches Antheil nehmen laſsen können? Wäre
ım, dem Allmächtigen, etwas ohnmöglich? Sollte er
ine wahren Verehrer nicht aus den Dunkelheiten des
hattenreiches zurückführen können auf die Erde? Iſt
nicht der Gott unſrer Vorfahren, und ſollten dieſe, ſoll-
n wir nicht mit ihnen die Inauguration jenes Reiches an-
eben ſehen? O gewiſs der Gott unſerer Väter iſt gerecht,
nd nicht ein Gott der Todten ſondern der Lebendigen;
er Meſsias wird daher die Schatten aus dem Scheol erlö-
n, und den Fürſten der Finſterniſs ſtürzen. Aber als
chatten können wir nicht an jenem Reiche Theil nehmen;
los *lebende* Menſchen können jene Feyer beginnen;
nd wenn denn nun ein menſchlicher Körper die Bedin-
ung iſt, an dieſes Reiches Freuden Antheil nehmen zu
önnen, ſollte der Meſsias nicht aus dem Reſte unſers ver-
orbnen Körpers einen neuen und ſchönern bilden, und die-
n mit der Seele wiedervereinigen können? Da aber jenes

Reich eine unbeſtimmte lange Zeit (*ewig*) dauern ſoll, ſo muſs auch dieſer neue Körper ſo beſchaffen ſeyn, daſs er einer ewigen Dauer fähig iſt; daher muſs er verklärt und beſser ſe n als der gegenwärtige. So hängt alſo der *ganz jüdiſche* Begriff von der Auferſtehung des Körpers aufs innigſte mit den Vorſtellungen der Nation von der Inauguration des Meſsiasreiches zuſammen, und reſultirte, als verbindendes Mittelglied, aus dem Begriffe vom Scheol und der Erwartung, daſs der gerechte Jehova die frommen Iſraeliten, nach dem ſie an einem feyerlichen Gerichtstage, von ſeinem Repräſentanten dem Meſsias, als würdig dafür anerkannt worden wären, zu dem Genuſse der Freuden des Meſsiasreiches zulaſsen werde. Unter dem Drucke der Leiden ſpäterhin, beſonders in dem Zeitalter der Maccabäer, ſcheint dieſe Erwartung ihre ganze Reife und weitere Entwickelung erhalten zu haben, ſo wie überhaupt *in dieſem Zuſammenhange* es nicht ſchwer fallen kann zu zeigen, wie ein Begriff aus dem andern hervorgegangen und weiter ausgebildet worden ſey, an deren Spitze doch die ſchon früher, und vor den Zeiten des Exils, aufgefaſste und ausgebildete *Idee der Errichtung eines groſsen künftigen Reiches* ſtand. Die Hoffnung der Auferſtehung des Körpers, die Erwartung des groſsen Gerichtstages, die Ueberzeugung von den Hinabſteigen des Meſsias ins Schattenreich und der Zurückführung der Todten aus demſelben, die Schilderungen des glücklichen künftigen Zeitalters, wo alle Dinge wieder hergeſtellt werden würden, wo die Erquickung des Jehova, nach den Perioden der Trübſal und der Angſt, eintreten werde — waren alles Modificationen und ſpätere Erweiterungen einer und derſelben Erwartung *der Zukunft*, oder des künftigen Zuſtandes der Nation auf der Erde; eine Idee, die in den

Büchern, die aus dieſem Zeitalter von dieſer Nation auf uns gekommen ſind, unverkennbar vorliegt.

Die höhere Würdigung ihrer Religionsſchriften gehört vorzüglich in dieſes Zeitalter der Kultur der jüdiſchen Nation; mit einer ungewöhnlichen Wärme und bigotten Strenge hängt ſie jetzt an ihrem alten Moſes, den ſie aber, ſo will es der fortſchreitende Geiſt der Zeiten, unvermerkt allegoriſirt und ihre ſpätern Begriffe bereits in ihm entwickelt zu finden glaubt. Sie theilt ſich ſelbſt darüber in mehrere Secten, die bald mehr, bald minder ſtreng an den alten Religionsgebräuchen und Lehren hängen und neuere und ſpätere damit zu verbinden ſuchen. Dagegen ward die wiſſenſchaftliche und äeſthetiſche Kultur bey dieſem Volke, das einmal in der Erziehung verdorben war, ganz vernachläſsigt; Fürſten und Prieſter ſtritten ſich um die Regierung dieſes geſunknen Volkes, das, ſeiner unglücklichen Lage nach, zwiſchen Aram und Aegypten mitten innen, bald ein Raub dieſes, bald jenes Eroberers wurde; auch hörte dieſes traurige Schickſal nicht durch die Siege der Griechen in Aſien auf, ſondern wurde, wie wir in der nächſten Periode ſehen werden, durch die ununterbrochenen Streitigkeiten zwiſchen den Seleuciden und Lagiden immer noch mehr erhöht. —

Ungleich erfreulicher und erquickender wird aber unſer Blick überraſcht, wenn wir uns von den düſtern Philoſophemen des Orients hinweg nach dem Lande wenden, in welchem eine ganz originelle Kultur emporblühen und von hier aus ſich über alle kultivirte Länder und Völker der damaligen Welt verbreiten ſollte. *Griechenland*, das uns ſchon im vorigen Zeitalter eine ſo reizende Mythologie gegeben und durch ſeine Dichter Kopf und Herz gefeſselt hatte, nährt und erwärmt mit mütterlicher Güte jetzt die jugendliche Philoſophie; ſtellt der kultivirten Welt

eine Reihe von Republiken auf, wo hohes Vaterlandsgefühl den Jüngling und den Mann characteriſirt, wo Freyheitsſinn alle Theile des groſsen, zuſammenhängenden Ganzen durchdringt, und Wiſsenſchaften und Künſte zu einem Flore ſich emporheben und eine Blüthe erreichen, die ſie vorher und bey gleichzeitigen Völkern nie erreicht haben, und wenn wir die Blüthe der Künſte iſolirt betrachten, in dem Grade auch nie wieder erreicht worden iſt, eben weil *dieſes* Klima, *dieſe* Staatsverfaſsung, *dieſe* wunderbar geſtaltete und mit den lieblichſten Farben gemiſchte Mythologie, nie wieder ſo zuſammengetroffen ſind und ſich ſo vereinigt haben, eine ähnliche Jugendblüthe für irgend ein Volk herbeyzuführen, als in Griechenland.

Früher als irgend in einer andern Weltgegend ſchritten in Griechenland *die Verhältniſse des bürgerlichen Lebens* zu einer höhern Reife fort. Die vielen iſolirten kleinen Staaten hoben ſich durch eine ſchnelle Entwickelung und Bildung; mehrere Stämme floſsen in einzelne Staaten zuſammen, und mit der gröſsern Bevölkerung, mit dem Ankommen mehrerer neuerer Kolonien war auch jedesmal die Kultur geſtiegen. Bald bedurften dieſe iſolirten Staaten eigne Geſetze, und mehrere bürgerliche Veränderungen, die ſie durchgingen, waren ihrer ſtufenweiſen und fortſchreitenden Reife in der Kultur vorzüglich günſtig. Selbſt die früher erhaltnen, mangelhaften und nur dem Kindheitsalter der Kultur angemeſsnen, Geſetze reichten bald für die Fortſchritte der Kultur im bürgerlichen Leben nicht mehr hin. Beſsere, wohlthätigere, auf höhere Bedürfniſſe berechnete Vorſchriften traten an ihre Stelle, und die kleinen Staaten Griechenlands erreichten einen höhern Flor. Selbſt mehrere Revolutionen in ihren Verfaſsungen, waren dem Fortſchritte des Ganzen günſtig, und die poli-

Digitized by Google

tiſche Sittenbildung nahm eine ganz andre Richtung, als aus den meiſten griechiſchen Königreichen Freyſtaaten wurden. Jedes Volk ſah ſich nun als einen eignen Staatskörper an, nur ſchade, daſs unter dem Privatintereſse der iſolirten kleinen Staaten das gemeinſchaftliche Intereſse von ganz Griechenland leiden muſste, und daſs das, was Anfangs die ſchnellere, höhere und freyere Kultur der griechiſchen Staaten befördert hatte, die individuelle Ausbildung und Reife kleiner Reiche, ſchon gegen das Ende dieſes Zeitraums zum gänzlichen Verfall der griechiſchen Freyheit hinwirken muſste. Denn ſelbſt in den iſolirten Staaten wurde nicht zunächſt das Wohl und der Fortſchritt des Ganzen befördert und beabſichtigt, ſondern nur das Intereſse einiger vornehmen und mächtigen Familien befriedigt; *die hochgeprieſene griechiſche Freyheit war faſt überall nur Ariſtokratie*, ſo daſs in mehrern Staaten Griechenlands das Volk empfindlicher litt als unter einer monarchiſchen Verfaſsung.

Demohngeachtet war Griechenland doch das Land, wo die Menſchen zuerſt über ihre bürgerlichen Verhältniſse *nachdenken* lernten, wo beſsere Einrichtungen und Geſetze den ſtufenweiſsen Fortſchritt der Menſchen vom Schlechtern zum Beſsern characteriſirten, und doch der erſte bedeutende Verſuch gethan wurde, die Menſchen, in Hinſicht auf ihre bürgerliche Verfaſsung, aus der langen Unmündigkeit heraus, und dem Ziele ihrer Reife entgegen zu führen. Die groſse Aufgabe, *wie Menſchen von Menſchen zu regieren wären*, wurde hier, in mehrern Regierungsverfaſsungen und unter mannigfaltigen Formen und Modificationen der Staaten practiſch gelöſst, nur daſs freylich unzählige Verirrungen immer vorhergingen, ehe die Völker durch Schaden klüger und beſser wurden, und daſs, als die Philoſophen Griechenlands das Ideal einer

Digitized by Google

Republik entwarfen, bereits die Freyheit der griechiſchen Staaten verloren gegangen war. Für ihre Zeiten war der Geiſt der Lykurgiſchen, Draconiſchen und Solóniſchen Geſetze angemeſsen geweſen; aber die lange Beybehaltung dieſer Geſetze, nachdem doch der Geiſt des Zeitalters eine andre Richtung nöthig gemacht hatte, war auf die Dauer dieſen Staaten ſelbſt nachtheilig. Auch Staaten und bürgerliche Verfaſsungen verleben nur eine periodiſche Blüthe und können veralten und ſich ſelbſt überleben, wenn man ihnen nicht durch eine weiſe Leitung und Richtung zu Hülfe kommt. *Patriotismus* herrſchte in der That in einem hohen Grade in den griechiſchen Staaten, aber *Gemeingeiſt* deſto weniger. Nur in den perſiſchen Kriegen und gegen den gemeinſchaftlichen Feind war dieſer Gemeingeiſt einigemal belebt worden; ſobald es die Befriedigung ihres kleinlichen getheilten Intereſse verlangte, war ihr Vaterlandsgefühl blos an ihren einheimiſchen Boden gebunden und nicht auf das Wohl von ganz Griechenland berechnet. — Die öffentlichen Verhandlungen der wichtigſten Staatsangelegenheiten, der Antheil, den das Volk daran nahm, das politiſche Intereſse, das ſogar in den öffentlichen Schauſpielen hervorſtach, muſsten nothwendig von der einen Seite zur Kultur gewiſser Theile der Wiſsenſchaften, der Beredſamkeit, der Dichtkunſt u. dergl. mitwirken; von der andern Seite waren aber auch dieſe Redner oftmals, ihrer Kunſt ohngeachtet, die gefährlichſten Gegner des Staatsintereſse; der *augenblickliche* Entſchluſs, der ſo oft bey dem Volke dadurch hervorgebracht wurde, hatte nicht ſelten die nachtheiligſten Folgen, und ſelbſt ein Redner, wie Demoſthenes, war nicht unempfänglich für das Gold der Deſpoten.

Die Reiſe aber, die in Griechenland, *in bürgerlicher Hinſicht*, während dieſes Zeitalters hervorgebracht wur-

Digitized by Google

de, war, im Ganzen, doch nur einſeitig und periodiſch. Es war eine Jugendblüthe, die nicht ſelten vom glücklichen Zuſammentreffen mehrerer Umſtände und Verhältniſse bey den einzelnen Stämmen abgehangen hatte; eine Jugendblüthe, die oft durch die zweydeutigen Mittel der Beredſamkeit, der Beſtechung, des Einfluſses einzelner Feldherren oder Familien bewirkt wurde; eine Jugendblüthe, die, da in ihre Periode nicht zugleich die *wiſſenſchaftliche* Reife fiel, (denn die höhere Kultur der Philoſophie trat erſt ſpäterhin ein, als die Griechen ihre Freyheit bereits an den macedoniſchen Philipp verloren hatten,) nicht länger beſtehen konnte, als das jugendliche Gefühl der Freyheit dauerte, auf die ſie angelegt und eingeſchränkt war. Als dieſe Freyheit der griechiſchen Staaten verloren ging, was konnte da wohl noch die bürgerliche und geſetzliche Verfaſsung Griechenlands ſeyn? Eine verwelkte Blume auf einem abgelebten veralteten Stamme! Die Hülle war zwar noch da, aber der Geiſt, der ſie früherhin belebt und durchdrungen hatte, war unwiederbringlich verloren gegangen. So ſchön und jugendlich daher auch immer die bürgerliche Verfaſsung Griechenlands aufgeblüht war, ſo ſehr Anfangs auch durch die individuelle Bildung der iſolirten Staaten das Intereſse und die Kultur des Ganzen befördert und erhöht wurde, ſo lag doch eben in dieſer Verfaſsung, in dieſem ununterbrochen getheilten Intereſse der iſolirten kleinen Staaten der Grund, warum dieſe Blüthe nicht länger beſtand; ſie war zu ſchnell gezeitigt, die Sonne hatte ſie vor der Zeit aus dem lockern Erdboden heraufgezogen, nun welkte ſie frühzeitig dahin aus Mangel an innrer Kraft; denn das, was ihren Verfall vielleicht hätte aufhalten können, die Palingeneſie, die die Wiſsenſchaften der bürgerlichen Verfaſsung gewähren, trat zu ſpät ein, und blühte eben ſo

iſolirt, wie ehemals Geſetzgebung und bürgerliche Freyheit iſolirt geblüht hatten.

Nicht minder als die Staatsverfaſsung und Geſetzgebung der griechiſchen Staaten trug auch die *griechiſche Volksreligion* Anfangs zur ſchnellern Blüthe und Reife der Kultur bey, war aber am Ende dieſes Zeitalters eben ſo wie die veraltete und verwelkte Blüthe der bürgerlichen Verfaſsung ein weſentliches Hinderniſs des Fortſchrittes griechiſcher Kultur, denn *dieſe* Mythologie, *dieſe* poſitive Religion, ſo jugendlich und üppig auch immer ihr Anſtrich war; ſo ſehr ſie Künſtler, Dichter, Redner, Maler und Bildhauer verſchönert und feiner modificirt hatten, veraltete eben ſo wie jedes andre Product der Kultur in den niedern Perioden; *nur der Geiſt des Ganzen überlebt triumphirend die einzelnen Theile;* die unvollkommenen Modificationen ſinken dahin, die niedern Kulturbedingniſse fallen, als eben ſo viel Vehikel für den noch geringen Grad der Kultur der Menſchheit in den erſten Perioden, und ſelbſt die griechiſche Mythologie, in ihrem ganzen reizenden Gewande, in ihrer ſpätern allegoriſchen Deutung, war nur für *Ein* Zeitalter der menſchlichen Kultur hinreichend und befriedigend; die Prolongation derſelben konnte nothwendig keine andern Folgen haben, als daſs ſelbſt die Natur das, was einmal durch die lange Beybehaltung dieſer frühern Kultur verloren gegangen war, nicht durch Palingeneſie compenſiren konnte, ſondern einen neuen Zweig an die Stelle der verwelkten Blüthe pflanzen muſste.

Die Volksreligion Griechenlands war aus unzählig verſchiednen Sagen zuſammengeſchmolzen, die unter den Händen der Dichter und Künſtler zwar zu Einem Ganzen

verei-

vereinigt worden waren, denen man aber doch immer noch die künſtliche Zuſammenſtellung und die mindere Haltbarkeit der einzelnen Theile anſah. Der ſchnelle Fortſchritt der griechiſchen Kultur hatte eine *allegoriſche* Deutung dieſer Mythologie, eine Interpretation derſelben zu einem beſsern Sinne, nöthig gemacht; eine Zeitlang reichte nun dieſe allegoriſche Deutung für die Bedürfniſse der angehenden Jugendkultur hin; aber als die Kultur unaufhaltſam weiter fortſchritt, da war, wenn die lange Beybehaltung dieſer Volksmythologie nicht zu dem Verfalle der geſammten griechiſchen Kultur mitwirken ſollte, blos die Antiquirung derſelben und die Aufſtellung beſserer, und den Bedürfniſsen eines fortgeſchrittenen Zeitalters angemeſsner, Begriffe das ſicherſte und einzige Mittel. Da nun aber dieſe Mythologie ganz in die bürgerlichen Verhältniſse, in die Producte der Kunſt und der Wiſsenſchaften übergegangen war, ſo deutete man ſie ſo lange als möglich durch Allegorien; als aber dies endlich nicht mehr hinreichte, und man, eben weil dieſe Mythologie ſo genau mit dem Intereſse der griechiſchen Staaten und der wiſsenſchaftlichen und äſthetiſchen Kultur in denſelben zuſammenhing, ſie nicht, als veraltet und ihre Zeit überlebt, antiquiren und beſsere Begriffe an ihre Stelle ſetzen wollte, da trug auch dieſe Mythologie, die Anfangs zum Fortſchritte der Kultur mitgewirkt hatte, zum unaufhaltbaren Verfall derſelben bey, denn ihre reizenden Dichtungen hatten zwar der angehenden Jugendperiode der Kultur angepaſst, reichten aber nicht mehr hin, um die ſpäter erwachten, höhern und reifern, Bedürfniſse befriedigen zu können. Auch war ſie ganz im Dienſte des Staates; ſie *an ſich ſelbſt* beſchäftigte und intereſsirte den griechiſchen Bür-

Digitized by Google

ger nicht genug; aber verflochten in die politiſchen Verhältniſse; im innigſten Zuſammenhang mit dem Intereſse des Staates; übergegangen in alle Werke der Künſte; — ſo kam ſie dem Griechen überall entgegen und kündigte ſich ihm mit jugendlichem Reize an; als nun aber jene Staatsverfaſsung ſank, als von den ehemaligen Verhältniſsen kaum der letzte Schimmer blieb, da muſste auch die Religion, die mit ihr durch ein nothwendiges Band zuſammengehangen hatte, ihren Einfluſs, und, als Vehikel der Kultur, ihre Wirkſamkeit verlieren. Denn ob nun gleich, beſonders am Ende dieſes Zeitraums, die höhere philoſophiſche Kultur aus ihr hervorging, und die wiſsenſchaftliche Behandlung der Moral jene allgemeinen fragmentariſchen Sentenzen der urſprünglichen Volksmoral zum Grunde legte, ſo ſchränkte ſich dieſe höhere Kultur doch nur auf wenige und einzelne Menſchen ein; ſie wurde nie allgemein bekannt und verbreitet; ſie war blos das Monopol eines kleinen reifern Zirkels, und drang nie bis in die niedern Volksklaſsen, geſchweige daſs ſie dem herrſchenden und eingeriſsenen Sittenverderben hätte Einhalt thun können, das wenigſtens durch die lange Beybehaltung der Volksmythologie nicht aufgehalten, ſondern gewiſs noch mehr befördert worden war. Gleichgültigkeit gegen alle Religion, Hinneigung zur Befriedigung der ſchändlichſten Leidenſchaften, Ausſchweifungen aller Arten, Aberglaube und Anhänglichkeit an den einmal angenommenen ſinnlich-religiöſen Kultus, der durch die äſthetiſche Kultur dieſes Zeitalters noch mehr von auſsen an Mannigfaltigkeit gewonnen hatte, characteriſirten das Ende einer Periode, die ſo reizend begonnen hatte.

Durch die gezeitigte *Blüthe der Künſte* und aller jener Wiſsenſchaften, die ſich zunächſt auf Sinne und Geſchmack beziehen, war alſo die Harmonie des Fort-

ſchritts unterbrochen worden, die zwiſchen den geſammten Kulturmomenten eines Volkes ſtatt finden muſs, wenn nicht jene einſeitige Kultur den Verfall des Ganzen auf die Dauer unvermeidlich nach ſich ziehen ſoll.

Doch da die Blüthe der *Künſte*; da *Erziehung*, *Dichtkunſt*, *Mahlerey*, *Muſik* und *Schauſpielkunſt* ſo genau in das Intereſse des Staates und der Religion verflochten war, und durch das harmoniſche Zuſammentreffen dieſer Momente der glückliche Zeitpunct der Jugendblüthe der Kultur zu Anfang dieſer Periode herbeygeführt wurde, die höhere wiſsenſchaftliche Kultur dagegen, und die Fortſchritte in der Philoſophie erſt in den letzten Theil dieſes Zeitraums fallen, als ſchon die griechiſche republikaniſche Staatsverfaſsung im Innern erſchüttert, und das Gleichgewicht zwiſchen der geſammten höhern Bildung dieſer Völkerſchaften aufgehoben war; ſo wollen auch wir dem Gange der Geſchichte bey der Characteriſirung dieſer Kulturmomente folgen, und mit der Darſtellung deſsen, was für Künſte und Wiſsenſchaften zu Anfang dieſes Zeitalters gewonnen und gethan wurde, beginnen.

Die *Sprache* der Griechen erhielt durch Dichter, Sänger und Redner während dieſes Zeitraums ihre reinſte Entwickelung und höchſte Reife. Die Dichter ſind es nemlich, die durch die mannigfaltigſten Modificationen der vorgefundnen und durch die Erfindung von neuen Worten, ſich ein bleibendes Verdienſt um die Kultur der Sprachen erwerben, und dadurch den ſpäter lebenden und ſchreibenden Philoſophen vorarbeiten. Zwar laſsen die Dichter ſo manchen Ausdruck und ſo manche Formel in einem gewiſsen Helldunkel unbeſtimmt dahin ſchweben, und eine Nation, die bloſse Dichter und mithin eine

Digitized by Google

gedichtete Philoſophie hat, wie z. B. die meiſten Völker des Orients, kann nie auf eine höhere Reife der Sprache Anſpruch machen, weil dieſer die Präciſion und nähere Beziehung der Worte auf abſtracte Gegenſtände fehlt, die blos durch Philoſophen möglich iſt. Dagegen hat aber auch immer ein Volk der Philoſophen, und des Anbaues der Sprache durch dieſelben ermangelt, das früherhin keine Dichter aufſtellte; darum ſind ſo viele Mundarten und Sprachen der Erde ganz untergegangen, und in andre verſchmolzen. Vergeblich fragen wir nach alten Völkern, kaum daſs die Geſchichte *ihren* Namen aufbehalten hat, und oft nur unbeſtimmt genug die Gegend der Erde angeben kann, wo ſie ehemals lebten. Bey Griechenland aber war es anders; unzählige Mythen ganz verſchiedner, hier einwandernder, Horden wurden von den Dichtern neu verarbeitet und erhielten unter dieſen bildenden Händen eine eigenthümliche, reizende Geſtalt. Was *Homer*, *Heſiod*, *Pindar* und andre für die Kultur *ihrer* Zeit und für die nähere Entwickelung ihrer Sprache und Mythologie gethan haben, iſt ſchon in der vorigen Periode beſtimmt worden. In ihren Schriften und Gemählden herrſcht ein *jugendlich philoſophiſcher* Geiſt, und in ihren Tönen iſt der Geiſt und die Denkungsart der Urwelt und des Mythenalters auf die Nachwelt gekommen, die nun im Stande iſt, ein Reſultat zu verzeichnen über den Antheil, den die Barden in der Epoche des Heldenalters an der Bildung einer politiſchen Verfaſsung, einer poſitiven Religion und des Geiſtes ihres Volkes haben. Der Dichter arbeitete dem Künſtler vor, und der öffentliche Volksredner, ſo wie der jüngere Philoſoph traten in ſeine Fuſstapfen.

Den Uebergang zum *Drama* oder Schauſpiel von der frühern Mythologie machten die *lyriſchen* Dichter

Digitized by Google

unter deren bildenden Händen die urſprünglichen Mythen mannigfaltige neue Modificationen erhielten. „Lyriſche Begeiſterung *), Gang der erhöhten Einbildungskraft, Regel, Maaſs und Zwang der lyriſchen Poëſie, das Locale und das Perſönliche in Beziehung auf Götter, Helden, Sieger, Opfer und gottesdienſtliche oder Kampfſeyerlichkeiten, lenkten den Dichter auf eigne Abänderung und Behandlung der Fabel. Die Fabel fängt nun an immer mehr und mehr ein bloſses *Dichtermateriale* zu werden.“ Um dieſe Fortbildung der Mythen, durch die der Uebergang zum Drama gemacht wurde, näher zu characteriſiren, muſs man den Stoff derſelben, wie er in den frühern Barden vorliegt, mit den Veränderungen und Verbrämungen zuſammenhalten, die mehrere Mythen durch die Lyriker erlitten haben. Freylich wird es nun immer ſchwer ſeyn, dem Gange auf die Spur zu kommen, wie mehrere Mythen durch locale Verhältniſse *erweitert* und fortgebildet worden ſind, da wahrſcheinlich ſo viele, minder ſorgfältig aufbehaltne, Mythen verloren gegangen ſind. Aber doch immer wird die groſse Verſchiedenheit über den Urſprung und die Verſchiedenheit des *Stoffs* der Mythen bemerkbar bleiben, da beſonders die *philoſophiſchen* Mythen ſich weit von den hiſtoriſchen unterſcheiden, weil in ihnen das, was Anfangs Hülle und Gewand für ſinnliche Vorſtellung einiger wahrgenommnen oder gedachten Eigenſchaften der Dinge und Naturerſcheinungen war, ſpäterhin Vehikel zur Verſinnlichung philoſophiſcher Begriffe ward, und endlich in poëtiſchen Schmuck überging und einen Theil von Dichterbildern ausmachte.

*) Heyne in der Vorrede zum *zweyten* Theile des *Hermanniſchen Handbuchs der Mythologie* S. 4. f.

Da die Dichtkunſt dieſes Zeitalters bereits beträchtliche Fortſchritte gemacht hatte, ſo war der Uebergang zum *Drama* leicht; ſeine Erfindung gehört den Athenienſern zu, und hing genau mit der vaterländiſchen Religion zuſammen. Zugleich gewährte das Schauſpiel den Bürgern einen gemeinſchaftlichen, republikaniſchen Genuſs und ein Gefühl der Wohlhabenheit, die in dem Staate herrſchte. *Religiöſe Feyerlichkeiten*, wahrſcheinlich das Feſt des Bachus, gaben Veranlaſsung zur Erfindung der dramatiſchen Poëſie, und religiöſe Begebenheiten boten alſo zugleich den Stoff zu den dichteriſchen Schilderungen dar. Die Prieſter ſuchten bey hohen Feſten die religiöſe Begebenheit der Vorwelt, worauf dieſe beruhten, zu vergegenwärtigen und lebendig darzuſtellen, um dadurch ihren Eindruck bleibender zu machen. Anfangs ſcheinen daher dieſe dramatiſchen Verſuche mehr *Proceſsionen* als Handlung geweſen zu ſeyn; weit ſpäter wurden Gemählde von einer Reihe wirklich vorgefallener Begebenheiten dargeſtellt, Perſonen redend und handelnd aufgeführt und Züge aus dem menſchlichen Leben vielleicht blos durch Geberden nachgeahmt und mündlich erklärt. „Ein wildes Feſt, dem Weingotte gefeyert *), ſcheint daher die Wiege des Trauerſpiels und der Komödie geworden zu ſeyn; und aus der mimiſchen Darſtellung einer Begebenheit, zwiſchen die Hymnen der Chöre eingeſchoben, entſpann ſich, nach mannigfaltigen Verſuchen, Handlung und Dialog. Es iſt wahrſcheinlich, daſs die zahlreichen Thaten des Dionyſius die erſten Gegenſtände dieſer einfachen Darſtellung waren, und daſs der Character der ihm beygeſellten Silenen und Satyrn die erſte Idee des Luſtſpiels oder wenigſtens des ſatyriſchen Drama gegeben haben, welches

*) *Nachträge zu* Sulzers *Theorie etc.* 1 B. 2 St. S. 301. K.

mit beyden, mit der Tragödie und mit dem Luſtſpiele, verwandt war.“ So muſsten auch bey den pythiſchen Wettſpielen die um den Preis buhlenden Flötenſpieler die ganze Geſchichte, wie Apollo die Schlange Python beſiegte, vorſtellen.

Die Spuren ſeines feſtlichen Urſprungs ſind bey dem *griechiſchen Trauerſpiele* nie ganz verloren gegangen. Auch in den ſpäteſten Werken dieſer Gattung erinnert der Chor, begleitet durch Tanz und Muſik, noch immer an den begeiſterten Hymnus, der vormals unabhängig von der Handlung, nun aber mit ihr verflochten war. Was Anfangs das Product einer tollen Begeiſterung und wilden Ausgelaſsenheit war, wurde bald näher modificirt und nach einfachen Regeln geordnet. *Theſpis* ſcheint zuerſt zur Ausbildung des Drama hingewirkt zu haben. Der Chortanz nemlich bey den Feſten ſtellte eine Handlung *), eine aus der mythiſchen Geſchichte entlehnte religiöſe Begebenheit pantomimiſch, durch Bewegung des Körpers nach dem Tacte der Muſik dar und ſang den Hymnus. Da nun öfters Handlungen vorkamen, welche der Chor auszudrücken nicht im Stande war, ſo muſste Einer aus demſelben die Handlung durch Erzählung ausfüllen, und ſo entſtand Monolog. Dies benutzte Theſpis, bey ihm wurde der Acteur Hauptperſon, und wechſelte mit dem Chore immer ab; er fand Nachahmer genug in dieſer Dichtart, welche aber bis auf *Aeſchylus* keine merkliche Veränderung erlitt. Dieſer, der wahre Vater der Tragödie, ſchuf die einfache Erzählung der Begebenheit in lebendige Handlung um, nahm einen zweyten Schauſpieler, (und mit dieſem den Dialog) in der Folge auch noch einen dritten und vierten in ſein Schauſpiel auf. Der Chor wurde nun Nebenſache, und

*) Man ſehe WACHLERS *Geſchichte der Litt.* Th. 1. S. 172. ff.

mehr der Gewohnheit und des heiligen Urſprungs, als der Nothwendigkeit wegen, von den dramatiſchen Dichtern beybehalten. Aeſchylus gab der Sprache im Drama Würde und Erhabenheit, und erhöhte den Eindruck durch Maſken, Kleidung, Action und Decoration. Bey ihm ſind noch die Geſänge des Chors von einer unverhältniſsmäſsigen Länge und im höchſten Schwunge der lyriſchen Dichterſprache, in der er am meiſten ſeinem Zeitgenoſsen Pindar, gleicht, im Dialog aber muſste er ſich eine eigne Bahn brechen. Minder war es ihm um Schönheit als um Gröſse zu thun. Er gefällt ſich in der Darſtellung kühner und rieſenmäſsiger Geiſter, die, im Gefühle ihres Selbſtbewuſstſeyns und angeſtammten Kraft, der Pfeile des Schickſals und der Allmacht der Götter ſpotten dürfen; in der Aufſtellung von Menſchen, die, durch die Gewalt unermeſslicher Leidenſchaften getrieben, die heiligſten Pflichten mit Füſsen treten, und die Rache der Götter wiſsentlich auf ſich zu ziehen wagen. Bey ihm iſt der Chor Vertrauter von Allen, bleibt, während des ganzen Schauſpiels gegenwärtig, und nimmt an der Handlung ſteten Antheil.

Sein Ruhm wurde aber durch ſeinen Schüler *Sophocles* verdunkelt, der bald das Trauerſpiel zu veredeln, zu erweitern, und die Fehler ſeines Vorgängers, beſonders in Rückſicht auf Dunkelheit der Sprache, glücklich zu vermeiden wuſste. Zu eben der Zeit, in welcher Phidias Ideale göttlicher Schönheit in Marmor ſchuf, führte Sophocles Tragödien auf, in denen ſich Gröſse mit Schönheit vereinte. Er zog die Gränzen des Chors enger zuſammen, und gab der Handlung einen gröſsern Raum. Die Begebenheiten wurden mannigfaltiger, die Charactere natürlicher, die Leidenſchaften ſtark und groſs, ohne ausſchweifend zu ſeyn. Sein Ausdruck iſt edel, ſtark

und gefällig; und der hervorſtechende Zug in ſeinen Characteren Religioſität.

Mehr Philoſophie, aber weniger Schwung als ſeine beyden Vorgänger, brachte *Euripides* in ſeine Schauſpiele. Beſonders verſtand er die Kunſt zu rühren; er kannte das Weſen der Leidenſchaften und wuſste Situationen zu finden, in denen ſie ſich auf das vollkommenſte entwickeln konnten. Dabey hat er einen elegiſchen Ton, welcher ſelten oder nie ſeine Wirkung verfehlt. Die meiſten ſeiner Perſonen haben vormals in dem Genuſse eines ausgezeichneten Glückes gelebt; der Rückblick auf daſselbe in ihrem gegenwärtigen Zuſtand hemmt das Ungeſtüm der Leidenſchaften und ſtimmt ſie zur Wehmuth herab. Die Leidenſchaften, die er zeichnet, enthallen mehr in ſanften Klagen, als daſs ſie ſich durch Gröſse characteriſiren ſollten. Die Zeiten der heroiſchen Tapferkeit des Staates war dahin, die Kraft der Bürger fing allmählig an zu ſinken. Darum gefiel der rührende Ton des Euripides, der oft die phyſiſche Weisheit des Anaxagoras, oft die Moral des Socrates mahlte. Der Zauber ſeines Styls macht mehrere ſeiner Fehler, beſonders ſeinen Hang zu rhetoriſchen Blumen und zu leerer Declamation, vergeſsen.

Nur von dieſen drey Tragikern hat Zeit und Zufall Stücke aufbehalten, von einer groſsen Menge gleichzeitiger und jüngerer Dichter haben ſich kaum die Namen erhalten. — Frühzeitig ſchon entwickelte ſich aus dem ſatyriſchen Drama die *eigentliche Komödie.* Ob *Suſarion* oder *Epicharm* der Urheber derſelben geweſen ſey, läſst ſich nicht genau beſtimmen. Es war Anfangs ein Poſsenſpiel zur Unterhaltung des Pöbels, und ein Product des zügelloſeſten demokratiſchen Muthwillens. Von dem Lande, wo es das fröhliche Volk bey ſeinen wilden

Feſten und ungezähmten Räſonnements über die jedesmalige Verfaſsung des Staates erfunden hatte, kam es nach Athen, und ſcheint nur hier *tolerirt* worden zu ſeyn, um dem Vergnügen des gemeinen Mannes nicht zu nahe zu treten. Erſt nach ſeiner vollkommnern Ausbildung und in ſeiner veredeltern Geſtalt wurde das Luſtſpiel in Athen unter die öffentlichen und privilegirten Vergnügungen aufgenommen.

Um die *alte Komödie Athens* richtig zu beurtheilen *), müſsen wir alle unſre neuern Begriffe von dramatiſcher Kunſt völlig entfernen. Die alte Komödie war recht eigentlich ein Schauſpiel für ein Volk, bey welchem demokratiſcher Uebermuth und Neigung zum Spott mehr als bey irgend einem andern Volke der ganzen Welt einheimiſch war; und ſie wurde nur an ſolchen Feſten (des Bachus) aufgeführt, wo ein religiöſes Herkommen zu einer noch gröſsern Ungebundenheit, Muthwillen und Zügelloſigkeit als gewöhnlich zu berechtigen ſchien. Es iſt daher nicht zu verwundern, daſs die komiſchen Dichter in der Wahl des Stoffes und der handelnden Perſonen, in der Ausführung und dem Ausdrucke, den Neigungen und dem Geſchmacke des Volkes fröhnten. Wenn die Entwickelung eines Liebeshandels oder die Darſtellung eines idealiſchen Characters auch vielleicht dem edlern Theile der Nation ein gröſseres und reineres Vergnügen gewährt hätte, ſo war doch zuverläſsig eine Parodie der Staatsverfaſsung und der Spott über angeſehene Männer für den Geſchmack der Menge weit beſser berechnet. Die alte Komödie war daher die ausgelaſsenſte Satyre, die man ſich nur in einem Staate erlauben konnte, wo jeder Bürger an der Regierung den lebhafteſten Antheil nahm, und ſich, der

*) Man vergleiche die *Nachträge etc.* am angeführten Orte.

Natur der Verfaſsung gemäſs, ein freyes Urtheil über Menſchen, und Gegenſtände erlauben konnte. Daher ſtand kein Bürger ſo hoch und keiner ſo niedrig, den nicht die Pfeile der Satyre trafen, deſsen Handlungen und Denkungsart, deſsen Thorheiten und Laſter nicht dem ganzen Volke als ein Gegenſtand des Spottes und der Verachtung aufgeſtellt wurden. In der Hand gutgeſinnter Dichter konnte dies Werkzeug dem Staate nützlich ſeyn; aber ſchrecklich und giftig war es in der Hand eines Böſewichts. Die groſsen und reichen Bürger Athens, die zunächſt, und oft nicht ohne Erfolg, die Ausgelaſsenheit der dramatiſchen Dichter traf, bemühten ſich dieſe Kühnheit zu zügeln. Aber das Volk behauptete ſein Recht, ſo lange ſein Wille noch etwas im Staate galt; und es blieb der ariſtokratiſchen Tyranney vorbehalten, dem Luſtſpiele ſeinen Stachel zu entreiſsen, welcher ſelbſt mehrere dieſer Tyrannen verwundet hatte. Die Komödie hörte nun auf, das Leben *wirklicher* Menſchen darzuſtellen, daher wurden ihre Schilderungen allgemeiner und Erfindungen der Dichter.

Ariſtophanes hat uns den Geiſt der alten Komödie am treueſten aufbehalten, denn die gleichzeitigen dramatiſchen Dichter ſind verloren gegangen. Er lebte und ſchrieb während des peloponneſiſchen Krieges, und bey weitem der gröſste Theil ſeiner Komödien ſtellt die Begebenheiten dieſer Zeit unter einem dünnen allegoriſchen Schleyer auf; auch war gewiſs der Antheil des Volkes an den öffentlichen Geſchäften des Staates nie lebhafter, als während dieſer Epoche. Die ausſchweifende Einbildungskraft des Ariſtophanes und ſein Hang, dem gemeinen Haufen zu gefallen, machten, daſs er ſich des niedrigen Witzes eben ſo wie der feinern Anſpie-

lungen erlaubte, um den derben Geſchmack ſeiner Zuhörer zu befriedigen. — Dieſe Periode ging vorüber; die Sitten veränderten ſich mit dem Verluſte der republikaniſchen Freyheit; das Intereſse an der Komödie wurde dadurch vermindert; und wie der Bürger auf ſein Haus eingeſchränkt war, ſo ſchränkte ſich nun auch die Komödie auf die Darſtellung häuslicher Scenen, und auf die Verhältniſse der Väter und Kinder, der Weiber und Sclaven ein. So gewann alſo die Kunſt durch die Erfindung allgemein intereſsanter Begebenheiten und durch die Schilderung wohlgewählter und zweckmäſsiger Charactere. —

Die *Beredſamkeit* erhob ſich im Dienſte des Staates zu ihrer gröſsern Reife und Vollkommenheit. Durch ſie ſchwang ſich *Perikles* und ſie verſchaffte ihm jenen bedeutenden Einfluſs auf die Staatsverhältniſse ſeines Zeitalters. Selbſt auf die Philoſophen wirkte ſie zurück, und Platos und Xenophons Schriften enthalten mehrere Spuren von Declamationen. Mit der Freyheit Athens ſank die Beredſamkeit zum Gegenſtand des Witzes und Zeitvertreibes herab, und verlor ihre wohlthätige Wirkung auf den Staat. In den Händen der *Sophiſten*, in den Schulen der Rhetoren, in den Uebungen der Jugend konnte man ihre ehemalige Beſtimmung nicht mehr wiederfinden. Der blendende Schmuck der Beredſamkeit des Sicilianers *Gorgias*, bewirkte die weitere Verbreitung des Geſchmacks an derſelben in Griechenland, nur daſs er von ſeinen Nachfolgern bey weitem übertroffen wurde. Am meiſten aber zeichneten ſich *Iſocrates* und *Demoſthenes* aus. Doch war der erſte zu furchtſam und ſeine Stimme zu ſchwach, um ſelbſt oft als Redner aufzutreten, mehr wirkte er durch Unterricht, den er den Jünglingen in derſelben gab. Wohlklang der Spra-

Digitized by Google

che und feine Periodirung ſind mehr, als der Gegenſtand ſelbſt, den er ſchildert, Verdienſte ſeinerredneriſchen Darſtellung, denn oft opferte er die Wahrheit der Einkleidung und ſchönen Form auf. — Sein groſser Zögling *Demoſthenes* übertraf ihn bald an Reichthum der Ideen, an Gedrängtheit, Kraft, Fülle und Feuer des Ausdrucks. Durch eiſernen Fleiſs überwand er mechaniſche Schwierigkeiten, und erhielt bald einen bedeutenden Einfluſs auf die Staatsverfaſsung Griechenlands. Mit Nachdruck arbeitete er dem Intereſse des macedoniſchen Hauſes entgegen; ſo groſs aber auch ſein Ruhm und ſein Einfluſs war, ſo wenig vortheilhaft erſcheint uns doch ſein Character. Unbegränzte Ehrſucht war der Hauptzug deſselben; und Vaterlands- Gerechtigkeits- und Wahrheitsliebe wurden blos von ihm gemiſsbraucht, um ſich über alle Nebenbuhler zu erheben, und das Zutrauen und die Gunſt des groſsen Haufens zu gewinnen. Sein Zeitgenoſse, Nebenbuhler und Gegner war *Aeſchines*, der zwar an Feuer und Kraft weit hinter dem Demoſthenes zurückblieb, aber doch durch ein gefälliges Aeuſseres, durch Leichtigkeit, ſanfte Ueberredung und Fluſs der Sprache viel Eingang fand. Demoſthenes wuſste ihn aus dem Gebiete Athens zu entfernen, und darum gab er ſpäterhin Unterricht in der Beredſamkeit zu Rhodus. —

So wie in dieſem Zeitalter das *Bedürfniß des Staates* den Redner hervorbrachte, und die Beredſamkeit zu ihrer Vollkommenheit emporhob, ſo bildete dagegen der Hang zum Genuſse und der Wohlſtand der Republik den *Künſtler*. Die Religion und eine ſo reichhaltige Mythologie, wie die griechiſche war, bedurfte der Verſinnlichung durch Bilder, und hatte, da ſie ſelbſt das Product einer fruchtbaren und fröhlichen Einbildungskraft

war, die Kunſt ſchon längſt auf den Weg der Schönheit geleitet. Der Enthuſiasmus für Werke der Kunſt, der Wohlſtand und die Reichthümer der erſten Familien der griechiſchen Freyſtaaten, beſonders Athens; das Beſtreben der Republiken, das Andenken ihrer groſsen Männer und die Thaten derſelben zu erhalten, zu ehren und zu verewigen, ſo wie die Verſchönerung der öffentlichen Plätze, der Tempel und der Privatwohnungen; — alle dieſe Momente, die ſich in dieſem Zeitalter vereinigten, bewirkten die auſserordentlichen Fortſchritte der Kunſt, wodurch jene erhabnen Ideale entſtanden, die die Nachwelt noch mit inniger Bewunderug verehrt. Daher ſind denn auch die Namen der unſterblichen Künſtler dieſer Periode, die Namen eines *Phidias*, *Praxideles*, *Scopas* und *Poliklet* auf die Nachwelt gekommen; als *Mahler* aber zeichneten ſich beſonders aus: *Mykon*, *Polygnotus*, *Parrhaſius*, *Zeuxis*, *Eupompus* u. a.

Kein Volk des Altherthums konnte aber die Kunſt der Griechen haben, das nicht auch griechiſche Mythologie und Dichtkunſt gehabt hatte, und durch eben dieſe Modificationen, wie die Griechen, zu einer ſo eigenthümlichen Kultur und Reife gelangt war. *Darum* ſtehen denn die Griechen einzig und iſolirt da in der Geſchichte, denn ſo viel Erfindungsgeiſt, ſo viele neue Verhältniſse der bürgerlichen Geſellſchaft, ſo viel Sinn und Gefühl für Natur und idealiſche Schönheit, ſolche reizende Organiſatiouen hatten in keinem Lande und bey keinem Volke ſich in dem Grade zuſammengefunden und vereinigt, als bey den Griechen während der Jugendperiode ihrer Kultur. Aus dieſen zuſammentreffenden Urſachen ging denn die Idealſchöpfung der griechiſchen Kunſt hervor, zu der nicht eben die Philoſophie des Künſtlers, ſondern Anlage, Genie, hoher Schwung der

Digitized by Google

Einbildungskraft, öffentliche Schätzung des Verdienſtes und Nacheiferung der erſten Familien in Anſchaffung der trefiichen Kunſtwerke beſonders hinwirkte.

Aus den Traditionen der Vorwelt und den mündlichen Ueberlieferungen der alten Stämme, ſo wie aus den hiſtoriſchen Mythen, die die Barden des vorigen Zeitalters aufbehielten, geht endlich zu Anfang der gegenwärtigen Periode die wahre, beglaubigte *Geſchichte* in einer reinern und ſchönern Form hervor. Denkmäler, öffentliche Feſte, Veränderungen der Staatsverfaſsung und phyſiſche Ereigniſse waren bis jetzt die Vehikel geweſen, an denen der Faden der Geſchichte hinablief; als *Herodot* auftrat, und die Begebenheiten des Zeitraums von dem Drucke und der Unterjochung der Griechen durch die perſiſchen Deſpoten an bis zur Wiedererlangung der Freyheit beſchrieb. Da er viele Reiſen gethan hatte, ſo war auch der Stoff zu ſeiner Geſchichte oft durch die eigne Anſicht der Gegenſtände ihm zugeführt worden. So weit er die Data wiſsen *konnte*, ſo weit iſt er auch beglaubigt und wahr; wenigſtens darf wohl ſeine Neigung und ſein Vorſatz treu und wahr zu ſchreiben, nicht in Anſpruch genommen werden. Ihm folgte *Thucydides*, der ſich beſonders durch tiefe Einſichten und durch die Kraft und Würde ſeines Styls auszeichnet. Mit vieler Mühe, Sorgfalt und Treue bearbeitete er die Geſchichte des peloponneſiſchen Krieges, brachte ſie aber nur bis in das ein und zwanzigſte Jahr deſselben, ohne ſie ganz zu vollenden. — Zwiſchen beyden ſteht der liebenswürdige Zögling des Socrates, *Xenophon*, als Feldherr und als Schriftſteller gleich groſs und bedeutend. Durch Ungerechtigkeit wurde er verbannt und verlor ſeine Güter, darum zog er ſich in die ländliche Stille zurück und hinterlieſs den Reichthum ſeiner

Kenntniſse und das Gepräge ſeines edlen Characters in mehrern Schriften, die er über Geſchichte, Moral, Politik, Kriegskunſt und dergleichen ausarbeitete. — Die Fragmente, die von der indiſchen Geſchichte des *Cteſias* auf uns gekommen ſind, tragen nicht überall das Gepräge der Wahrheit. — Einfacher und edler ſchrieb *Theopompus* über den peloponneſiſchen Krieg, demohngeachtet hat man ihn der abſichtlichen Aufnahme von Mährchen beſchuldigt, einige Fragmente von ihm haben ſich erhalten. — So bedeutend die Fortſchritte der Geſchichte während dieſer Periode waren, ſo blieb doch die *Geographie* noch ganz in der Kindheit. Blos Herodot gibt einzelne Winke und Aufſchlüſse über die Gegenden, die er ſelbſt bereiſst hatte.

Dem Worte *Muſik* gaben die Griechen einen ſehr ausgedehnten Begriff, und verſtanden darunter alle diejenigen Wiſsenſchaften, die wir jetzt mit dem Namen der ſchönen zu bezeichnen pflegen. Es gehörte alsdann die *Grammatik* im weitläuftigen Verſtande, die *Rhetorik* und *Poëtik* dazu. In dieſer Bedeutung muſs man die *muſikaliſchen* Kampfſpiele oder Wettſtreite nehmen, die den *gymnaſtiſchen* entgegengeſetzt wurden, weil jene auf geiſtige, dieſe auf körperliche Uebungen ſich einſchränkten. Aber auch eigentliche Muſik wurde mit allgemeiner Theilnehmung getrieben*). Man hielt ſie für die Bildung des Geiſtes nothwendig, und es war keine öffentliche Feyerlichkeit, keine Privatluſtbarkeit, bey der man ihrer ſich nicht bediente. Gleiches Intereſse hatte ſie

*) Ich ſchlieſse mich hier an Remer in *ſeinem Handbuche* S. 204. ff. an, der in dieſem Artikel zunächſt Marpurg gefolgt iſt.

Digitized by Google

ſie für den Philoſophen, Geſetzgeber, Dichter, Redner und Künſtler. Was ſie frühzeitig hob, war, daſs ſie einen Theil des Gottesdienſtes ausmachte, und als ſie ſpäterhin mit dem Drama verbunden wurde, ſchwang ſie ſich zur höhern Vervollkommnung empor. Schon vor und nach dem trojaniſchen Kriege machten ſich Künſtler und Erfinder in der Muſik bekannt; denn frühzeitig unterſtützte ihr Rhythmus den Barden. Aus den Fragmenten des *Ariſtoxenus* wiſsen wir, daſs die Griechen achtzehn Haupttöne und drey Klanggeſchlechter, das diatoniſche, chromatiſche und enharmoniſche kannten, von denen jedes funfzehn Tonarten hatte. Die lydiſche, phrygiſche und doriſche waren darunter die Hauptarten. Pythagoras beſtimmt ſchon das Verhältniſs der Töne mathematiſch genau; die Töne ſelbſt wurden durch zahlreiche Noten bezeichnet; ob die Griechen den Contrapunct gekannt, iſt zwar ſtreitig, aber mehrere Umſtände ſcheinen dafür zu ſprechen. —

Gymnaſtiſche Uebungen waren in der Erziehung der Griechen unentbehrlich, da der Bürger im Kriege theils Stärke, theils Gewandheit bedurfte. Die *Paläſtrik* wurde daher den Jüngling als eine Kunſt in den Gymnaſien oder Paläſtren gelehrt. Es gehörte in den älteſten Zeiten dazu: Laufen, Springen, Kämpfen, Ringen, das Werfen des Discus u. dergl. Weil man ſpäterhin mehr zu Pferde als zu Fuſs focht, ſo wurde das Wagenfahren und Reiten erſt in der Folge zu den paläſtriſchen Uebungen hinzugethan. Die *öffentlichen Spiele* haben auſserordentlich auf die Sittenbildung der Griechen gewirkt und ihrer *Erziehung* eine ganz eigenthümliche Richtung gegeben, indem ſie Leibesübungen zum Hauptſtücke derſelben und die dadurch erlangten Vorzüge zum Augenmerk der ganzen Na-

tion machten. „Nie hat ein Zweig ſchönere Früchte getragen *), als der kleine Oel- Epheu- und Fichtenzweig, der die griechiſchen Sieger kränzte. Er machte die Jünglinge ſchön, geſund, munter: ihren Gliedern gab er Gelenkigkeit, Ebenmaas und Wohlſtand; in ihrer Seele fachte er die erſten Funken der Liebe für den Ruhm, ſelbſt für den Nachruhm an, und prägte ihnen die unzerſtörbare Form ein, für ihre Stadt und für ihr Land öffentlich zu leben; was endlich das ſchätzbarſte iſt, er gründete in ihrem Gemüthe jenen Geſchmack für Männerumgang und Männerfreundſchaft, der die Griechen ausnehmend unterſcheidet. Nicht war das Weib in Griechenland der ganze Kampfpreis des Lebens, auf den es ein Jüngling anlegte; das Geſchlecht der Weiber, ſo ſchöne Muſter jeder Tugend es auch in Griechenland hervorgebracht hat, blieb nur ein untergeordneter Zweck des männlichen Lebens; die Gedanken edler Jünglinge gingen auf etwas höheres hinaus: das Band der Freundſchaft, das ſie unter ſich oder mit erfahrnen Männern knüpften, zog ſie in eine Schule, die ihnen eine Aſpaſia ſchwerlich gewähren konnte. Daher war in mehrern Staaten die männliche Liebe der Griechen, mit jener Nacheiferung, jenem Unterricht, jener Dauer und Aufopferung begleitet, deren Empfindungen und Folgen wir im Plato beynah wie den Roman aus einem fremden Planeten leſen. Männliche Herzen banden ſich an einander in Liebe und Freundſchaft, oft bis auf den Tod; der Liebhaber verfolgte den Geliebten mit einer Art Eiferſucht, die auch den kleinſten Flecken an ihm aufſpähete, und der Geliebte ſcheute das Auge ſeines Liebhabers als eine läuternde Flamme der geheimſten Neigungen ſeiner Seele. Wie uns nun die Freundſchaft der Jugend die ſüſseſte, und keine Empfindung dauernder iſt, als die Liebe derer, mit

*) Herders *Ideen etc. Th.* 3. S. 21 ff.

denen wir uns in den ſchönſten Jahren unſrer erwachenden Kräfte auf Einer Laufbahn der Vollkommenheit übten; ſo war den Griechen dieſe Laufbahn in ihren Gymnaſien, bey ihren Geſchäften des Krieges und der Staatsverwaltung öffentlich beſtimmt, und jene heilige Schaar der Liebenden davon die natürliche Folge. Ich bin weit entfernt, die Sittenverderbniſse zu verhehlen, die aus dem Miſsbrauche dieſer Anſtalten, inſonderheit wo ſich unbekleidete Jünglinge übten, mit der Zeit erwuchſen; allein auch dieſer Miſsbrauch lag leider im Character der Nation, deren warme Einbildungskraft, deren faſt wahnſinnige Liebe für alles Schöne, in welches ſie den höchſten Genuſs der Götter ſetzten, Unordnungen ſolcher Art unumgänglich machte. Im Geheimen geübt, würden dieſe nur deſto verderblicher geworden ſeyn, wie die Geſchichte aller Völker des warmen Erdſtrichs oder einer üppigen Kultur beweiſet. Daher ward der Flamme, die ſich im Innern nährte, durch öffentliche rühmliche Zwecke und Anſtalten zwar freyere Luft verſchafft; ſie kam damit aber auch unter die einſchränkende Aufſicht der Geſetze, die ſie als eine wirkſame Triebfeder für den Staat brauchten."

Phyſik, *Naturgeſchichte* und die damit in Verbindung ſtehende *Arzneykunde* waren, gegen die übrigen Wiſsenſchaften gehalten, jetzt noch am weiteſten in Griechenland zurück. Die ſinnliche Religion, die unzähligen, oft abentheuerlichen, Mythen unterſtützten den Glauben an Wunder und auſserordentliche Naturbegebenheiten; die Erfahrungen über den Gebrauch und den heilſamen Nutzen von Kräutern, Pflanzen und Präparaten lagen noch in der Wiege, daher haben auch dieſe Wiſsenſchaften nur einen ganz langſamen Fortſchritt gethan, und dienten dem Aberglauben, dem ſinnlichen Religionskul-

Digitized by Google

tus und den Vorurtheilen des groſsen Haufens zum Vorſchub.

Der *Handel* der Griechen, der durch ihre ausgebreitete Schiffahrt und durch die in mehreren Kriegen ſehr erweiterte Seemacht, viel gewonnen hatte, führte den griechiſchen Freyſtaaten, während dieſer Periode, auſserordentliche Reichthümer zu, und verſchaffte ihnen den Beſitz anſehnlicher, entlegner Länder, mit denen ſie Anfangs blos in Handelsverbindungen geſtanden hatten. Doch verhinderte ihre gegenſeitige Eiferſucht und ihre ununterbrochenen Kriege, daſs ſie mehrere Vortheile ihrer ausgebreiteten Schiffahrt nicht völlig benutzen konnten, bis ſpäterhin, in der folgenden Periode, die Gründung *Alexandria's* dem Handel der Griechen eine ganz neue Richtung gab, und die Reichthümer der drey, damals bekannten und kultivirten, Welttheile, ſo wie die Producte und Schätze der Küſtenländer des Mittelmeeres, des weſtlichen aſiatiſchen Erdſtrichs und des indiſchen Oceans hier zuſammenfloſsen.

Langſam war nun durch die Fortſchritte der bürgerlichen und wiſsenſchaftlichen Kultur das Zeitalter der aufblühenden Philoſophie für Griechenland herbeygeführt worden; aber leider ſchränkte ſich dieſes höhere Bedürfniſs nur auf *einzelne* Menſchen ein; mit dem Verluſte der Freyheit war bey den meiſten Bürgern der Uebergang zum Sittenverderben, zur Weichlichkeit, zum Luxus, zur Befriedigung der niedrigſten Leidenſchaften verbunden, der durch eine ſinnliche, allegoriſirte Mythologie noch mehr erleichtert und befördert wurde; ſo wie überhaupt ihre Kultur in dieſer Jugendperiode nach dem Maasſtabe einer abſtracten Moral nur falſch gemeſsen werden würde, da ihren Handlungen, Geſetzen und Verfaſsungen die nähere Entwickelung einer reinen Moralität keineswegs zum

Grunde lag. Als dieſe in der Philoſophie ihrer Edlen und Weiſen weiter ausgebildet und auf Principien zurückgeführt wurde, da war die Wiederherſtellung der ehemaligen bürgerlichen Verfaſsung, die Verbeſserung der poſitiven Religion, die Reinigung der Sitten, die Belebung des geſunkenen Gemeingeiſtes ohnmöglich; die Blume war verwelkt, ehe die Philoſophie im Abendſchatten der griechiſchen Freyheit aufblühte. Der *Zuſammenhang* aller der Momente, *die zum Verfall der ſchnell gezeitigten* und jugendlich ſchön emporgeblühten *griechiſchen Kultur mitwirkten*, gehört in die folgende Periode.

Als die perſiſchen Kriege zu Anfange dieſes Zeitraums die Wiſsenſchaften aus Kleinaſien verſcheuchten, ſtiftete *Xenophanes* aus Kolophon zu Elea in Groſsgriechenland eine eigne philoſophiſche Schule, die *Eleatiſche.* Gebildet war er durch die Philoſopheme der *phyſiſchen* Philoſophen, die früher ihre Unterſuchungen angeſtellt hatten, und die, da die Philoſophie von Dichtungen, Mythen und Kosmogonien ehmals hatte ausgehen müſsen, eine ſinnliche, dichteriſche Sprache auch in ihren philoſophiſchen Unterſuchungen beybehalten hatten. Da nun dunkle, noch nicht weiter entwickelte Sätze in dieſer ſinnlichen Sprache ausgedrückt wurden, ſo erhielt die Philoſophie der damaligen Zeit allerdings Unbeſtimmtheit und Dunkelheit, die noch für uns dadurch vermehrt wird, daſs, bis auf einzelne Fragmente, faſt alles von den eignen Schriften jener Philoſophen verloren gegangen iſt. Sie ringen mit einer dichteriſchen Sprache, die für abſtracte Begriffe noch nicht empfänglich iſt; noch mehr aber mit Begriffen, für deren wechſelſeitigen Zuſammenhang, tiefere Begründung und lichtvollere Entwickelung ſie noch nicht reif geworden ſind. Darum iſt ihre Sittenlehre, ihre Phyſik, ihre Seelenlehre und Theologie ſo mangelhaft und unvollkommen.

Digitized by Google

Beſonders beſchäftigte ſie alle die Unterſuchung über den Urſprung der Welt, und das Nachdenken über dieſen Gegenſtand führte ſie auf die Unterſuchung des Begriffes der *Entſtehung*, der *Kauſalität* *). Auch den *Xenophanes* beſchäftigte dieſe Unterſuchung, und er ſo wenig als ſeine Vorgänger konnte damit aufs Reine kommen. Der Urſprung der Welt und jede einzelne Veränderung in derſelben erſcheinen ihm jetzt unter Einer Kategorie, und der eine war ihm ſo unbegreiflich als die andre. Entſtehen? — aber aus Nichts wird Nichts. Alles was uns zu entſtehen ſcheint, iſt entweder vorher ſchon vorhanden geweſen, oder nicht. Im erſtern Falle *entſteht* es eigentlich nicht; im zweyten Falle *kann* es nicht entſtehen, denn aus Nichts wird nichts! Der Widerſpruch zwiſchen dieſem ſpekulativen Satze und den Ausſprüchen des gemeinen Menſchenverſtandes, welchen Xenophanes in ſich empfinden muſste, konnte gar leicht jenen Unmuth bey ihm hervorbringen, der alle ſeine ſceptiſchen Aeuſserungen characteriſirt. Endlich gab er den Ausſprüchen der Spekulation nach und erklärte nun dogmatiſch alle ſinnliche Erfahrungen von Theilen und Veränderungen der Körperwelt für täuſchenden Schein. Er war übrigens kein Sceptiker, auch nicht einmal ſo weit, daſs er die Unbegreiflichkeit aller Dinge dogmatiſch behauptet hätte. Seine ganze Metaphyſik bezog ſich eigentlich blos auf die Sinnenwelt, daher waren der Urſprung und Zuſammenhang der Welt die Gegenſtände ſeiner Spekulationen. Auf *überſinnliche Gegenſtände* und auf die *Natur des menſchlichen Erkenntniſsvermögens* hat er ſich eigentlich nicht eingelaſsen, und ſie ſo wenig zu Gegenſtänden der dogmatiſchen Behauptung

*) Man ſehe Staeudlins *Geſchichte des Scepticismus* Th. I. S. 100. ff.

als des Zweifels gemacht. Wenn er daher alles für Eins hielt, und den genauen Zuſammenhang aller Theile des Univerſums annahm, ſo war auch, nach ſeinen Vorſtellungen, die Gottheit mit der Welt Eins; und wenn er auch dieſer Gottheit Einheit und Ewigkeit beylegte, und geläutertere Begriffe, als die Volksmythologie, über ſie aufſtellte, ſo war er doch der Vorläufer des ſpätern Spinozismus.

Sein Freund und Schüler *Parmenides* ging weiter und war ſeinem Lehrer an Scharfſinn und tiefem Unterſuchungsgeiſt ungleich überlegen. Auch er ging von dem Grundſatze aus: *Alles iſt Eins*, unterſchied aber die Erkenntniſs durch die Sinne von der Erkenntniſs durch die Vernunft. Jene erklärte er für ungewiſs, dieſe für untrüglich und unabhängig von dem Zeugniſse der Sinne. Die intellectuelle, überſinnliche Welt, die er in dem göttlichen Verſtande annahm, war ihm, wie alle Vorſtellungen des göttlichen Verſtandes, ohne Zeitfolge, in allen ihren Theilen Eins, ohne Bewegung und Veränderung. Die ſinnliche Welt dagegen wird ſtets verändert, denn alle Dinge der Erſcheinungswelt ſind aus einem ewigen Chaos hervorgegangen. Wenn er daher auch von der einen Seite die Philoſophie durch Lehrſätze über die intelligible Welt bereicherte, die Zuverläſsigkeit und Wahrheit aller äuſsern Erfahrungen leugnete und die erſte Veranlaſsung zum Idealism gab; ſo war er doch von der andern Seite Pantheiſt und konnte ſich von den Vorſtellungen ſeiner Vorgänger über die materielle Welt nicht ganz entfernen; Vorſtellungen, die in den ältern Kosmogonien einmal gelegen waren, und ſich in den Philoſophemen der Phyſiker über den Urſprung der Welt erhalten hatten. —

Eine ganz eigne Bahn betrat *Heraklit* in ſeinen philoſophiſchen Unterſuchungen, auf deren Character eine

Digitized by Google

groſse Dunkelheit ruht. Das *Feuer* iſt ihm das erſte Princip der Dinge, mithin würde Emanation und Ausbildung der Materie auch ſeinem Syſteme zum Grunde liegen; wenigſtens ſtimmen die Alten darin überein, daſs er gelehrt habe, alle ſinnlichen Gegenſtände wären in beſtändigem Fluſse, beſtändigen Veränderungen unterworfen, und in beſtändigem innern und äuſsern Kampfe begriffen. Die Sinnenerkenntniſs erklärte er für trüglich, der Vernunft ſchrieb er Erkenntniſs der Wahrheit zu. Da er das Feuer, deſsen Character Bewegung iſt, zum Grundprincip aller Dinge machte, ſo muſste auch, nach ihm, die ganze Natur in beſtändiger Bewegung, in beſtändigem Ausgehen und Wiederzurücktreten in den Grundſtoff des Feuers ſeyn *). Ein Feuerſtrom durchfloſs die ganze Sinnenwelt, und lieſs ſie auch nicht einen Augenblick in demſelben Zuſtande. Die Schnelligkeit der Veränderungen bezeichnete er dadurch, daſs er *zu gleicher Zeit* ganz entgegengeſetzte Eigenſchaften in demſelbigen Gegenſtande annahm. So muſsten freylich, bey dieſem vorausgeſetzten ſchnellen Wechſel der Veränderungen, die Sinne trüglich ſeyn, weil ſie unfähig waren, irgend ein Ding auch nur einen Augenblick feſtzuhalten, und es der Seele nach ſeiner wahren Beſchaffenheit darzuſtellen. Aber auch nur in *ſofern* erklärte er die Sinne für trüglich — ſonſt muſste er nach ſeinem Syſteme zugeben, daſs die Veränderungen, welche uns die Sinne überliefern, *wirklich* in der Natur vorgehen. Nur etwas war, nach ſeiner Lehre, in der Natur *bleibend* und unwandelbar — das Feuer. Ob gleich in beſtändiger Bewegung, ſo war es doch der Materie nach ein Stoff, in welchem ſich alles wieder auflöſst, der die ganze Welt durchſtrömt und in dem Menſchen das Vermögen der Vernunft erzeugt, durch welche er die *Wahrheit* einzu-

*) Stäudlin am angeführten Ort. S. 187. ff.

ſehen im Stande iſt. Alle Menſchen haben einen gemeinſchaftlichen Antheil dieſes göttlichen Funkens empfangen, — das, was nun die Vernunft allen ohne Unterſchied ſagt, worin ſie alle übereinſtimmen, — das iſt reine, unwandelbare *Wahrheit.* Auch er war *Pantheiſt,* und durch ſeine Unterſuchungen über das Uebel in der Welt, das er im Zuſammenhange mit der Regelmäſsigkeit und unerſchütterlichen Ordnung der Ereigniſse der Erſcheinungswelt dachte, bahnte er den Weg zum Determinismus.

Leucipp, der erſte Materialiſt, im eigentlichen, Sinne, nahm zwey Grundſtoffe aller Dinge an, das unendliche Leere und Atomen, die ſich in der Leere ſenkrecht bewegen, und durch zufälliges Zuſammenſtoſsen die empfindbaren Körper bilden, deren Verſchiedenheit ganz von der verſchiednen Geſtalt der Atomen und von der, in jeder Art ſich befindenden, Menge der Atomen und des Leeren abhängen. Atom iſt ihm der erſte, untheilbare materielle Elementarſtoff; die Seele ſowohl als der Körper beſteht aus ſolchen Atomen und von ihnen iſt Leben und Denkkraft abhängig. Auch er hält die Kategorie der Kauſalität feſt, und nimmt für jedes Ereigniſs Grund und Urſache an, ſucht dieſe aber in der, über alles Einzelne in der Welt ſich erſtreckenden, Nothwendigkeit. Er war nicht förmlicher Atheiſt, ohngeachtet man in ſeiner Philoſophie auf das Daſeyn einer Weltſeele, oder eines höchſten, verſtändigen Weſens nicht ſtöſst; denn Atheismus kann doch nur blos in einem conſequenten, dogmatiſchen *Läugnen* und Beſtreiten, nicht in einem Stillſchweigen über die Weltſeele beſtehen.

Empedocles nahm zuerſt vier Elemente als Urſtoffe aller Dinge an; aus ihnen lieſs er durch blinde Kräfte das ätheriſche geiſtige Weſen entſtehen, das er für die Urſache alles Lebens, Empfindens und Denkens, und für den

Digitized by Google

Urquell aller Götter, Dämonen und Seelen hielt. Er folgte daher einem ausgebildeten und näher modificirten atomiſtiſchen Syſteme, deſsen letztes Princip das Leere war. Aus der ewigen Bewegung der Atomen entſtehen, nach tauſend untergegangnen Geburten, die exiſtirenden Weſen als ein Werk des blinden Zufalls und Ohngefährs. Er iſt alſo pſychologiſcher Materialiſt, denn nur deshalb haben Thiere Leben und Empfindung, weil in ihrem Körper und durch ihre Organiſation, Feueratomen ſich anhäufen und verbunden werden. Er iſt aber auch zugleich allgemeiner Materialiſt, weil Leben und Gedanke ihm blos Folgen der Zuſammenſetzung, nicht einigen Urſubſtanzen weſentlich inhärirende Beſchaffenheiten, ſind. Eine weltbildende Urſache, eine verſtändige Weltſeele wird nicht unter ſeinen Lehren getroffen; den Scepticismus aber bereitete er durch ſeine Lehrſätze vor, und neigte ſich, in mehrerer Hinſicht, zum Myſticismus und Aberglauben hin, weil er in mehreren Meynungen ſich ganz an die Lehren der frühern Pythagoräer anſchloſs.

Democrit blieb gröſstentheils den Sätzen ſeines Lehrers, des Leucipps getreu. Dem Sinne des *Gefühls* legte er die vorzüglichſte Glaubwürdigkeit bey, da er die äuſsern Gegenſtände uns am nächſten bringe, und allen andern Sinnen zum Grunde liege. Sein Miſstrauen in das Zeugniſs der Sinne überhaupt ſcheint ihm die Atomenlehre ſeines Zeitalters annehmlich gemacht zu haben. Nichts war ihm wirklich als Atomen und leerer Raum. — Alles übrige aber; was den Sinnen erſcheint, blos täuſchender Schein. Nur diejenigen Eigenſchaften der Körper, die man ſich ſchon an den Atomen vorſtellen muſs, kommen ihnen wirklich zu, übrigens iſt der Menſch einer doppelten Erkenntniſs, der durch die Sinne, und der durch die Vernunft fähig. Bey der ſo engen Bezeichnung des

Kreiſes des menſchlichen Wiſsens, dürfen ſceptiſche Aeuſse-rungen nicht befremden; ſelbſt Sextus aber erkannte den Democrit nicht als eigentlichen Sceptiker an, weil er Atomen und leeren Raum als etwas wahrhaft Exiſtirendes *dogmatiſch* gelehrt habe.

Anaxagoras, der in dem glänzenden Zeitalter des Perikles zu Athen lehrte, und des Atheismus beſchuldigt wurde, ſtellte mehrere dogmatiſche Behauptungen auf, beſonders die, daſs entgegengeſetzte Beſchaffenheiten in Einem Gegenſtande nicht blos vereinigt ſeyn *könnten*, ſondern daſs ſie auch in jedem Gegenſtande *wirklich* vereinigt wären. Er nahm ohne Zweifel mit *Heraclit* einen beſtändigen Fluſs, eine beſtändige Veränderlichkeit in der Körperwelt an. Seine Klagen über die Trüglichkeit der Sinnenerkenntniſs bezogen ſich daher nicht darauf, daſs die Gegenſtände andre, oder *die* Beſchaffenheiten gar nicht haben, die wir durch die Sinne erfahren, ſondern darauf, *daſs dieſe Beſchaffenheiten ſo veränderlich ſind* und daſs wir kaum erfahren können, welche Eigenſchaften der Körper beſtändig und unveränderlich beſitzt. Den blinden mechaniſchen Kräften räumte er wahrſcheinlich zu viel ein, denn er nahm als Grundſtoff aller Dinge eine unendliche Menge unendlich kleiner, mit allen ſinnlichen, bey gröſsern Körpern bemerkten Beſchaffenheiten verſehener Körper*), oder gleichartige Elemente für jede Körperart an, (Homoiomerien), denen er eine unendliche Theilbarkeit beylegte, und deren gänzliche Zerſtörung er, aller Auflöſungen, denen ſie unterworfen waren, ohngeachtet, für ohnmöglich hielt. Er nahm keine ewige Bewegung, ſondern eine bewegende Urſache an, ein von

*) Tiedemanns *Geiſt der ſpekulativen Philoſophie.* Th. 1. S. 318. ff.

der Welt, oder der Materie, verſchiednes, verſtändiges Weſen, welches die kleinen körperlichen Elemente unterſcheide, verſammle und zuſammenſetze; und dadurch entwickelte er zuerſt den Begriff des Deismus, da bis jetzt die ſpekulative Philoſophie der würdigen Vorſtellung einer verſtändigen, die Welt belebenden, Intelligenz ermangelt hatte.

Zeno von Elea, ein Mann von groſsen Talenten und Fähigkeiten, war durch den Parmenides gebildet worden. Durch die Erfindung der *Dialectik* (der Kunſt, für Alles, auch für das Ungereimteſte und Widerſprechendſte, Beweiſe finden und einen und denſelben Satz vertheidigen und beſtreiten zu können,) gab er der Philoſophie ſeiner Zeit eine neue Richtung. Die dogmatiſchen Behauptungen der vorigen und gleichzeitigen Philoſophen wurden dadurch lebhaft angegriffen. Bey einer ausgezeichneten Gewandheit im Denken und in der Zergliederung der Begriffe, bey einer lebhaften Einbildungskraft konnte nun freylich manche Behauptung der damaligen Philoſophie durch ihn von mehr als einer Seite beleuchtet werden, und indem er den Anfang zu dieſer doppelten Anſicht und Behandlung eines und deſſelben Gegenſtandes machte, war er allerdings *Vorläufer der Sophiſten.* Da er aber wirklich einige Lehrſätze *dogmatiſch* feſtſetzt, ſo kann er nicht mit Recht ein Sceptiker genannt werden, ohngeachtet die, durch ihn begründete dialectiſche, Gewandheit ein weſentliches Erforderniſs für den Scepticismus war, der bald darauf ſich emporhob. Schwerer iſt es mit ſeinen dogmatiſchen Behauptungen aufs Reine zu kommen. Mit Parmenides aber nahm er an, das ganze Weltall ſey Eins und untheilbar, aber indem er das Weſen dieſer Subſtanz ergründen wollte, ſtellten ſich ihm Zweifel dar, die er nicht aufzulöſen vermochte, und die ihn auf die entgegengeſetzten Lehrſätze

Digitized by Google

brachten. Er geſtand ausdrücklich, die Natur jener Subſtanz ſey unerforſchlich und unerklärbar. Ob er eben ſo feſt, wie er behauptete, daſs Alles eins ſey, dogmatiſch gelehrt habe, es exiſtire Nichts, darf wohl, da uns der Geiſt ſeiner Philoſophie ſo wenig bekannt iſt, nicht geradezu angenommen werden.

Bis jetzt war die Philoſophie mit Ernſt und Würde betrieben worden, und Reinheit der Sitten hatte, bey aller Verſchiedenheit der Syſteme, die griechiſchen Weiſen characteriſirt. Die Fehler, die wir an ihren Lehren bemerken, waren beynahe unvermeidliche Fehler *) der Zeit und Verhältniſse. Die Philoſophie, die früherhin in Verſen ſprach, und von der Poeſie zur gedankenreichen Declamation übergegangen war, zeigte ſich jetzt in der dialectiſchen Redekunſt. So wie Socrates und Jeſus nichts ſelbſt geſchrieben haben, ſondern ihre Schüler aus Verehrung gegen ſie ihre Ausſprüche und Denkwürdigkeiten in Schriften verzeichneten, eben ſo iſt es vermuthlich auch der Fall bey den erſten Philoſophen Griechenlands geweſen. Auch ihre Schüler zeichneten nur weniges von ihren Lehren auf, und erſt in der Folge legten ſie ihre Grundſätze in eignen Schriften nieder. Wenn der Funke des Wiſsens unter einem Volke durch Schriften einmal ausgeſtreut iſt; wenn zu gleicher Zeit die drohende Gefahr des Deſpotism Ideen von Freyheit erweckt und gewiſse politiſche Kenntniſse unvermerkt in Umlauf bringt; wenn eben dieſe Gefahr den Patriotismus belebt, und eine Nation durch ſiegreichen Kampf mit den Feinden ihrer Freyheit einen höhern Wohlſtand erreicht; wenn ſie durch ihre Siege mit mehrern Bedürfniſsen bekannt wird, ſo darf es nicht befremden, wenn ſich ein eigner Stand von Männern bildet, die die Kenntniſse ihres Zeitalters in ſich vereinigen, und ſie andern auf

*) Staeudlins *Geſchichte des Scepticismus.* Th. 1. S. 216. ff.

eine angenehme Art mitzutheilen ſuchen; beſonders wenn der Ueberfluſs und Wohlſtand den Luxus und das Sittenverderben herbeyführt, und ſelbſt die Wiſsenſchaften zunächſt als Gegenſtand der Unterhaltung und des Vergnügens, und von den Lehrern derſelben als Mittel des Erwerbs und des Einfluſses angeſehen werden. Dieſe Urſachen vereinigten ſich alle in dem Zeitalter der *Sophiſten*, und waren geſchickt genug, der Philoſophie ſelbſt eine neue, eigenthümliche Richtung zu geben.

War die Philoſophie im Ganzen bis dahin arm geweſen; hatte ſie ſich zunächſt mit Unterſuchungen über den Urſprung des Weltalls, über Bewegung, Atomen, Raum und Zeit beſchäftigt; und ſich zu einigen unbeſtimmten Sätzen über Wahrheit, Sinnen- und Vernunfterkenntniſs emporgearbeitet; war der practiſche Theil der Philoſophie faſt ganz vernachläſsigt worden und ihr Geſichtskreis eben ſo beengt, als das Verhältniſs ihrer Theile gegen einander unbeſtimmt; ſo trugen die Sophiſten einen reichen Schatz der Erfahrung und Beobachtung auf ſie über. Mit ihren glänzenden Waffen erwarben ſie ſich das Verdienſt, die veraltete und allegoriſirte Volksreligion erſchüttert und das Anſehn der Prieſter ſehr vermindert zu haben; beſonders fanden ſie bey den höhern Volksklaſsen Eingang und Einfluſs; aber theils gaben ſie nichts beſseres an die Stelle deſsen, was ſie erſchütterten, theils machten ſie die Stützen aller Moral und Religion durch ihre dialectiſche Gewandheit verdächtig. Ihre Grundſätze gingen auf Empfehlung einer zügelloſen Freyheit, einer unbeſchränkten Selbſtliebe, genug auf die Verbreitung egoiſtiſcher Lehren, die den richtigen Begriffen von Recht und Pflicht geradezu entgegen waren. Mit Gleichgültigkeit und Spott ſprachen ſie von Tugenden und Laſtern. Doch müſsen auch unter ihnen die würdigern Männer und die frühern Sophiſten von ei-

ner Schaar nichtswürdiger Menſchen unterſchieden werden, die ſich Sophiſten nannten, und mit den frühern keine Aehnlichkeit, als blos den Namen, hatten. Die Stürzung des Aberglaubens, die Bekämpfung herrſchender Vorurtheile, die kühnen Urtheile über Staatsverfaſsung und Geſetzgebung, die Demüthigung der Prieſter, das Abſchütteln alles Glaubenszwanges und blinden Nachbetens, die Vorbereitung wichtigerer Unterſuchungen über die Tugend und Pflichten der Menſchen; ſtatt daſs man bis dahin blos dürftige Philoſopheme über Gegenſtände der überſinnlichen Welt aufgeſtellt hatte, waren unverkennbare wohlthätige Wirkungen des Zeitalters der Sophiſten, und beſonders der Wirkſamkeit der frühern und edlern Männer unter ihnen. Ihr Anſehen und Einfluſs war aber nicht von langer Dauer; denn die übertriebnen Lehren der ſpätern Sophiſten, ihre zügelloſe Lebensart, und das Aufblühen einer geſunden und geläuterten Lebensphiloſophie, gegen die ihre dialectiſchen Künſte nicht lange Stand hielten, trugen zu ihrem allmähligen Verfalle gemeinſchaftlich bey.

Die *Sophiſtik* ſelbſt war von der Dialectik des Zeno weſentlich verſchieden. Die Dialectik des Zeno war die Kunſt, über philoſophiſche Gegenſtände zu *ſprechen*, und das *Für* und *Wider* zu erwägen. Zeno drückte damit das Unbegreifliche aus, das dem Menſchen auch bey der klarſten Erkenntniſs doch bey jedem Gegenſtande übrig bleibt, und betrachtete dieſe Kunſt als eine Vorübung, um die Wahrheit zu finden, die er keinesweges für unzugänglich erklärte; auch hat er ſeine Kunſt nie auf *alle* Gegenſtände angewendet. Seine Zweifel waren ernſtlich gemeint und unauflöslich für ihn ſelbſt. Die *Sophiſtik* dagegen war die Kunſt, *über alles ohne Unterſchied für und wider zu ſprechen*, alles durch ſein erſonnene

Trugſchlüſse zu verwirren, und andre durch verfängliche Fragen und durch kluge Benutzung ihrer Antworten auf Ungereimtheiten und Widerſprüche hinzuführen. Dadurch wurde nun allerdings der Geiſt des Scepticismus unterhalten und weiter verbreitet. Ob ſie aber die Moral ſo offen beſtürmten, als Plato ſie thun läſst, und ob nicht ſein gerechter Haſs gegen ſie ihn nicht oft zu weit führte, läſst ſich wenigſtens nicht völlig entſcheiden. *Protagoras*, *Gorgias*, *Hippias*, *Diagoras*, *Prodikus* zeichneten ſich vorzüglich aus. Sie hoben den Unterſchied zwiſchen ſinnlicher Empfindung und Vernunfteinſicht auf; behaupteten, die Materie ſey in einem beſtändigen Fluſse, daher könne ſie alle Augenblicke eine andre Eigenſchaft annehmen, ja ganz entgegengeſezte Eigenſchaften kurz hintereinander; und folgerten, in ihrer Art ganz conſequent, daſs den Sinnen durchaus Wahrheit zukomme. Die ſpätern Sophiſten erklärten ſich aber geradezu gegen Religion und Sittlichkeit, und paſsten einem ſo verdorbnen Zeitalter an, als im Ganzen das Zeitalter des Socrates war; auch gingen ſie bey weitem nicht mehr, wie die frühern Sophiſten, in eigentliche wiſsenſchaftliche Unterſuchungen ein.

Ihr ſchärfſter Gegner war *Socrates*, der ſelbſt ehemals in ihren Schulen gebildet und in ihre dialectiſchen Künſte eingeweiht geweſen war. Ein gemäſsigter Scepticismus über Gegenſtände der Spekulation, wo Socrates nie entſchied, und die beſcheidne *Fragkunſt*, die nach ihm mit Recht *Socratik*, wie die ihr entgegenſtehende *Sophiſtik* nach den Sophiſten genannt wurde, trugen viel zur Verminderung des Anſehens der letztern bey, ohngeachtet auch ihre glänzende Periode bereits vorüber war und ſie dem beſsern Theile ihres Zeitalters nicht ohne Grund verdäch-

verdächtig werden muſsten. In Rückſicht auf Leben, Kleidung, Sitten und Betragen war Socrates einfach und natürlich und alſo den Sophiſten geradezu entgegen geſetzt. Er hatte und lehrte *kein eigenthümliches* Syſtem; was er lehrte und wornach er lebte war die Philoſophie des gemeinen Lebens und des geſunden Menſchenverſtandes. In Rückſicht auf den theoretiſchen Theil ſcheint er ſich mehr zu den ehemaligen Philoſophemen über Emanation, Weltſeele u. dergl. hingeneigt zu haben, ohngeachtet er ſich nur ſelten darüber äuſserte. Was er aber über die Gottheit lehrte, hatte practiſches Intereſse, und der Gedanke einer weiſen und gütigen Vorſehung wurde vorzüglich näher von ihm entwickelt und weiter verbreitet. Die Seele des Menſchen iſt göttlichen Urſprungs; daher wird ſie wahrſcheinlich fortdauern, und weil ſie um ſo glücklicher fortdauern wird, je beſser und weiſer ſie hienieden geworden iſt, ſo iſt die Tugend auch das ſicherſte Mittel zur Glückſeligkeit, und äuſsert ſich vorzüglich in Mäſsigkeit und Gerechtigkeit. Sie iſt ohne Bezähmung der Begierden und ohne Herrſchaft der Vernunft über Leidenſchaften und Neigungen nicht gedenkbar. Die Tugend iſt daher des Menſchen höchſtes Gut, nur ſie macht glücklich, ſie nur iſt Wahrheit, dagegen macht das Laſter elend und unglücklich. — So ehrwürdig uns auch immer dieſer Mann im Geiſte ſeines verderbten Zeitalters erſcheint, ſo dürfen doch auch ſeine Verdienſte um die Philoſophie, aus Vorliebe vor den ſtillen Weiſen und Volkslehrer, nicht höher angeſchlagen werden, als ſie wirklich ſind. Seine Philoſophie war kein zuſammenhängendes Ganze, ſondern eine brauchbare und geſunde Lebensweisheit, eine lichte Moral, der aber doch die letzte Begründu g fehlte. Neben dieſen moraliſchen Sentenzen konnte wohl Socrates nicht ganz

Digitized by Google

von allen theoretiſchen Vorurtheilen ſeiner Zeit frey ſeyn; der Glaube an ſeinen Genius, ſcheint wirklich ſubjective Ueberzeugung geweſen zu ſeyn, und er wäre auch nicht der einzige weiſe Mann in der Kulturgeſchichte, der, neben lichten moraliſchen Begriffen, in Beziehung auf einige dogmatiſche, hergebrachte Vorſtellungen, beym alten und beym Volksglauben ſtehen geblieben wäre. Am Abende ſeines Lebens ſtarb er den ſchönen Tod des Weiſen, als ein Opfer der democratiſchen Parthey. Es wäre zu wünſchen geweſen *), daſs durch ſeine Schüler ſein Geiſt in alle Geſetze und Staatsverfaſsungen Griechenlands eingedrungen wäre; aber daſs dieſes nicht geſchehen ſey, bezeugt die griechiſche Geſchichte. Sein Leben traf auf den Punct der höchſten bürgerlichen Kultur Athens, zugleich aber auch der höchſten Anſtrengung der griechiſchen Staaten gegen einander; Verderbniſs der Sitten und traurige Zeiten waren die Folgen davon; dagegen ſchützte keine ſocratiſche Weisheit, die zu rein und zu fein war, als daſs ſie das Schickſal der Völker hätte entſcheiden können.

Seine würdigſten Zöglinge *Xenophon* und *Plato* verarbeiteten beyde den Geiſt ihres Lehrers zu einer eigenen Geſtalt, und gaben unter verſchiedenen Modificationen ſeine Lehren wieder. Das Auszeichnende ihrer Schriften rührt offenbar *von ihrer eignen Denkart* her, und der ſchönſte Dank, den ſie ihrem geliebten Lehrer bringen konnten, war der, daſs ſie ſein moraliſches Bild aufſtellten, das aber auch nach der individuellen Kultur eines jeden ſich richtet. *Aeſchines*, *Cebes* und *Crito* ſchrieben in ſeinem Geiſte.

Euklides, Stifter der *megariſchen* Schule, verband mit den Lehren des Socrates mehrere ſpekulative

*) Herders *Ideen etc. Th.* 3. S. 235 ff.

Digitized by Google

Unterſuchungen, in denen er ſich dem Parmenides am meiſten näherte. Beſtändige Uebungen in Streitigkeiten über dieſe Gegenſtände verwiſchten in dieſer Schule bald den Geiſt der ſocratiſchen Lehren, und brachten ſie zur Sophiſtik zurück. Zweifelſucht und Dunkelheit characteriſiren ihre Grundſätze.

Getreuer blieb ihm *Ariſtipp*, der Stifter der *cyrenaiſchen* Schule, der aber die Moral des Socrates beſonders zu einem Syſtem der Klugheit und des Eigennutzes ausbildete; ſein Princip war: das ſinnliche Vergnügen iſt das höchſte Gut; darum ſuche dir die gröſste mögliche Summe von angenehmen Empfindungen zu verſchaffen. Der Antheil der moraliſchen Sentenzen der Sophiſten an der Ausbildung dieſer Glückſeligkeitslehre ſcheint nicht verkannt werden zu können. Die Empfindungen ſind ihm zugleich die ſichern Kriterien von Gütern und Uebeln, von Glückſeligkeit und Elend. Die gegenwärtigen *angenehmen* Empfindungen ſind das einzige und höchſte Gut; denn die genoſsenen ſind vorbey; die künftigen ungewiſs. Das Vergnügen bleibt immer ein Gut, wenn auch die Gegenſtände, die es geben, und die Handlungen, wodurch es erworben wird, niedrig und unedel wären. Der Glücklichſte iſt alſo der Weiſe, und dies iſt der, deſsen Vergnügen, durch ſeine Klugheit berechnet, ſelten oder gar nicht unterbrochen wird. — Je weiter das Sittenverderben um ſich griff, je roher wurden auch die Lehren der Cyrenaiker; aber eben ihr Entgegenarbeiten der Moral und der Religion, bewirkte ihren eignen Fall. Aus ihren Bruchſtücken ſammlete *Epikur* ſpäterhin für ſeine Theorie des Vergnügens die brauchbarſten Materialien.

Mit mehr Strenge verarbeitete *Antiſthenes*, Stifter der *cyniſchen* Schule, die Grundſätze ſeines Lehrers. Gleich dem Socrates berechnete er den Zweck und den Werth der Philoſophie zunächſt für die Verhältniſse des Lebens. Der Endzweck ſeiner Moral war die Realiſi. rung einer wahren Glückſeligkeit durch politiſche, moraliſche und phyſiſche Unabhängigkeit und Freyheit, auf dem einfachen Wege der Natur. Darum empfahl er ein einfaches, mäſsiges Leben und die Verminderung überhäufter Bedürfniſse, und war freylich ein zu ſtrenger Sittenrichter für ein ſo ausſchweifendes und ſittlich verdorbenes Zeitalter, als das damalige war. Freymüthiger Tadel der Thoren und Laſterhaften; kalte Erduldung der darauf erfolgenden Beleidigungen und Miſshandlungen; Vernachläſsigung des Aeuſserlichen und mögliche Verminderung der Bedürfniſse in Speiſen, Kleidung und Wohnung characteriſirten die Anhänger dieſer Schule, beſonders aber den *Diogenes von Sinope*. Die Strenge der moraliſchen Forderungen dieſer Schule war Schuld, daſs ſie verhältniſsmäſsig nur wenig Anhänger fand; auch ward ihr Anſehen geſchwächt, als ſich die ſtoiſche Moral erhob, welche zwar die Grundſätze der cyniſchen annahm, aber ſie nicht ſo weit in ihren practiſchen Folgerungen trieb.

In Rückſicht auf die Beſtreitung der Sophiſten ſeines Zeitalters und die Beybehaltung der Hauptgrundſätze der ſocratiſchen Philoſophie kam *Plato* ſeinem Lehrer am nächſten, doch entfernte er ſich von ihm in Rückſicht auf Lehrart, Sprache und Einkleidung der Philoſophie. Seine Reiſen hatten ihn gebildet, aber vielleicht auch einen gewiſsen Hang zur Schwärmerey, zur Myſtik und zum Aberglauben noch mehr befriedigt, zu dem ſeine glühende und dichteriſche Einbildungskraft

die erſte Veranlaſsung darbot. Er ſtiftete die *akademiſche* Schule, und wenn er auch nicht ein eigentliches philoſophiſches Syſtem aufführte, ſo belebte und durchdrang doch alle ſeine Schriften ein philoſophiſcher Geiſt, und die weitere Entwickelung und Ausbildung der ſocratiſchen Lehren iſt ihm nicht abzuſprechen, nur daſs er immer in zu vielen Bildern ſchwebt, und ſeine Ideen unter der Hülle der Allegorie und Mythe verborgen liegen. Seine *Ideenlehre,* *) richtig verſtanden, iſt eine ganz neue Entdeckung, die die Frage von der objectiven Wahrheit ganz nahe betraf. Schon vor Plato waren ſinnliche Vorſtellungen von Begriffen des Verſtandes unterſchieden, und die erſten für trüglich, die letztern für glaubwürdig erklärt worden. Aber dies war nur im Allgemeinen und unbeſtimmt geſchehen. Plato wurde ohne Zweifel durch die Lehren der Sophiſten und Eriſtiker veranlaſst, die Gränzen zwiſchen Vernunft und Sinnlichkeit beſtimmter zu ziehen, und jener eine gewiſse Kraft, die Wahrheit anzuſchauen und die reinen Erkenntniſse aus ſich ſelbſt zu ſchöpfen, zuzuſchreiben. Plato wurde auf die Ideale von Wahrheit und Vollkommenheit aufmerkſam, die in unſrer Vernunft liegen; er fand, daſs nur dieſe Ideen durchgängig beſtimmt wären, und daſs Alles nur in *dem* Maaſse unſern Beyfall und unſer Wohlgefallen erhalte, als es ſich dieſen Idealen mehr oder weniger nähere. Er behauptete alſo, daſs in dem Verſtande des Schöpfers Ideen von Wahrheit, Schönheit und Vollkommenheit exiſtirten, von welchen die Gegenſtände nur mehr oder minder vollkommene *Abdrücke* wären. Nur in dieſen Ideen wäre das Unwandelbare, das Nothwendige enthalten; die Körper ent-

*) Staeudlin a. a. O. S. 253. ff.

Digitized by Google

hielten nur in ſofern etwas Reelles, als ſie ſich dieſen Ideen näherten, alles übrige in denſelben wäre leerer Schein; in ſofern ſie zufällig, veränderlich und in einem beſtändigen Fluſse wären, könnten wir gar keine gewiſſe Erkenntniſs von ihnen haben; nur in ſofern ſie Spuren von der höchſten Vollkommenheit an ſich tragen, wären ſie wirkliche Gegenſtände unſrer Erkenntniſs. Der, von aller Erfahrung unabhängigen, Vernunft ſchrieb Plato ein Vermögen zu, jene Ideen, jene Urbilder von Wahrheit und Vollkommenheit, in dem göttlichen Verſtande anzuſchauen. Hier ſcheint er allerdings ſich zur Myſtik hingeneigt zu haben. — Ihm waren die Seelen göttlichen Urſprungs, und, vermöge ihrer Abſtammung, hatten ſie die Ideale des göttlichen Verſtandes ehemals, ehe ſie von den Körpern Beſitz nahmen, angeſchaut. Ihre Blicke in das Reich der Wahrheit waren jetzt nur *Erinnerungen* aus jenem ehemaligen, höhern Zuſtande. Je mehr ſich die Seele jenem Zuſtande wieder nähert und ſich vom Einfluſse des Körpers befreyet, deſto freyer und reiner ſchaut ſie die Wahrheit an. — Alle wahre Erkenntniſse ſchöpft, nach Plato, die Vernunft aus ſich ſelbſt. Alle ſinnliche Empfindungen und Vorſtellungen trügen, und ſelbſt das Wahre, das wir an den Körpern wahrnehmen, kommt nicht eigentlich von den Körpern ſelbſt, ſondern aus der Vernunft; ſie wird durch ſinnliche Erſcheinungen nur daran erinnert, und ſchauet an dem Wahren, Schönen und Guten, das ihr die Körper darbieten, nur ſich ſelbſt an. Die Begriffe vom abſolut Wahren, Guten und Schönen ſind nicht ſinnlicher Abkunft, denn die ganze Sinnenwelt bietet uns nichts dar, das ſie ausfüllen könnte, ſie ſind vielmehr überſinnlichen, göttlichen Urſprungs. Darum gibt es nur eine Wiſsenſchaft, die unwandelbar, ewig, nothwendig und in ſich ſelbſt unauflöſslich zuſammenhängend iſt — die

Wiſsenſchaft der reinen Vernunfterkenntniſse. — Jenen Ideen ſchrieb Plato objective Wahrheit zu, denn er glaubte, daſs ihnen gewiſse wirkliche Gegenſtände entſpräche. Er war alſo überzeugt, daſs die reine Vernunft das Daſeyn eines Gottes realiſiren könne; auch den Ideen von Tugend, von Schönheit ſchrieb er objective Realität zu, er erklärte ſie für allgemeingültig, *verwandelte ſie aber nie in Subſtanzen*, wenn er gleich bisweilen, der ſinnlichen und blühenden Sprache nach, deren er ſich bediente, wie von Subſtanzen von dieſen Ideen ſprach.

So edel und rein auch ſeine Vorſtellungen von dem allervollkommenſten Weſen waren, von dem er überzeugt war, daſs es alle Realitäten in ſich vereinige und die Welt ausgebildet habe; ſo erhaben er auch immer von der Tugend dachte und ſprach; ſo iſt doch eine gewiſse Verwandtſchaft mit orientaliſchen Philoſophemen in ſeinen Lehrſätzen nicht zu verkennen. Dahin würden denn beſonders die Vorſtellungen von der Materie, von dem Urſprunge der Welt, von der Seelenwanderung, von den Thierſeelen und den Wirkungen der Dämonen gehören. Zwar läſst er die Materie nicht aus der Gottheit ausflieſsen, aber indem er ſie neben der Gottheit als von Ewigkeit her exiſtirend dachte, und in ihr ein böſes Princip, die Quelle des phyſiſchen und moraliſchen Uebels fand, ſo erhob er ſich noch nicht zu weit über die mangelhaften Begriffe der vorſocratiſchen Philoſophen. — Deſto höher zeichnete er das Ideal einer vollkommenen Staatsverfaſsung, nur daſs ſein Zeitalter eben am wenigſten reif und empfänglich war, um es zu realiſiren. Seine Begriffe von der Materie hatten aber auch Einfluſs auf ſeine ganze Pſychologie und Moral; denn nun entſtehen, nach ſeiner Theorie, Irrthümer und Leidenſchaften blos durch die Verbindung der Seele mit

Digitized by Google

dem Körper; der Körper und die Sinne hindern uns nicht nur die Wahrheit rein und vollkommen zu erkennen, ſondern auch eine reine und vollkommene Glückſeligkeit zu erlangen. Um dennoch Glückſeligkeit hienieden zu erlangen, muſs man das Irrdiſche fliehen, die Seele vom Körper abziehen, Sinnlichkeit und Leidenſchaften bezähmen und unterdrücken, und dadurch würdig werden, um ſich zur reinen Wahrheit erheben zu können, die den Menſchen in einem beſsern Körper erwartet, dagegen die minder gebildete Seele zur Beſtrafung der Befriedigung ihrer Leidenſchaften, in unvollkommnere Leiber, in Thierkörper verwieſen werden wird. — Eine reinere Tugend, eine gewiſsere Ueberzeugung von der Fortdauer nach dem Tode, und der Glaube an einen ewigen, verſtändigen Urheber und Regierer der Welt, liegen alſo in den Lehren Plato's unverkennbar vor, doch ſind ſie noch mit zu vielen heterogenen Theilen vermiſcht und nicht frey von Ueberſpannung und Schwärmerey.

Ein neuer, mehr ſyſtematiſcher, Geiſt kam mit dem *Ariſtoteles* in das Studium der Philoſophie; doch ſeine Bemühungen gehören dem Anfange des künftigen Zeitalters an. Die Philoſophie der Griechen *in dieſer* Periode behielt alſo noch immer den dichteriſchen Anſtrich, die blühende Auſsenſeite; dagegen ermangelte ſie der ſtreng - ſyſtematiſchen Ordnung und Verbindung ihrer Theile; verirrte ſich oft bald in die Regionen der überſinnlichen Welt, bald ſank ſie zu düſtern Zweifeln herab, bald ſchloſs ſie ſich an die Volksmythologie an, und bald wurde ſie ein Kampfplatz gelehrter Schwätzer und Männer, die ſie nicht der Wiſsenſchaft ſelbſt, ſondern des Gewinns und der Ehre wegen betrieben. Ihre ſchönere Blüthe fiel in das Zeitalter, wo die griechiſche Freyheit bereits verloren gegangen war; noch reifte ſie und

erhielt ſich auf dem mütterlichen Boden, ſo lange als ſie konnte; bis ſie ſich endlich nach Rom und Alexandria flüchtete, um in beyden Städten unter neuen Modificationen aufzublühen und fortzuleben.

D) Reſultate, die für die geſammte Kultur der Menſchheit aus der Ueberſicht dieſes Zeitraums ſich ergeben.

1) Der einfache Gang, den die Natur den Völkern der Erde zur Reife und zum Fortſchritte in der Kultur vorgezeichnet hat, iſt ein unvermerktes ſtilles Vorwärtsſchreiten, und Individuen und Völker, die dieſes Geſetz verſtehen und dieſen Plan realiſiren, kommen ohne gewaltſame Erſchütterungen, ohne übermäſsige Anſpannung ihrer Kräfte, zu dem Grade der Entwickelung und Reife, der ihren gegenwärtigen Verhältniſsen anpaſst. Wenn aber Individuen oder ganze Völker dieſem Plane der Natur ſich entziehen und ihre Geſetze für die Kultur der Menſchheit nicht anerkennen wollen, ſo läſst ſie doch nichts deſto weniger durch dieſes Entgegenſtreben ihren Endzweck aufhalten; ſie nöthigt vielmehr die Menſchen, durch das Drängniſs andrer Völker, durch Verpflanzung des einen Stammes auf einen andern Boden, durch innere, in der fehlerhaften und mangelhaften Staatsverfaſsung und Geſetzgebung ſelbſt, angelegte Verhältniſse zu einer Veränderung der Verfaſsung. Wenn nun dieſe Art, wo die Natur die Menſchen doch zur Anerkennung und Ausbildung ihres Planes und ihrer Geſetze nö-

thigt, mit Leiden und Aufopferung von Individuen verbunden iſt, ſo dürfen uns ſolche traurige Erſcheinungen, die man *Revolutionen* in der Geſchichte nennt, nicht befremden. Auf dem einfachen Wege der Natur liegt an ſich keine Revolution, ſondern eine ſtille, ſtufenweiſe Entwickelung der höhern Kräfte. Für das Zeitalter, das eine ſolche Revolution erlebt, und für die Menſchen, die dabey intereſsirt ſind, kann ſie freylich nicht wohlthätig ſeyn, aber, nach einem ewig weiſen Geſetze, läſst die Natur aus allen Dunkelheiten der Zerſtörung neue Kraft und neues Leben, gröſsere Ordnung, Zweckmäſsigkeit und Harmonie hervorgehen, und ſo müſsen auch Revolutionen ihren Plan bey Völkern befördern, die nicht auf dem gewöhnlichen, einfachen Wege zum Ziele der Veredlung und Reife fortſchreiten wollten.

2) Durch jede bürgerliche Revolution iſt auch eine *religiöſe und moraliſche* herbeygeführt worden; ſo hat es wenigſtens die Geſchichte gelehrt. Als die ganze bürgerliche Verfaſsung Aegyptens und Perſiens umgebildet wurde, da war auch eine Umbildung ihrer moraliſch religiöſen Begriffe Bedürfniſs für ſie geworden; ſelbſt als die Juden aus dem Exil zurückkehrten, reichten ihre ehemaligen religiöſen Vorſtellungen nicht mehr hin für die in ihnen erwachten und entwickelten höhern Bedürfniſse. So weiſs alſo die Natur durch ſtill veranlaſste Begebenheiten die Völker aus der langen moraliſchen Unmündigkeit heraus zu heben, und

ſie dem Ziele der Reife näher zu bringen. Denn daſs auch ſelbſt *geoffenbarte* Religionen dieſem Schickſal unterworfen ſind, darf uns keinesweges befremden, eben weil ſie zur Fortbildung des Ganzen und zur Realiſirung des moraliſchen Weltplans nur *Mittel* ſind, und ſelbſt das unentbehrlichſte Bedingniſs und zweckmäſsigſte Mittel einen gewiſsen Grad der Kultur zu erreichen, doch jederzeit von Verhältniſsen und Umſtänden, von den Bedürfniſsen und dem bereits erlangten Grade der Kultur und Reife eines Volkes *ſo* modificirt wird, wie es nun in die gegenwärtige Ordnung der Dinge und der Zeitverhältniſse paſst. Da nun auch die *Religion* ein ſolches Kulturbedingniſs unter vernünftig-ſinnlichen Weſen iſt; da ſie das wirkſamſte Mittel iſt, die Menſchen aus der langen, aber unverſchuldeten und nothwendigen moraliſchen Unmündigkeit heraus und durch ſtufenweiſe Entwickelung und Ausbildung ihrer höhern moraliſchen Kräfte, dem Endzwecke der moraliſchen Welt entgegen zu führen, ſo muſs ihre Form ſich nach den Zeitbedürfniſsen und nach dem Grade der Kultur der Völker richten, zu denen ſie ſpricht und die ſie zur Reife erziehen will. Sie iſt daher nothwendigen Veränderungen unterworfen, und eben dieſe *Perfectibilität*, dieſe Fortbildung derſelben in Angemeſsenheit zu dem fortſchreitenden Geiſte der Menſchheit und der Zeiten, iſt der ſicherſte und erhabenſte Beweis, daſs die Weltregierung ſich ihrer als Mittel zur Realiſirung ihrer höchſten Zwecke mit dem menſchlichen Geſchlechte bedient.

Digitized by Google

3) Sobald wir aber von der Religion überhaupt, *als Kulturbedingniſs* unter vernünftig-ſinnlichen Weſen behaupten, daſs ſie perfectibler Natur ſey und ſeyn müſse, ſo müſsen wir doch ſorgfältig davon die *einzelnen Konſtitutionen*, die auf bürgerliche Geſetze und Verfaſsungen angelegt, mit denen aber einzelne moraliſche Sentenzen und religiöſe Gebräuche in Verbindung gebracht worden ſind, unterſcheiden. Solche *politiſch-religiöſe* Konſtitutionen, wie z. B. die moſaiſche Verfaſsung, iſt ein *Factum*, und da ſie *in der Zeit* gegeben ſind, auch blos dem Zeitalter angemeſsen, für das ſie zum Vehikel werden, um zu einer höhern Kultur zu gelangen. Nichts deſto weniger liegen auch dieſe Verfaſsungen im Plane des Ganzen, und wirken nach Zeit und Ortumſtänden nothwendig hin zur Realiſirung deſselben. Demohngeachtet ſind ſie aber, als Facta, nicht perfectibler Natur, ſondern ſie müſsen, wenn aus ihnen, wie die Frucht aus der Schale, die Empfänglichkeit für eine höhere Fortbildung und Reife hervorgegangen iſt, *veralten*, denn ſie haben ihre Zeit bereits verlebt, ſie müſsen antiquirt werden, denn ihre längere Beybehaltung würde nur mehr ſchaden als nützen; daſs aber gewiſse Religionsbegriffe wirklich veraltet ſind und dem fortgeſchrittenen Geiſte eines ſpätern Zeitalters nicht mehr anpaſsen, daſs ſie alſo der Umbildung und der Antiquirung fähig wären, zeigt ſich dadurch am meiſten, wenn man dieſe Begriffe zu *allegoriſiren* und zu einem höhern und ſpätern Zwecke zu deuten ſucht, auf den ſie doch, ih-

rem *urſprünglichen* Sinne nach, nicht bezogen werden können.

4) Da der Menſch nur in ſofern Empfänglichkeit für Kultur beſitzt, in wiefern er ein *vernünftig-ſinnliches* Weſen iſt und zwey an ſich heterogene Theile, eine ſinnliche und eine geiſtige Natur zu der Totalität eines irrdiſchen Lebens aufs innigſte in ihm verbunden ſind, ſo folgt daraus, daſs ſeine Kultur, wenn ſie im eigentlichen Sinne *menſchlich* ſeyn ſoll, *beyde* Theile ſeiner Natur umſchlieſsen und die Entwickelung und Ausbildung ihrer Kräfte befördern und erleichtern müſſe. Sobald ſie ſich nur auf den einen Theil allein bezieht, ſo kann ſie nicht anders als einſeitig ausfallen und das Individuum (oder auch die *Menſchheit als Individuum* betrachtet) nie zum Ziele bringen. Aus dieſer harmoniſchen Verbindung einer geiſtigen und ſinnlichen Natur zu Einem Ganzen reſultirt alſo auch die Fähigkeit des Menſchen, Religionsbegriffe aufzunehmen, ſie weiter in ſich zu entwickeln und auszubilden, und ſo ſeiner Beſtimmung näher zu kommen. In wiefern nun in der Natur des Menſchen ſeine Empfänglichkeit für Religion enthalten iſt, in ſofern muſs auch, ſelbſt in allen ſeinen Verirrungen und Fehlgriffen über religiöſe Gegenſtände, doch immer *etwas* Wahres enthalten ſeyn, und ſo finden wir denn auch, bey allen groſsen Verirrungen und Fehlgriffen der poſitiven Religionen des Alterthums, daſs eine gewiſſe Beziehung auf die allgemeinen moraliſch-religiöſen Bedürfniſſe der Menſchheit, daſs eine dunkle Ahnung von

dem, was unſer Geſchlecht in dieſer Hinſicht zum Ziele bringen ſoll, ſelbſt in dieſen Inſtituten der Kindheit und des angehenden Jugendalters nicht ganz gemangelt habe. Daraus ergiebt ſich aber auch, wie, in einem ununterbrochenen Progreſs, an jene Begriffe, die noch ganz das Gepräge der Unvollkommenheit tragen, beſſere, würdigere und höhere ſich haben anſchlieſsen und daraus hervorgehen können; eben weil das Wahre und Gute, das in ihnen lag, als das wahrhaft Bleibende von dem Mangelhaften und Unvollkommenen ſich loswand und hinwirkte zur Fortbildung und Reife des Ganzen.

5) Das wahrhaft Bleibende, das aber allen jenen Inſtituten zum Grunde lag, und die Begriffe, die, wäre es auch nur dunkel geweſen, ſich doch durch alle Religionen der Vorwelt mit mehr oder minder Klarheit hindurchgewunden haben, betrafen das erhabne Intereſſe an den Fragen: *was iſt der Menſch? was ſoll er ſeyn? was wird er werden? auf welches höhere Weſen kann und muſs er ſich beziehen?* Dieſe Begriffe lagen allen religiöſen Vorſtellungen der Vorwelt zum Grunde, denn ſie dringen ſich mit gleicher Stärke dem gebildeten und ungebildeten Menſchen auf, nur daſs ſie ſich dem letztern mehr in einem noch dunkeln und nicht gehörig modificirten Gefühle, jenem aber in höhern moraliſchen Bedürfniſsen und lichtvoll gedachten Begriffen ankündigen. Da nun mit jenen Begriffen in der Volksreligion ein ſinnlicher Kultus verbunden iſt, ſo hängt nun dieſer wieder von dem Gra-

de der erlangten Kultur und von der Empfänglichkeit jener Begriffe für Verſinnlichung ab. Je weiter die Menſchheit über die niedern Perioden der Kultur ſich erhebt, um ſo mehr verſtummen die Orakel, um ſo mehr verliert ſich der Glaube an Dämonen und Untergottheiten, oder erhält wenigſtens eine beſsere Deutung und nähere Modification.

6) Bey dieſem einmal der Menſchheit geſetzmäſsig vorgezeichneten Gange der Entwickelung und Ausbildung ihrer Kräfte, darf es uns nicht wundern, daſs jüngere Völker, nur unter verſchiednen Modificationen, und nach dem eignen Drängniſse ihrer Verhältniſse und Umſtände, die *nehmliche* Rolle wieder *im Allgemeinen* ſpielen, welche, in Rückſicht auf das Heranreifen an höhere bürgerliche und moraliſch-religiöſe Kultur, auch andre Völker bereits vor ihnen geſpielt haben. Denn überall ſind es die *nehmlichen* Kräfte, die zur Reife beſtimmt ſind; überall die nehmlichen *Bedingniſse und Geſetze*, durch welche dieſe Reife hervorgebracht werden ſoll; die reiche Verſchiedenheit in der Ausbildung kann daher blos durch Verhältniſse der Zeit und des Ortes beſtimmt werden, und auch nur in ſofern treffen wir die reichſte Mannigfaltigkeit in der Kulturgeſchichte der Menſchheit an. So wandeln friedlich neben einander mehr und minder kultivirte Völker; unvermerkt theilen ſie ſich gegenſeitig ihre Kenntniſse mit; unvermerkt nehmen ſie von einander Begriffe und Kenntniſse an; daher die Verwandſchaft der Staatsverfaſsungen und Religionsbegrif-

Digitized by Google

ſe gleichzeitiger benachbarter Völker, und daher überhaupt die groſse Analogie der Individuen und Nationen auf den niedern Graden der Kultur. Ueberall der nehmliche Gang, nur mit Veränderung der äuſsern Geſtalten. Welch eine groſse, harmoniſche und zweckmäſsige Einheit in der ganzen Natur, die auf *einem* Wege und durch die *nehmlichen* einfachen Mittel und *Kulturbedingniſse* die Individuen ſo gut wie ganze Völker zum Ziele führt; die aber, eine ewige Palingeneſie unter ihren Kräften zu bewirken und die ermüdende Einförmigkeit zu vermeiden, jedesmal die Rollen neu vertheilt, und bey den verſchiednen Völkern ihren Plan nur auf eine neue Art zu realiſiren anlegt!

7) Die Natur erlaubt aber keinem ihrer Zöglinge eine Anomalie von ihren ewigen Geſetzen. Dies beſtätigen die Römer, die ihr heroiſches Zeitalter ſo lang prolongirten, daſs ſie *nie* für eine *originelle* Blüthe und Reife der Wiſsenſchaften fähig wurden. Nur in ihren beſsern Köpfen brach ſich der Stral einer fremden Kultur in einem erquickenden Abendſtrahle. Es war nicht die Morgenröthe, nicht das Sonnenlicht am hellen Mittage, das den Griechen aufgegangen war und geleuchtet hatte. Dieſes groſse Volk hat es daher beſtätigt, daſs nicht die Prolongation des Heldenalters, nicht kriegeriſcher Sinn und Tapferkeit einer Nation innere Feſtigkeit und Dauer zu geben vermöge, wenn dieſe Feſtigkeit nicht auf dem unwandelbaren Grund der höhern Kultur angelegt iſt, und daſs, wenn man

in

in frühern Zeitaltern den Eintritt derſelben aufhält und verhindert, ſich dieſe Kultur ſpäterhin nicht nachholen laſse, daſs vielmehr die Natur, in deren ewig feſten Gange der Eintritt derſelben vorbereitet und geſetzmäſsig angelegt war, ſich aufs empſindlichſte an den vernünftigen Weſen räche, die ihrer Leitung und ihren unveränderlichen Geſetzen ſich entziehen wollen.

8) Eben ſo wenig aber als die Natur dieſe Anomalie verſtattet, läſst ſie auch die Kultur der Menſchheit *übereilen.* Von dem Geſetze des langſamen, ſtufenweiſen Fortſchrittes ſuchten ſich die Griechen zu entfernen, und ihre Reife *vor* der Zeit herbeyzuführen. Da ihnen die Natur die Mittel nicht verſagen konnte, und die Freyheit des Menſchen in der Verfolgung des moraliſchen Weltplans nicht beſchränkt und aufgehalten werden darf, ſo reifte allerdings die Kultur der Griechen frühzeitig, aber ſie war nur einſeitig herbeygeführt worden; ſie hatte nicht das Ganze umſchlieſsen, nicht alle Theile durchdringen können, darum muſste dieſe reizende Jugendblüthe, nachdem ſie einmal kulminirt (d. i. den höchſten für ſie möglichen Grad der Ausbildung, und war es auch nur der gezeitigten und beſchleunigten *Verfeinerung*, erreicht) hatte, zurückgehen und neuern jugendlich aufdämmernden Kräften Platz machen. Ueberhaupt, ſoll die Kultur eines Volkes Stätigkeit und Dauer haben, ſo müſſen *alle drey weſentliche Bedingniſse* menſchlicher

Kultur *im harmoniſchen Verhältniſse zu einander* ſtehen, und keines das andre übereilen. Eine *ewige* griechiſche Jugendblüthe lag nicht im Plane der Natur; eine periodiſche Blüthe iſt einmal einer jeden Kraft vorgezeichnet, deren Wirkſamkeit *in der Erſcheinungswelt* wahrgenommen wird; ob dadurch *die Kraft ſelbſt* anders modificirt werde, können Weſen unſrer Art, denen die überſinnliche Welt unerkennbar iſt, nicht genau beſtimmen. Nach der groſsen Palingeneſie aber, die im Reiche *organiſcher* Kräfte ſchon eine ununterbrochene periodiſche Blüthe und Reife der Erſcheinungen hervorbringt, dürfen wir wohl auf eine ungleich höher angelegte Palingeneſie im Reiche *moraliſcher* Kräfte ſchlieſsen, den wir, nach unſerm wahren Ich zugehören, und deſsen Plan nicht innerhalb der Erſcheinungswelt *völlig* realiſirt werden kann.

9) Eine Staatsverfaſsung die *blos auf Klugheit* und nicht zugleich auf Moralität angelegt iſt, kann auf die Dauer ſich nicht erhalten, ſie ſinkt, denn ihr Kalkul ſchadet ihr am Ende ſelbſt. Ein Reſultat, das faſt die Geſchichte aller alten Völker beſtätigt, keines aber ſo nachdrücklich, als das *römiſche*, das bey ſeiner grauſamen und conſequenten Politik am Ende ſeine eigne Auflöſung beförderte und nur dazu gedient hatte, die Völker einander näher zu bringen, und beſsere Geſetze, richtigere religiöſe Begriffe, Liebe zu Wiſsenſchaften und Künſten

Digitized by Google

bey ihnen veranlaſst zu haben. So wird der kalt berechnende Egoismus der Individuen und Völker das wirkſamſte Mittel, eben die *entgegengeſetzten* Abſichten und Zwecke zu defördern und zu realiſiren. In dieſer Rückſicht gewährt nun der Gang der Menſchheit zur höhern Kultur viel Beruhigung. Der erſte Anblick eines Eroberers, wie *Cyrus*, der Untergang, oder doch wenigſtens die Umbildung ſo vieler einzelner blühenden Staaten, die am Anfange dieſer Periode das perſiſche Reich verſchlingt und zu *Einer* Nation umzuſchaffen ſucht, erregt Unwillen und Mitleid und Zweifel über die dereinſtige harmoniſche Realiſirung des allgemeinen Weltplans. Die Zukunft klärt aber die Bahn der Natur auf. Ein Glied der groſsen Kette der Weltbegebenheiten greift in das andre, und ſo müſsen am Ende dieſes Zeitraums die ganzen Verhältniſse Griechenlands und Aſiens ſo fortgeleitet ſeyn, daſs es dem macedoniſchen Alexander gelingen kann, jenen Koloſs perſiſcher Gröſse ganz zu erſchüttern. Dadurch wird nun in der nächſten Periode *griechiſche Kultur* wohlthätig und ſegensreich ſich über ganz Aſien verbreiten, und eine höhere Reife den Völkern dieſes Erdtheils möglich machen. So muſste Judäa durch zurückkehrende Koloniſten wieder bevölkert werden, damit nach Jahrhunderten von hier aus eine Religion ausgehen könne, die den kultivirteſten Völkern der Erde eine wohlthätige Erſcheinung werden ſollte. Je-

de Erſchütterung alſo und jede Kriſis im Reiche lebendiger Kräfte und moraliſcher Weſen ſteht im nothwendigem Zuſammenhange mit den geſammten Fortſchritten des menſchlichen Geſchlechts, und keine Begebenheit, kein Individuum geht verloren, deſsen ſich nicht die Natur zur Fortführung ihres Planes und zur Beförderung ihrer weiſen Abſichten auf irgend eine Art zu bedienen wüſste. Daher geſchieht *in jedem Punkte der Zeit* alles das, was nach dem ewig weiſen Plane der Menſchenerziehung, geſchehen ſollte und konnte. Und ſo wurde der Radius der Kultur von einem Volke zum andern gebracht, und aus dem ſtufenweiſen Aufblühen und Verſinken reſultirt für das Ganze die erhabenſte Harmonie aller einzelnen Theile, eine Harmonie, die aber freylich nur in völligem Zuſammenhange vor *dem* Weſen erſcheinen kann, dem die Formen der Sinnlichkeit nichts ſind, und der das groſse Ganze mit einem unendlichen heiligen Plane umſchlieſst.

10) Das Verbeſsern und Ergänzen der frühern bürgerlichen und religiöſen Verfaſsungen iſt nur ein Palliativmittel auf kurze Zeit. Was ſoll auf einem friſchen, lebensvollen, kräftigen, jungen Baume ein eingepfropftes, welkendes Reis? Und was ſollen die, ihrer höhern Reife entgegen eilenden, Nationen mit den religiöſen und politiſchen Vehikeln aus dem Zeitalter der Kindheit? Sollen ſie denn immer den angehenden Jüngling daran mahnen, daſs er ehemals Kind war? ſoll er auch noch in reifern Jahren die unvollkommenen Spiele beybehalten? — O nicht doch! Geſetze und Religionen

für ewige Zeiten ſtreiten mit dem Plane des Ganzen! Verjüngt die Natur rings um uns her alles zu einer jugendlichen Blüthe, ſo muſs auch die Wirkſamkeit der Kräfte moraliſcher Weſen, in wiefern ſie in der Sinnenwelt erſcheinet, dieſer Bedingung, und einer palingenetiſchen Reife unterworfen ſeyn. Jedes Zeitalter, das vernünftig-ſinnliche Weſen auf der Erde verleben, hat ſeinen eigenthümlichen Geiſt und ſeine eigenthümlichen Bedürfniſse. Staatsverfaſsung, Geſetzgebung und Religion ſind die Vormünder dieſes Geiſtes, daran müſsen Geſetze und moraliſche Vorſchriften dieſen Bedürfniſsen angemeſsen ſeyn, und den erhabnen Zögling der Natur, den Menſchen, zu der Reife, deren er jetzt fähig iſt, fortführen.

11) Und dies haben auch Geſetze, Religionen und Wiſsenſchaften im Ganzen während dieſer zweyten Periode gethan. Das heroiſche Zeitalter iſt bey den mehreſten kultivirten Völkern der alten Welt bereits verlebt, die höhere Jugendblüthe herbeygeführt, und ſogar bey den Griechen ſchon wieder im Verfalle. Der reifende Jüngling fühlt ſich eben in dem Beſitze aller ſeiner höhern Kräfte; noch aber ſind ſie zu wenig geübt; er wird ſie alſo im nächſten Zeitraume freyer zu üben verſuchen, und dieſe Uebungen werden mit mannigfaltigen Verirrungen verbunden ſeyn. Die Wärme und Thätigkeit, die er in ſich fühlt, wird machen, daſs er ſeine Reiſe übereilen wird, und dieſe gezeitigte Reife, die nicht nach allen ihren Momenten vorbereitet war, wird ihm eine düſtre, ſchwere und müh-

Digitized by Google

ſelige Periode verleben laſsen, ehe das *männliche* Zeitalter langſam eintreten kann. Wir wollen daher den Menſchen weiter begleiten, und zu der Natur und ihrem ewigen Plane das gute Zutrauen haben, daſs ſie ihm keine Kraft eingeſenkt haben werde, deren Entwickelung ſo von der Willkühr und den Verhältniſsen der Zeit abhängen könne, daſs ſie am Ende der Reife der Menſchheit ſchädlich werde; wir wollen vielmehr von ihr erwarten, daſs ſie die Folgen und Wirkungen der menſchlichen Thätigkeit berechnet habe und am Ende, nach tauſend Fehlgriffen und Verirrungen, in einem reifern Zeitalter die Menſchheit ſelbſt über den Plan aufklären werde, der unaufhaltſam, durch alle Daſeynsperioden der Exiſtenz hindurch, die vernünftig-ſinnlichen Weſen zum Ziele führt und für die Realiſirung des moraliſchen Weltplans erzieht. —

Ende des erſten Theils.

Druckfehler.

Der Verfaſser, der, wegen ſeiner Entfernung von dem Druckorte nicht ſelbſt die Correctur beſorgen konnte, bittet kleinere Fehler, die Ungleichheit der Orthographie und die Verſtoſse gegen die Grammatik nicht auf ſeine Rechnung zu bringen; ſo viel er bey einem flüchtigen Durchleſen der Aushängebogen bemerkt hat, hat er ausgehoben, und bittet ſie, vor der Durchleſung des Werkes, zu verbeſsern.

S. VII.	Z. 14.	v. o.	leſe man:	ſtatt erheben — ergeben
— 11.	— 16.	v. o.	muſs nach	Vorurtheilen ein Comma ſtehen
— 12.	— 12.	v. u.	leſe man:	Darſtellung*en*
— 13.	— 7.	v. o.	— —	rein*en*
— 15.	— 16.	v. o.	— —	ſt. nur — *nun*
— 16.	— 13.	v. o.	— —	ſt. könnten — könnte
— 17.	— 5.	v. u.	— —	Grundſ*ätzen*
— 20.	— 11.	v. u.	— —	gedrängten
— 21.	— 13.	v. u.	— —	verir*ren*
— 23.	— 2.	v. o.	— —	ſt dieſer — *ſeiner*
— 32.	— 8.	v. u.	— —	ſein*em*
— 39.	— 4.	v. u.	— —	herabwürdi*ge*,
— 40.	— 9.	v. o.	— —	als *dem* letzten
— 43.	— 14.	v. u.	— —	auf die*ſe* Erde
— 46.	— 6.	v. o.	— —	was *ihm*
— —	— 11.	v. u.	— —	durch *ſein*
— 51.	— 9.	v. o.	— —	vernünftig-ſinnlichen *Weſen*
— 52.	— 3.	v. o.	— —	blos *davon* abhange
— 53.	— 9.	v. u.	— —	abhäng*en*
— 56.	— 6.	v. u.	— —	ſei*ne*
— 57.	— 3.	v. u.	— —	äuſserli*chen*
— 61.	— 2.	v. o.	— —	ſt. einen — *einiger*
— —	— 9.	v. u.	— —	*die* ungeſellige
— —	— 8.	v. u.	— —	ſt. jeden — *jenen*
— 68.	— 3.	v. o.	— —	was *den* Menſchen
— 81.	— 15.	v. u.	— —	ſt. verdrieſslich — *verdienſtlich*
— 82.	— 1.	v. o.	— —	ſt. finden — *ſondern nur*
— —	— 5.	v. o.	— —	*ſpäterhin*
— 89.	— 3.	v. o.	— —	Anlag*en*
— —	— 5.	v. u.	— —	kei*nem*
— —	— 4.	v. u.	— —	*dem*
— 91.	— 5.	v. o.	— —	die Bahn, *die* das
— 102.	— 10.	v. u.	— —	*das* ihr
— 111.	— 11.	v. u.	— —	ſt. in — *von*
— 114.	— 10.	v. u.	— —	*Aus*arbeitung
— 117.	— 7.	v. o.	— —	ent*ſprä*nge
— 120.	— 7.	v. o.	— —	die*ſer* Art
— —	— 15.	v. o.	— —	ſei*ne*
— 121.	— 6.	v. o.	— —	ein*em*
— 124.	— 10.	v. o.	— —	ſt. deren — den*en*

S. 128. Z. 1. v. o. leſe man: *Sinn*
— — — 1. v. u. — — Philoſophie der *Geſchichte der*
— 130. — 13. v. o. — — des *My*[illegible]alters
— — — 18. v. o. fällt *derſelben* weg.
— 132. — 7. v. u. leſe man *alle* ungebildete
— 133. — 4. v. u. — — ſt. Bedürfniſse — *Bedingniſse*
— 137. — 16. v. o. — — *einem* Stamme
— 138. — 7. v. o. — — *fortſchreitet*
— 140. — 10. v. u. — — *dem* die
— 142. — 13. v. u. — — ſt. allen — *den*
— — — 5. v. u. — — ſt. noch — *nicht*
— 147. — 12. v. o. — — ſt. practiſche — *parthiſche*
— 148. — 9. v. u. — — ſt. Laſter — *Caſten*
— 149. — 6. v. u. — — *müßte*
— 150. — 13. v. u. muſs nach: *gewiß* ein Comma ſtehen.
— 151. — 2. v. u. leſe man: ſpätere
— 152. — 13. v. o. fällt *ſittlich* weg.
— — — 17. v. o. leſe man: Ein*em*
— — — 5. v. u. — — ſt. dieſes — *die es*
— 153. — 7. v. o. — — Dekalog*us*
— 154. — 3. v. u. — — verlebt*e*,
— 155. — 11. v. u. — — als *die* Phönicier
— — — 10. v. u. — — wohn*ten*,
— — — 9. v. u. — — ſtand*en*;
— 156. — 15. v. o. — — ſt. irren — *retten*
— 159. — 9. v. o. — — *wu*rden
— 160. — 1. v. o. — — ſt. ſuchten — *fühlten*
— — — 17. v. o. — — *den*ſelben
— 161. — 10. v. o. — — ſt. und — *aber deſto*
— — — 4. v. u. — — *Drängniſs*
— 167. — 22. v. u. — — für *meine*
— — — 18. v. u. — — *unkritiſchen*
— 173. — 17. v. o. — — in *den*
— 175. — 4. v. o. — — *dem* früheſten
— 177. — 5. v. u. — — auf ein*en*
— 186. — 16. v. u. — — auf *jeden* Fall
— 187. — 2. v. u. — — *Mandſchu*
— 192. — 6. v. o. — — *das* er
— — — 7. v. u. — — mit die*ſem*
— 197. — 10. v. o. — — in *ſeinem*
— 198. — 8. v. o. — — mit *ihm*
— — — 9. v. o. — — mit *den*
— 205. — 3. v. o. — — her*an*
— 206. — 13. v. o. — — ſpäter*er* und leichtgläubig*er* Geſchichtsſchrei*ber*
— 207. — 2. v. o. — — ihr*em*
— 208. — 5. v. o. — — *Car*ier
— 209. — 14. v. o. — — ausſetzt*en*
— 210. — 2. v. u. — — Theſsali*er*
— 214. — 6. v. o. — — Zamolxis
— 216. — 16. v. u. — — Samni*ter*
— 217. — 16. v. u. — — *hatten* die Römer
— — — 15. v. u. fällt *hatten ſie* weg.
— 218. — 2. v. o. leſe man: von *dem*
— 220. — 15. v. o. — — Feti*ſchen*

S. 220. Z. 16. v. o. leſe man: ſt. ihre — ſeine
— — — 7. v. u. — — bey ihrem
— 223. — 11. v. u. — — Vulkane
— 225. — 17. v. u. — — Kalmucken
— 233. — 17. v. o. — — von dem
— 234. — 2. v. o. — — einem ſolchen
— — — 14. v. o. — — ſt. nahte — machte
— 236. — 2. v. o. — — dunklem
— 237. — 9. v. o. — — auf einem zu
— — — 10. v. o. — — von neuem
— 238. — 12. v. u. — — ſt. Beziehung — Bezeichnung
— 239 — 8. v. o. — — wagte ſie es langſam, Begriffe
— — — 12. v. o. — — ſt. deinen — deren
— — — 15. v. o. — — ſt. aus — an
— — — 8. v. u. — — ſt. hier — ihre
— 240. — 6 v. o — — von dem
— — — 16. v. o. — — Empfindungen
— 241. — 2. v. o. — — auf dem
— 242. — 12. v. u. — — am höhern
— 248. — 13. v. o. — — ſt. doch — zwar
— 249. — 8. v. o. fällt erſten weg.
— 253. — 2. v. o. leſe man: Ganzen verbinden
— 254. — 13. v. u. — — verſchmelzen
— 257. — 5. v. o. — — zwiſchen dem Euphrat
— 260. — 1 v. u. — — in welchem ihnen
— 261. — 13. v. u. — — ſtatutariſchen Geſetzen
— 267. — 8. v. u. — — ſt. ſtanden — fanden
— 268. — 11. v. u. — — und Verirrungen
— 299. — 1. v. u. — — ſt. darf — daß
— — — — — — — ſt. ſeyn — ſey
— 306. — 9. v. o. — — ſt dem — den
— 314. — 1. v. u. — — muſsten
— 319. — 11. v. o. — — ſt. Reihe — Reiſe
— 328. — 3. v. o. — — ſt. ein — eines
— 341. — 3. v. o. — — ſt. ihn — den Menſchen
— 343. — 5. v. o. — — ſt. erhaltenen — gefühlten
— 368. — 9. v. u. — — Lehren
— 369. — 3. v. o. — — Aller
— 372. — 6. v. u. — — ſt. dieſem — dieſen
— 375. — 3. v. o. — — ſt. einem — einen
— — — 13. v. o. — — ſt. ſeinen — ihren
— 377. — 12. v. o. — — übergingen
— 383. — 17. v. u. — — Kultus der ägyptiſchen Religion
— 385. — 5. v. o. — — ſt. Mythen — Menſchen
— — — 10. v. o. — — ihrem Handel
— — — 6. v. u. — — ſt. auch — auf
— 405. — 5. v. u. — — agrariſchen
— 414. — 7. v. o. — — ſt. waren — wären
— — — 12. v. u. — — ηγινωσκε
— 416. — 2. v. o. — — auf dem
— — — 8. v. u. — — ſt. treiben — trieben
— 417. — 14. v. o. — — afrikaniſchen
— 421. — 6. v. u. — — erreget
— 424. — 7. v. o. — — war

U u

S. 431. Z. 16. v. u. leſe man: *Graden*
— 434. — 4. v. o. — — *ſcheinen*
— — — 5. v. u. — — in *den* Zuſtand
— 436. — 16. v. o. — — *lichter*
— — — 18. v. o. — — ein Bild, *eine* Ahnung;
— 440. — 6. v. o. — — *den* Eroberern
— 442. — 7. v. u. — — in *dem* alleinigen
— 444. — 7. v. u. — — des *niedern* Grades
— 451. — 15. v. u. — — auf ihr*em*
— 453. — 18. v. u. — — *ſociet.*
— — — 16. v. u. — — zu *dem* Apoll.
— — — 4. v. u. — — *Wachlers*
— 464. — 8. v. u. — — in *den*ſelben
— 465. — 3. v. o. — — *auf*blühenden
— 466. — 16. v. u. — — verdient*en*
— 479. — 8. v. o. — — *Wie*derſchein
— 486. — 9. v. o. — — *den*ſelben —
— 494. — 5. v. o. — — ſt. ahnen — *nehmen*
— 498. — 7. v. u. — — ſt. nur — *noch*
— 499. — 3. v. u. — — wiederfahren *laſſen*
— 507. — 3. v. u. — — ein*em*
— 511. — 12. v. o. — — die Trümm*ern von* Perſepolis ſind ſelbſt *in* ihren
— 525. — 1. v. o. — — An *den*
— 533. — 16. v. u. — — ſein*em*
— 536. — 9. v. o. fällt *um* weg.
— 541. — 7. v. o. leſe man: als rein*en*
— 542. — 12. v. u. — — ihr*em*
— 543. — 6. v. u. — — ſt. er — *es*
— 544. — 6. v. o. — — einflöſs*te*,
— 546. — 4. v. u. — — ſt. den — *die*
— 555. — 17. v. u. fällt *uns* weg.
— 556. — 3. v. u. leſe man: ſt. ihm — ihn*en*,
— 559. — 14. v. o. fällt *nur* weg.
— 561. — 9. v. o. leſe man: morali*ſchem*
— 565. — 1. v. u. — — freyer
— 576. — 4. v. u. — — Gelehrſam*keit*
— 580. — 9. v. u. — — *den* Barbaren
— 585. — 15. v. o. — — Zoroaſter,
— 602. — 9. v. u. — — von *dem*
— 615. — 8. v. u. — — Dicht*ungs*art
— — — 1. v. u. — — *Wachlers*
— 617. — 17. v. u. — — *waren* dahin
— 622. — 14. v. o. — — Praxiteles

20

Digitized by Google

HDI
HW 32FX J

This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine of five cents a day is incurred by retaining it beyond the specified time.

Please return promptly.

Digitized by Google